This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494234 7

NFF
Kuen

Drei Bücher

Deutſcher Proſa,

2674

in

Sprach- und Stylproben,

von

Ulphilas bis auf die Gegenwart.

(360 — 1837.)

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Künzel.

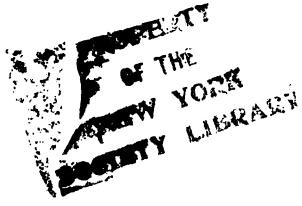
Erſter Theil.

Erſtes und zweites Buch: Ulphilas bis Leſſing (360 — 1740) enthaltend.

Frankfurt am Main. 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

262525B
R 1943 L



AUG 24 1928
Ger (M)

Herrn Dr Theodor Mundt,

dem

Verfasser der „Kunst der deutschen Prosa“,

widmet diese Sammlung

als Zeichen innigster Verehrung und Hochachtung

der Herausgeber.

262525B
R 1948 L
PROPERTY OF THE NEW YORK SOCIETY LIBRARY

AUG 24 1928
Ger (M)

Herrn Dr Theodor Mundt,

dem

Verfasser der „Kunst der deutschen Prosa“,

widmet diese Sammlung

als Zeichen innigster Verehrung und Hochachtung

der Herausgeber.

Vorwort.

Der Mangel und das Bedürfniß einer Sammlung, welche durch charakteriſtiſche Auswahl einen klaren und ſchnellen Ueberblick über die Maſſe der Proſaſchriftſteller deutſcher Nation gewährte, bewog zur Herausgabe vorliegenden Buches. Obgleich die Literatur der Sammlungen in der letzten Zeit durch das ausgezeichnete deutſche Leſebuch von Wilhelm Wackernagel (Baſel 1835 und 1836. Zwei Bände) wahrhaft bereichert wurde, ſo durfte doch die Arbeit einer vollſtändigen Sammlung deutſcher Proſa, ohne Furcht: Zeit und Oel verloren zu haben, von Neuem aufgegriffen werden, da jenes im größern Styl ausgeführte Werk nur den Ulphilas und die althochdeutſche Proſa, nicht aber die mittelhochdeutſche (außer Unbedeutenderm nur Proben aus Berthold, Tauler, Königshofen, H. von Fritzlar, dem Sachſen- und Schwaben-Spiegel) erſchöpfend behandelt, vom ſechszehnten Jahrhundert an nur die Dichter berückſichtigt; auch noch überdieß die vortreffliche Sammlung von Piſchon (Berlin 1818) leider beim erſten Bande, welcher die hiſtoriſche Proſa enthält, verblieb, und andre Sammlungen entweder nach keinem wiſſenſchaftlichen Plane oder nur allzu lückenhaft, oft auch nur für engere Schulzwecke, angelegt und ausgeführt ſind. Die neue Sammlung mußte daher, um den Stoff einmal vollſtändig zu erſchöpfen und die Aufgabe wiſſenſchaftlich zu löſen, der Entwicklung der deutſchen Proſa von den erſten Ueberſetzungsverſuchen des Ulphilas und der St. Galler Mönche bis zur Proſareife unſers Jahrhunderts an dem Faden der Literaturgeſchichte Schritt vor Schritt folgen; bei den Denkmälern der gothiſchen und althochdeutſchen Sprache auf *Sprachproben* ſich beſchränken, dagegen von der mittelhochdeutſchen Sprachperiode an, in der allmählich bei den einzelnen Schriftſtellern ſich ein Styl entwickelte, je nach ihrer *Klaſſicität* und ihrer *Bedeutung* für ihre Periode (daher die Bruchſtücke von Leibnitz und Friedrich II.), zu vollſtändigen *Stylportraits* der Proſaiker, wodurch ihr Cha-

rakter hinlänglich repräsentirt wird, fortschreiten. So nur konnte diese Sammlung versuchen, jeder Literaturgeschichte eine nothwendige Ergänzung, dem Freunde und Kenner der Literatur, wie der studirenden Jugend eine werthvolle Blumenlese zu werden, dem Fremden, der unsre Prosaliteratur genauer zu studiren wünscht, ein großartiges Stylpanorama darzubieten, auf dem er nicht allein die höchsten Punkte, sondern auch die Uebergänge, selbst die Ebenen auf den ersten Blick unterscheiden kann.

Wie weit es mir gelungen, diesen Zweck in der vorliegenden Sammlung, bei deren Ausarbeitung ich alle literarischen Hilfsmittel benutzte, zu erreichen, überlasse ich einer gerechten Beurtheilung, welche die Nothwendigkeit einer solchen Sammlung für die Gegenwart anerkennt, und auf den Geschmack der Wahl, den Fleiß, die Kenntniß und Bewältigung des ungeheuern Stoffes, welche die glückliche Ausführung einer solchen Arbeit bedingen, als auf etwas Entbehrliches nicht vornehm herabsieht.

Ich habe keine Gattung des prosaischen Styls, welcher zur Kunstvollendung herangereift ist, aus dieser Sammlung ausgeschlossen; aber ich hütete mich wohl, in die von den Theoretikern streng abgesteckten Gehege der Rhetorik, Didaktik u. s. w. die gewaltige Stoffmasse einzuzwängen, wodurch die verschiedenen Stylgattungen einzelner Schriftsteller auseinandergerissen worden wären und ihr Entwicklungsgang durch chronologische Aufeinanderfolge der Auswahl aus ihren Werken (besonders bei Luther, Lessing, Göthe, Schiller, Herder, Jean Paul, Schlegel, Tieck) nicht hätte berücksichtigt werden können. Ich wählte daher die streng *chronologische* Ordnung, wodurch der Hauptzweck der Sammlung, einen klaren Ueberblick der deutschen Prosaentwicklung zu gewinnen, am sichersten erreicht wurde, dagegen der Vortheil: die *Geschichtschreiber*, *Didaktiker*, *Redner*, *Dramatiker*, *Briefsteller* (wo ich auch die klassischen Briefe und Proklamationen deutscher Fürsten und großer Feldherren vorzüglich berücksichtigte), die *Dichter* im *Roman* und in der *Novelle* zu gruppiren, wodurch eine Entwicklungsgeschichte der einzelnen Gattungen hervorgetreten wäre, gänzlich eingebüßt wurde.

Der *erste* Band enthält die zwei ersten Bücher deutscher Prosa von 360 bis 1740. Das *erste* Buch umfaßt die gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Prosa von Ulphilas bis Luther

(360 bis 1523). Im erſten Bande wurden alle mitgetheilten Proben überall nach den älteſten zu Gebote ſtehenden Texten und, ſo weit ſie es zuließen, immer in der Sprache und Schreibweiſe, weil dieſe im erſten Buch am wichtigſten ſind, nur mit Auflöſung ſämmtlicher Abbreviaturen und mit Weglaſſung alter unweſentlicher Druckzeichen, völlig urkundlich und diplomatiſch genau ohne alle Neuerung wiedergegeben. Die Orthographie ward ſorgfältig, wenn ſie auch noch ſo ſchwankend war, beibehalten, nur offenbare Druckfehler ſtillſchweigend verbeſſert. Eben daſſelbe gilt von der Satzzeichnung, die demſelben Grundſatz der Urkundlichkeit gemäß, in der vorgefundenen Einfachheit, und, wo ſie ganz fehlte, als ebenfalls zeitgerecht, beibehalten wurde. Die Ausgaben (wo möglich die Originalausgaben), aus denen die einzelnen Proben entlehnt wurden, ſtehen immer unten mit ihrem vollſtändigen Titel verzeichnet, damit man leicht die Quelle aufſuchen kann und ſo zu weiteren gründlicheren Studien angeregt wird. Daß in dem zweiten Buch (1523 bis 1740) mit Luther das ſechszehnte Jahrhundert, ob er gleich nach ſeinem Geburtsjahre, wonach die chronologiſche Einregiſtrirung, als dem ſicherſten Datum, geſchah, noch in's fünfzehnte gehört, — daß auch das dritte Buch oder der zweite Band (von 1740 bis 1837) mit Leſſing beginnt, obgleich Bodmer, Gottſched und andre der Zeit nach voranſtehen, wird, da beide Männer in der Sprache Epoche machen, als eine gerechte Würdigung gebilligt werden.

Den älteren Sprachproben wurden, wo ſich in den beſten Ausgaben lateiniſche Ueberſetzungen, oft Originalüberſetzungen, vorfanden, dieſe aus denſelben Gründen in der Sammlung abgedruckt, wegen deren ſie auch jenen beigegeben ſind, um das Verſtändniß zu erleichtern. Man könnte indeſſen nach demſelben Grundſatz noch gerechtere Anſprüche auf ſprachliche Erläuterungen machen, entweder in einem Gloſſar geſammelt oder als Randbemerkungen beigefügt. Ich hatte auch dieſe Arbeit nicht geſcheut und den erſten Band mit Sprachbemerkungen verſehen; fand ſie aber, nach ſtrenger Prüfung, allzuleicht und dilettantiſch, weßhalb ich ſie für dießmal ſtrich. Man darf ohnehin heut zu Tage, wo das Studium unſerer alten Literatur ſelbſt in den Kreis der Gymnaſialſtudien aufgenommen worden, annehmen, daß Graff's althochdeutſcher Sprachſchatz und das neue mittelhochdeutſche Wörterbuch von A. Ziemann in

den Händen aller Kenner und Freunde der ältern deutschen Literatur sich befindet oder leicht zur Benutzung gelangen kann, wodurch solche Sprachbemerkungen immer überflüssiger werden. Dagegen wird man in den literar-historischen Bemerkungen zum ersten Bande alles vereinigt finden, was zum allseitigen Verständniß der mitgetheilten Proben nöthig ist. In den Anmerkungen zum zweiten und dritten Bande mußte ich mich auf die Angabe des Geburts- und Todesjahrs, wie auf die Anführung der vorzüglichsten Prosawerke jedes einzelnen Schriftstellers beschränken, weil sonst die Anmerkungen in der verhältnißmäßigen Ausdehnung des ersten Bandes den ohnehin schon so voluminösen zweiten und dritten Theil noch viel mehr erweitert hätten, und die nothwendigen Erläuterungen durch jede beliebige Literaturgeschichte, vorzüglich aber durch Th. Mundt's klassische „Kunst der deutschen Prosa (Berlin 1837)" vollkommen ergänzt werden können.

Von den Prosaikern der zeitgenössischen Literatur habe ich nur diejenigen berücksichtigen zu müssen geglaubt, welche sich durch Geist und Productivität, durch ihre bedeutungsvolle Stellung in der gegenwärtigen Literaturperiode oder schon durch eine klassische Prosa die Aufmerksamkeit oder Achtung der Nation erworben haben.

Die reichhaltige Hofbibliothek zu Darmstadt, wie auch die Bibliotheken zu Frankfurt am Main, zu Heidelberg und Mainz boten mir die seltensten Schätze mit der größten Bereitwilligkeit, wofür ich den hochverehrten Vorstehern und Beamten dieser Anstalten meinen aufrichtigsten Dank bezeuge.

Möge diese vollständige Mustersammlung deutscher Prosa dazu beitragen, die geistige Errungenschaft unserer Nation im Vaterlande und in der Fremde, samenstreuend und fruchtbringend, zu verbreiten, damit auch sie auf ihre Weise die Menschheit einigen helfe im Geist und in der Wahrheit.

Darmstadt, im Mai 1837.

Dr. H. Künzel.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Buch der deutſchen Proſa.

Von Ulphilas bis Luther (360 — 1523).

A. Gothiſche Sprache.

Viertes Jahrhundert.

I. Ulphilas, um 360. Seite

1. Aus dem Evangelium Mathaei VI. 5 — 14. 3
2. Aus dem Evangelium Johannis XI. 32 — 46. 4
3. Aus dem erſten Briefe Pauli an die Corinther XI. 23 — 30. 5

B. Althochdeutſche Sprache.

(600 — 1037.)

Siebentes Jahrhundert.

II. Aus dem Wörterbuch des heiligen Gallus 5

Achtes Jahrhundert.

III. Exhortatio ad plebem Christianam 7
IV. Ueberſetzung und Auslegung des Vaterunſers 8

Neuntes Jahrhundert.

V. Aus Iſidors de nativitate domini 8
VI. Vaterunſer in allemanniſcher Sprache 10
VII. Abſchwörungsformel und Glaubensbekenntniß in fränkiſch-ſächſiſcher Sprache 10
VIII. Schwur der Könige und Völker bei Straßburg 10
IX. Aus der Ueberſetzung von Tatians Evangelienharmonie. Cap. CCV — CCVIII. 12
X. Aus Kero's Ueberſetzung der Regel des heiligen Benedictus. Cap. V. vom Gehorſam 14
XI. Niederdeutſche Pſalmen aus der Zeit der Karolinger. Pſalm 62 15

Zehntes Jahrhundert.

XII. Sangalliſche Abhandlung von den Syllogismen 15
XIII. Aus Notkers Pſalmenüberſetzung. Pſalm 89. 1 — 10 16

Eilftes Jahrhundert.

XIV. Aus der Sangalliſchen Ueberſetzung von Boëthius Schrift: De consolatione philosophiae.
1. Prologus 18
2. Lib. IV. Met. 6 18
XV. Aus der Sangalliſchen Ueberſetzung und Erläuterung des Organons von Ariſtoteles.
Die Kategorien. De quali et qualitate 19

*

Seite

XVI. Aus der Sangalliſchen Ueberſetzung des Marcianus Capella de nuptiis Philologiae et Mercurii 20
XVII. Aus Williramś Erklärung des Hohenliedes. Cap. II. 1—7. 11. 12 21
XVIII. Aus der Reda umbe diu tier 22

C. Mittelhochdeutſche Sprache.

(1037 — 1523.)

Zwölftes Jahrhundert.

XIX. Ueberſetzung einiger Abſchnitte des tractatus Nortperti de virtutibus.
1. De sapientia 23
2. De pace 24
XX. Schwäbiſches Verlöbniß 25
XXI. Erfurter Judeneid 25

Dreizehntes Jahrhundert.

XXII. Bertholds deutſche Predigten um 1200.
Erſte Predigt: Von den drei Mauern 26
XXIII. Aus dem Sachſenſpiegel 1218.
1. Prologus 33
2. Urſprung und gegenſeitiges Verhältniß der geiſtlichen und weltlichen Macht 34
3. Vom Kampfgerichte 34
XXIV. Der Landfriede und Reichsabſchied Friedrich's II. zu Mainz 1235 35
XXV. Aus dem Schwabenſpiegel 1282.
Wie man Richter wählen ſoll 37

Vierzehntes Jahrhundert.

XXVI. Philoſophiſcher Tractat von der wirklichen und möglichen Vernunft, um 1300 38
XXVII. Johann Tauler. 1294 — 1361.
1. Predigt vom Joche Chriſti 40
2. Predigt am zweiten Pfingſttage 44
3. Von der Beichte 46
XXVIII. Heinrich von Nördlingen zwiſchen 1320 — 1350.
1. und 2. Brief 47
XXIX. Herrmann von Fritzlar.
Von der Heiligen Leben 48
XXX. Sprüche deutſcher Myſtiker 49
XXXI. Jakob Twinger von Königshofen. 1346 — 1420.
1. Kaiſer Karl 50
2. Rudolf von Habsburg 53
3. Vom Frauenmünſter 55
XXXII. Aus der deutſchen Ueberſetzung der goldnen Bulle 1371.
Von der Kur eines römiſchen Königes 56
XXXIII. Otto von Paſſau. 1386.
Aus den 24 Alten oder dem goldnen Thron.
1. Die Einleitung 57
2. Von der Selbſtbetrachtung 58
3. Vom beſchaulichen Leben 59
XXXIV. Aus der Limburger Chronik von Johann Gensbein um 1398.
1. Die Geyſeler 63
2. Waffen und Kleidung 66

Seite

Fünfzehntes Jahrhundert.

XXXV. Aus den Statuten des deutſchen Ordens 1442.
Die drei Grundregeln des deutſchen Ordens 67
XXXVI. Geiler von Keiſersberg. 1445 — 1510.
1. Von unnützen Büchern 68
2. Aus dem Troſtſpiegel 73
XXXVII. Aus Johann Rothe's thüringiſcher Chronik. 1450.
1. Der heilige Bonifacius 74
2. Ludwig der Springer 75
XXXVIII. Aus Wiegand Gerſtenbergers thüringiſch-heſſiſcher Chronik. 1457 — 1522.
Der Sängerkrieg auf der Wartburg 76
XXXIX. Aus der bayriſchen Chronik des Johann Thurnmeier. 1466 — 1534.
1. Der Tod Kaiſer Heinrichs IV. 78
2. Die Schlacht zu Ampfing 80

XL. Willibald Pirkheimer. 1470 — 1530.
Sendſchreiben wegen Dürer's Tod 83
XLI. Albrecht Dürer. 1471 — 1528.
1. Wie ſich der Künſtler bilden ſoll 84
2. Brief an W. Pirkheimer 88
XLII. Griſeldis. Novelle. 1472 89
XLIII. Albrecht von Eyb. 1472.
1. Das Lob der Ehe 99
2. Wie man wirthſchaften ſoll 100
XLIV. Nicolaus von Wyle. 1478.
1. Lucretia 102
2. Der Tod der Lucretia 103
XLV. Aus Hans Tucher's Reiſe nach Paläſtina 1479.
1. Einleitung 104
2. Jeruſalem's Merkwürdigkeiten 105
XLVI. Aus Mandevil's Reiſe in's gelobte Land.
1. Das todte Meer 106
2. Der Berg Sion mit ſeinen Merkwürdigkeiten 107
XLVII. Aus Diebold Schillings Beſchreibung der burgundiſchen Kriege. 1481.
Die Schlacht bei Granſon 108
XLVIII. Gesta Romanorum. 1489.
1. Vom König Darius 111
2. Vom Kaiſer Tiberius 114

Sechzehntes Jahrhundert.

XLIX. Aus Petermann Etterlyns Chronik von der löblichen Eidgenoſſenſchaft. 1507.
1. Vom Urſprung der Eidgenoſſenſchaft und der Landvögte Muthwillen 115
2. Wilhelm Tell 116
L. Aus dem Weißkunig. 1514.
1. Wie der junge Weißkunig Malen lernt 119
2. Von den Kriegen des Weißkunigs 120
LI. Aus der Teutſchen Theologia. 1518.
Das 1., 3. und das 34 Kapitel 122

Zweites Buch der deutschen Prosa.

Von Luther bis Lessing (1523 — 1740).

D. Neuhochdeutsche Sprache.

LII. Martin Luther. 1483 — 1546.
1. Bibelübersetzung. Seite
a) Apostolgeschichte. Cap. IX. 1—19. vom Jahr 1523 und 1483 127
b) Erstes Buch Samuel. Cap. XVII. vom Jahr 1523 und 1483 129
c) Hiob. Cap. XXXVIII. 1—11. vom Jahr 1541 und 1507 131
2. Vermahnungsschrift an die Rathsherren aller Städte deutschen Landes, christliche Schulen aufzurichten und zu halten. 1524 123
3. Briefe.
a) An Lucas Kranach vom Jahr 1521 136
b) Scherzschrift Luther's an seine Tischgesellen vom Jahr 1530 137
4. Die Verbrennung Heinrich Sudphens in Diedmar 138
5. Predigten. 1544 — 1545.
a) Von der Auferstehung der Todten 140
b) Von den letzten Posaunen Gottes 146
LIII. Aus Bertold's teutscher Theologie. 1527.
Vom christlichen Glauben 147
LIV. Ulrich Zwingli. 1484 — 1531.
Predigt, am 28. Januar 1528 zu Bern gehalten 148
LV. Ulrich von Hutten. 1488 — 1523.
1. Warum ich mich mehr als andere Leute unterwinde . . . 153
2. Sendschreiben an Franz von Sickingen. 1520 154
3. Klagschrift an alle Stände deutscher Nation. 1520 . . . 156
LVI. Aus Sebastians Münster's Kosmographie. 1489 — 1552.
1. Der Schwarzwald 159
2. Von den neuen Inseln (Amerika) 161
LVII. Aus Thomas Kantzow's Pomerania. 1489 — 1542.
1. Beschreibung der Stadt Arkona auf Wittow und des Götzen Swantewit 165
2. Die Stadt Vineta 169
LVIII. Götz von Berlichingen. 1490 — 1562.
1. Wie Götz seine Hand verliert 170
2. Beschluß seiner Selbstbiographie 172
LIX. Aus Johann Agricola's Sammlung deutscher Sprichwörter. 1492 — 1566 173
LX. Philipp Melanchthon. 1497 — 1560.
Ein Sendschreiben an den Rathsherrn Morenberg zu Breslau 1559 175
LXI. Aus Georg Rürner's Thurnierbuch.
Das Thurnier zu Nürnberg im Jahr 1451 177
LXII. Sebastian Frank. 1500 — 1545.
1. Aus der deutschen Chronik.
a) Die Tartarenschlacht bei Liegnitz. 1241 179
b) Kuntz von Rosen, des Kaiser Maximilian Hofnarr. . . 181
c) Germaniens Lob 182
2. Aus dem Zeitbuche.
Das erste Königreich zu Jerusalem 182
3. Aus der Sammlung der deutschen Sprüchwörter 184
LXIII. Erasmus Alberus. 1500 — 1553.
Aus dessen Alkoran. 1. und 2. 185

Seite

LXIV. Aus der Schweizerchronik des Aegidius Tschudi. 1505—1572.
1. Die Sempacher Schlacht. 1386 186
2. Die Schlacht zu Näfels. 1388 190
3. Der Graf von Habsburg. 1266 192
LXV. Johann Fischart. 1530 — 1590.
1. Aus der Geschichtsklitterung.
a) Gurgillantulas Erziehung 193
b) Häusliche Freuden 198
2. Aus dem Podagrammischen Trostbüchlein 198
LXVI. Aus Johann Paulis Schimpf und Ernst. Um 1551 . . . 200
LXVII. Aus dem Volksromane Fortunatus. 1551 203
LXVIII. Aus dem Volksromane Tyll Eulenspiegel. 1551 . . . 250
LXIX. Johann Arndt. 1555 — 1621.
1. Vom Anschauen Gottes 206
2. Gott ist über alle Dienge lieblich 210
LXX. Aus Matthias Quad von Kinkelbach teutscher Nation Herrlichkeit. 1557 — 1609.
Deutschlands Berge und Wälder 211
LXXI. Aus Adam Reißner's Geschichte der Freundsberge. 1568.
Die Schlacht von Pavia. 1525 213
LXXII. Aus Christoph Lehmann's Speierischer Chronik. 1568 — 1638.
1. Die Weiber von Weinsberg 217
2. Albertus Magnus 219
LXXIII. Jakob Böhme. 1575 — 1624.
1. Aus der Vorrede der Aurora 220
2. Vom Unterschiede der Seelen 222
3. Vom Segen Gottes in dieser Welt 223
4. Vom Wachsthum der Pflanzen 224
5. Vom übersinnlichen Leben. Ein Gespräch 225
LXXIV. Aus Zacharias Theobald's Hussitenkrieg. 1584 — 1627.
Der Prozeß und Tod des Hieronymus von Prag zu Kostnitz . 226
LXXV. Aus Feyerabends Buch der Liebe. 1587.
1. Aus dem Kaiser Octavian 229
2. Aus Florio und Bianceffora 231
LXXVI. Aus Jul. Wilhelm Zincgref's Apophthegmata. 1591—1635.
1. Papst Hadrianus VI. 232
2. Kaiser Karl der Große 233
3. Kaiser Otto I. 235
4. Kaiser Maximilian I. 237
5. Landgraf Philipp von Hessen 238
6. Taubmann 238
7. Von Ungenannten 238
LXXVII. Aus Martin Opitz von Boberfeld's Buch von der deutschen Poeterei. 1597 — 1639.
1. Vorwürfe und Entschuldigungen der Poeten 239
2. Von der Vorbereitung und Zierde der Wörter 241
LXXVIII. Aus der Historie vom Doctor Faust. 1599.
1. Gespräch Faust's mit dem Geist 245
2. Faust schenkt zu Leipzig den Studenten ein Faß Weines . . 246

Siebenzehntes Jahrhundert.

LXXIX. Hans Michael Moscherosch. 1600 — 1669.
Aus dem zweiten Gesicht, vom Weltwesen 247
LXXX. Aus Adam Olearius orientalischer Reise. 1600 — 1671.

Seite
1. Die Tortur der Ruſſen 252
2. Die Perſer 254
LXXXI. Aus dem Volksbuch „die Schiltbürger". 1605. . . . 256
LXXXII. Andreas Heinrich Buchholz. 1607 — 1671.
Beſchreibung eines Freiſtechens 257
LXXXIII. Aus Joh. Balth. Schuppius lehrreichen Schriften. 1610 — 1661.
Von den Einbildungen und Meinungen der Menſchen 259
LXXXIV. Andreas Gryph. 1616 — 1664.
Aus Peter Squentz 267
LXXXV. Philipp von Zeſen. 1619 — 1689.
Aus der africaniſchen Soſonisbe 270
LXXXVI. Samuel Greifenſon von Hirſchfeld. 1622 — 1669.
1. Des Simplicius bäuriſch Herkommen und Auferziehung . . 271
2. Simplicius Reuterleben 274
LXXXVII. Aus Siegmund von Birken's Spiegel des Erzhauſes Oeſtreich. 1625 — 1681.
1. Konradins Gefangennehmung und Tod 276
2. Kaiſer Maximilian auf der Martinswand 279
LXXXVIII. Kaspar von Stielen. 1632 — 1707.
Aus der Vorrede zu der deutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs. 1 und 2 281
LXXXIX. Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel. 1633 — 1714.
Hochzeitsfeier des Kaiſers Nero mit Statilia Meſſalina . . . 284
XC. Philipp Jakob Spener. 1635 — 1705.
Aus den „Piis desideriis" 287
XCI. Caspar Daniel von Lohenſtein. 1635 — 1683.
Die Schlacht im Teutoburger Wald 292
XCII. Abraham a Santa Clara. 1642 — 1709.
1. Vom Eheſtand 296
2. Vom Hofleben 298
3. Vom Soldatenſtande 299
4. Vom verlornen Sohn im Evangelium 300
XCIII. Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. 1646 — 1716.
Aus ſeinen unvorgreiflichen Gedanken, die Verbeſſerung der deutſchen Sprache betreffend 302
XCIV. Chriſtian Thomaſius. 1655 — 1728.
Wie man den Franzoſen nachahmen ſoll 309
XCV. Heinrich Anſelm von Ziegler und Klipphauſen. 1665 — 1690.
Aus der aſiatiſchen Baniſe 312
XCVI. Gottfried Arnold. 1666 — 1714.
Die Wiedertäufer zu Münſter 316
XCVII. Chriſtian Freiherr von Wolf. 1679 — 1754.
Das höchſte Gut und das höchſte Uebel 317
XCVIII. Johann Jakob Maſcou. 1689 — 1761.
1. Attila's Geſchlecht, Hof und Charakter 319
2. Die Schlacht bei Chalons für Marne 321
XCIX. Ludwig Schnabel. 1691 — 1760.
Aus der Inſel Felſenburg 322
C. Heinrich von Bünau. 1697 — 1762.
Kaiſer Ludwig und ſeine Söhne 325
Anmerkungen 327

Erstes Buch der deutschen Prosa.

Von Ulphilas bis Luther.

(360 — 1523.)

II. Ulphilas.

Aus der Bibelüberſetzung des Ulphilas*).

1.

Aus dem Evangelium Matthaei Cap. VI. 5—13.

5. Jah than bidjaith. ni sijaith svasve thai liutans. unte frijond in gaqumthim jah vaihstam plapjo standandans bidjan. ei gaumjaindau mannam. amen qitha izvis thatei habaud mizdon seina.

6. Jth thu than bidjais. gagg in hethjon theina jah galukands haurdai theinai bidei du attin theinamma thamma in fulhsnja jah atta theins. saei saiwith in fulhsnja. usgibith thus in bairhtein.

7. Bidjandans uththan ni filuvaurdjaith svasve thai thiudo. thugkeith im auk ei in filuvaurdein seinai andhausjaindau.

8. Ni galeikoth nu thaim. vait auk atta izvar. thizei jus thaurbuth. faurthizei jus bidjaith ina.

9. Sva nu bidjaith jus. atta unsar thu in himinam. veihnai namo thein.

10. Qimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai.

11. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga.

12. Jah aflet uns thatei skulans sijaima svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim.

13. Jah ni riggais uns in fraistubnjai. ak lausei uns afthamma ubilin. unte theina ist thiu dangardi jah mahts jah vulthus in aivins. amen.

5. Et quum oretis, ne sitis sicut hi simulatores, nam amant in conciliis et angulis platearum stantes orare, ut observentur hominibus; amen dico vobis, quod habent mercedem suam.

6. Verum tu, quum oras, vade in cubiculum tuum et claudens januam tuam ora ad patrem tuum hunc in abscondito, et pater tuus, qui videt in absconditum, reddit tibi in aperto.

7. Orantes autem ne multaloquamini sicut hi paganorum; videtur eis enim ut in multiloquio suo exaudiantur.

8. Ne similes-sitis igitur his, scit enim pater vester, cujus vos indigetis, antequam vos oretis eum.

9. Sic igitur oretis vos: pater noster tu in coelis, sanctificetur nomen tuum,

10. veniat regnum tuum, fiat voluntas tua, ut in coelo, etiam super terra;

11. panem nostrum hunc quotidianum da nobis hodierno die,

12. et remitte nobis, quod rei simus, sicut etiam nos remittimus his debitoribus nostris,

13. et ne ducas nos in tentationem, sed libera nos ab hoc malo: nam tuum est regnum et potentia et gloria in secula, amen.

---

*) *Ulfilas.* Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, annotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe.* Altenburgi et Lipsiae. 1836. 4.

39X677

semen samo. — pallea spriu. — festuca halma. — triticus corn. — spicas hahir. — scopa pesamo. — uentilabrus uuintscufla. — pala scufla. — arca chasto. — scorea stadal. — flaigegellus driscila. — montes perga. — colles puhila. — ualles tal. — plane epani. — asper hart. — prades uuise. — mare mari. — fluctus unde. — gurgus uuag. — profunditas diufi. — fundus grunt. — alto hoho. — riba stat. — alveus greoz. — arena sant. — lacus seo. — stagnus saedo. — fons prunno. — surgit springit. — fluit fliuzit. — natat suuimmit. — riuos paaehc. — flumen aha. — pontes prucge. — naves scef. — peanius stec. — pisces fisca. — locuste crepazun. — uia uuec. — semita stiga. — insola uuarid. — palutes mos. — lutus horo. — homo man. — himines manniscun. — rex cuninc. — regina cuningin. — dux herizoho. — ducissa herizohin. — preses graue. — tribunus sculthaizeo. — centurius scario. — uillicus ampaht. — uilla dorf. — habitat puuuit. — seruus scalc. — ancella diu. — pastor hirti. — iudex sonari. — farisei artailta. — puplicani suntiga. — coniuntio hiuuida. — uir uuer. — con quena. — uirgo magad. — meretrix huore. — casta gahaltana. — repudiata ungahaltana. — uidia uuitua. — contaminata farlegana. — sapiens uuizzo. — scitus uuiser. — prudens froter. — fidelis holder. — firmus fasti. — audax gaturstic. — ropustus snel. — fortis starc. — uirtus craft. — potestas maht. — pulcher sconi. — albus huuiz. — niger suuarz. — fuscus erpfer. — ruffus rooter. — ballidus ualauuer. — haman.s milter. — mansuetus mitiuuari. — modestus gaduadi. — pudicus scamahaft. — sanus hailer. — perfectus durohgoot. — probatus cacostot. — stabilis static. — malus ubiler. — effeminatus uncusger. — statua manaliho. — umbra scato. — membra lidi. — coniunctura galaza. — caput haupit. — vertix scaitila. — testa ancha. — ceruellus hirni. — oculos augun. — nares nasa. — os mund. — gula cela. — mandilla cinnipeini. — maxillares cinnizeni. — mentus cinni. — palatus goomo. — lingua zunga. — labia leffura. — supercilia opara prauua. — popus seha. — fácies uuanga. — aspectus gasiunu. — uultus antluzi. — capilli fahs. — pilus har. — collus hals. — sanguis ploot. — uene plotadra. — ner adra. — prachia arma. — manus hant. — cumito elinpogo. — umerus ahsla. — scapula hartin. — polix thumo. — palma preta. — pugna fust. — pectus prust. — ubera tilo. — mamilla tutto. — babille tutten haubit. — cor herza. — iegor lebara. — pulmones lungunne. — stomachus mago. — umpiculo nabulo. — tronus stool. — celus himil. — sol sunna. — luna mano. — stellas sterron. — archus pogo. — nabes uuolcan. — uulgor uunst. — uentus uuint. — pluuia regan. — imber regan. — pluit reganot. — nix sneo. — pruina hrifo. — ros tau. — era luft. — gutta tropfo. — tellat triufit. — glacies iis. — gelus frost. — nebola nebul. — turpines zui. — tenebre dinstri. — obscuris dinstar. — lux leoth. — serenus haitar. — radia scimo. — clurus hlutar. — turbuli trobi. — fugit scinit. — ascendit stigit. — terra erda. — humos molta. — puluis stuppi. — arcilla laimo. — virescit groit. — arescit dorret. — erba gras. — arbores pauma. — ligna uuitu. — silua holz. — ermis uualt. — radix uurza. —

III.

Exhortatio ad plebem Christianam.

(*Docen* Miscell. I. 6—8.)

1. Hloset ir chindo liupostun rihtida thera galaupa their in herzin kahucclicho hapen sculut, ... ir den Christanun namun intfangan eigut; thaz ist chundida iuuerera Christanheiti, fona demo truthine in man gaplasan, fona sin selpes iungiron kasezzit.

2. Thera galaupa gauuisso fohiu uuort sint; uzan drato michilu garuni darinne sint piuangan. Vuiho atum gauuisso dem meistrun thera . . . . dem uuihom potom sinem theisu uuort tihtota susilhera churtnassi, za diu allem christanem za galaupian ist, ia auh simplun za pigehan, thaz mahtin alle farstantan. ia in gahuhti gahapen.

3. In huueo chuidit sih ther man Christanan, ther theisu fohun uuort thera galaupa thera er gaheilit scal sin, ia dera er ganesan scal, ia auh thei uuort thes frono gapetes, thei der thrutin selpo za pete gasazta, uueo mag er er Christani sin, ther dei lirnenni uuili, noh in siner gahukti hapen. odo uueo mak ther furi andran thera galaupa purgio sin, odo furi andran gaheizan, ther the galaupa noh imo ni ueiz?

4. Pidiu sculut ir uuizzan chindili miniu, uuanta eo, unzi daz thaz iuuer eogaliher the selpun galaupasinan fillol kalerit za farnemanne, ther er ur deru tauffi intfahit, thaz er skuldig ist uuidar got thes gaheizes: ja der desinan fillol leran farsumit, za suonu tagin redia urgepan scal.

5. Nu allero manno gagalih, ther christani sin uuelle, the galaupa, ia auh thaz frono gapet alleru zilungu ille galirnen, ia auh the galeran, the er ur tauffi intfahe, thaz er za suonutage ni uuerde ganotit redia urgepan; uuanta iz ist kotes kapot, ia daz ist unsar heili, ia unsares herrin gapot, noh uuir ander uuis ni magun unsero suntiono antlaz kauuinnan.

1. Audite filii regulam fidei, quam in corde memoriter habere debetis, qui Christianum nomen accepistis, quod est vestrae judicium christianitatis a domino inspiratum, ab Apostolis institutum.

2. Cujus utique fidei pauca verba sunt, sed magna in ea concluduntur mysteria. Sanctus etenim spiritus magistris ecclesiae sanctis Apostolis ista dictavit verba tali brevitate, ut, quod omnibus credendum est Christianis, semperque profitendum, omnes quoque possent intelligere et memoriter retinere.

3. Quomodo enim se Christianum dicit, qui pauca verba fidei, qui (qua) salvandus est, (atque) etiam et orationis dominicae, quae quam ipse dominus ad orationem constituit, neque discere neque vult (velit) in memoria retinere; vel quomodo pro alio fidei sponsor existat, qui (ipse) hanc fidem nescit?

4. Ideoque nosse debetis filioli mei, quia donec (quando nec) unus quisque vestrum eandem fidem filiolum suum ad intelligendum docuerit, quém de babtismo exciperit; reus est fidei sponsionis, et qui hanc (hunc) filiolum suum docere neglexerit, in die judicii rationem redditurus erit.

5. Nunc (hanc) igitur omnis, qui Christianus esse voluerit, hanc fidem et orationem dominicam, omni festinatione studeat didicere, (l. discere) et eos, quos de fonte excceperit, edocere, ne ante tribunal Christi cogatur rationem exsolvere, quia Dei jussio est et salus nostra et dominationis nostrae mandatum. Nec aliter possumus veniam consequi delictorum.

IV.

Ueberſetzung und Auslegung des Vaterunſers.

(*Docen* Miscell. II. S. 288.)

Pater noster, qui es in coelis. Fater unser du pist in himilum. Mihhil gotlich ist, daz der man den almahtigan truhtin sinan fater uuesan quidit. karisit denne, daz allero manno uuelih sih selpan des uuir dican Gote, cotes sunt ze uuesan. — *1. Sanctificetur nomen tuum.* Kauuisit si namo din. Nist uns des duruft, daz uuir des dikken, daz der sin namo kauuihit uuerda, der eo uuas uuih enti eo ist; uzzan des dikkames, daz der sin namo in uns kauuihit uuerda, enti de uuihnassi, de uuir in deru taufi fona imo intfengun, daz uuir ze demu suono-takin furisinan kahaltana priugan muozin. — *2. Adveniat regnum tuum.* Piqhueme rihhi din. Sin richi uuas eo enti eo ist. uzzan des dikkames, daz daz sin richi uns piqhueme, enti er in uns richisoia nalles der tiuual enti sin uuillo in uns uualte, nalles des tiuualles kaspangt. — *3. Fiat voluntas tua etc.* uuesa din uuillo, sama so in himile est sama in erdu. daz nu so unpilipono enti so erliche, soso de Engila in demu himile dinan uuillun arfullant, des mezzes uuir inan arfullan muozzin. — *4. Panem nostrum quotidianum da nobis hodie.* Pilipi unsraz emizzigaz kip uns nogauuanc na. In desem uuortun sint allo unsro lic miscun durufti pifankan. Nu auar euuigo forkip uns truhtin den dinan lichamun enti din pluot, daz uuir fona demu altare intfahames, daz iz uns ze euuigera heili enti ze euuikemo lipe piqhueme, nalles za uuizze, enti dinanst enti dino minna in uns folliche kahalt. — *5. Et dimitte nobis debita nostra sicut et nos dimittimus debitoribus nostris.* Enti flaz uns unsro sculdi, sama so uuir flazzames unsrem scolom. Makannot duruft allero manno uuelihhemo, sih selpan desemu uuortum za pidenchennae, daz allero manno uuelih sinemo kanoz enti sinemu s'der er allemu hugiu enti hercin sino missitati flazze, daz imu der truhtin sama deo sino flaze, danna er demu sinemu kanozze flazan ni uuili, danna er qhuidit: flaz uns, sama so uuir flazames. — *6. Et ne nos inducas in tentationem.* Enti princ unsih in inchorunka inflaz unsic truhtin den tiuual so fram gachoron, soso sin uuillo si, uzzan so uuir mit dinera anst enti mit dinem ganaden ubaruuehan mekin. — *7. Sed libera nos a malo.* Uzzan kaneri unsih fonah allen suntou, kalitanen enti antuuarten enti cumftichem, amen.

V. Aus Iſidors de nativitate domini *).

(*Palthen* Tatiani Alex. versio theodisca. Gryphiswaldiae 1706. 4. Pag. 239.)

Noh umbihringa mittau gardes aerdha. Dhuo ir-da dhar uuar ih, thanne ir mit aercna euua abgrundiu uuazssare umbihringida, dhuo ir aerdha fordila uuas, mit imu uuar ih dhanne, al dhiz frummend. Mit mihhiles herduomes urchundin ist ju

Et cardines orbis terrae. Quando praeparabat coelos aderam, quando certa lege gyro vallabat abyssos, quando appendebat fundamenta terrae, cum eo eram, cuncta componens.

Tali igitur autoritate ante omnia

*) „Isidori Hispalensis ad Florentinam sororem de nativitate domini, passione, resurrectione, judicio fragmentum.“

so offenliihho armarit, dhazs Christ Gotes Sunu aer allera uueraldim fona Fater uuardh chiboran. Dhanne ist nu chichundit, dhazs fona dhemu almahtigin Fater dhurah inan ist al uuordan dhazs giscaffanes ist. Dhazs suchhant auur nu ih niuuues, huueo dherselbo sil chiboran. Nu so ist in dheru sineru heilegun chirburdi so laucgal Fater chiruni, dhazs ni saget Apostolis, endi forasago ni bifant, noh Angil Gotes ni uuista, noh einic chiscaft ni archennida. Jsaias so festinoda dhar ir quhad: Christes chiburt huuer sia chirahhoda? Bidhiu nu, ibu dher Gotes forasago Christes chiburt ni mahte arahhon, huuer sih dhes biheizssit sia zi archennanne, huueo dher sunu mahti fona Fater chiboran uuerdhan. Umbi thazsselba quhad auh im Jobes boohhum: Spahida dhes gotliihhin Faters huuanan findis? Dhiu chibolan ist fona manna augom, ioh fona allem himil fleugendem ist siu chiborgan. Siu ist chiuuisso selbem angilum unchundiu.

Sodhar auh ist chiscriban: Dhiu uuurza dhera spaida huuemu siu uuard antdhechidiu, dhiu chiuuisso ist bighin Gotes Sunes. Bidhiu huuanda dhazs ziuuaare ist ubarhepfendi Angilio firstandan noh iro chiuuizs, huuer manno mac izs dhanne chirahhon? Zi uuizssanne ist nu uns chiuuisso, dhazs Fater einemu ist dhurah-chunt, huueo ir sunu chibar, endi sunu huueo ir chiboran uuard fona Fater. Sosama auh nu dhesses chiboranin sunes suchhant redha, bidhiu huuanda sunu nist nibu fona zuuem chiboran uuerdhe. Endi hebit zi dhemuselbin sidiu chiburdi bighin dhiu zifarande chiscaft dhero dodhliihhono. christus auur sus quham fona Fater ziuuaare so selp so dhiu berahtnissi fona sunnun, so uuort fona munde, so uuisduom fona herzin.

secula filius a Patre genitus esse declaratur.

Quando a Patre per illum cuncta creata esse noscuntur.

Illud denuo quaeritur, quomodo idem sit genitus, dum sacrae nativitatis ejus arcana nec Apostolus dicit, nec Propheta comperit, nec Angelus scivit, nec creatura cognovit.

Esaia testante qui dicit: Generationem ejus quis enarrabit? Jdcirco, si ejus nativitas a Propheta non potuit enarrari, quis confitebitur nosse, quomodo potuit a Patre Filius generari.

Hinc est illud in libro Job: (c. 28) Sapientiam Dei Patris unde invenies? Latet enim ab oculis hominum et a volucribus coeli abscondita est, i. e. etiam ipsis angelis incognita.

Item ibi: Radix sapientiae cui revelata est? Origo scilicet filii Dei.

Ideoque quod etiam super Angelorum intelligentiam atque scientiam est, quis hominum potest narrare? Scire autem manifestum est solum Patrem, quomodo genuerit filium, et filius, quomodo genitus sit a Patre.

Siquidem et gignendi filii quaeritur ratio, eo quod filius non nisi ex duobus nascatur. Habeat inquam sibi hujusmodi generis ortum conditio caduca mortalium. Christus enim ex Patre ita emicuit ut splendor e lumine, ut verbum ab ore, ut sapientia ex corde.

VI. Vaterunſer in allemanniſcher Sprache *).

(Pag. 189.)

Fatter unseer thu pist in Himile. Wihi namun dinan. Qhveme rihi din. Werde willo din so in himile, sosa in erdu. Prooth unseer emez hic kip uns hiutu. Oblaz uns sculdi unseero, so wir oblazen uns Sculdiken. enti ni unsih firletti in Khorunka. uzz erlosi unsih fona ubile.

VII. Abſchwörungsformel und Glaubensbekenntniß in fränkiſch-ſächſiſcher Mundart.

(Pag. 77. sqq.)

a. Abſchwörungsformel **).

Forsachistu Diabolae?
Et Resp. Ec forsacho Diabolae.
End allum diabol gelde?
Resp. End ec forsacho allom diobol gelde.
End allum diabole vuercum?
Resp. End ec forsacho allom dioboles vuercum end uuordum, thuna erende, Vuoden end Saxn Ote ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Renunciasne Diabolo?
Resp. Ego renuncio Diabolo.
Et omni Diaboli societati?
Resp. Et ego renuncio omni Diaboli societati.
Et omnibus Diaboli operibus?
Resp. Et ego renuncio omnibus Diaboli operibus et verbis, lucorum cultui, Wodano et Saxonico Otino, et omnibus spiritibus malis, qui horum consortes sunt.

b. Glaubensbekenntniß.

Gelobistu in Got almehtigan, fadaer?
Resp. Ec gelobo in got almehtigan, fadaer.
Gelobistu in Crist godes suno?
Resp. Ec gelobo in Crist godes suno.
Gelobistu in halogan gast?
Resp. Ec gelobo in halogan gast.

Credisne in Deum omnipotentem, patrem?
Resp. Ego credo in Deum omnipotentem, patrem.
Credisne in Christum, Dei filium?
Resp. Ego credo in Christum, Dei filium.
Credisne in Sanctum Spiritum?
Resp. Ego credo in Sanctum Spiritum.

VIII. Schwur der Könige und Völker bei Straßburg ***).

842.

(*Pertzens* monumenta germ. hist. Tom. II. Pag. 665.)

Ergo 16. Kalend. Marcii Lodhuwicus et Karolus in civitate quae olim Argentaria vocabatur, nunc autem Strazburg vulgo dicitur, conve-

---

*) *J. G. Eccardus* incerti monachi Weissenburgensis Catechesis theotisca etc. 1713. 8.
**) *Eccardus* Catechesis theodisca. Pag. 77. sqq.
***) *Nithardi* Historiarum Libri III. Cap. 5.

nerunt; et sacramenta, quae subter notata sunt, Lodhuwicus romana, Karolus vero teudisca lingua juraverunt. Ac sic ante sacramentum circumfusam plebem alter teudisca, alter romana lingua alloquuti sunt. Lodhuwicus autem, qui major natu, prior exorsus, sic coepit: Quotiens Lodharius me et hunc fratrem meum post obitum patris nostri insectando, usque ad internectionem delere conatus sit, nostis; cum autem nec fraternitas, nec christianitas, nec quodlibet ingenium, salva justitia ut pax inter nos esset, adjuvare posset, tandem coacti rem ad judicium omnipotentis Dei detulimus, ut suo nutu, quid cuique deberetur, contenti essemus. In quo nos, sicut nostis, per misericordiam Dei victores extitimus; is autem victus, una cum suis quo valuit secessit. Hinc vero fraterno amore correpti, necnon et super populum christianum conpassi, persequi atque delere illos noluimus; sed actenus sicut et antea, ut saltem deinde cuique sua justitia cederetur, mandavimus. At ille posthaec non contentus judicio divino, sed hostili manu iterum et me et hunc fratrem meum persequi non cessat; insuper et populum nostrum incendiis, rapinis, cedibusque devastat: quamobrem nunc, necessitate coacti, convenimus; et quoniam vos de nostra stabili fide ac firma fraternitate dubitare credimus, hoc sacramentum inter nos in conspectu vestro jurare decrevimus. Non qualibet iniqua cupiditate illecti hoc agimus, sed ut certiores, si Deus nobis vestro adjutorio quietem dederit, de communi profectu simus; si autem, quod absit, sacramentum quod fratri meo juravero, violare praesumpsero, a subditione mea, necnon et a juramento, quod mihi jurastis, unumquemque vestrum absolvo. Cumque Karolus haec eadem verba romana lingua perorasset, Lodhuvicus, quoniam major natu erat, prior haec deinde se servaturum testatus est: Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit. Quod cum Lodhuvicus explesset, Karolus teudisca lingua sic hec eadem verba testatus est: In Godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi, fon thesemo dago frammordes, so fram so mir Got gewizci indi madh furgibit, so haldih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan brudher scal, in thiu, thaz er mig sosoma duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne geganga the minan willon imo ce scadhen werhen. Sacramentum autem quod utrorumque populus quique propria lingua testatus est, romana lingua sic se habet: Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo part non lo stanit, si io returnar non lint pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iver. Teudisca autem lingua: Oba Karl then eid, then er sineno bruodher Ludhuwige gesuor, geleistit, indi Ludhuwig min herro then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nohhein then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhic. Quibus peractis Lodhuwicus Renotenus per Spiram, et Karolus juxta Wasagum per Wizzunburg Warmatiam iter direxit.

IX. Aus der Ueberſetzung von Tatians Evangelienharmonie.

(*Schilteri* thes. Tom. II.)

Cap. CCV.

Christus in cruce illusus.

(Matth. XXVII. 38 — 44. Marc. XV. 27 — 32. Luc. XXIII. 40 — 43. Luc. XXIII. 35 — 39.)

Tho uuarun erhangan mit imo zuene thioba, ein in zeso, inti ander in sina uuinistra.

2. Thie furifarenton bismarotun inan, inti ruortin iro houbit, quedente: Wah! thie thar ziuuirpfit tempal Gotes, inti in thriu tagon iz abur gizimbrot, heili thih selbon, oba thu Gotes sun sie, stig nidar fon themo cruce.

3. Sama thie heroston thero Bisgofo bismaronte mit then Bouherin inti mit then alton quadun: Andre teta her heile, sih selbon ni mac heil tuon: Ob ir Jsrahelo Cuning si, er stigo nidar fon themo cruce, inti gisehemes, inti giloubimes imo: Her gitruwet in Got, bithiu erlosit her inan nu ob her inan uuili, her quad, uuanta ih Gotes sun bin.

4. Thas selba ein fon then, thie thar hangetun, thero thiobo bismarota inan quedenti: Ob thu si Crist, tuo thih selbo heilan inti unsih.

5. Tho antlingita ther ander inti incribota inan, sus quedenti: Noh thu ni forhtis Got, thaz thu in theru selbun nidarungu bist, inti uuir giuesso rehto, thaz uuir uuirdigen tatin intfahemes, theser uuarliho niouuiht ubiles teta.

6. Jnti quad zi themo Heilante: Trohtin, gihugi min, mit thiu thu cumist in thin rihhi.

7. Tho quad imo ther Heilant: War, quid ih thir, hiutu bistu mit mir in Paradiso.

Tunc crucifixerunt cum eo duos latrones, unum a dextris, et alterum a sinistris ejus.

2. Praetereuntes autem blasphemabant eum, moventes capita sua, et dicentes: Vah! qui destruit templum Dei, et in triduo illud reaedificat, salva te ipsum, si filius Dei es, descende de cruce.

3. Similiter et principes sacerdotum illudentes cum scribis et senioribus dicebant: Alios salvos fecit, seipsum non potest salvum facere. Si Rex Jsrael est, descendat nunc de cruce, ut videamus et credamus ei. Confidit in Deo, liberet nunc eum si vult, dixit enim, quia filius Dei sum.

4. Jdipsum autem unus de his, qui pendebant, latronibus blasphemabat eum dicens: Si tu es Christus, salvum fac te ipsum et nos.

5. Respondens autem alter increpabat illum, dicens: Neque tu times Deum, quod in eadem damnatione es, et nos quidem juste, nam digna factis recipimus, hic vero nihil mali gessit.

6. Et dicebat ad Jesum: Domine, memento mei, dum veneris in regnum tuum.

7. Et dixit illi Jesus: Amen, dico tibi, hodie mecum eris in Paradiso.

Cap. CCVI.

Christus in cruce matris curam gessit.

Joh. XIX. 25 — 27.

Stountun nah themo cruce thes Heilantes sin muoter, inti suester

Stabat autem juxta crucem Jesu mater ejus, et soror ma-

sinon muoter, Maria Cleophases, inti Maria Magdalenisga.

2, Mitthiu gisah ther Heilant thia muoter inti jungiron stantentan, then the her minnot, quad sinero muoter: Wib, senu thin sun!

3. After thiu quad sinen jungiron: Senu thin muoter! inti fon theru ziti intfieng sia ther jungiro in sina.

tris, Maria Cleophae et Maria Magdalenae.

2. Cum vidisset ergo Jesus matrem et discipulum stantem, quem diligebat, dicit matri suae: Mulier, ecce filius tuus!

3. Deinde dicit discipulo: Ecce mater tua! et ex illa hora accepit eam discipulus in sua.

Cap. CCVII.

Auxilium divinum implorans.

(Matth. XXVII. 46—49. Marc. XV. 33—35. Luc. XXIII. 44.)

Fon theru sehstun ziti funstarnessu uuarun giuuorten ubar alla erda, unzan niuntun zit.

2. Jnti umbi thie niuntun zit riof ther Heilant mihileru stemmu, sus quedenti: Heli, Heli, Lama Sabacthani! thaz ist erreckit, Got min, Got min, bithiu forlieza thu mih?

3. Sume uuarliho thar stantente inti gihorente quadun: Heliase ruofit theser.

A sexta autem hora tenebrae factae sunt super universam terram, usque ad horam nonam.

2. Et circa horam nonam clamavit Jesus voce magna, dicens: Eli, Eli, Lama Sabathani! quod est interpretatum: Deus meus, Deus meus, ad quid dereliquisti me?

3. Quidam autem illic stantes et audientes dicebant: Eliam vocat iste.

Cap. CCVIII.

Sitiens Christus potatur, clamans moritur.

(Matth. XXVII. 48—50. Marc. XV. 36. 37. Luc. XXIII. 46. Joh. XIX. 28—30.)

After thiu uuesta ther Heilant, thaz thiu alliu nu gientota uuarun, thaz thuruhfremit uuirdi thas giscrib, quad: Jh thrustu.

2. Faz uuas thar gisezzit fol ezziches.

3. Jnti sliumo liof ein fon in, intfanganama spunga fulta sie ezziches, inti sazta anan rora, inti gab imo trinken.

4. Tho do intfieng ther Heilant thiu ezzih quad: Gientot ist.

5. Thie andere quadun: Laz im, gisehemes, oba come Helias losonti inan.

6. Ther Heilant abur ruofenti mihileru stemmu: Fater, in thine hanton biuilu ih minan geist! inti nidargiheldi themo houbite santa then geist.

Postea sciens Jesus, quia jam omnia consummata sunt, ut consummaretur scriptura, dicit: Sitio.

2. Vas ergo positum erat aceto plenum.

3. Et continuo currens unus ex illis acceptam spongiam implevit aceto, et imposuit arundini et dabat ei bibere.

4. Cum ergo accepisset acetum Jesus dixit: Consummatum est.

5. Caeteri vero dicebant: Sine, videamus, an veniat Elias liberaturus eum.

6. Jesus autem iterum clamans voce magna: Pater, in manus tuas commendo spiritum meum! et inclinato capite emisit spiritum.

uórderin uuâren urî. *Secundum est:* Tía urîheit ne hábet er uerscúldet. *Si his non contradicitur* (Vbe man dés ne mág kelóugenen), *Sequitur:* Pedíu ist óuh ér urî. *Tale est:* Vbelis keséllin mág man uuóla ingélten: *Hoc primum est.* Tés man mág ingéltin, tén sól man mîden: *Hoc secundum.* Vbelin geséllin sól man uirmîden: *Hoc tertium ex duobus conficitur. Similiter cum dicitur:* Ne âʒe dû, Ne trúnche dû, *duo sunt quae generant hoc tertium:* Sô bíst tu nûchternîn. *Jtem queritur de quolibet, quare uxorem non ducat. Et respondetur:* Vbela neuuíle er, Cuôta ne uíndet er. *Haec duo conficiunt hoc tertium:* Pedíu negehîit er. *Jtem:* Scálh nehábet er, Díu nehábet er. *Sequitur:* Vués hêrro ist er dánne? *Jtem dubitanti, eat an maneat, proponitur sic* I. sús crûoʒit man in, Sus kât man in ána: Tûne máht pêdiu tûon, pîtin ióh hína rîtin. *Respondet:* Jh uuíle hína rîtin. *Dicitur ei:* Pedíu nemáht tû bîten. *Jtem proponitur ei, qui inminente periculo recusat nudus effugere et sic se saluum facere:* Vuédir ist péʒera, állero únsâldon héime zégebîtenne, Alde állen sâldon ze holz ze indrínnenne? *Assumenti* ze hólz, ze hólz, *infertur:* Pedíu ne bît hîer hêime. *Vulgares syllogismi tales sunt,* I. Tiê die líute uôbint, *Et ex eis uidentur quidam esse, qui latine dicuntur praedicatiui, alii autem qui dicuntur conditionales. Haec enim duo sunt eorum genera. Praedicatiuus est* ter gespróchenо âne íba, *conditionalis* ter gespróchenо mit íbo. *Est autem* íba, *quando dicimus* úbe (*coniuncto si*). *Constat autem omnis syllogismus proloquiis. i. propositionibus. ut: homo animal est* (Alle *syllogismi* uuérdent uʒer *proloquiis*) *Proloquia dicamus* crûeʒeda. *Similiter propositiones* crûezeda. *Jtem propositiones* pîetunga. *Alii dicunt* peméinunga. Vuémo pîeten uuír sie? Vuémo beméinen uuirsie? *Vtique illi quem uolumus conuincere* (tén uuír úberuuínden uuéllên).

XIII. Aus Notkers Psalmenübersetzung.

Psalm 89. 1—10.

(*Schilteri* thes. Tom. I.)

1) Servi Dei. So uuieo Moyses disen psalmum ne scribe, doh ist der titulus (diu obescrift) daz umbe sin, dar er uns testo namero si. Deus refugium factus est nobis a generatione et generatione. *Thruten du bist uns zuofluht uuorden in geburte unde in geburte,* in dero altun unde in dero niuuuun. 2) Prius quam montes fierent aut formaretur terra et orbis a saeculo et in saeculum, i. ab aeterno et in aeternum, tu es Deus. *Er die berga uuurdin* daz sint Angeli, *unde er erda uuurde,* daz sint homines (menniscin) *unde selbin diu uuerlt,* dar sie beide inne sint, er bist du, *fone euuon ze euuon bist du.* 3) Ne avertas hominem in humilitatem. Dana *in dia nideri ne cherest du den menniscen,* ne laz in des nideren ger sin, fure daz obera. Et dixisti convertimini filii hominum. *Unde* so gebute du, *du chade, becherent iuh menniscon sune,* hilf uns dara zuo, daz du gebute. 4) Quoniam mille anni ante oculos tuos tanquam dies hesterna, quae praeteriit. Dero becheredo fone diu durft ist, *uuanda fore dinen ougon* decies centum anni (*zenstunt zenzech iaro*) diu alte liute ante diluvium (sinfluote) nah kelebeton samo churz sint, *samo so der gesterigo dag, der feruaren ist.* 5) Et sicut vigilia in nocte. *Unde* also churz *so ein uuahta, dero nieht.* Mer ne ist secundum Romanos (nah Rom liuten) ane tres horae. i. quarta pars noctis (drie stunda, daz ist daz fierda teil dero naht.) Uuelest du mile diuten after site dusent, so bechenne daz daz selba uuort anderest corruptum, (feruuerit) ist Romani

chedent vulgariter (in unalescun) fure decies centum (zenstunt zenzech) descent (i. dusint) dar fure cheden uuir dusent. So chedent uuir einhunt, zueihunt, triuhunt (s. ita corrupte.) Quae pro nihilo habentur, eorum, anni eruht. *Diu du furè ſieht uhtost, diu sint iro iar*, danne siu manigosten sint. 6) Mane i. prius. sicut herba transeat, mane floreat. Jro lib *feruare ze erist also chrut*, iro lib *pluoe ioh ze erist*. Et pereat vespere. *Unde* dara nah *uuerde er ferlorn*. Decidat. *Sturze* in den tod. Jnduret. *Jrharteie* an demo boteche. Et arescat. *Unde irdorre* an dero ascun. 7) Quia defecimus in ira tua et in furore tuo turbati sumus. *Unanda uuir irlegen bin in dinemo zorne*, fore siehheite, *unde in dinero heizmuoti leidege bin*, fone todes forhtum. Jd est jacemus in infirmitate et tamen trepidamus eam finiri (daz chit uuir ligen in unchrefte unde furhtent doh daz iro ende uerde). Also Petro zuo gesprochen uuard: Alius te cinget, et ducet quo tu non vis (ein ander man bindet dih unde dinset dih, dara du ne uuile) Unde selber Christus chad in persona (in den stal) martyrum: Tristis est anima mea usque ad mortem (mir ist der lib unfro unzin an den tod). 8) Posuisti iniquitates nostras in conspectu tuo, seculum nostrum in inluminatione vultus tui. *Unseriu unreht saztost du in dinero anasihte, unde unsera uuerlt*, diu nu irgangen ist, *in dines anatlutes liehte*. Du tate uuara in allen ziten, uuieo uuir taten. 9) Quoniam omnes dies nostri defecerant. Also darana skinet, *uuanda alle unsere taga*, die uuir leben mahtin nah unserro forderon altere *sint fersuinen*, unde sint chomen ze unmanigen. Et in ira tua defecimus. *Unde in dinero abolgi zegiengen uuir* unserro lang libi. Die fore uns ubelo taten praesumtione longioris vitae (mit demo zuofirsihte lengerin libis) die fersculton sia. 10) Anni nostri sicut aranea meditabuntur. *Unseriu iar hugent* ad corruptibilia opera (ze iruuardichen uuorchen:) *also diu spinna* huget ze iro unnuzzen duuppen: iro ist unmanig, diu selben uuerdent ferbosot. Dies annorum nostrorum in ipsis septuaginta annis (anni). *Die unsere iar tage*, die araneae (spiñnun) gelih sint, *die sint in sibinzig iaren*, uuanda sie sehent ad vetus testamentum (ze dero altun eo) dar echert temporalia bona (zitlichiu guot) geheizzen sint. Si autem in potentatibus octoginta anni. *Ube sie aber in mahten sint, so sint iro ahzeg*, uuanda sie sehent ad novum testamentum (ze dero niuuuun eo) an demo aeterna bona (euuigiu guot) geheizzent uuerdent, an dien ne heinero maht ne bristet. Et amplius eorum labor et dolor. *Unde die furder* fahent, unde ander geloubent, so haeretici (die irren iro geloubo) taten, *dera ist arbeit unde ser*. Alde iz chit. Jro ist arbeit unde ser, ioh so filo mer, daz sie in potestatibus novi testamenti sint constituti (in dien mahticheiten dero niuuun eo gesezzit sint,) uuanda sie dannan sint ingemiscentes adoptionem expectantes, redemtionem corporis sui (suftonde hina dana sie uuunscint ze chomenne iro lichamin irlosungo bettonte). Quoniam supervenit mansuetudo et corripiemur. Also ouh dar ana skinet, *uuanda zuo* dien potestatibus (mahtigeheitin) *chumet* truhtenes *mammendi*, *unde* fone iro *uuerden uuir irrefset*. Sin correptio (irrafsunga) siehet ad mansuetudinem (ze mammendi) quia quem diligit Deus corripit (uuanda den Got minnot den irrefsit ir) flagellat autem omnem filium quem recipit (er fillit aber eiglioh sin chint des er uuara nimit) Joh magnis quibusdam (sumen michel mahtigen) gibet er stimulum carnis, a quo colaphizentur, ne extollantur in magnitudine revelationum suarum (den gart des lichamin mit demo sie also salcha gehalslagot uuerden, daz sie sih ne uberheben aba dero micheli dero genadon die er in iroffenot habit.

XIV. Aus der Sangalliſchen Ueberſetzung von Boethius Schrift: De consolatione philosophiae *).

1.

Jtem prologus.

Sanctus paulus kehíe3 tíen. díe insînên zîten uuândon des sûone tagen. tá3 er êr ne châme. êr *romanum imperium* zegîenge. únde *antichristus* rîcheson begóndi. Uuér zuíuelôt *romanos* íu uuésen állero rîcho hérren. únde íro geuuált kân zeénde dero uuérlte. Sô dô mánige líute énnônt tûonouuo geseózene. hára úbere begôndôn uáren. unde inállên disên rîchen keuuáltigo uuíder *romanis* sízzen. tô íu stûondon íro díng slîfen. únde zedéro tílegúngo râmen. tîa uuír nû sehên. Tánnân geskáh pides chéiseres zîten *zenonis*. táz zuêne chúninga nórdenân chómene. éinêr imo den stûol zeromo úndergîeng. únde alla *italiam*. ánderêr náhor ímo *greciam* begréif. únde díu lánt. tíu dánnân únz zetúonouuo sint. Éner hîez inúnsera uuís ôtacher. tíser hîez thioterih. Tô uuárd táz ten chéiser lústa. dáz er dioterihen uríuntlicho zehóue ládeta. tára zedero mârun *constantinopoli*. únde ín dâr mit kûollichên êron lángo hábeta. únz er in dés bíten stûont. táz er imo óndi. mit ótachere zeuéhtenne. únde úbe er in úberuuúnde. *roman* ióh *italiam* mít sînemo dánche zehábenne. Tá3 úrlub káb ímo zeno. sîn lánt. ióh sîne líute. zesînên triuuôn beuélehendo. Sô dioterih mít témo uuórte ze *italia* chám. únde er ôtaccheren mít nôte guán. únde ín sâr dára nâh erslûog. únde er fúre ín des lándes uuîelt. tô ne téta er zeêrest nîeht úber dá3. sô demo chéisere líeb uuás. Sô aber nâh imo ándere cheisera uuúrteu. to begónda er tûon. ál da3 in lústa, únde dîen râten ánden lib. tîe ímo des neuuâren geuólgig. Fóne díu slûog er *boetium*. únde sînen suêr *symmachum*. únde dá3 óuh uuírsera uuás. *iohannem* den bâbes. Sâr des ánderen iâres. uuárt thioterih ferlóren. sîn néuo alderih zúhta dá3 ríche zesíh. *Romanum imperium* hábeta ío dánnân hína ferlóren sîna *libertatem*. Aber dóh *gothi* uuúrten dánnân uertríben fóne *narsete patricio*. *sub justino minore*. Sô châmen áber nórdenan *langobardi*. únde uuîelten *italiae*. mêr danne *ducentis annis*. Náh *langobardis franci*. tîe uuír nû héi3ên chárlinga. nâh ín *saxones*. Sô íst nû zegángen *romanum imperium* náh tîen uuórten *sancti pauli apostoli*.

2.

(Lib. IV. Metr. 6. Pag. 223 et sqq. Msi.)

Constringi. ex dei providentia omnia ne dissolvantur amore.

Si uis sollers cernere pura mente. iura celsi tonantis. aspice culmina summi coeli. Jllic servant sydera veterem pacem. iusto foedere rerum. Ube du gnôto bechénnen uuellêst. uuío fêste diu gótes êa sí. sô uuárte in hímel. dâr háltent tie stérnen ío nóh fasto dîa gehelli. dîa sie áfter íro gesé33edo ío hílten. *Non sol concitus rutilo igne. impedit gelidum axem phoebes.* Also í3 târ ána skînet. ta3 tiu héiza súnna néirret ten chalten mânen sînero férte. *Nec ursa quae flectit rapidos Meatus summo vertice mundi. cernens caetera sydera mergi occiduo oceano. nunquam*

*) Manuſcript Nr. 825 des Kloſters zu St. Gallen.

cupit lota profundo ting(u)ere flammas. Nóh *ely* (?) tiú drâtero férte iunbe uuírbet pî demo himel gibele. álliu zeíchen séhende in sedel gân. niomer síh negírôt kebádôn índemo mére uuaȝere. *Vesper nuntiat seras umbras. et lucifer revehit semper almum diem. aequis vicibus temporis.* Ter âbent stérno chúndet ío dia náht. únde dára gágene géantuuírtet úns sámo mánigên mâlen der ûhto sterno den dág. *Sic reficit aeternos cursus alternus amor. sic exultat discors bellum astrigeris horis.* sô geniuuôt minna hértôn diê únerdroȝenen uérte. únde strîtig úngeȝúmft flihet fóne himele. *Haec concordia temperat pugnantia elementa aequis modis.* Tísiu gehélli geéinôt tiu uuíderuuartigen elementa mít kelîchên uuíson. *Ut vicibus cedant humida siccis. et iungant fidem frigora flammis.* (pag. 224) *pendulus ignis surgat in altum. et graves terrae pondere sidant.* Sô gelichên. daȝ trúcchenеȝ náȝêmo. únde chált heíȝemo gehélle. únde daz líehta fíur bétte zeóberôst. tiu suâra erda sínche zeniderôst. *his de causis spirat odores uere tepenti floridus annus. Siccat cuererem frvida aestas. Remeat pomis grauis autumnus. Jrrigat hiemem defluus imber.* Hínnan chúmet tero blûomôn stáng. in daȝ zît iáres. sô lénȝo íst. hínnán rîfêt taȝ chórn in súmer zît. chúmet hérbest keládenêr mít óbaȝe. uuínter náȝêr fóne régene. *hae temperies alit ac profert. quicquid vitam spirat in orbe.* Tísiu métemunga chicchet únde zúgedôt. So uuaȝ ſonêr lebendes in uuérlte íst. *Eadem rapiens. condit et aufert mergens orta supremo obitu.* Unde áber uuándôn tíu. kibet si. nímet si álliu uuórteníu. ín den dôd sóufentîv. *Sedet interea conditor altus. et habenas rerum regens flectit. rex et dominus. fons et origo. lex et sapiens arbiter aequi.* Jnindíu siȝȝet óbenân der skepfo. únde ríhtendo. chêret er dero uuérlte zuól. hérro únde chúning. ánagénne únde úrspring. Sélbíu diu êa. únde uuise êteílare. des rehtes. *Et quae motu concitat ire, retrahens sistat. ac vaga firmat.* Unde díu ér eruuéget zeuérte. díu stâtet er. zeímo zíhendo den zûol. únde uuéndet íro fárt. uuánda ér duuínget siu uuídere zû zeímo. *Nam nisi revocans rectos itus. iterum flexos cogat in orbes. quae nec stabilis ordo continet. dissepta suo fonte fatiscant.* Ubê er dáȝ netâte. únde ér hína ríhtige férte. áber úmbe bougendo neuuánte. Sô zeflúgin únde vuurtîn âskerríu íro úrsprínge. díu nû féstenôt kuissêr ordo. *Hic est amor cunctis communis.* Tíȝ íst tiu minna fóne déro ih ságo. díu in állên gemeine íst. Cót sélbo ér íst taȝ sie minnônt. uuánda er summum bonum íst. únde siu fóne ímo chómen sínt. *Repetuntque i. desiderant teneri fine boni.* Unde bédíu lústel síu gebúnden uuérden zedémo énde des kûotes. táȝ ér íst. *Quia non aliter queant durare. nisi rursus converso amore refluant causae. i. nisi conjungant se illi causae. quae dedit esse.* Uúanda siu ánderes uuérên nemáhtîa. síu nêsunnîn uuíderê. dára beuuántero minno. zedémo góte. dér siu uuerden hieȝ. tér íro allero causa íst.

XV. Aus der Sangalliſchen Ueberſetzung und Erläuterung des Organons von Ariſtoteles.

Die Kategorien.

De quali et de qualitate.

(*Graff* althochdeutscher Sprachschatz Pag. LVII.

Uuíolichi héizo ih náh téro uuír gehéizin uuérden uuíoliche. *in latina lingua so boetius*, lêrit. kibet *quale* sinen námen *qualitati.* aber *qualitas.* ne gíbit íro námen *quali. Justus* heizit *quale.* sô tûot óuh *iustitia.* Aber

iustitia heizit *qualitas. iustus* ne mág sô nieht héizin. *Qualitas* ist mánigfalte. Ein sláhta *qualitatis* héizit hába. ióh peskérida. Hába ist féstera ióh uuírigôra. dánna beskérida sî. Sólchero uésti sint chúnna únde túgede. Chúnna sint ióh uuirig. únde infárent mánne unsámfto. Alsô dáz únsámfto inférit mánne. úbe er îeht ióh ze méze gelírnêt. fînis sinnis ne uuérde michel uuéhsel getân. fóne siechelhéite álde uóne ételîchero geskíhte. álsô démo mán geskáh. fóne démo *solinus* ságet. ter nâh súhte ánderis sindis kenésenêr. nóh sînis námen uuóla ne gehúgita. Sámint chúnnôn sint íz túgede. sô réht ist. unde úrebúrt. únde dîen gelîchíu tíu samfto ne múgen. eruuéget. únde geuuéhselôt uuérden. Anauúndeda únde ánachóminina héizent. tíu únuéste sint. únde sih snéllo uuéhselont. tîe hîez er uóre dispositiones. álso uuármî. unde chálti. siechi únde gesúndi. únde dîen gelîchiú. Ter ménnisko uuírdet échert fóne ín geánauúndôt. er uuírdet íro áber snéllo indânôt. únde uuírdet er nâh uuármi chalt nâh kesúndedo sîeh. Sô uérit íz óuh in ánderên dîen gelîchen. síu ne begínnên óuh fóre álti. an éteuuémo geuéstenôt uuérden. únde ímo díu sô getâna ánachómeni úbel sî ze gebûezenne. únde ába ze némenne. únde man sia bedíu héizen múge hába. Nû skînet táz tíu mít réhto héizent hábâ. tíu uuírîg sint. únde únsámfto abagânt. Tîe âgezelen. án dîen bûochen. chédent sie âne hába sîn. tôh tára zûo éine sîn báz keánaléitot dánne ándere. Fone díu skéidet sih hába. uóne beskérido. dâr ána. dáz si stâtera íst.

XVI. Aus der Sangalliſchen Ueberſetzung des Marcianus Capella de nuptiis Philologiae et Mercurii.

(*W. Wackernagel* deutsches Lesebuch I. 91., *v. d. Hagens* Denkmale des Mittelalters. S. 22.)

Martiani Minei Felicis Capellae Afri Cartaginensis.
Liber primus incipit de nuptiis Philologiae et Mercurii.

Remigius lêret unsih tisen *auctorem* in álenámen uuésen gehéiȝenen *martianum*. únde *mineum* úmbe sîna fáreuua. *felicem* úmbe héilesôd. *capellam* úmbe sînen uuássen sín. uuánda *capra apud grecos dorcas a uidendo* gehéiȝen íst. Aber díse fîer nâmen óugent úns táȝ er *romanus* uuás *dignitate*. dóh er búrtîg uuâre fóne *cartagine*. díu in *africa* íst. Sô mánige námen ne mûoson ándere háben. âne *romani ciues*. *Romani ciues* hîeȝen béide. ioh sélben die búrgliute dâr geséȝȝene. ióh tie ánderes uuâr gesézzene. mít íro geédele. álde mít íro túgede. alde mít íro scázze úmbe sie gefréhtoton. táȝ sie in íro *dignitatem* gâben. únde sie *romani ciues* hîeȝen. Pedíu chád *lisias in actibus apostolorum*. *Ego hanc ciuitatem multis summa consecutus sum*. Tîa *dignitatem* mág kéeisoôn dér *suetonium* liset. *de uita caesaris augusti*. Táȝ er *mercurium* ságet kehîîen *zephilologiu*. mít tíu lêret er únsih. dáȝ io uuízze súlen sîn mít kesprâchi. únde réda ne tóug. târ uuízze ne sínt. Zedéro ságûn bítet er hélfo. únde héilesodes *himeneum*. dén álte líute hábeton fúre hîgot. únde fúre máchare állero natûrlîchero míteuuist. . . . Tén grûoȝet er nû zeêrist ándemo *prohemio*. sámo so sîn fru . . . . den *quaedam satira* fúre ín spréche. Aber *satiram* súln uuîr férnemen dîa *deam*. díu dien *poetis* in geblîes *satirica carmina*. Nû fernémen uuáȝ sî chéde. SATJRA JN HONORE HJMENEJ HOS PRAECJNJT UERSUS. TU QUEM PSALLENTEM THA*lamis quem matre camena progenitum perhibent copula sacra, i. nati per copula sacra. deum. Himenee* chît tiu *satira* dú bíst tér. dén diu chínt tero góto ságent síngenten. dáȝ chît quónen zesíngene

indien brûtechemanaton. únde dén sie chédent sin dero sáng cûtteno sún. uuánda dû sólih sángare bist. Tû bist ter dén *virgilius* héiȝet *amorem filium ueneris.* Fóne démo ér chît *omnia uincit amor.* Tû tûost uuónên dingolih zeândermo. *Qui stringens i. stringis pugnantia semina archanis uinclis.* Tie ríngenten sâmen. dáȝ chît *quatuor elementa.* duingest tû mít tóugénên bánden. *Et foues sacro complexu dissona nexa.* Unde dû státist íro úngelichen nústà. mit cótelîchemo gehîleiche. Dáȝ chît tû stâtist íro gehîleih mit úngelichemo bánde.

XVII.

Aus Willirams Erklärung des Hohenliedes.

(*Schilteri* thes. Tom. I.)

Cap. II. 1 — 7. 11. 12.

Vox Christi.

Versus 1. Ego flos campi et lilium convallium. *Jk bin uelt bluoma. unte lilia dero telero.* Also daz uelt unge aran birit die bluomon! samo bin ih sine uirili semine geboran uon dero magede. unte bin ouh habitator humilium mentium. quae per convalles figurantur. Vers. 2. Sicut lilium inter spinas, sic amica mea inter filias. *Also diu lilia ist unter den dornon. samo bist du friuntin min unter anderen tohteron.* Die dorna ne mugen die lilion beduhan. siu ne vuahse unte bluoie inter in! iete mer mugin dih geirren de vueder pagani. oder mali christiani. du ne bluoicst. alliz ana in uirtutibus.

Vox Ecclesiae.

Vers. 3. Sicut malum inter ligna silvarum, sic dilectus meus inter filios. Sub umbra illius quam desideraveram sedi et fructus ejus dulcis gutturi meo. *Min uuine, ist unter anderen tuilen. samo affaltera unter andremo uvaltholza.* Also diu affaltera sconer ist danne ander uualtholz. uuante siu' die sconon unte die suozen epfele biret! samo habet min sponsus sunterliche scone prae caeteris electis. uuanta er ist gotes sun per naturam. speciosus forma prae filiis hominum! andere electi. sint filii Domini unte sine bruodera per adoptionis gratiam. *Jk saz unter sinemo scate. des ih ie gerota. unte sines obezes nietet mih.* Wanta ih sinen skirm ie habeta in persecutionibus. unte in feruore temptationis! uone dannan dingen ih. daz er mih ouh uollebringe ad contemplationem suae diuinitatis. Vers. 4. Jntroduxit me rex in cellam vinariam. ordinavit in me caritatem. *Der cuning leitota mih in sinen uuinkellare. unte uvista mih. uvie ih minnan sule.* Jn sinemo euangelio daz der uile uuola geluiteret ist uone legalibus fecibus. hat er mih gevuiset. daz ih in selben minne. ex toto corde. ex tota anima ex omni mente. ex omnibus viribus. unte minen proximum minne. samo mih selben. Vers. 5. Fulcite me floribus. stipate me malis. quia amore langueo. *Vntir leget mi mit bluomon. umbeleget mih mit eipfelon. uuanta ih mines uuines minnon siechon.* Flores bezeichenent initia virtutum! Mala perfectionem bonorum operum. Et est sensus. Jr heiligen sela ir dir durhtan birt in gotes minna. stiiret mih mit luvueren guoten biliden. uuie ir die biderbecheit ana uinget. unte vuie ir dar anagehartotet. uuanta mih der vuerlte bedruȝet: unte mih okkeret mines sponsi minnon gelustet. Vers. 6. Leva ejus sub capite meo, et dextera illius amplexabitur me.

So ih in sulchemo bette geligon mit mine uvine. so ist sin uvinstra unter minemo houbete. unte sin zeserua umbegriphet mih. So er des innena uuirdit. daz mih der vuerlte bedruzet. unde mih okkeret siner minnon lustet. so giebet er mir in praesenti pignus spiritus sancti. unte intellectum sacrarum scripturarum, unte andera sine dona quae per leuam figurantur. mit den ih rationem mentis meae kunne gerihtan ad suspiranda aeterna. also daz houbet rihtet cetera membra! unte gibet mir abo in futuro praemia aeternae beatitudinis. quae per dextram significantur.

Vox Christi.

Vers. 7. Adiuro vos filiae ierusalem. per capreas cervosque camporum! ut non suscitetis neque evigilare faciatis dilectam quoad usque ipsa velit. *Jh besuueron iuvuih iunkfrouvon bi den reion. unte den hirzen. daz ir mine uvinion ne vuecchet noh ne munteret: unze siu selba uuolle.* Jh besueron iuvuih guoten sela ir da treffet ad supernam Jerusalem. bi dero reine. unte bi den tugeden. die ir an iu selben habet. quae per munda et serpentibus inimica animalia figurantur. suvasir decheina iuvuera gelichon uindet. diu der uuerlte durh minen uuillon inslaffan si. unte okkeret vuolle uacare contemplationi. orationi. lectioni. vigiliis ieiuniis. daz ir die des ne irret mit decheinemo uuerlichen strepitu, unzen siu selba per contemplationem vuolle procedere ad agenda temporalia. ——— Vers. 11. Jam enim hiems transiit. imber ablit et recessit. *Der uuinter ist hina. der regan ist uvre. die bluomon schinent in alle demo lante.* des rebe snites zit ist hier. Jz ne ueret nu so niet. so iz eteta. E. uuas okkeret notus in iudaea Deus. unte uuas cultura demonum. per totum mundum. Vers. 12. Flores apparuerunt in terra nostra. tempus putationis advenit. Vox turturis audita est in terra nostra. Nu ist diu scarfe unte daz ungeuvitere dero infidelitatis uvre. uuante sol justiciae nu skinet. so ist kuman diu heitere des heiligen gelouben uber alle die uuerlt. Jn demo sconen uuetere. so sint nu geuuassen flores virtutum. castitas. continentia. largitas elemosinarum. Nu ist ouh diu zit. daz die praedicatores mit falcastro exhortationis sculon amputare superflua vitiorum de cordibus auditorum. ut fructum plus afferant. *Turtelluben stimma ist uernoman in unsermo lante.* Jn omnem terram ist kuman praedicatio apostolorum. die iro auditores lerent castitatem et innocentiam. unte nidificare in excelsis. idem conuersationem habere in caelestibus als iz quit. Miseri estote. et lugete. et luctus uester uertatur in gaudium.

XVIII. Aus der Reda umbe diu tier.

(*W. Wackernagel* deutsches Lesebuch I. 103, *Hoffmanns* Fundgruben. I. 17 sqq.)

Hier begin ih einna reda umbe diu tier, uuaz siu geslicho bezehinen. *Leo* bezehinet unserin trohtin turih sine sterihchi, unde bediu uuiret er ofto an heligero gescrifte genamit. Tannan sagit iacob, to er namaeta sinen sun iudam, Er choat „iudas min sun ist uuelf des leuin.“ Ter leo hebit triu dinc annimo, ti dir unserin trotinin bezeichenint. Ein ist daz, so ser gat in demo uualde, un er de iagere gestinoit, so uertiligot er daz spor mit sinemo zagele zediu daz sien ni ne uinden. So teta unser trotin, to er an der uuerilte mit menischon uuaz, ze diu daz ter fient nihet uerstunde daz er gotes sun uuare. Tenne so der leo slafet, so uuachent sinu ougen. An diu daz siu offen sint, daranna bezeichenit er abir unserin trotin; alser selbo quad an demo buhche cantica canticorum. „Ego dormio et cor meum uigilat.“ Daz er rasta an demo menisgemo

lihamin un er uuahcheta an der gotheite. So diu leuin birit, so ist daz leuinchelin tot. so beuuard su iz unzin an den tritten tag. Tene so chumit ter fater unde blaset ez ana: so uuirdet ez erchihit. So uuahta der alemahtigo fater sinen einbornin sun uone demo tode an deme triten tage.

Jn demo mére sint uunderlihu uuihtir, diu hêizzent *sirenae* unde *onocentauri*. *Sirenae* sint méremanniu unde sint uuíbe gélîh únzin zé démo nábilin, dannan ûf uogele, unde múgin uile scóno sinen. Só sí gesehînt án demo mére uarin, so sinen sio uilo scóno, únzin si des uúnnisamin lîdes so gelustigot uuerdin, daz siu inslâfin. Só dáz mermanni daz gesîhít, so uerd ez in, úndé bírigit sih. An dîu bezenet ez den flánt dér dés mannis muôt spénit ze din uueriltlihen lusten. Tér *onocentaurus*, ér ist hâlb man, halb ésil, únde bézeichinet dídir zuíuáltic sint in ír zûnon ún in íro hêrzon, unde daz pílide dés réhtis habin, ún ez doh an ir uuerchin níht eruullint.

Só heizzét einez *lacerta* unde ist also zórfbel also diu sunna unde fliugát. so daz altêt, so gebristet imo des gesûnes án béden ougen, daz ez sa dîe sunnûn gisehan ne mag. so gât ez án eina heissci zêinéro uvende dîu dér ostert bikeret ist, unde kivset ein loh unde sihet da dúrch gegen dero sounnûn, unzin siniv ougan entlvhtet uverdant. Also duo dú xristanig man: so dir bedvnkelet uuerde din gésûne, so svohche die hosterlihchun stat vnde den sunnen des rehtes, dînén schephare, der dir ist ganemmet oriens, daz er din herz intlvide durch sinen geist vnde daz er dir.

XIX. Ueberſetzung einiger Abſchnitte des tractatus Nortperti de virtutibus.

(E. G. Graff's Diutiska. I. 281.)

1.

De sapientia.

Primo omnium querendum est homini. quae sit vera scientia. ueraque sapientia. quia sapientia huius seculi stultitia est apud deum. Scientia uera est. a diaboli seruicio. quod sunt peccata recedere. Et sapientia perfecta est. deum colere. secundum mandatorum illius ueritatem. Et in his duobus uita beata acquiritur. sicut psalmista ait. Diuerte a malo et fac bonum. Nec etiam sufficit cuiquam mala non facere. nisi etiam et bona faciat. nec bona facere. nisi etiam mala amittat. Omnis ergo qui sic sapiens est. procul dubio beatus erit in aeternum. Beata quidem uita est cognitio diuinitatis. uirtus boni operis fructus est aeternae beatitudinis.

Uór állen dingen sol mennesche eruorscon uuelichiu sîge diu wâre gewizzeda. unte diu wâre wisheit. wante diu wisheit dirre werlte. ist ein tumbheit uore gote. Diu wâre gewizzede ist. daz du dich pecherest uon den sunton. die des tiuuels dienest sint. unte diu wâre wisheit ist. daz du gót ûbest. nach der warheit siner gebote. Jn disen zeuuan dingen. so wirt der ewige lîb gewnnen. alse david sprichet. Chere dich uon dem ubele. unte tûo daz guôt wan ez en genûget neheineme daz er daz ubel uermîdet. er ne welle daz guôte tuon. noch en hilfet niecht daz er daz guôte tûot. er ne welle daz ubele uerlâzen. Aller der sus uuîse ist. der ist ane zwiuel îmer salich. Daz ist auer der salige lîb. daz tu gót erchennest.

2.

De pace.

Salvator noster ad patrem rediens. speciale munus discipulis precepta pacis dedit dicens. Pacem meam do uobis. pacem relinquo uobis. Jn pace uos dimisi; in pace uos inueniam. Proficiscens uoluit dare. quod rediens desiderabat in omnibus inuenire. Cuius pacis ornamenta alio loco ostendit dicens. Beati pacifici. quoniam filii dei uocabuntur. En filius dei uocari incipit. qui pacificus esse iam cepit. Non uult dei filius dici. qui pacem nóluerit amplecti. Negat sibi deum patrem. qui pacificus esse contempnit. Sed haec pax cum bonis et dei precepta seruantibus custodienda est. non cum iniquis et sceleratis. qui pacem inter se habent in peccatis suis. Pax christi ad salutem proficit sempiternam pax quae in diabolo est ad perpetuam pervenit perditionem. Pax cum bonis. et bellum cum uiciis semper habendum est; mala si quidem hominum impiorum odio habenda sunt non homines ipsi quamuis mali sint. quia creatura dei est. Pax uero quae cum bonis est concordiam fratrum et caritatem copulat proximorum. pax spiritum dei specialius prometetur. Pax dilectionis mater est. pax indicium est sanctitatis. De qua dominus per prophetam ait. Pacem et ueritatem diligite. Pax plebis est sanitas. Pax est gloria sacerdotis. patriae laeticia. terror hostium uisibilium et inuisibilium. Omnibus uiribus pax est custodienda. Quicumque in sancta pace manet. in deo manet. et cum sanctis eius. Sacerdotis est in pace populum admonere. quid debeat agere. populi est cum humilitate audire. quae monet sacerdos. Quicquid non licet pastoris est prohibere ne fiat. plebis est audire ne faciat.

Do der gotes sun hinnan ze sineme uater wider wor. do gab er sinen iungeron zeiner sunterlichun gebe diu gebot des wrides. da er zin sprach. Jch gibiu minen wride. ich laziu minen wride. Do er von in wor. Do liezzer sie umbe daz in demo wride. daz er sie ouch uvolte uinden in demo wride. Des wrides hêrscaft zeiget er in einer anderer stete. da er sprichet. Die sint uile salich. die wridesame sint. wante sie geheizzen werdent gotes chint. Die ne wellen nieth werden gotes chint. Die unuuridesame sint. Wir sculen auer daz wizzen daz dirre wride ist ze habenne mitten guoton unt den rehton. nieht mitten unrehton. die den ublen wride untrin hant in ir sunton. Daz sculen uuir auer so tun. daz wir sie selben nieth hazzen sunter ir unreth. wane sigen ouch sie ubel sie sint iedoch gotes gescaft. Der uuride den wir auer mitten guoten haben. der gestatit die ebenhellin unt die bruderlichun minne. wante er ist ein muoter der minne. Disen wride behûten wir mit aller unserer chreſte. wante er ist ain bruttesalin der gesunlichen. unter ungesunlichen uigente.

XX. Schwäbiſches Verlöbniß.

(*Massmann* im rheiniſchen Museum für Jurisprudenz. III. 281 — 283.)

Da ein frî swebene ewet ain swab der ist ain frî man, der muoʒim siben hautscuohe han: mitten git er siben wete nah dem swabeschen rehte, unde sprichet zem eresten alsus.

I. wa ich iw erwette den rehten munt, den geweren munt, den gewaltigen munt, nah swabe ê, nah swabe rehte, so von rehte ain vrî swab ainer vrîen swabin sol, mir ze mineme rehte, iu zuo iuwereme rehte, mit mineme volewerde engegen iwereme vollen werde.

II. wa ich iwerwette so getaniu aigen, so ich in swabe herschepte han, so ich in des kuniges riche han, nah swabe ê, nah swabe rehte.

III. wa ich iu erwete chuorichen unde chuozal, alsic en swabe herschepte han unde in des chuniges riche han, nah swabe ê, nah swabe rehte.

IIII. wa ich iw erwete zoum unde gecimbere, ouʒvart unde invart, nah swabe ê, nah swabe rehte.

V. wa ich iu erwette stuot unde stuot waide, unde swiner unde swaige, unde rehte ganswaide, unde chorter scaphe, nah swabe e.

VI. wa ich iw erwette scaz unde scillinch, unde golt unde gimme, unde allen den tresen den ich hute han oder vurbaʒ gewinne unde scarph egge, nah swabe e.

VII. wa ich iu wette aller der wette der ich iu getan hân widembuoche ze vrumênne unde diu ze geloutenne ze hove unde ze gedinge unde ze allen den steten da ich ze rehte sol, nah swabe rehte, so von rehte ain vrî swab ainer vrîen swabin sol, mir ze minem rehte, iu ze iwerem rehte, mit minem volwerde engegen iwerem vollen werde, obir mir den canzelare gewinnent.“

Diu wete elliu die niemet diu frouwe unde ir voget. Nu nimet der voget, ir geborn voget, diu wete unde die frouwen unde ain swert unde ain guldin vingerlin unde ainen phenninch unde ain mantel unde ain huot ouf daʒ swert, daʒ vingerlin an di hilzen, unde antwrtet si dem man, unde sprichet „wa ich iu bevilhe mine muntadele ziweren triwon unde ze iueren gnaden unde bitiuch durch die triwe als ich si iu hevilhe, daʒ ir ir rehte voget sît unde ir genadich voget sit, unde daʒ ir nit palemunt ne werdent.“ so emphahet er si, unde habesime.

XXI. Erfurter Judeneid.

(Dorow's Denkmäler alter Sprache und Kunst. 1. 2. S. IX.)

Des dich dirre sculdegit, des bistur unschuldic, So dir Got helfe. Der got der himel unde erdin gescuf, loub, blumen unde gras, des da vore nine was. Unde ob du unrechte sveris, daʒ dich di erde virslinde, di datan unde abiron virslant. Unde ob du unrechte sveris, daʒ dich di muselsucht biste, di naamannon liʒ unde iezi bestunt. Unde ob du unrechte sweris, daʒ dich di e virtilige, di got moisy gab in dem berge synay, di got selbe screib mit sinen vingeren an der steinir tabelen. Unde ob du unrechte sweris, daʒ dich vellin alle di scrift, di gescriben sint an den vunf buchen moisy. Dit ist der iudenheit, den di biscof Cuonrat dirre stat gegebin hat.

XXII. Berthold.

(ohngefähr 1200 geb., ſtarb 1272.)

Deutſche Predigten*).

Erſte Predigt (S. 1).

Von den drin müren**).

Text Matth. 13, 44

Daz himelrich glichet einem acker, da ſchatz inne verborgen lit. Als den ein menſche findet, daz verkeuffet alles daz ez hat, und keuft den acker, daz im der ſchatz werde. Welhes iſt der acker, dem daz himelrich gelichet? Daz iſt die heilige kriſtenheit. Daz iſt davon daz nieman zum himelriche kümet, wanne uz der heiligen kriſtenheit. Ez get nit weges zum himelrich uz der heidenſchaft, noch uz der jüden ee, noch uz der ketzerie get nit weges zu dem himelrich. So heißet auch die heilige kriſtenheit ein acker uz***) der heiligen ſchrift. Welhes iſt der ſchatz, der da inne verborgen lit? Daz iſt eines jeglichen reinen kriſten menſchen ſele. Daz iſt got gar ein lieber ſchatz, und iſt im halt ſo liep, daz er verkeuft alles ſin güt, den worten daz im der ſchatz warde. Wenn er wart ſin vil wol gewar, ſwie verborgen er do lag. Die ſele iſt ein verborgen ſchatz; ſie ſieht nieman; ſie hört nieman; ſie gerurt nieman. Sie iſt ein verborgen ſchatz, und darumb verkeufte der almehtige got alles ſin güt und keufet den acker, die heiligen kriſtenheit, daz im der ſchatz werde. Ir herren, ir keuffent uwer ecker nüwen mit pfennigelin und mit ſilberlin. Unſer herre iheſus chriſtus verkauft' ſie ſelbes lip und kaufte den acker, daz im der ſchatz wurde, dez reinen kriſten menſchen ſele. O we lieben kriſten lüte! nu habent den almehtigen got liep; wanne er hat uch an' mazen liep gehabt. Und da er den acker

*) Berthold, des Franciskaners deutſche Predigten, aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, theils vollſtändig, theils in Auszügen herausgegeben von Chriſtian Friedrich Kling. Mit einem Vorwort von Dr. A. Neander. Berlin. Ferd. Dümmler. 1824. 8.

**) Die Predigt beſchäftigt ſich mit der Darſtellung der leitenden und ſchützenden Gewalten. Der Inhalt iſt folgender: Der Acker, dem das Himmelreich verglichen wird, iſt die Chriſtenheit, der Schatz darin die Seele des reinen Chriſten; dieſe hat Gott mit Hingebung ſeiner ſelbſt erkauft, und ihretwegen eine zärtliche und treue Pflege der Chriſtenheit zugewendet, wozu auch gehört, daß er ſie kräftig geſchützt hat durch drei Mächte, 1) das geiſtliche Gericht, 2) das weltliche Gericht. Große Wichtigkeit und große Verantworlichkeit beider. Traurige Folgen ihrer Nachläſſigkeit und Verkehrheit. 3) Ergänzung beider, nothwendig bei der Gebrechlichkeit, an der ſie leiden, die heiligen Engel, geſetzt über größere und kleinere Gebiete, auch über jeden einzelnen einer, zum Schutz gegen die Teufel u. ſ. w.

***) uz Verwechſelung für in.

kaufte mit sin selbes libe, do gnuget' in dannoch nit, er wolte in' auch selber büwen; so gar herzeclichen liep waz im der acker durch den schatze, der drinne waz*) gelegen verborgen. Alse wolte er zu dem acker niemanne getruwen, der in büwete, danne im selber; weder patriarchen, noch propheten, noch deheinem der zwelf boten, noch engeln, noch menschen, weder nieman im himel noch uf der erden, noch niemanne; alse gar liep waz im der acker durch den schatz der dar inne verborgen lit, dez reinen kristen menschen sele. O we ir seligen kristen lüte, wie hertzeclichen liep ir haben söltet, aller engel herren und aller werlt herren, und keiser und künig aller künige; der hat den pflüg selber durch uwern willen gehabt. Ir herschaft, ir lonent dem knehtelin, daz den acker büwet; dem gebent ir ein wenig gütelins. Da waz im der acker alse liep, die heilige kristenheit, daz er in nieman wolte lazen büwen, und er hat den pflug selber gehabt aller engele herre. Ein pflug muz von yssn und von holtze sin. Also waz daz heilige crüce von holtz, und von yssn die nagel, die im da gingen durch hende und durch füße, und also habte er den pflüg, nutze er den tot dran nam. Nu seht, ir liebe kristenheit, wie liep uch got hat gehabt. Und do gnuget' in nicht an, daz er in kaufte mit sin selbs libe, und in do selber büwete, und in auch selber habte; und hat in auch selber gedünget mit sin selbes blüte. Wo wart ie deheim acker so gar ubertüre kauft, und als türe vergolten, und als zertlich erbuwen, und als hart erbuwen und als lieplichen gedunget, und also minneclich gedunget? wanne er hat in gedünget mit seinem edeln minneclichen hertzeblüte; wanne do mit wart die erde begozen. Als gar liep waz im der acker die heilige kristenheit, und der edele schatze des reinen kristen menschen sele. Nu seht, wie hertzeclichen liep uch got gehabt hat, und wie hertzeclichen er uch geminnet hat. Und do von, also er selber spricht und gebüdet, so süln wir in minnen von allem unserm hertzen und von aller unser kraft und von aller unser sele, und unsern nehsten alse uns selber. Wann er uns als hertzeclichen liep hat gehabt, so wil er auch, daz wir in liep han. Und ist die liebe, der er von uns mütet, nüwen unser sele seligkeit und unsers libes. Ist jeman hie, der im ern und selden und gutes wol gan; der habe got liep von allem sinem hertzen und aller siner sele und von aller siner kraft, und sinen nehsten alse sich selber. Swer daz dut, der gan im selber güts wol und aller seligkeit; wanne dez zerrinnet im hat halt niemer mere. Ich wil ein groz wort sprechen: er hat halt alles, daz got selber hat. Und wir süln von der selben liebe, daz er uns so liep hat (unsern nehsten liep han)**). Swanne wen der herre liep hat, den sol das hofe gesinde auch liep han. Und

*) waz = war, sonst „was" geschrieben. in der Handschrift ist fast durchgehends „waz" geschrieben wie „dez" als genit. sonst des. Das z scheint mit der Betonung zusammen zu hängen, da in tonlosen Sylben s steht, z. B. selbes, gotes.

**) Mit den eingeschlossenen Worten wird am passendsten die Lücke der Handschrift ergänzt.

alſo hat er uns alle liep gehabt. Hat einer mer danne der ander; er hat doch den armen alſe liep, alſe den richen. Swie arm er iſt, ſwie ungeſtalt er iſt; du weiſt nit, wez got mit im gedaht hat, mit dez armen armut und mit dez richen richeit. Und dar umb ſoltu dinen nehſten, daz iſt din eben kriſtin minnen alſe dich ſelber; wanne in got ſelber alſe liep hat, daz er den tot durch in leit. Dez enmütet aber got hin zu dir nit; er mütet nuwen, daz du in alſe dich ſelber minneſt. „O weh*), brüder bertholt, ja tuſt du dez ſelber nit. Nu bin ich din ebenkriſtin menſche, und haſt zwen gute röcke, und han ich einen vil böſen, und leſt mich doch ee mangeln danne dich ſelber.“ Daz iſt vil war; ich han die röcke; ich gibe aber dir dekeinen. Het es got alſo gemeint, ez worde nieman behalten, der hute lebet, weder geiſtlich noch werltlich menſche. Ich gib' dir dez rockes nit, ich ich wolte aber gerne mit güten trüwen, daz du einen alſe güten heteſt oder einen zwirunt alſe güten. Siech daran lit die minne, die du gein din ebencriſtin haben ſolt: ganſt du dir ſelber gutes, du ſolt auch im gutes günnen; haſt du gerne ere, du ſolt auch im ern günnen; haſt du gerne himelrich, du ſolt im auch himelriches günnen, alſe wol alſe dir ſelber; du ſolt alſe gerne dinem nehſten günnen, daz im wol geſchehe, als dir ſelber, an allen dingen mit dinem herzen und mit diner truwe und mit dinem willen und mit diner erbermede, daz dich erbarmen ſol ſin iamer und ſin kümer, alſe ob ez dir ſelber anlege. Soltes dir anliegen, als ez manige lüte verſtent, ſo mohte nieman behalten werden. So wer' her david verlorn worden; er gunde im ſelbe dez künigriches baz danne hern ſaule; er hat im aber vil wol günnet, daz er mit got und rehte ein ſemeliches hete gehabet, und daz er ein ſemeliches hertze gein got hete gehabt an der rihtekeit. Ez mohte auch keiſer heinrich**) nit heilig ſin worden; der mohte darumb nit alle kriſtenlüte zu keiſern han gemaht. Daz ſelbe ſpreche ich auch zu dem guten ſant oſwalde und zu allen den, die mit grozer rieheit zu himelrich ſint komen; die mohten ubel***) alle die zu künigen han gemachet und zu herren, die dezmals lebten. Got der meint ez alſo nit; er meint, daz du den armen durch ſin armut nit ſolt verſmahen, und im halt ſin armut büßeſt, ſwo du maht, und ſo du aller meiſte maht, daz er bi dir iht verderbe. Und maht du im mit andern ſachen nit gehelfen, ſo ſoltu in troſten und grüßen, und ſol dir leit ſin, waz im wirret, und ſolt dich uber in erbarmen an libe und güte, oder an frunden, oder an ern. Darumb ſoltu im nit haz noch nit tragen. Und ſwaz dir liep ſi, daz man dir du, daz ſoltu auch dem nehſten tun; ſwaz dir leit ſi, daz man dich hazze oder ſchelte oder ſpote, dez ſoltu in erlazen. Nu ſeht, daz mohte ein ieglich menſche

*) Eine dialectiſche Einwendung, welche ſehr dazu beiträgt, den Vortrag lebhafter zu geſtalten.

**) Der Sinn iſt: Wäre es ſo gemeint mit der Liebe, ſo hätte Kaiſer Heinrich (I.) nicht heilig werden können, da er ja nicht alle Chriſten hätte zu Kaiſern machen können, darum daß er heilig würde.

***) Verneinung mit einer feinen Nebenbeziehung.

tun gar wol; wanne wir sin alle einander schuldig; wir sin alle einander sin gebrüder und sweſter; und heizzen alle nach*) einander nach dem almehtigen gote unſerm herren iheſu criſto, alſo heißen wir allesament kriſtenlüte. Nu seht, ir reinen kriſtenlüte allesament, wie lieb uch der almehtige got hat gehabt. Wann er als maniger hande liebe hat an den acker geleit; da gnuget' in dannoch nit an, er habe in nach ihm genennet und**) den edeln schatz, der im so herzeclichen lieb waz. Und da bi allem sampt genügete in niht; er wolte dannoch mer koſt und gezierde an den acker legen. Ir herſchaft, ir umbzünent uwer ecker nüwer mit einem schwachen züne, oder ir lant ſie gar sus. Da umbvieng der almechtige got dieſen acker mit drin feſten müren. In gnügete mit einem züne nit, als ir herren uwer ecker mit einem kranken***) zünlin umbvaht und umbſchrenket. In gnuget auch an einre muren nit; in gnügete auch an zwein müren nit. Er wolte nüwen dri ſtarke müren alle umb und umb den acker lazen gen, gar ſtark und feſte; ſo hertzeclichen lieb waz im der acker und der ſchatz. Und darumb hat er in ſo feſteclichen umbvangen mit drin ſtarken müren, mit einre ſidinne müre; ihr wißent wol, daz ſide gar ſtark iſt und feſte und zähe; dannoch hat er ſie umbfangen mit einre yſenin müre, und mit einre himeliſchen müre. Die erſte müre die iſt ſydin. Do hat der almehtige got ſinen hertzelieben acker gar feſteclichen mit grozer kraft umbvangen. Daz iſt die ſiden ſtole, daz geiſtliche gerihte. Wann er die ſtole dem guten ſant peter bevalch mit grozer feſtenunge, daz er der muren pflege, und im den ſchatz den edeln hort gar wol behüte. Und do von malt man ſant petern den himelſlüſſel in die hant, daz er ein kamerer (iſt) der heiligen criſtenheit mit der criſtlichen geiſtlichen lere und mit dem geiſtlichen gerihte. Alſe veſteclichen iſt ez hute einem ieglichen babeſte bevolhen, daz er an gotes ſtat die kriſtenheit wiſe und lere, wie ſie criſten glauben lern ſüln. Und alſe ſie in gelern, ſo ſoll man das volk dannoch lern, wie man in halten ſol criſtenlichen; ob in inden oder heiden oder ketzer den criſten glauben leiden wolten, daz ſie den künnent widerſtehen und ſich für unglauben gehuten künnent; und wie man criſtenglauben mit criſtenlichen werken vollefurn ſol. Wann criſtenlicher glaube an' criſtenlich werk iſt vor got ein totes ding, und criſtenliche werk ane criſtenlichen glauben iſt vor (got) alſam. Swer der beder nit behaltet alſe er von rehte ſol, der gevert eweclichen ubel. Wie man ieglicheſ behalten ſol nach ſinem rehte, daz iſt dicke und oft geſaget. Nu mag der babeſt in allen landen mit geſin, und mag alle menſchen nit erkennen an irn glauben und an irn werken: Und dovon hat er den patriarchen und den kardinaln und den ertzebiſchofen und den andern biſchofen und ertzepriеſtern und abten und probeſten und techanden und pfarrern und unterpfarrern den gewalt

*) „nach" hier = mit.
**) Für „und" ſteht richtiger „durch," welches alsdann = „um — willen."
***) Schlechten, leichten Zaune.

die herren alſe gar vil an ſich gezogen, daz nu vil wunderlichen kume ettewo uf vier kirchen ein prieſter ſitzet; wanne ſie mogen eht ſich do von nit begen. Do vil billichen vier prieſter wern, do iſt küme einer. Pfi ſymon, wo ſitzeſt du vor minen augen? und ſacrileger, und die ſo uf den ban nicht enahtent, und ez für ein geſpöte habent! Wer getorſte gewuchern, gefürkeufen oder pfant behaben, oder gerauben, oder geſteln, oder ee gebrechen, ſo man die hohen herren ſehe zu banne getün, und dar nach in die ahte dün, und dar nach eeloz und rehteloz ſagen, und darnach den lip nemen, und den nidern daz ſelbe tete, und hüte zehen hinge, und morgen zehenen daz heubt abe flüge, dieſe radebrechte, iene brente, dieſe an der ſül ſlahen*), iene binden an den kirchzün? So ſpricht der ketzer, es muge nieman einem menſchen ſinen lip genemen ane ſunde mit gerihte. Her rihter, ich ſetze uch nit mer büße wanne uwerm ſwerte. Wer mit rehten für uch überredet wird ſo getaner ſchülde, die zu dem libe ſtet, ſo da ſült ir uns einen fride vor ſchaffen. See, wer mohte lip oder güt deheine wiſe behalten? nü mag man füs lip oder güt mit nihte behalten. — Unſeliger ketzer, der almehtige got hat ſinen hertze lieben acker do beſchirmet. Und ſwenne man gerichtes alſo pflege, alſe got geſetzet hat ſo mohte küme iemer dehein ſele verlorn werden; wanne ez engetorſte eht nieman deheine groze ſünde getün. Dovon, ir keiſer, wert ir hie, ich künd es uch wol geſagen; alle die ſele, die von uwern ſchülden verlorn werdent, von unrehtem gerihte, von der lazheit dez gerihtes, daz ir uch verſümpt oder vergahet mit gerihte, und witwen und weiſen und armen und richen nit fride machet, als verre ir muget und ſült, alle die ſele die do verlorn werdent, die müſſent**) ir gote vil türe gelten nach uwerm grozen ſchaden. Ir künige und ir hertzogen, alle die, den der almehtige got den gewalt geben hat und daz geriht bevolhen hat, ſwo ir nit guten fride machent, alſe verre alſe ir möget, und nit reht gerihte habet, do verflucht uch got umb, als er zu moyſen ſprach, wie hohe er die ſegent, die rehtes gerihte da habent. Ja hat uch got gar groze wirde uf erden gegeben. Man muz vor uch knien und gegen uch uf ſten, und muz gein uch vorhte, und habt***) vil wite und breit umb uch, und ritet ſchone und get ſchone, und habt hohe bürge und ſchöne frauwen. Und do von ſöltet ir tag und naht trahten, wie er daz gote gedanken möhtet. Nu bete er uch anders nit, danne guten fride machen und rehtes gerihte halten. Swenne ir rehtes gerihte hiltet, ſo wer auch der fride güt in allen uwern landen. Nü rihtent ir nüwen nach dem pfennige. Herre, waz hat eht der pfennig getan? Wanne ſwelhen enden das gerihte gat, ſo geht eht ez nuwen uber den pfennig †). — Dieſe zwo müre ſind von irdeniſcher materie. Do von

*) „ſlahen" und „binden" hängt noch von „ſo man ſehe" ab.
**) Die Conſonanten z, ß, ſſ wechſeln ſtets in der Handſchrift.
***) Man leſe des Sinnes wegen: „vorhte han und halt."
†) Sinn: der Pfennig wird gleichſam der Schuldige, denn wo man richtet, gehts über ihn her, er muß büßen.

ſlifent ſie und werdent krank. Und dar umb beving unſer herre ſinen lieben acker mit einre himeliſchen müre. Wanne im waz eht der acker und der ſchatz ſo hertzerlichen liep, daz in nit gnügete an den zwein muren, und beſatzt in hüte*) mit der heiligen ſchar der engeln. Er müßte einem herren ein lieber acker ſin, der zu ieglichem orte einen hüter ſatzte; der müßen vier zu einem acker ſin. So wer im aber der gar ein lieber acker, der zu einem ieglichen eher einen hüter ſatzte. Alſo liep hat unſer herre die heilige criſtenheit den acker, daz er zu iedem orte einen hüter ſatzte. Er hat zu ieglichem künigriche einen engel geſetzet, der dez künigriches hütet, und danne zu ieglichem hertzogetüme und zu ieglichem lande, daz ein lant mit ſünderm namen iſt, und danne zu ieglichem biſtüme einen, und zu ieglicher ſtat einen, die in den landen und in den biſtümen ſint, und danne zu ieglichem dorfe einen, und zu ieglichem kloſter einen, und zu ieglichem hüſe einen, und zu ieglichem menſchen einen ſünderlichen, ez ſi iüng oder alt, getauft oder ungetauft, einem ieglichen criſten menſchen ſunderlichen einen hüter und einen engel gegeben, und halt ieſlichen**) heiden und ketzer und iüden und ſlafenen und tatanen; ez ſin iene oder dieſe, die nach menſchen gebildet ſint, der hat iegliches ſinen engel, der ſin hütet. — — —

XXIII. Aus dem Sachſenſpiegel.***)

(1218.)

1. Prologus.

(S. 12. 13.)

Des heiligen geiſtes mynne, die ſterke mine ſinne, Dat ik recht vnde vnrecht der ſaſſen beſceide nach godes hulden vnde na der werlde vromen. Des ne kan ik al eine nicht vyn. Dar vmme bidde ik to helpe alle gude lüde die rechtes geret, of yn ienich rede beiegene; de myn dumme ſyn vermide vnde dar dit buk nicht af ne ſpreke, dat ſe dat na rechte beſceiden na irme ſinne, ſo ſiet rechtes weten. Von rechte ne ſal nemanne wiſen lieue, noch leide, noch torn, noch gift. Got iſt ſelue recht. Dar vmme is eme recht lief. Dar vmme ſien ſe ſik vore alle die, den gerichte von godes haluen beuolen ſi, dat ſe alſo richten, alſe godes torn vnde ſin gerichte gnedichlike ouer ſe irgan mute.

Textus prologi.

Got, die is begyn vnde ende aller dynge, de makede to irſt hemel vnde erde, vnde makede den mynſchen bynnen ertrike, vnde ſatte yne in

*) „hüte" (heute) bezieht ſich wohl darauf, daß die Predigt am Engelsfeſt gehalten wurde; ähnliche Ausdrücke gebraucht Berthold auch ſonſt.

**) = ieglichen.

***) Der Sachſenſpiegel oder das ſächſiſche Landrecht, nach der Berliner Handſchrift vom Jahr 1369, mit Varianten aus ſiebzehn andern Texten, herausgegeben von C. G. Homeyer. Berlin 1827. 8.

dat paradies; die gebrak den gehorſam vns allen to ſcaden. Dar vmme ginge wie irre alſe de hirdeloſen ſchape byt an die thiev, dat he vns irloſte mit ſiner matere. Nv auer we bekart ſyn vnde vns got weder geladet heuet, nv halde we ſine e vnde ſin gebot, dat ſine wieſſagen vns geleret hebbet vnde geiſtlike gude lüde, vnde ok kerſtene konynge geſat hebbet: Conſtantin vnde karl, an den ſaſſen land ſines rechten tiüt.

2. Urſprung und gegenſeitiges Verhältniß der geiſtlichen und weltlichen Macht.

(S. 15.)

Twei ſwert lit got in ertrike to beſcermene de kriſtenheit. Deme Paueſe is geſat dat geiſtlike, deme keiſere dat wertlike. Deme paueſe is ok geſat to ridene to beſcedener tiet vp eneme blanken perde vnde de keiſer ſal ime den ſtegerip halden, dur dat de ſadel nicht ne winde. — Dit is de betekniſſe, ſvat deme paueſe widerſta, dat he mit geiſtlikeme rechte nicht gedvingen ne mach, dat it de keiſer mit wertlikem rechte dvinge deme paueſe gehorſam to weſene. So ſal ok de geiſtlike gewalt helpen deme wertlikem rechte, of it is bedarf.

3. Vom Kampfgerichte.

(S. 58—61.)

Sve kampliken grüten wille enen ſinen genot, die mvt bidden den richtere, dat he ſik vnderwinden mvte enes ſines vredebrekeres to rechte, den he dar ſe. Sven yme dat mit ordelen gewiſt wirt, dat het dvn mvte, ſo vrage he wo he ſik ſyn vnderwinden ſole, alſit yme helpende ſi to ſime rechte. So vint man to rechte, getolike bi me houetgate. Svenne he ſik ſyn vnderwunden het, vnde yne mit orloue gelaten heuet, ſo ſal he yme kündegen, war vmme he ſik ſyn vnderwunden hebbe, dat mach he dvn to hant of he wel, oder geſpreke dar vmme hebben. So mvt he vn ſcüldegen, dat he den vrede an eme gebroken hebbe, entweder vppe des konynges ſtrate, oder in deme dorpe; to ſwelker wis he yne gebroken hebbe, to dere wis klage he vp yne. So ſcüldege he yne auer, dat he yne gewunt hebbe, vnde de not an yme gedan hebbe, de he wol bewiſen moge. So ſal he wiſen de wunden, oder den naren of ſe heil is. So klage he vort, dat he yne berouet hebbe ſines gudes, vnde yme des genomen hebbe alſo vele, dat it nicht vndürer ne ſi, it ne ſi wol kampwerdich. Diſſe drü vngerichte ſal he to male klagen. Svelk ere he yersviget, he heuet ſin kamp verlorn. —

So ſpreke he vort: dar ſach ik ſelue en ſeluen, vnde beſcriedene mit deme rüchte; wil hes bekennen dat is me lif, vnde ne bekant hes nicht, ik willes ene bereden mit al dem rechte, dat me dat lantvolk irdelt, oder de ſcepenen of it vnder konynges ban is. So bidde iene ener gewere, die ſal man yme dvn. Doch mvt de man ſine klage wol beteren vor der gewere. Svenne die gewere gedan is, ſo bivt iene ſin vnſcult, dat is en eid vnde en echt kamp, of he yne to rechte gegrot heuet, vnde of it dar is, ik mene, of hetto vor lemesle vulbringen mach. —

Jewelk man mach kampes weigeren deme, de wers geboren is

denne he. Die aver dat geboren is, den ne kan die wers geborne nicht verlegen mit der beteren gebord, of he en anſprict. Kampes mach ok en man weigeren, of man yne grot na middage, is ne were er begunt. Die richtere ſal ok plegen enes ſchildes vnde enes ſverdes deme, die den man ſcüldeget, of hes bedarf. Kampes mach ok en man ſinen mage weigeren, of ſe beide mage ſin, beſte he dat ſelue ſeuede gewere vppen hilgen, dat ſe alſo na mage ſin, dat ſe durch recht to ſamene nicht vechten ne ſolen. —

De richtere ſal twene boden geuen ir iewederme die dar vechten ſolen, die dat ſen, dat man ſe gerwe na rechter wonheit. Leder vnde lynen dyng mvten ſe an dvn, alſe vele alſe ſe willet. Houet vnde vüte ſint yn vore blot, vnde an den henden ne ſolen ſe nicht wen dvnne hantzek en hebben. En blot ſvert in der hant, vnde en vmme gegort oder twei, dat ſtat an irme kore. Enen ſenewolden ſchilt in der anderen hant, dar nicht denne holt vnde leder an ne ſi, ane die bokelen, die mvt wol yſern ſin. Enen rok ſvnder ermelen bouen der gare. Vrede ſal man deme warue bieden by me halſe, dat ſe nieman ne irre an irme kampe. Ir iewederme ſal de richterere enen man geuen, de ſinen bom drage; die ne ſal ſe nichtes irren, wen of ihr en valt dat he den bom vnderſteke, oder of he gewunt wirt, oder des homes bedet; des ſeluen ne mvt he nicht dvn, he ne hebbes orlof van me richtere. Na deme dat deme warue vrede geboden is, ſo ſolen ſe des warues to rechte geren, den ſal en die richtere orlouen. Ortiſerne ſolen ſe von den ſvertſceiden breken, ſe ne hebbens orlof von me richtere. Vor den richtere ſolen ſe beide gegerwet gan vnde ſveren, die ene: dat die ſcult war ſi, dar he yne vmme beklaget heuet; vnde die andere: dat he vnſcüldich ſi, dat yn got ſo helpe to irme kampe. Die ſvnnen ſal man yn gelike delen, alſe irſt to ſamene gat. Wirt die verwunnen vppe den man ſprict, man richtet over yne. Vichtet he ſege, man let yne mit gewedde vnde mit bute.

Die klegere ſal irſt in den warf komen, of die andere to lange yn irret. Die richtere ſal yne laten vore eſchet den vronen boden in deme huſe, dar he ſik ynne gerwet, vnde ſal twene ſcepenen mede ſenden. Süs ſal man yne laden to deme anderen vnde to deme dridden male. Ne komt he to der dridden ladvnge nicht vore, die klegere ſal vp ſtan, vnde ſik to kampe bieden, vnde ſla twene ſlege vnde enen ſteke weder den wint. Dar mede heuet he ienen verwunnen ſogedaner klage, alſe he yne an geſproken heuet, vnde ſal yme die richtere richten, alſe of he verwunnen were mit kampe.

XXIV. Der Landfriede und Reichsabſchied Friedrich's II. zu Mainz.

(1235. 1236.)

Hie hebt ſich an Kaiſer Friderichs des andern Brieff.

(*Schilteri* thes. Tom. II.)

Die Recht ſatzt und beſtat der ander Kaiſer Friderich mit der fürſten radt und mit andern groſſen herren und weiſen zu dem groſſen

hoffe zu Matgawtz diß geschach von unsers herrn Cristi gepurd zwelliff hundert Jar und in dem sechs und dreissigsten Jar an unser frawen tag mitten in dem Augst.

Da ain sun mit seinem vater kriegt.

Sir setzen und gepieten pey des Reichs hulden und von unserm Kaiserlichem gewalt und mit der fürsten rat und ander des Reichs Helden und getrawen. Welich sun seinen vater von seinen purgen, oder von anderm seinem gut verstösset oder In prennet oder rawbet oder sich zu seines vater feinden machet mit aiden oder mit trewen das es auff seins Vater ere gat oder auff sein verderbnuß. Bezewget In des sein Vater zu den Heiligen von seinem Richter mit zwayn Sempermannen die nyemant mit recht verwerffen mag der sun sol sein vertailt aigens und lehens und varendes guts ewiglichen das er von Vater und von Muter erben solt Also das Im der Richter noch Vater nymmer wider gehelffen mag das er kain recht zu dem gut nymmer mer gewynnen müg.

Welich sun an seins Vater leib ratet oder verlenglichen angreiffet mit untrewen oder mit vangknuß haisset wirt er des vor seinem richter bezewget als hie vor geschriben stet derselb sun sey erlos und rechtlos ewiglichen also das er nymmer mag zu seinen rechten komen mit kainen dingen

Alle die auch der Vater zu zewgen nympt vor dem Richter über alle die sach die hievor geschriben sent die sullen des nicht überwerden mit sipp noch mit kainer slacht sach sie gestanden dem Vater der warhayt pey der des nicht tun wil den sol der richter darzu twingen Es sey dann das er vor dem Richter swer zu den Heiligen das er darumb nicht wisse.

Hat der Vater dinstmann oder aigen Lewt, von den ratt oder hilff sol der sun der ding kains tun wider seinen Vater die oben geschriben seint bezewget es aber der Vater es sey vor seinem Richter als hievor geschriben ist salb dritt zu den Heiligen dieselben seint erloß und rechtloß ewiglichen.

Der Vater mag aber sie nicht bereden der ding Er bezewg ee den sun als hie vor geschriben ist. Bezeuget er darnach die dinstmann oder die aigen Lewt der richter in des gericht es geschehen ist der sol sie zu ächt tun und sol sie nymmer daraus lassen, Sie geben dann dem Vater seinen schaden zwivalt den er von irem ratt oder hilff genomen hat und dem Richter seine recht Habent dieselben Lehen von dem Vater die Lehen sullent dem Vater ledig sein zuhant so er sie bezewget und sol sie In nymmer wider geleihen Leihet en In sie aber wider So sol er also vil als des Lehens ist dem Richter an widerred geben.

An allen sachen die hie vor geschriben seint mag ain jeglich semper frey man der sein recht hat behalten er sey fürst oder ander Hochman helffen bezewgen was er wais Ain dinstman mag auch bezewgen mit andern dinstmannen Ain aigen man mit seynem genossen Ain jeglich frey man hilft wol ainem dinstmann ob er es wais.

XXV. Aus dem Schwabenſpiegel.

(1282.)

(*Schilteri thes.* Tom. II. 2. Pag. 44.)

Cap. LXVIII.

Wie man Rihter uuelen ſol.

JEglich uueltlich geriht hebt ſich von chur, daz iſt alſo geſprochen, daz behain herr ſol den lüten kainen Rihter gen, uuan den, den ſi ſelbe uuelent,

2) An dem ſol der dinge kainez ſin, diu uuir hie nennen.

3) Er ſol nit mainaide ſin, noch ſol in der aeht nit ſin, noch in dem banne.

4) Er ſol auch nit ain Jude ſin, noch ain kezer ſin, noch ain haiden ſin,

5) Er ſol auch nit ain gebure ſin.

6) Er ſol auch nit lame ſin an handen und an füzzen.

7) Er ſol auch nit blint ſin.

8) Er ſol auch nit ain ſtumme noch ain toere ſin.

9) Er ſol auch under ainz und zuuaintzig iar nit ſin an dem alter. Er ſol auch über ahtzig iar nit ſin.

10) Suuelhez der dinge ainez an dem Rihter iſt, der mag mit reht nit rihter geſin.

11) Ain jeglich Rihter ſol vier tugent an im han, die ſelben haizzent cardinale fürſten über alle tugende.

12) Diu aine iſt rehtikait. Diu ander iſt uuishait, Diu dritte diu ſterke. Diu vierde diu mauzze.

13) Ain Rihter ſol die rehtikait alſo haben, daz er uueder durch lieb noch durch laide noch durch miet noch durch hazz niht entu uuan daz reht ſi.

14) Ain rihter ſol auch uuiſe ſin, daz er daz übel von dem guten, und daz gut von dem übeln geſchaiden künne, kan er daz, ſo hat er die rehten uuiſhait, daz übel lat und daz gut tut.

15) Er ſol auch ſtarke ſin, daz er ſin hertz alſo beſterk, daz ez dem libe nimmer nit gerat daz uuider reht ſi, und iſt daz daz hertz ainen krancken mut geuuinnet, ſo ſol der lip alſo ſtarke ſin, daz er dem boeſen mut uuiderſtande uuan diu tugend fur alle tugende gat, der boeſem mut uuider ſtat,

16) Er ſol auch alz ſtarke ſin, daz er libe und gute uuage, daz er reht beſchirme.

17) Er ſol auch die mauzze han, alſo daz er ueder durch reht noch durch unreht nimmer ſo grözzen zorn geuuinne, daz er uuider daz reht nimmer iht getu, er ſol nimmer ſo zornig ſin ſuuie geuualtig er ſi, unküſchez uuort geſpreche oder ieman ſchelte.

18) Er ſol auch ze gehe noch ze traege ſin an dem gerihte

19) Er ſol auch maezzig ſin an ezzen und an trinken, und an allen dingen, diu der mauzze uuol ziment.

die Gracie Gotz wurchen nach Weise der Grazie, wan Gracie ist lediche mere Craft werk ... in Craft der Gracien) Nv enwurchet Got in kainen Zuval, mer er wurcket in Wesen, da er vindet Ledicheit, wan Wesen enwircket niht. Alsvs wirket Got nach sinen vernvnftigen Werke mit der Sele in einer ledigen Wise. — Nv mohte man furbas vragen, ob ditz sei gesprochen von dem gemeinen Wesen der Sele? so mag man antwurten: Ja, wan es bestet wol an einer gemein Warheit. Nv wil Maister Ekkart noch baz sprechen, vnd spricht, daz Ainz ist in der Sel, daz so hoch vnd so edel sei, also als Got, sonder alle Namen. Nv spricht Maister Ekkart ein Wort drarst †) vnd saget in das, daz die Sel in dem Teil sei ein Funchen gotlicher Natur; * darvme nenet es Maister Ekkart einen Funcken mit Worten in der Sel. Ditz ist so edel vnd Got als gleich, vnd ist so verre erhaben boben ††) Zeit vnd boben Stat, vnd im ist verre allez das geschaffen ist, vnd im ist fremde, noch nahen kein Dinck daz ie geschaffen wart*? aver der Maht Gotes; wan es bekennet sich selber (in) Got, vnd gebravchet in im aller Dinge nach der Weise siner Vngeschaffenheit. Noch sprich ich, mer, waz Got neme ovzen dem edeln Funcken der Sel, daz mvz er nemen von Not * geschafen; ia wer daz Sache, daz er sich avzen disem Funcken, * dez er niht entut, er mvst sich nemen von Geschaffen. Darvme Got bekennet sich, vnd minnet sich, vnd gebravchet sich, vnd er ist selich, vnd ist ein vernvstiges Werde allen Engeln vnd allen Selen vnd allen Creaturen. Ditz ist Got alzemal in diesem edeln Funcken in der Sel, ... ovzen disem Funcken .. wan (in) disem Funcken ist ein der Geist in Got. Wen sich Got nimt in disem Fvncken, so gibt er sich disem Fvncken, vnd wen sich diser Fvncke nimt in Got, so nimt er sich lavtern Got, vnd in diser Weise so ist bewiset, wie Seilickeit liget an Gotz-liden, vnd ditz ist daz Cristus sprichit: Seilich sein die Augen, die da sehen daz ir da sehet. — — — —

XXVII. Johann Tauler*).

(1294 — 1361.)

1.

Predigt vom Joche Christi.

Am V sontag nach der heyligen drey künig achtet, Sagt diß nachgende predig, wie die seel sey ein mittel zwischen zeyt vnd ewigkeit. Vnnd wenn sie sich scheidt von allen bildenn, so trägt sie ein süß ioch, vnd der vsser mensch ein leychte bürden. Gezogen vff die wortt Christi, Matthei xi. Jugum meum suaue est, et onus meum leue.

†) dreist.
††) über.
*) Joannis Tauleri des seligen lerers Predig, fast fruchtbar zů eim recht christlichen leben. Deren Predigen garnah hie in disem Büch des halb-

Mein ioch iſt ſüß, vnd mein bürde iſt leicht. Die ewig warheit vnſer herr Jeſus Chriſtus hatt geſprochen in dem ewangelio, durch ſ. Mattheum. Mein ioch iſt ſüß vnd mein bürd iſt leicht. Diſer warheit widerſprechen all natürlich menſchen, alſo ferr als ſie die natur trägt. Vnd ſprechen, das gotts ioch bitter ſey, vnd ſein bürd ſchwer. Vnd müß es doch war ſein, wann es hat die warheit ſelber geſprochen. Wann ein ding das da ſer druckt, vnd das man ſchwerlich nach im zeücht, das heißt ein bürden. Bey dem ioch nimpt man den inwendigen menſchen, vnd by der bürden den vßwendigen menſchen. Der inwendig edel menſch iſt kommen vß dem edlen grundt der gottheit vnd auch gebildet nach dem edlen lauteren gott, vnd da wider ingeladen, vnnd gerüfft vnd würt wider ingezogen, alſo das er alles güts mag theilhafftig werden, vnd das er lieblich gründt hat von natur das mag die ſeel überkommen von gnad. Nün wie der ewig gott in dem inwendigen grundt gegründt hat, vnd verborgen vnd verdeckt leit, welcher menſch das finden möcht, vnd erkennen vnd beſchawen der wer on allen zweyfel ſelig. Vnnd wiewol das iſt, das der menſch ſein inwendig geſücht der ſele verkert, vnd irr geet, doch ſo hat er ein ewigs locken vnd neigen darzů, vnd kan kein rüw vinden noch haben, Wann alle ding mögen im nicht genůg ſein in allen auſſern dingen, wann das zeucht *ja in* das aller innerſt on ſeyn wiſſen. Wann diß iſt ein end. Als *alle* ding raſten vnd rüwen an ir eygnen ſtatt (als der ſtein vff der erden, vnnd das feür in dem) alſo thůt die lieb andechtig ſel in gott iren heil. Wenn iſt nůn diß ioch ſüß vnd leicht, vnd diß ziehen vnd diß tragen? Nieman ſicherlich, dann den menſchen, die ir gemüt haben gekert inwendig, in den lautteren grundt gottes, von allen creaturen. Die ſel iſt recht in mittel zwyſchen zyt vnd ewigkeit. Kert ſie ſich zů der zeit, ſo vergißt ſie on zweyfel der ewigkeitt, vnnd werden ir dann alle ding ferr die gott zůgehören. Zů gleicherweyß alle ding die man ferr ſieht, die ſcheynen den menſchen klein, vnd was da nahe iſt, das ſchynt groß, wenn es hat wenig mittels. Als die lauterſam,

---

theyls meer ſind denn in andern vorgetruckten Bücheren, die man ſid har mit der hilff gottes funden hat, Der ſeyn wort yetzt wider erwecket vnnd aller welt verkündet. Getruckt zů Baſel Anno M. D. XXII. fol. Am Schluß des Werkes heißt es: „Hie endent ſicht die lere vnd predigen deſz erleüchten vnd hochgelerten Lerers Joannis Tauleri. Wiewol vns nitt vnwiſſent iſt, das etlich frembde predig, vnd ſunderlich in den letſten, die nit Tauleri, doch vnder ſeinem namen vßgangen, ſunder eines andern gelerten hierinn ſeind vermiſchet, haben wir ſölliche nit wol yetz heruß können laſſen, etlicher ſachen halb ſunderlich vmb der kleinmütigen willen, die do gewonlich mer vff ſehen haben vff die vile denn güte. Darumb bitten wir alle chriſtenmenſchen, ſölichs im güten von vns vffzenemen wölchen ſöliche predig zů fürdrung ires geiſtes fürnemen, auch zů lob vnd ere gottes, neülich durch angebung des erberen herren Joan. Rynman, gedruckt vnd volendet in der loblichen ſtatt Baſel, durch Adam Petri, im iar nach der geburt vnſers erlöſers M. D. XXij. gezalt.“ —

wiewol die ſonn zů ſechtzigmal gröſſer iſt dann das erdtrych. Der aber ein becken nimpt mit waſſer ſummer zeit, ſo ſie hoch an dem hymel ſteet, vnd legt darin einen kleinen ſpiegel, darin erſcheynt die groß ſonn mitt einander, vnnd ſcheynt darin kaum als ein kleiner bod. Vnd wie klein das mittel were das da zwyſchen dem kleinen ſpiegel, vnd der groſſen ſonnen käm, das nem dem ſpiegel das bild der groſſen ſonnen zůhand. Alſo zů gleycher weyß iſt es vmb den lauteren menſchen, der das mittel gelegt hat es ſey was es ſey, oder wie klein das ymmer geſeyn mag, das der menſch in dem grundt der warheit nit kan noch mag geſehen, on allen zweifel das mittel wie klein es iſt, benimpt im das ſich das groß gůtt (das da gott iſt) in dem ſpiegel ſeiner ſeel nicht erbilden kan noch mag. Ja wie edel vnd wie lauter bild ymmer ſeind, die machen alleſampt mittel des vnuerbildten bildes, das da iſt gott ſelber. Nůn ſolt ir wiſſen, in welcher ſeel ſich der ewig gütig got erſpieglen ſoll, die můß bloß ſeyn vnd lauter, vnd gefreyet von allen bilden. Vnnd wo ſich ein einig bild in diſem ſpiegel weyſet vnd zeigt, da württ die ſeel des waren bildes vermittelt, das do gott lautter iſt. Nůn alle menſchenn die diſer bloßheit in jn nicht warnemen, das ſich diſer verborgen grundt in jn nit entdecken vnd entbilden mag, inwendig der vernunfft der ſel. Diſe menſchen ſeind alle küchen dieneren vnd küchen knecht, vnnd den ſelben menſchen iſt das ioch bitter. Vnd wer nie darin geſach, noch des grundes nye geſchmacket, das iſt ein offentlich zeichen (ſpricht Origenes) das er des ewigen nymer geſchmecken noch entbeyſſen ſoll.

Nůn wiſſent welcher menſch zů dem minſten im tag ein mal nit in kert in ſeyn grundt, nach ſeinem vermügen, der lebt nit (on zweifel) als ein rechter warer chriſtenlicher menſch. Aber die menſchenn die den grundt raumen, vnnd ſich im müſſigen, vnd die bild ablegen, das ſich die ſonn in iren inwendigen grund der ſeel ergieſſen mag, den ſelben menſchen iſt das ioch gottes ſüß, vnd über alle ſüſſigkeit. Vnſchmäcklich vnnd bitter vnd wider zäme iſt jn alles das das gott nitt iſt, in jn ſelbs vnd in allen creaturen, Ja alles das ſie-ye geſchmeckten oder empfunden haben, den ſeind alle diſe werck ein bittere gall, Wann wo dieſer edler grundt geſchmeckt würt, der zeücht ſo ſer den menſchen, er zeücht das marck auß den beinen, vnd das blůt auß den adern. Vnnd wo ſich diß bild in der warheit hat gebildet, da erlöſchen alle bild in ſcheidlicher weyß.

Nůn, warumb hindern dich die ding damitt du vmbgeeſt in der zeyt? Das iſt, das du mit den dingen biſt verbildet mit eygenſchafften, wereſt du des bildes vnd der eygenſchafft ledig vnd frey, vnd vnbekümmert in der warheit, vnd hetteſtu ein ganz künigreych es ſchadt dir gantz nit. Biß on eygentſchafft vnd bild loß, vnd ledig, vnd frey, vnd vnbekümert mit allen creaturen, vnd hab mit vrlaub was du bedarffſt, mit einer notdurfft, die gemiſcht ſey mit demütigkeit in göttlicher vorcht, ſo günnet dir der ewig got wol deiner notdurfft, on zwyfel. Haſt du ſein nicht, ſo getraw dem herren, er ſoll vnd můß dich wol verſorgen, vnd ſolt es durch vnuernünfftig creaturen geſchehen, er verlaßt die

seynen nicht, als wenig als er die ewigkeitt laßt. Man findet von einem altuatter geschriben, der was als bild loß, vnnd ledig, vnd frey, vnd unbekümert mit allen creaturen, das im mit nichten kein bild bleib in seynem gemütt. Nün fügt es sich, das ein mensch kam klopffen an sein gemach, do kam er hürfür. Da hiesch im der mensch ettwas, das er im vß seynem gemach bringen solt. Do diser heylig altuatter wider in sein gemach kam, alsbald was diß bild hinweg, das er zümal darumb nicht wißte, warumb jn diser mensch gebetten het. Diser mensch klopfft aber an, do kam der altuatter, vnd sprach. Sun gee selber herein, vnd nimm was du bedarfffst. Wann deine bild kan ich so lang nit behalten, dz ich wiß was du wölleſt. Also ist meyn gemüt bloß aller bilde, vnd ledig vnd frey.

Merck, in disen bildlosen menschenn schynt die göttlichen sonn in on vnderlaß, vnnd werdent also adelich gezogen vß jn selber, vnd vß allen dingen, vnnd haben iren willen geben gefangen dem göttlichen willen, in allen dingen, vnd darzů lauter vnd bloß sich selber in allen creaturen, in lieb vnd in leid, in thůn vnd lassen. Dise menschen seind so gar verstrickt in den fryen gottlichen willen, vnd werden so wunnigklich gezogen in das ioch gottes, das sie dardurch vergessen lieb vnd leids, vnd aller ding, vnd darumb scheynendt inen alle ding klein vnd wenig, wann sie sich in in gott vergangen haben; Aber die ewigen ding scheynen jn nahent vnd groß, wann sie in jnen allzeyt inwendig gegenwertig seind, von ires adels wegen der tugend. Hierumb sy vergessen sie in der süssen lieb gottes alles leydenn, ob man sie lieb oder hasse; Des habeu sie steten fryd mitt allen creaturen, mit veinden vnd mit freünden. Disen menschenn ist allzeyt süß das ioch vnsers herren, in lieb vnnd in leid steen sie vnbekümert mitt allen creaturen.

Nůn nemen wir das ander wortt für vns, das Christus sprach, Mein bürd ist leycht. Do meinet man den vsseren menschen, vff den manigfaltige kümmernyß leiden fallt. Eya minnigklicher gott, wer seind nůn dise menschen, den die bürd gottes allzeit leicht vnd süß zůtragen ist? Wann leider nieman yetzund mer leyden will, wie geystlich erscheynet, vnd wenet zů seyn, vnnd můß doch in der warheitt ein leiden vnd ein lassen in dem menschen syn soll im anders recht geschehen. Wann kere dich wohin du wöllst, du můst disen weg vnd kein anders. Wann ich sag dir in der warheit, fleychst du den reyffen, so falstu in tieffen kalten schnee. Darumb lyd dich frölich vnd willigklich, vnnd beuilch dich gott in allen dingen. Wann vnser herr Jesus Christus můst sich bitterlich leyden, vnd also wider in keren vnd kommen in sein eygen glory seins hymelischen vatters.

Was sollen nůn leyden die diener gottes? Sie sollen demütigklich lyden die vrteil gotts, vnd sein verhengknyß (wo vnd wie die vff sie fallen, es sy zů frecht oder vnrecht, es sey von gott oder von dem menschen, es sterben dir deine freünd, oder du verliereſt dein gůtt oder die eer, oder den troſt, außwendig oder inwendig, gotts oder der creaturen. Dise bürden solt du leychtigklich vnd frölichen tragen, vnd darzů dein eygen gebrechen (die dir leid seint) die du nit überwinden

kanſt oder magſt, So leg dich doch demütigklich vnder die bürde zů leyden in dem göttlichen willen; vnd ergib es gott, vnd laß dich darinn demütigklich in ſeynen liebſten willen, hie in zeyt vnd in ewigkeit, In gleycher weyß, als das pferdt, das do macht den miſt in dem ſtalle, vnd wiewol das iſt, das es iſt ein vnflat an im ſelber, das ſelb pferd zeücht doch widerumb den ſelben myſt mitt groſſer arbeit vff das veld, vff den acker. So wächſt dann da edles gůtts korn, vnd ſüſſer wein der nimmer alſo wüchſſe, wäre der vnrein myſt nit, Alſo thů du auch. Wann dein eigner myſt, das ſeind deine gebrechenn, den du nit gethůn kanſt, noch überwinden, die trag mitt arbeyt vnd mit fleyſſe, vnd mit ernſt, vff den acker des wyllenn gottes, in rechter gelaſſenheit, dein ſelbs, vnd trag als das pferd deinen myſt auff das rein edel grün felt on Zweyfel do wechſt in einer demütigen gelaſſenkeyt, edel wunniglich frücht vß, vor gott dem hymeliſchenn vatter, vnd vor allenn ſeinen außerwelten dienern.

Nůn wölcher menſch ſich druckt vnter die bürde, vnd vnder alte vrteil vnd verhencknyß gottes, mit demütiger gelaſſenheyt, vnd leydet ſich dann frölich vnnd gütlich in dem göttlichen willen, in haben vnd mangeln, mitt eim bleibendenn ernſt in demütiger hoffnung, vnd alle ding von gott nympt, vnd ſy, denn wyder vff tregt in rechter warer abgeſcheidenheit, vnnd mit einem ynbleyben bey im ſelber, vnnd ſich denn inſenchet in den ewigen willen gottes, in einer verlaügnung ſein ſelbs, vnnd aller creaturen. Wölcher menſch diſes warlichen vnd lautterlichen thet, vnnd den in dyſem ſtünde, in einer weſentlicher wiſe, dem were dann die burde gottes leicht in der warheit. Ja alſo leycht, das auff denn ſelben menſchen alle die burden würden gelegt, die all dyſe welt tregtt (ob das müglichen were) die würdenn im alſo leycht, das es ime ein rechte freude were. Ja es were im ein wünne, vnnd ein genügte, ein freude vnnd ein hymmelreych. Wann der ewig gott, trüge dyſe burdenn, vnd der menſch ging zůmal darunder ledig, vnnd were alſo vß im ſelber gegangen, vnnd gott gienge do zů mal alle zeyt in, in alles des menſchen thůn vnd laſſen. Das der ewig got alſo würcke in vnß, das vnß ſeyn ioch ſüß werde, vnd ſein bürde leychte. Das helff vnß gott der vatter, vnnd der ſůn, und der heylig geiſt, Amen.

2. Predigt am heiligen Pfingſttage.

Si ſeind alle erfült mit dem heyligen geiſt, vnd begunden zů ſprechen die groſſen ding gottes. Lieben kinder, der tag iſt heut dar an der edel thür ſchatz iſt wider gebenn, der ſo ſchedlich was verloren in dem paradeyß mit den ſünden, vnd aller meiſt mit der vngehorſamkeit, dz alles meſchlich geſchlecht was verfallen in den ewigen todt, vnd was der heilig geiſt (der ein tröſter iſt) zůmal verloren mitt allen ſeinen gabenn vnd troſt, vnd waren alle menſchen gefallen in den ewigen zorn gottes, vnnd in die band des ewigen todts. Diß band zerbrach Jeſus chriſtus an dem karfrytag, da er ſich ließ fahen vnnd binden, vnnd ſtarb an dem krütz, da machet er einen gantzen fryd vnd

ſon zwyſchen dem Mennſchen, vnnd dem himelſchen vatter. Aber heütt vff diſen tag, ſo iſt der ſün beſtetiget vnd iſt der edel teür ſchatz wider gebenn der gantz verloren was, dz iſt der heilig geiſt, zů der reicheit vnnd lieb vnd volle, die in im iſt, kenden alle ſinne hertzen vnd verſtentnuß nit kommen. Diſer heilig geiſt kam in die junger, vnd in alle die ſein entfenglich waren, mit als groſſer reichtung vnd überflüſſigkeit vnnd übergoß ſy in inwendiger weyß. Als ob der regen ſeinen ſchuß thet, vnd ſo das mittel vnd die hindernuß ab were, wie würde er dann kommen mit vollen flüſſen, vnd über güſſe rauſchen, als ob er alles verſencken vnd ertrencken wölt vnd fülte alle täler vnnd grůben die vor im wären. Alſo thet der heilig geiſt den jüngern, vnd allen den, die ſein entpfengklich waren. Vnnd alſo thůt er noch alle ſtund vnd on vnderlaß überfüllet er vnd übergeußt alle gründ vnd alle hertzen vnd ſeelen, wo er ſtatt findet, die erfüllet er mit allen reichen gnaden, liebe vnd gaben, dauon nicht zůſprechen iſt, vnnd erfüllet die täler die tieffe die im fürgehalten ſind. Wer es nun alſo, wie es was bey Helyas zeyten, do es was dry jar und ſechs monnt vngeregnet, vnd man weder ſäyen noch egen mocht, Vnd ob denn ein voller ſüßer regen keme, da von alles erdtrich erquickt würde, bleybe denn eines menſchen acker außgeſcheiden trucken vnd dürr, das ſölte dem vnd allen ſeinen fründen rew vnd ſchreyen machen. So man dann ſpricht. Sy ſeind alle erfült mit dem heyligen geiſt, wie mag denn dem zů můt ſein, des hertz vnd ſeel vnd grund, ſein inwendig, vnd ſein vßwendig, zůmal dürr vnd ſcharpff, vnd grundloß, vnd liebloß iſt blyben diſes übertrefflichen troſtes. Darumb ſöllen mir merkenn, was vnß zů thůn ſey, das wir den heyligen geiſt mügen entpfahen. Die neheſt vnd die aller höchſt bereytung jn zů entpfahen, můß er ſelber bereiten, vnd wircken in dem menſchen. Er můß die ſtatt ſelber bereiten zů im ſelber, vnd můß ſich ſelber auch entfahen in dem menſchen. Was iſt nun ſein werck, mit dem er den menſchen alſo bereitet, ſich ſelber zů entpfahen? Der heylig geyſt hat zwey werck dem menſchen, das ein iſt, er lärt, das ander iſt, er füllet, dz er lär gemacht hatt. Die lärheyt iſt die erſte vnd die gröſte bereitug den heyligen geiſt zů entpfahen. Wann als vil der menſch mer geleret iſt, ſo vil mer iſt er empfenglicher. Soll man nun ein vaß füllen ſo můß von erſten darauß, was darinn iſt. Soll weyn darein, ſo můß das waſſer vor herauß. Wann zwey materliche ding, mügen mit irem gantzen volkomen weſen nit an einer ſtat ſein, wann ſy ſind widerwertig, Soll nun got in, ſo můß die creatur auß. Es můß von not alles dannen, das in dir iſt vnd angenommen iſt. Darumb můß die tierlich vich iſt ſeel in aller weyſe dannen, ſoll die vernünfftig ſeel in dem menſchen geoffnet werden. Vnnd alſo ſoll ſich der menſch laſſen fahen vnnd bereiten vnd laſſen, vnnd des laſſens gar vnnd gantz außgeen. Vnd wenn nun diſe bereitung in dem menſchen geſchicht, ſo wirckt zůhand der heilig geiſt, dz ander werck in dem bereiten menſchen. Er füllet zůmal die entpfenglichkeit. Ja ob du wol in der warheit gelert biſt, ſo entpfachſtu auch als vil, vnnd als vil du minder gelert biſt, ſo vil minder du

kinden zvvai keslach vnd beger, das sy sie gessen vorder diser fassnacht. Wissent, das ich sy euch mit freuden send. Davon so bit ich euch, das ir sy mit begird enpfenhent von mir evvern armen fründ vnd diener in Xpo. Wissent, das bruder H. vvol mag vnd vvol tut vnd fast messe. Spricht.*) er zirnet vast vmb das vrlaub. bittent got für mich vnd mein Süne. pax Xpi uobiscum Amen.

XXIX. Hermann von Fritzlar.

Aus seinem Buch von der Heiligen Leben.

(W. Wackernagels deutsches Lesebuch I. 675)

I. Ein meister vreget, wan daȝ ewige wort werde geborn in der sele, weliche craft in der sele iȝ zu aller ersten geware werde oder gefule: er sprichit iȝ si vernunft. Ein ander meister sprichit eȝ si der vrie wille. Aber ich spreche: eȝ ist gehugnisse. wanne swaȝ geoffinbaret sal werden in der sele, daȝ offinbaret sich in bilden, vnde dise bilde nimit daȝ gehugnisse vnde gibet sie der vernunft, vnde die vernunft reichet eȝ vort dem willen, vnde alsus wirt iȝ getragen gemeinlich in die sele. Ougit aber (sich) daȝ ewige wort in liechte, so bekennet iȝ die vernunft.

II. Nu ist ein andere vrage ab daȝ ewige wort eigenlicher geborn werde in eime entsinkende der sele ader in einer geistlicher vroude ader in eime heimelichen gekose mit gote ader do ein mensche sine sünde weinet. In deme entsinkene wirt der geist gote zu male gelaȝen vnde wirt gotes eigen: aber in geistlicher vrouden wirt er getruwet vnde gemalet; aber in heimlicheme gekose wirt der geist genestent vnde bestetiget an eime geistlichen lebene; aber den weinden vmme ire sunde wirt gelobet daȝ hymelriche vnde wirt vergeben die schult des fegefiures antsweder ein teil ader zu male. Alleine in in allen vieren daȝ ewige wort geborn werde, noch danne wirt eȝ aller eigens geborn in eime entsinkene der sele vnde da die sele ir selbes uȝ get.

III. Daȝ ist ware vroude, wan sich di sele gesament in ir aller innerstes, vnde wirt gewar einer craft in ir oder einer stat di gotis nymmer vermisset, do der hymelsche vater sinen svn inne gebirt ane vnderlaȝ: swanne die sele dises gewar wirt vnde enphindet, vȝ der stat fliuȝet gotliche vroude in die sele.

IV. „vnde daȝ leben waȝ liecht der lute." daȝ meinet daȝ di sele einen funcken in ir het: der ist in gote ewiclichen gewest leben vnde licht. vnde dirre funcke ist mit der sele geschaffen in allen menschen vnde ist ein luter licht in yme selber vnde strafet allewege vmme svnde vnde hat ein stete heischen zv der tugende vnde kriget allewege wider in sinen vrsprung... Hie prediget dirre funcke steteclichen inne daȝ man di sunde laȝe vnde sich dar abe kere. Dar vmme heiȝen in etliche meister einen wechter der sele.. etliche heiȝen disen funcken einen hauen

*) Wahrscheinlich: viel Messe zu lesen hat.

der ſele; etliche heizen in di worbele der ſele; Eteliche heizen in ein gotechen in der ſele; Eteliche heizen in ein antlitze der ſele; Eteliche heizen in intellectus, daz iſt ein inſtende craft in der ſele; Etliche heizen in ſinderiſis; Etliche heizen in daz wo der ſele; Etliche heizen in daz nirgen der ſele.

V. di dri kunige ſuchten daz kint vnde funden iz ... daz bedutit daz die drie creſte der ſele ſullen daz kint ſuchen. vernunft ſal in ſuchen alſo, alſe her in warheit iſt; vnde wille ſal in ſuchen alſe her ein gute iſt; Gehugniſſe ſal in ſuchen als her ein ewic leben iſt. Swanne ſi daz kint vinden, ſo ſal yme vernunft opheren gantzen glouben; wille ſal yme opferen lutere minne; Gehugniſſe ſal yme opferen lebende hoffenunge.

VI. Man nymet den geiſt in zweierleye wyſe: zum erſten alſe her iſt ein forme des libes, vnde gibet deme lichame leben; zum anderen male als her iſt ein ichtige nature, vornunftig bi ſich ſelber. Nu mag her treten uz ſich ſelber do her ſele iſt vnde deme lichame leben gibet, vnde muz trete in ſich ſelber do her geiſt iſt. —

VII. Got der iſt vmmezzic: vnſer geyſt kan nyeman irfullen dan gotis vnmazze. —

XXX. Sprüche deutſcher Myſtiker.

(W. Wackernagel's deutſches Leſebuch I. 679.)

I. Meiſter eghart ſpricht: wer alle cit allein iſt, der iſt gottes wirdige; vnt wer alliu cit do heimenen iſt, dem iſt got gegenwürtig; vnt wer alliu cit ſtat in einem gegenwürtigen nu, in dem gebirt got der uatter ſinen ſune an vnderlas.

II. Der meiſter biſchof albrecht ſpricht: es ſint xxiiij ſtunden vnder tage vnt nacht: der ſtunden nime eine us vnt teile ſi entzwei vnt vertribe das mit vnſers herren marter: das iſt dem menſchen beſſer vnt ouch nützer, denne ob ſin alliu menſchen gedechtin vnt alle heiligen vnt alle gottes engele vnd maria gotz muoter ſelber: als der menſch ſtirbet eines liplichen totes, alſo ſtirbet er an allen vntugenden von eim lutern inkere eins ernſthaften gedankes der marter vnſers herren iheſu criſti.

III. Meiſter eghart ſprach: vnt wem in einem anders iſt denne in dem andern, vnt dem got lieber iſt in eime denne in dem andern, der Menſche iſt grobe vnt noch verre vnt ein kint. aber dem got gelich iſt in allen, der iſt ce man worden. Aber dem alle creaturen ein abgange vnt ein ellende ſint, dem iſt recht geſchehen. Er wart ouch gefraget, ſo der Menſche ſin ſelbes ſoelt vnt ouch woelte usgan, ob er der nature it ſoelte ſorgen, do ſeit er: gottes burdin diu iſt lichte vnt ſin ioch iſt ſues: er wil es nit wanne in dem willen; vnt das vngetriebenen liuten iſt ein griuſe, das iſt dem getriebenen ein herzen froede; es iſt nieman gottes riche, wanne der ce grunde tot iſt.

IV. Der von ſachs ſprach wie edele vnt wie nütze lidenne vnt

betrueptnüs were, vnt ſpricht: vil ſeliger iſt der menſche den got trittet mit den fueſſen, denne der den er küſſet mit dem mvnde lachende. ich woelt lieber ſterben mit den die er verdrvcket vnt durechtet an dirre welt, denne mit den die er in groſſem troſte vnt zarte verwenet. des finden wir geziugnüs an chriſto do er iohannem loben wolt: Do ſprach (er) nit „er het vil troſtes vnt innerliches zartes von mir gehan"; Mer er lopte in do von das in liep noch leitt nit entfriden mocht. Vnt ſprach ouch: der Menſche alliu ding vermag mitt lidenne vnt mit ſwigenne.

Das der menſch nit überwinden mag mit lidenne, das ſol er aber überwinden mit ſterbenne. das het vns chriſtus geleret vnt ouch die heiligen: Die überwundent alle ir vijent mit lidenne vnt mit ſterbenne, Vnt des lebent ſiu mit gotte ewecliche. —

XXXI. Jakob Twinger von Königshofen*).

(1346 — 1420.)

1. Kaiſer Karl.

Wie das rich kam an den künig von Frangrich und an die Tütſchen.

Karolus der erſte der große keyſer kam an das Römeſche rich in dem jore do men zalte von Gotz geburte ahte hundert jor und j. jor und richſete**) vierzehen jor und einen monot. Diſer keyſer Karle was vor e er keyſer wart ein künig zu Frangrich und über Tütſche lant und über menig ander lant. und durch in iſt das rich und keyſerliche würdigkeit kumen an die Tütſchen. und geſchach das alſo hernoch wurt geſeit. In den ziten, do dirre Karle künig wart zu Frangrich do bezwang er ſo vil lantes und vollebrohte ſo vil ſtrite das dovon ein gros buch iſt gemaht. vnder andern dingen merete er das künigrich zu Frangrich gar vil. wan***) zu den landen die ein künig von Frangrich vormols hette betwang er ouch die hienoch geſchriebene lant. Frieſen, Aquitanien, Waſchonien, Sahſſen, Ungern, Sclauen, Lamparten****) und vil ander lant. und det das dovon wan künige und herren in denſelben landen begingent zevil übermut vnd grymekeit wider die gottes kirchen und über ir volg. Ouch was Lamparten zu diſen ziten ein künigrich. und hies ir künig Deſiderius. der vnderzoch ſich gar vil landes und ſtette die an den Bobeſt und an die kirche gehor-

*) Die Alteſte Teutſche ſowol Allgemeine Als inſonderheit Elſaſſiſche und Straßburgiſche Chronicke, von Jakob von Königshoven Prieſtern in Straßburg, Von Anfang der Welt biß ins Jahr nach Chriſti Geburth MCCCLXXXVI beſchrieben. Anjetzo zum erſten mal heraus und mit Hiſtoriſchen Anmerkungen in Truck gegeben von D. Johann Schiltern. Straßburg, Verlegt und getruckt durch Joſias Städel. MDCXCVIII. 4to.

**) regierte.

***) wenne und wen = denn, als.

****) Lombarden.

tent. und det ouch dem Römeſchen ſtule vil widerdrieſſes. Hievon ſchickete der bobeſt Adrianus zu Karlen dem künige von Frangrich. wan er dozumole der mehtigeſte künig was in der welte. und bat in das er ime zu helfe kemt wider Deſiderium der Lamparter künig. do zuge Karle von bette wegen des bobeſtes gen Lamparten. und belag iren künig in der ſtat Paſey. und ving den künig Deſiderium und ſine ſüne und helfere und verſchickete ſü alle in das ellende. und künig Karle zog das Lant zu Lamparten in ſinen gewalt und gap dem Bobeſte und der kirchen die lant und ſtette wider die inen der künig Deſiderius hette abegezogen. Sus zerging das künigreich zu Lamparten das ſü dernoch keinen könig noch herren me do hettent denne den der inen von eime keiſer wart gegeben. do noch fur künig Karle gen Rome zu dem bobeſte. do koment ouch der uf cliij. Byſchofe. mit der gehelle und geheiſſe gap der bobeſt diſem künige Karlen allen gewalt. das er und ſine nochkomen ſoltent bebeſte ſetzen und machen. und die ertzebiſchofe und ander Byſchofe beſtetigen und confirmiren noch dem alſo ſü erwelet wurdent von iren capitteln. und vil ander friheit. Hie noch uf hundert jor do was ein bobeſt Adrianus der dirte. der widerrufte dis und ſatte uf das ein keyſer ſolte nütſchet zu tunde haben mit bebeſten oder byſchöfen zu ſetzende oder zu machende. doch behübent die keyſer diſen gewalt hienoch vil hundert jor. Do dirre Karle hette vil künige und lant betwungen alſo vor iſt geſeit und allermeiſt in Tütſchen landen wonete. do was ein Bobeſt zu Rome genant Leo der dirte. den vingent die Römer und ſtochent ime die ougen us und ſnittent ime die zunge abe. do fur dirre bobeſt zu künig Karlen. der was dozumole in Sahſſen. und klagete ime dieſe ſchmocheit. wanne dirre künig half iedermanne gerne wem widerdrus und vnreht geſchehen was. dovon fur er mit diſem bobeſte Leo gein Rome und ſatte den bobeſt wider in ſinen gewalt und vertreip die die den bobeſt geſmehet hettent und rihtete vil kriege in der ſtat und half wittewen und weiſen und mengelichen daz in ir notdurft und reht widerfur.

Do nv die Römer und der Bobeſt ſohent das die keyſer von Kriechen under den daz Römeſche riche was geweſen uf cccc. jor. und keinen erneſt noch ſorge hetten den Chriſten glöben und wittewen und weiſen zubeſchirmende alſo keyſern zugehöret und das das rich in eines wibes henden ſtunt die do hies Hyrene. alſo vor iſt geſeit. das doch wider beſcheidenheit iſt. und ouch ſohent das künig Karle ſo groſſen nutz hette der Criſtenheit geſchaffet wan er die heiden an menigen enden hette us der Criſtenheit vertriben. und das er den Bobeſt und die Römer von der Lamparter künige und von andern iren vienden hette erloſt. und das er wittewen und weiſen und andern betrübeten menſchen half das in ir notdurft und reht widerfur. Hervmb der bobeſt und die Römer ruftent alle zu Karlen. Er ſollte Römerſcher keiſer und mehrer des riches heiſſen und ſin. und ſolte öch das Römeſche rich nyme vnder den Kriechen ſin. und der bobeſt der krönete Karlen zu eime keiſer alſo gewohnheit iſt. Sus kam das rich us der Kriechen hant an einen künig von Frangrich und an die Tütſchen. — — — —

Do Karle zu Rome gekrönet wart und keyſer gemaht do buwete er Oche vnſer frowen Münſter mit großer wunderlicher gezierde von golde ſilber und edeln geſteine. und bet ſülen und marmelgeſteine holen zu Rome zu Rauenne und zu Triere. und ſach an keinen koſten noch erbeit. und do er daz Münſter bet wihen do was ſo groſſe herſchaft do das dovon were vil zu ſagende. do was der bobeſt von Rome ſelber do und ccclxv Byſchofe one ander fürſten und herren von allen landen. mit der aller gehelle und beſtetigunge ward ufgeſetzet, das dasſelbe Münſter zu Oche ſolte ſin die höbet kirche zu Tütſchen landen. und eine ſtat do ein Römeſch keyſer ſol enphohen ſine erſte Crone. Hie iſt zu wiſſende das ein keyſer mus drige Cronen enphohen. die erſte crone iſt yſerin. die betütet das ein keyſer oder künig ſol ſtarg und mehtig ſin. die enphohet er von dem Byſchofe von Kölle in vnſer Frowen Münſter zu Oche. die ander Crone iſt ſilberin. die betütet das er ſol luter und gereht ſin. die enphohet er von dem Byſchofe zu Meygelon in der kirchen zu Mundecia. die dirte Crone iſt guldin. die betütet das ein keyſer an adel und tugent und gerehtekeit ſoll alle herren übertreffen alſo golt die andere geſmyde übertrifft. Diſe Crone mus er enphohen zu Rome von dem bobeſte oder von dem an den es der bobeſt ſetzet. So iſt er denne reht keyſer.

Do keyſer Karle das Münſter zu Oche hette vollebroht und gefriget. alſo vor iſt geſeit. do hettent die heiden das heilge grap und das heilge lant bekümbert das dozumole die Criſten hettent vormols vil jor in hendes gehebet. das embot der keyſer von Conſtantinopel und der Patriarche von Iheruſalem diſem keyſer Karlen. do erbarmete es in und zogete mit großeme her dar. und gewan das lant wider vnder die Criſten. und fur an der widerferte durch Conſtantinopel. do bot ime der keyſer von Conſtantinopel viel goldes und ſilber und edelgeſteine des wolte er nüt. und vorderte nüt anders wan heyltum. do gap ime der keiſer ein teil von vnſers herren dürnyn Crone, und vnſers Herren Nagel einen, und ein ſtucke des heilgen Crützes, und vnſer Frowen Hemede und vil ander heiltum. dis furte er alles mit ime enweg und gab es an vnſer Frowen Münſter zu Oche das er von nuwen ufgeſtiftet und gebuwen hette alſo vor iſt geſeit.

Ouch ſtiftete er alſo menige kirche alſo menige buſtaben iſt an der öberzilen und lies bi jeder kirchen die er geſtiftet hette einen gulden buſtaben der beſſer was denne hundert pfund goldes. Er merete ouch vier Byſtume, mit groſſen gülten und eren das worent Triere. Mentze. Kölle. und Saltzburg und buwet x. jor an einre brucken zu Mentze über den Rin und do er ſü gemaht hette das men meinde ſü ſolte ewekliche ſton do kam von vngeſchiht ein für in die brucke das ſü gar verbrante und zerfiel.

Do nv kayſer Karle geriet alt und krang werden von den groſſen ſtritten die er geton hette, wan er die Heiden hette erſlagen und vertriben von eime ende des meres vntze an das ander. do beſante er die fürſten byſchoue und ander prelaten und herren. und verſünte die miſſehelle und geſpenne vnder in. do beſante er ſinen elteſten ſun Lude-

wig. den er vor hette ein künig gemaht zu Aquitanie. und krönete den und enpfalch ime keyſerlichen gewalt und würdikeit. und als er über den winter zu Oche bleip do ſtarp er vol guter wercke und wart in dem Münſter zu Oche begraben das er geſtiftet hette. do begot men ouch ſin hochezit noch alle jor alſo groſſen heilgen. keyſer Karle ſtarp noch Gotz geburte dcccxiiij jor.

2. Rudolf von Habsburg.

Das riche ſtunt oſtür xxiij. jor donoch wart Rudolf von Habeſburg erwelet.

Do das Römeſche rich alſus Oſtür und lidig ſtunt und keinre vnder allen fürſten von Tütſchen landen ſich wolte des riches vnderwinden. und vorhte wegen der herren die do mit keyſer Friderich und wider den Bobeſt worent geweſen und vil des riches ſtette hettent vnder ſich gezogen. dozwüſchent wart das rich vaſte verherget. und wurdent in Tütſchen landen und andernſwo vil ſtroßröber und mörder. und etliche edel lüte begingent vil vnzuhte und widerdries. diſe klegete kam dicke für den Bobeſt genant Gregorius der zehende wie übel es in den landen ſtünde. do gebot der Bobeſt den kurfürſten und gab in ein zil das ſü dozwüſchent einen Römeſchen künig ſoltent welen alſo es were herkumen von alter gewonheit. Oder er wolte das Römeſche rich verſehen mit der Cardinale wille und einen künig ſetzen. Alſo koment die kurfürſten zuſamene zu Frankfurt und noment für ſich vil fürſten und herren. zejüngeſt erwelent ſü Grofen Rudolfen von Habesburg zu eime künige. noch Gotz geburte M. cclxxiij. jor.

Zu diſen ziten lag Groue Rudolf vor Baſel mit eime groſſen her und do ime die botſchaft kam das er erwelet were zu eime Römeſchen künige do zogete er gen Oche und wart gekrönet. und die kurfürſten enphingent ir lehen von ime und ſwurent ime zu helfende wider alle die die des riches ütſchet in hendes hettent wider reht. alſo ſü ouch donoch dotent. wan dirre künig Rudolf zoch wider an ſich das ſine vördern keyſere und künige verlorn hettent. diſer künig Rudolf was Grofe Albrechtes ſun von Habeſburg der do was ein lantgrofe des obern Elſaßes und ein leiter und venre der ſtette zu Strosburg. und behup ouch die ſtat zu Strosburg mit ſinre helfe manigen geſig bi den ziten. do her Heinrich von Veringen und herr Bechtolt von Tecke Byſchoue worent zu Strosburg. und do künig Rudolfus vatter geſtarp do trat künig Rudolf an ſines vatters ſtat und wart ouch venre der zu Strosburg und ſchaf das men in vorhte durch alles Elſas und Swoben mit her von Strosburg helfe. Er geſigete ouch an dem Grouen von Safey und gewan ime an Baden Morsberg und Kyburg und Wintertur. und zoch die Groueſchafft von Kyburg an ſich. donoch gewan er Mülenberg. Gretzingen. Durlach. und alles Swobenlant gyneſt Rines das des Marggrofen von Baden was. und wart ein guter fride in den landen von dem Lampartſchen gebirge vntz an das Engelſchemer. donoch zogete er uf den künig von Behem der behup dem riche freuelichen vor

das hertzogthum von Osterich. do besame-der künig von Behem ein vnzellich gros volg und fur gegen künig Rudolf und strittent do mittenander. do wart der künig von Behem erslagen und sines volkes xiiij. tusent und vil gefangen. dis geschach noch Gotz geburte M. cclxxviij. jor. do zog künig Rudolf an sich das hertzogtum von Osterich. und das künigrich von Behem. Nu hette der künig von Behem einen sun dem gap künig Rudolf sine dohter und gap ime das künigrich zu Behem wider. desselben jores wart also vil kornes. das men ein viertel weissen gap vmb xxviij. pfen. ein viertel rocken vmb xvj. pfen. vnd xiiij. eyger vmb j. pfen. ein hun vmb ij. pfen. und viij heringe vmb j. pfen. donoch fur künig Rudolf gen Strosburg und mahte einen lantfriden mit allen stetten uf dem Ryne. In demselben jore ertrang künig Rudolfes sun † bi Rinowe und etwie vil sinre diener. der was xviij. jerig und hette des küniges dohter von Engellant zu der e.

In dem jore do men zalte von Gotz geburte Mlrxxv jor. do nam sich ein Trugener an und sprach. Er were keyser Friderich und heygetent in etlichen herren deruf künige Rudolfen zu leyde. und hette sine wonunge uf dem Ryne in eime stettelin genant Nusen. do bleip er zwei jor und was ein gros zogen zu ime von herren und von stetten. und brohte zu das ime vil stette und herren huldetent. do dise mere künig Rudolfe fürkam do duhte es in ein gespötte und ahtete in für einen toren. zejüngest brohte der trügener zu das daz merteil des volkes zwifelte, welen sü soltent für einen herren haben. do kam dem künige botschaft das er dozu warneme wie er den trügener vertribe. dette er das nüt schiere, alles Tütsche lant würde sich an in ergeben. dozwüschent hette ouch der Trügener enbotten künig Rudolfe das er für in keme und sine lehen von ime enpfinge also von eime Römeschen künige. do wart künig Rudolf zornig und fur für die stat Wetslar do der trügener inne was. do erschrokent die burger von Wetslar und botent in sinre gnoden und entwurtetent künig Rudolfe den trügener. do wart er verbrant. und brohte künig Rudolf do das volk wider an sich. und fur donoch für Kolmar wan sü dem trügener ouch gehuldet hettent. do botent sü den künig sinre gnoden. do begnodete er sü also das sü ime gobent vier tusent marg silbers domitte sü gezühtiget werent. donoch hieltent sich zusamene xv Grosen in Swobenlant. und worent das der von Muntfort. von Helfenstein. von Würtenberg. von Tockenburg. und andere ire genoßen und staltent sich wie sü den künig möhtent vertriben oder erschlahen. do das der künig vernam do zogete er uf dise grosen und betwang sü alle. und verbrante und verhergete ir lant. und swurent die Grosen und herren dem künige und dem riche ewekliche bi zu stonde. und wart do ein gut fride von Lomparten den Rin abe vntz gen Durdricht. Dirre künig Rudolf det so vil strite und frumekeit das dovon ein gantz buch ist gemaht. das losse ich durch der kurtze willen vnderwegen. do künig Rudolf xviij. jor hette gerichset do fur er gen Frankfurt und wolte sinen sun den hertzogen von Osterrich zu künige han gemaht. des woltent die kurfürsten nüt lossen zu gon. donoch für er gen Strosburg und bleip do viij. tage zehant wart er

krankheite gewar an ſime lībe. do geſegnete er die burger und die ſtat zu Strosburg und ſine rittere und diener und fur gen Spire. do von alter her die Römeſchen künige ſpulgent ir begrebede zu habende. und alſo er gen Spire kam do ſtarp er zehant. in dem jore do men zalte noch Gotz geburte M. cc. lxxxxj. jor.

Ein biſpil.

Wie frum dirre künig was kam er doch nie gen Rome das er keyſer worden. do frogentent die herren dicke warumb er das lieſſe. dis entwurtet er mit eime Byſpel. und ſprach. Es wurdent vil tiere geladen für einen berg. und kam der fuhs ouch dar. die tiere gingent alle in den berg wan der fuhs der bleip alleine huße ſtonde und warte wan die tiere herusgingent. do kam ir gar lützel*) her wider us. dovon wolte der fuhs nüt in den berg. domit gap der künig den herren zuverſtonde. das vormanig künig über das gebirge, in Welſche lant werent komen die dinne blibent. dervmb wolt er nüt zu Welſchem lande noch gen Rome. Dirre künig Rudolf hielt ſtrenge gerihte und mahte guten friden in Tütſchen landen. Er was ein demütiger herre. dovon bletzete er in einre reiſen ſin wambeſch zu allem erſten und ging in dem gebletzeten wambeſche für ſine dienere. das det er nuwent vmb das das es ſine ouch detent. wan ſich ſin dovor jederman ſchamete das ſither iſt gewönlich worden. Er ſtarp vol aller guter werke. alſo vor iſt geſeit.

3. Von vnſer Frowen Münſter.

Vnſer Frowen Münſter die hoheſte ſtifft zu Strosburg wart zum erſten mole angevangen nnd geſtifftet in hoher wurdekeit und friheit von eime künige von Frangrich genant Clodoveus do men zalte noch Gotz geburte fünf hundert und zehen jor. alſo dovor in dem vierten capittel iſt geſeit by den künigen von Frangrich. donoch was das münſter do es zum erſten mole gemachet wart nüt alſo gros und alſo koſtber an gebuwe als es jetzenan iſt. wan hievor machte men die kirchen mit holtzwerke und mit ſlechten ſteinen und men hette nüt not vmb koſpere ſteine und vmb groſſe gezierde. do nu das münſter als es zum erſten mole gemachet wart geſtund uf fünfhundert jor do kam ein gros übel wetter mit tunrende und blitzen zu Strosburg. und von demſelben tunren verbrant vnſer Frowen münſter und ſant Thomans münſter bede gerwe abe vnß in den grunt uf einen dag. do men zalte noch Gotz geburte M und vij jor.

*) wenig.

XXXII. Deutſche Ueberſetzung der goldnen Bulle Karls IV. vom Jahr 1371.*)

Von der Kur eyns Romiſchen Konigis.

(S. 52 — 58.)

Darnach so die Kurfursten sint komen in dye Stat zu Franckinfurt des nesten morgens so der dag uffget, sullin sie in ir allir gegenvvurtekeit in sancte Bartholomeus Kirchin daselbis dun singin eyne Messe von deme heiligen Geiste daz er yn ir hertze irluchte, und daz liecht siner Crafft in ir sinne gisse, daz sie mit syner helffe gesturit vverdin eynen gerechtin guttin und nutzin menschin kiesin einen Romischin Konig zu eyme konfftigen Keysir und zu heile allin Cristin ludin. So die Messe gedan ist, so sullin die Kurfursten alle zu deme altir gon, uf dem dy Messe gesungen ist. alda sullint die geistlichin Fursten ubir dem evangelion Sancti Johannis: Jn principio erat verbum etc. Daz daselbis fur sie sal geleit vverdin, ir hende mit Wirdekeit legen uff ir brust. Die vveltlichen Fursten sullint mit iriu hendin liplichin daran griffen. die alle mit allem irim gesinde sullin da geinvvurtig sten ungevvapint. und de irtz buschoff von Mentze sal in die furme des eidis gebin, und er mit yn, und sie mit yme. adir der bodin die nit geinevvurtig sin. den eit in dutschin dun in dise vvise:

Jch Jrtzbischof zu Mentze des heiligin Richis irtzkantzelir durch Dutschelant und ein Kurfurste svveren zu desin heiligen evangelien, die hie geinvvurteclichin fur mir ligin. daz ich uff die druvve mit der ich Gode und deme heiligen Romischin riche verbundin bin, kiesin vvil ein zitlich houbit Christim Folke daz ist ein Romisch Konig zu eime kunfftigen Keysir der darzu bequemeliche sy alse verre mi myn bescheidinheit und mine sinen vvisint, und by derselbin truvve so vvil ich gebin mine stimme und vvillin und die vorgenant Kure dun. ane alle gedinge, miede. lon. adir gelobede. adir vvilchir vvise soliche ding mogen genant vverden. alse helfen mir Got und alle heiligen.

So der eit von den Kurfursten adir iren boten in der vorgenanten Furme und vvise gesvvorin ist, so sullen sie sich schicken zu der Kure un sullint von der stunt uz der stat zu Franckinfurt nummer von einandir komen, iz in habe dan daz merer deil undir in vorgevvelit eyn zitlich houbit ein Romischin Konig Cristem Fulcke zu eim kunftigem Keisir. Virzogin sie daz zu dun de driszig Dage nacheinandir zu zelin. von dage des gesvvorin eidis. darnach daz die driszig Dage uz sint, sullint sie furbaz nie nit eszin dan vvassir und brot. und sullint in keyn vvise uz der stat nummer komen ez sy dan for von in adir von dem meisten deile undir in ein zitlich houbit der heiligin Cristenheit irkorn.

---

*) Die Güldne Bull Kayſer Carl des IV. Nach dem Zu Franckfurt befindlichen Lateiniſchen und Teutſchen Original Jn einer Neuen Uberſetzung, Nach dem eigentlichen Wort-Verſtand und denen verſchiedenen Les-Arten, mit Anmerckungen, auch beygefügten andern Reichs-Grund-Geſetzen, als I Constitutione Caroli IV de Regno Bohemiae. II. Dem allgemeinen Curfürſtlichen Verein. III. Der Succeſſion der beyden Chur-Häuſer Pfaltz und Sachſen. Bey dermahligen Zeit-Läuften und Umſtänden im Heil. Römiſchen Reich nöthig und nützlich zu gebrauchen, Mit darzu gehörigen Kupfern und einem ausführlichen Regiſter verſehen. Franckfurt am Mayn. J. F. Fleiſcher. 1741. 8.

XXXIII. Otto von Passau.

(1386.)

Die vier und Zwanzig Alten oder der golne Thron.

1. Einleitung.

SAnctus Johannes euangelista sach in der tugen bůch in dez himel sitzen den herren himelrichs vnd erdtrichs uf dez throne seiner almechtigkeit, vnd vor ime xxiiii. alten in weises gecleidet vnd gekrönet mit guldin kronen vnd sprochent zů vnserem herren Vnser herre vnd got du bist alleine wurdig zů enpfohende Ere, schonheit, lob vnd tugende wann du hast alle ding geschaffen vnd durch deinen willen seind sy worden gemacht. Dise figur bedütet vns, daz man weder in zeit noch in ewikeit nieman loben sol wann got allein, darumb daz er tusent stund besser ist den hertzen künnen betrachten, munde gereden vernůfft verston die kreste begreiffen, vnd ist nit besser den gott allein leben vnd alles in got ordnen Der daz nit dut spricht Bernhardus über der minne Bůch der ist wurdig des ewigen todes, wann sein leben ist nůt vnd vnuer fangen wann uff dis zeitlich vnd zergengklich leben spricht sanctus Augustinus Ein zweiflich leben, ein blint vnd ein betrogen lepen ein sörglich leben, ein vnstete ein vnbleiplich leben, ein betrübdes leben in dem essen bleget, trincken vergifftet, vasten ermegert, schloffen erfület, schimpff erittelt, truren betrübet, fleiß betzwinget, sicherheit abe nimet, richtumb übernement, armůt verschmohet wurt, jugent můtwillet, alter krencket, siechtage vernichtet, tödе verstörent vnd all frödе diser welt vertreibent Er spricht ouch in disem bůch von den liebelosen leben O du zergenkliches gegenwertiges leben wie gar gebreßhaftig ist deine weise wann du betrügest vil menschen wann du flühest so bist du nit, dein gesicht ist ein schalk dein erhögunge ist ein roch, den toren bistu süß den weisen bistu bitter, die dich lieb hant die bekennent dich nit, die dich erkennent die süchent dich nit wenn dein Werk ist betrogen du erzögst dich etlichen lüten lang das du sy begriffest an deinem ende, etlichen erzögest du dich kurtz das sy nit ihr sünde gerüwen mügent etlichen erzögest du dich breit das sy vil vnlustes fürbringent etlichen schmal daz sy keine güten werk volbringent Etlichen trurig daz sy kein trost enpfahen, entlichen tröstlich das sy gotz vergeßent, vnd also ist dis zergenklich leben sörglich in alle weise. Der in disem leben wider got yelenger lebet des huffet vnd samnet je me vnd me sünden auff sich spricht Ambrosius Und der ye vnnützlicher

*) Diß bůch ist genant die vier vnd zwentzig alten, oder der guldin tron gesetzet von brůder Otten von passowe etwan leßmeister der mindere brüder barfüsser closters der stat Basel mit vil schöner berichtunge der lerer der heiligen geschrifft die minnende sele zů dez ewigen götlichen wolgeuallen. Am Ende: „Getrücket vnd vollendet durch Martin Schotten an donstag nechst vor sant Martins tag Anno domini M. cccc. lxxxiij. jare (1483)" fol.

lebet hie des ende je me sörglichen beschloſſen wurt Spricht Bernhardus wir schloffent wir wachent wir essent wir trinckent wir stont wir gont wir siezent wir ligent oder was wir tůnd so werdent wir on vnderlaß gefüret in zergenglikeit des lebens Spricht Gregorius von disem zergengklichen leben söllent wir keren zů eim heiligen götlichen leben daz geschaffen sy nach dem willen gotz doch in aller gerechtikeit vnd heilikeit Also sanctus Pauluſ geleret hek also er spricht Der mir nachuolget der wandlet nit in vinsterniſſe vnd gewinnet das liecht des ewigen lebens vnd darumb wolt vnſer herre got wonen vnder den menschen das er den menschen lerte wonen in dem himelrich vnd wolte menschlichen bresten liden daz er den menschen lerte götliche ding erkennen spricht hugo von sant victor Also du geminnete vnd begirige sele in deiner fürsichtikeit mit ernste dick von mir begert hest daz ich dir schribe ein leben daz dich von innen vnd von vssen in götlichen wolgeuallen aller innerlicheit vernüfftigklich solte weisen got zů eim lob vnd eren vnd dir zů eim ewigen trost nutz vnd lere So sich an die figur daz Johannes sach in dem himel siczen vnſern herren uff dem tron seiner allmechtikeit vnd die xriiij. alten die vor im stůndent sprochent im lob ere vnnd tugent darumb das er durch sein selbes willen alle ding geschaffen hat, wann alle ding seind durch in worden vnd on in ist nit gemacht spricht Johannes in seim euangelio die xriiij. alten worent gecleidet in weisſes vnd gekrönet mit guldin kronen vnd bezeichent vns das alles daz gott ye gewirckte in jm vnd usſer im das ist geschehen durch sein ewige weißheit vnd in seiner grundloſen minne, aber du geminnete sele din leben daz du von mir begerst zů schribent werdent dir die xriiij. alten durch die ewige weißheit vnd in aller volkommener minne nach dez aller besten vnd sy es geschöpfet hant uß dem lebendigen brunnen götlicher worheit vnd almechtiger volkommenheit leren vnd sagen, vnd darumb so ist daz büch genant von den xriiij. alten oder von dem guldin tron der geminneten selen. Die xriiij. alten werdent nit anders sprechen noch leren denn daſ ytel nutz ist vnd gotzlob vnd ere vnd der selen ewig heil, vnd wirt yeglicher alte alſo vernüftigklichen redende in seiner materie wer ir iegklichem allein noch volgete vnder in allen der beſeſſe frölich das ewig leben. wann sy hant es alles gezogen uß der aller höchsten künste die sy in dem öbersten gůt begriffen hant.

2. Von der Selbstbetrachtung.

Der erste alte weiſet vnd leret was der menſche sy vnd wie er noch gotes bilde geformet sy vnd dar noch wie alle creaturen durch des menschen willen gemacht seind.

Der erste alte weiſet dich uff dich selber, daſ du voran betrachten sölte vor allen dingen, wannen du kommen seyest, war du wellest, wer du werst in deiner můter liebe, waz du worden bist, was du noch werden můst. So antwurtet dir des alten lere vnd spricht, got hat dich gemacht von der eschen zů eime vernünfftigen menschen. vnnd heſt dich nicht selber gemachet dann von den gnaden in die schulde vnd von der menscheit wider zů eschen. Dar uß redet sanctus hugo in dem dritten

büch von der sele vnd spricht Gang in dein hereze vnd schecze dich selber von wann du kommen seyest vnd wie du lebest was du wirst wie vil du lones verdienst war du müst ob du sünd macheſt obe du teglichen zünemest oder abenemest mit was gedencken du tag vnd nacht bekümert seyest, mit was begirden dein gemüte gefangen sy, vnd wie dick du von dem bösen geyst bekert werdest vnd von der welt betrübet, vnd von deim eigen libe gelitten werdest, vnd wenn du dich von innen vnd von ussen betrachteſt so bistu dir selber vnuerfangen zů götlichem erkennen von dir selber. Du magst gott erkennen niemer so du dich selber nit wilt erkennen noch den niemer gegriffen der ob dir ist wann du ein weist wer du bist wann der erst vnd der fürnemst spiegel got zů sehende ist, Das sich der mensche selber süche vnd ouch wer er sy. Dis alles spricht sanctus Hugo von sant victor vnd sprichet mit im Richardus in dez büch von dem schouwenden leben das ist vil besser vnd ouch nützer das sich der mensche lere selber erkennen, wenn er wissen wil der himel löffe, der kruter krafft, der edelstein würckung, der tiere naturen menschen sitten vnd weiß tůn vnd lan vnd himelrichs vnd erdtrichs künste. Wann vil menschen wissent vil sachen die sich selber nit wissent noch erkenent vnd wissent ist der höchste kunste ein Wann es spricht Cassiodorus über den psalmen Miserere mei deus etc. Es ist der gröste nütze eim diener gotz erkennen sein eigen kranckeit vnd in sein eigen natürlichen krefften vnd verdienen gůt zůuersicht han wan do wachsent an dem menschen götliche krefte do der mensche im selber abeget in natürlicher krafft das alles Cassiodorus vnd Gregorius in iren leren sprechent Also vil minner sich der mensch ansicht also vil minner er im selbs mißfellet vnd also vil mer er befindet das liecht götlicher gnaden also vil mer vnd mer vnd bas leret er sich selber straffen vnd erkennen. Dem glich spricht sant Bernhart an einer predigen an der mine büch Ich weiß wol das nieman mag behalten werden on sein selbs bekennen Wann selbs bekennen ist ein můter des heiles der demütigkeit vnd ein gebererin götlicher forchte vnd ein anfang alles gelückes. Dis spricht sant Bernhart Wilt du dich selber erkennen wol so mercke ob alle dein wercke fügelich seind obe sy zemelichen seind Obe sy nücze vnd gůt seind Obe sy dir erloubet seind. Oder obe sy got geneme vnd wert seind. So haſtu ein gůt erkennen.

8. Vom beschaulichen Leben.

Der xvi alte leret wie man ein schouwent leben füren sol vnd was es sy vnd wie man mit mancherley wise dar inne uffgat vnnd von den sproſſen vnd staffeln die dar zů gehörent.

Kwillet uß dem ewigen vnnd geklerten brunnen götlicher wißheit vnd kunste alle die lere die dich ander alten vor mir gelert vnd gewiſet hont also der. xiij. vnd xiiij. alt sprechent vnd vorsaget. So wil ich. xvj. alte gon zů der selben quellen mit begirden vnd dar schöpfen wie ich dich minnende sele wol geleren müge ein schouwent leben volbringen wie du do mit überflüſſiklich den guldin tron durchschmeltzeſt vnd schmeltzen solt vnd über briſen mit aller zierlicheit, vnd also mein gesell

zůnechſt vor mir geſprochen hat daz num man zwey leben ſeind do mit ſich der uſſerwelt menſch got vereinigen müge in ein würcken vnd dar uß wachſet alles verdienen vnd daſ ander in ſchouwen vnd dar uß kumt alles nieſſen. ſo hat dich d'nechſt alt vor mir zů mol volkommenlich in allen ſtucken anderwiſet von übendem vnd würckendem leben. aber nun von den ſchouwenden ſpricht vnſer herre Jeſus criſtus in dez euangelio. Ich ſag eüch fürwar daz ir noch werdent ſehen den himel offen vnd die engel uff vnd nider faren. das meinet vnſer herr daz der ſchouwende menſch wonung in der offnung des himels iſt do ſein ſchauwer ſehent in einer wiſe ir würckende ſelen gemüte uff zů gott tringen vnd in der andern wiſen enpfindent von götlichem einſencken ſettunge aller reichen ſüſſikeyt in götlicher erkieſung in durchzogener wiſe. Minnende ſele wiltu ein hohe ſchouwerin werden, ſo ſolt du vor von mir. xvj. alten wiſſen was ein ſchouwendes leben ſy vnd wenn du das weiſt ſo würt dein jamer vnd dein begirde nach dez ſchouwenden leben deſter groſſer.

Was ein ſchouwent leben ſy vnd wie du dar zů kummen mügeſt.

Es ſpricht der ſtiffter von dem geiſte daz ſchouwen iſt ein durchſichtikeit der worheit in einer frölichen dienſtberkeit. als Auguſtinus in dem büch von der driualtikeit ſpricht, das ſchouwen iſt der lon des glouben, wenn die herczen gereiniget vnd gelütert werden durch den glouben. Proſper ſpricht in dem büch das er gemacht hat von den ſchouwenden leben. Schouwen iſt der heimlichen ding vnd der verborgen ſachen ein endlich erkennen vnd ein müſſig ſton aller weltlicheyt vnd zitlicher bekümerunge vnd ein fliß götlicher kunſte vnd ein geſicht gotes vnd das macht den menſchen aller volkommeſt zů ſchouwen alles das lon daz gott nit eniſt vnd got on vnderloß anhafften. Es ſpricht Bernhardus in ſeiner betrachtunge Schowen iſt wenn ſich der menſch zů in ſich gantz verſamnet vnd mit götlicher hilffe als vil er mag ſich entplöſſet aller menſchlichen ſachen an dem büch von der driualtikeit ſpricht Auguſtinus Schouwen iſt ein ſpaczivererin die des menſchen ſele beroubt aller begirden, vnnd alſo vil ſy me inbrünſtiger iſt alſo vil ſy reiner iſt vnd alſo vil ſy geyſtlicher ding ye bas vnnd ye bas zůfügig iſt vnnd dar inne ſo eynet ſy ſich aller liplicher gelüſte vnnd erſtirbet allem dem das got nit eniſt. Es ſprychet Gregorius über Ezechielis des Propheten weyſſagunge das ſchouwende leben iſt in dem gemüte behabende götliche minne zů gott vnd zů dem nechſten vnnd böſſlich vieren vnnd ledig ſton greiffet wie gott iſt vnnd mag in doch nieman nach einem gantzen ſchouwen gar als er iſt als die lerer gemeinlichen haltent. Gott iſt groß vrſach alles ſchouwendens dann kein ſchouwen geſein mag wenne es ſprichet Dyoniſius in der engliſchen Jerarchie das gott alle zit ein geformet ewikliches gůt vnd ſchouwen iſt ouch eitel gar begirlichen vnd darumb ſo hat er vollklichen innigklichen vnd widerrüffenlichen in ſich gezogen aller begriffer vnd ſchouwer begirlicheit von einer materien komment gedencken betrachtunge vnd ſchouwen ſpricht Richardus von dem ſchouwenden leben Gedencken iſt one arbeit vnd one frucht Gedencke kommet von inbildungen Betrachtungen kummet von beſcheidenheit aber ſchouwen kummet von verſton vnd erkennen vnd

begriffen der vnderscheidenheit ist aller noturfftigest zů schouwen Schauwen ist ein anders denn jnnikeit prüfunge · sprichet Bernhardus in dem büch von dem troste, wann schouwen ist ein begriffunge der worheit vnd nit zweifelig, aber prüfunge ist des gemütes erforscherin vnd spürerin der meinunge. Es spricht ouch die gloß über den psalter vnd ouch Augustinus. Das ein zucken ist des menschen gemütes überschwenckig vnd geschicht etwan das der mensch entfrömdet wurt in aller vergessenlicheit irdischer sachen. Etwan das es kummet von inflieſſender manung das des menschen gemüte ufftreibet in ein frömde weiß über des natürliche vermüglicheit. vnd dis alles ist nit schouwendes leben. Es stat ouch der mensche verdacht etwan in süssikeit von got in im selber verzucket vnnd hat doch nit keinen sicheren gegenwurff vnd dis ist ouch nit schouwen wan solliche wiß heissent inbrünstige vermanunge die dick vnd vil geschehent wann aber der mensch mit süssigkeyt des schowens über sich selber verzuckt würt. so würt er getrencket mit einem überschwencken götlicher süssikeit, also gar übertreffenlich das er entfrömdet würt aller seiner natürlicher müglicheit vnnd ist in zit nüt süsser. nüt frölicher. nüt begirlicher das den menschen von weltlichen begirden entfrömden müge noch wider böse bekorunge streben vnd gůt werck anfohen denn solliche schouwende leben. Dis alles sprichet Bernhardus in einer epistolen Got verhenget ouch etwan daz. sich der böse geist verwandelt in englische zierliche gestalt vnd würt denn dem menschen also wol mitt der betrogenen weisen das er wenet in einem schouwenden leben sein. dar innen sol sich der mensche wol versuchen Sprichet sanctus Jacobus vnnd Gregorius mit ime das er bestande vnnd nitt vall noch betrogen werde, auß disen sinnen miteinander zůnemen So magstu minnende sele wol vernunfftigklichen mercken was schouwendes leben sy oder nitt vnnd verstand es wol es würt dir nütze. Ich. xvj. alte lere dich geminnete sele das ouch Gregorius spricht in einer omelien das di gnad schoudens lebens vor nieman verborgen ist der sich dar zů schicken vnnd fügen will. Es würt gegeben hohen vnnd nidern, verren vnd nohen, vnnd allen den die ir hercze inwendig erlüchtent mit allem götlichem wolgeuallen die werdent in schouwendem leben durch klert nach seglicher weisen darumb so hat alle vnser übunge allein in begirden got innigklichen dienen vnd nüt anders würcken denn alle zergenkliche ding vndertrucken vnd vernichten das man nüt in hitzigem gemüte gesehen müge des schöpffers antlütz also das er erkenne mit schmerczen zů tragende den zerstörlichen lyb, vnnd mit aller begirde ein nachhengen habe zů engelschlichen wollusten vnnd ein senen nach himelischer ewigkeit in einer zůuersicht götlicher fröiden. Es seind drey segelen götliches schouwendes lebens Einer daz sich daz gemüt in im selber versamene also das es alle fantasy brüchlikeit in dez ouge seins gemütes stille. Der ander segel was man ansehe die samenunge daz man sehen hören griffen schmacken entpfinden vnd ander sinne mit krafft widerstonde vnd widerstrebe. Der dritte ist das er darnach über alle seine nature uffklümme vnnd sich selber do suche do er sich mitt keiner creature in gemeinsamkeyt begriffen noch befinden sol das ist ein schouwendes leben Es sprichet Richardus in dem

büch von der archen noe das schowen ist ein freyes durchsichtiges gemüte in wisem zůzihen mit wunderlicher zerbreitunge das solt du also verstan noch seinem sinne das schouwende leben ist in lediglicher fryer bewegung vnd sol sein entladen aller leste vnd bürden vnd in keinen dingen zitlicher löffe sol gehindert sein sorgen vnd sünden sol er ledig ston. wann schouwen mag nit bekümmerung lyden sunder wil es sein in sicherheit des gemütes also Gregoriüs sprichet Schouwende leben sol ouch han als Richardus meiner durschtig gemüt daz ist das gemüte in der selen sol luter sein vor aller liberung des libes vnnd sol gesunt sein von aller tödtlicher begirlicheit gesundert das sy alleine sehent in daz liecht der fröiden wunnen vnd trostes vnd frolocken einbeschlossen ist vnd sich do von nymmer gewendet, also der stiffter von dem geiste vnnd von der selen sprichet. Es sol ouch schouwen sein in weisen zů sehende daz würcken in wisen zů schouwen in wißheit, gott alleine zů einem gegewürff zů erkiesen vnd ußerwelen sol in minnen also ein empfintlich süssikeit alles wollust also Linconiensis schribet über die englische jerarchien. Es sol ouch schouwendes leben wunderlich vnnd seltzitlichen gespreitet sein. also das menschliche vernünfftikeit in aller irer kraft mit götlichem liecht durchglestet werde vnd das geschicht wenn die vernunfft in ir selber also gelütert ist. das sy von allen nideren dingen also geferret gelütert vnnd entfrömdet ist, das sy on vnderloß schwebet in der öbersten vnnd höchsten süssikeyt also vor zellens schribet über Jobs büch. also solt du klerlichen verstan den spruch den Richardus gesprochen hat. Das schouwende leben ist fry durchsichtig gemüte in weisem zů sehen mitt sunderlicher zerspreitunge vnnd wenn du das wol verstast mit seiner betütunge, so weistu wol was schouwen ist, wann das würckende leben also sein volkommen übunge volbringet uff sein ende, so vohet schouwende leben sein beginner an wann würckende leben würt geendet mit des libes arbeit so sich schouwende leben in der selen gemüte anfohet mit aller fröide vnd do by mercke das niemant recht schouwer werden mag. Er sy denn vor ee gesein gantz volkommer über. schouwende leben vohet an vnnd begynnet zů dem aller ersten in götlichen gedencken vnnd darnach kumpt ein süsse betrachtunge vnnd dar uß wechset ein edel brüfunge, darauß würt geborn ein edler eingang götlicher bekantnüsse. der inne man erste andechtige vnd heilige empfindunge hatt, das die seligen vnd heiligen lerer dar zů genötet hat, das sy mancherley staffel vnd grate vnd segel vnd sprossen gesetzet hand. die der volkommen mensch vfflümmen vnd steigen sol in volkommen leben Es sprichet Bernhardus in dem büch von der würckunge viererhand weiß des schouwenden lebens. Die erste weise ist das man sich keren sol in das grosse wunder götlicher maiestat vnnd der lere suchet reynung des hertzen, das es aller vntugende vnnd sünden ledig vnd fry sol ston vnd sich uff erbieten vnd ufferheben sol in die höchste wise einer verzuckten entspreitung götlicher wunder, die ander weise ist noturfftig das der schouwer sehen sol in die vrteyl gottes mitt erschrochenem inblicke wie er vntugent vertriebe vnd ein gruntfeste lege aller tugende vnnd gewinne ein hilffe götlicher weißheit. Die dritte wise ist ein vergessunge vergangen ding

vnnd ſich allein erbieten ſol in ruwen götlicher gelüpten noch ewigen gůt. Die vierde weiſe iſt kümmerunge oder müſſig gon der gedechtnüß götlicher gutheit vnnd danckberkeyt die den ſchower triebent ſollent zů gotte. Ouch ſpricht er an einer predige uß der minne büche, Die ſchouwende ſele ſicht vnſern herren got etwan an als einen meiſter des rechten des rates ſchickunge des geſetzte ſy in ſich ſelber pflantzet alſo ſeine erwelte creature vnnd das ſchouwen lat die ſele nit růen, darumb das ſich gott in ir erzöiget als ein gefliſſen gůt, ſy ſicht in ouch etwen als einen beſcheiden richter der ſeine creature verwerffen möchte ob er wolte vnd dar inne erkennet ſy got als einen zürner der über der ſelen miſſeual zorn hat vnd ſollich ſchouwen iſt nit volkommen. Sy ſicht in ouch etwen an als einen erwelten gemahel der böſes vertreit vnd überſicht vnd gůtes belonet vnd widerleit nach ewigem lone vnd dancke, vnd in dem ſchouwen vindet ſy ein ſtat rechter vnd volkommener růwe, wann gott erbütet ſich der ſelen dar inne als ein güter wolgefaller vnd volbrochter volkommener wille der ſich der ſelen geleichet nach irer begirden wie ſy wil.

XXXVI. Aus der Limburger Chronik von Johann Gensbein.

(1398.)

1. Die Geiſſeler.

Anno 1349. Da kam ein großes ſterben in Teutſchlandt. Das iſt genannt das Groſſe ſterben, vnd das erſte. Und ſtarben an der Drüſen. Vnd wen das anging, der ſtarb an dem tritten tag. Vnd in der maſen ſturben die leut in den groſſen ſtätten, zu Coln zu Meintz ꝛc. vnd alſo meinſtlich alle tage mehr dann 100. menſchen: oder in der maſe in den kleinen ſtetten ſturben teglich 20. 24 oder 30. alſo in der weiſſe. Das werete in jeglicher Stat vnd Land mehr dann ein viertel Jahrs. Vnd ſturben zu Limpurg mehr dann 2400 menſchen, ausgenommen die kind.

Da das volk den groſen jammer ſahe vom ſterben das auf Erdreich was, da fielen die leut gemeinlich in ein groſſe reuwe jhrer ſünden, vnd ſuchten Poenitentien, vnd theten das mit eigenem willen, vnd nahmen den Bapſt, vnd die H. Kirch, nit zu hülf vnd zu rath. Das

*) Fasti Limpurgenses, Das iſt, Ein wolbeſchrieben Fragment einer Chronick. Von der Stadt vnd den Herren zu Limpurg auf der Lohne, Darinn deroſelben vnd vmbligender Herrſchafften vnd Städt Erbawung, Geſchichten, Verenderungen der Sitten, Kleidung, Muſic, Krieg, Heyrath, Abſterben vornehmer hoher Geſchlecht, gute vnd böſe Jahr, welche der Author ſelbſt erlebt, Vnd anders dergleichen mehr, ſo in andern publicirten Chronicis nicht zu finden. Itzo zu ſonderer lieb vnd wolgefallen allen Hiſtoriſchen Antiquariis an tag gegeben è Mss. = verlegt durch Gotthard Vögelin. Im Jahr, 1619. fol.

groſe thorheit was, vnd groſſe vnuorſichtigkeit, vnd verſeumnuß vnd verſtopfung jhrer ſeelen. Vnd verhaften (verſammelten) ſich die mannen in den Stätten vnd im land, vnd gingen mit den Geyſelen, hundert zwey oder drey hundert oder in der maaß. Und was Jhr leben alſo, daß etlich Parthey gingen 30. tag mit den Geyſeln von einer ſtatt zu der andern, vnd furten Creutz vnd Fahnen, alſo in den Kirchen, vnd mit Kertzen vnd mit der Proceſſ. Vnd wo Sie kamen vor ein Statt, da gingen ſie mit einer Proceſſion zwey beyeinander biß in die Kirchen, vnd hatten hüt auff, daran ſtunt vornen ein rot Creutz, vnd jeglicher trug ſein Geyſſel vor jhm, vnd ſungen jhr Laiſen alſo:

Iſt diſſe Bedefarth ſo Here
Chriſt fuhr ſelbſt zu Jeruſaleme,
Vnd furt ein Creutz in ſeiner hand,
Nun helf vns der Heiland.

Der laiſe war da gemacht, vnd ſinget man den noch wann man Heilgen tregt. Vnd hatten Sie jhre Vorſinger zween oder drey, vnd ſungen ſie jhnen nach. Vnd wann ſie in die Kirch kamen, theten ſie die Thür zu, vnd theten all jhr Kleider auß, biß auff jhr Niedercleider, vnd hatten von jhren enckeln biß auff ihr lenden kleider von leinentuch, vnd gingen umb den kirchhof zwen vnd zwen beyeinander in einer Proceſſ, als man pflegt vmb die Kirchen zu gehen vnd zu ſingen. Vnd jhr jglicher ſchlug ſich ſelber mit ſeiner geiſel zu beyden ſeiten vber die achſel, daß jhnen das blut vber die enckel floß, vnd trugen Creutzkirtzen vnd Fahnen vor. Vnd jhr geſang was alſo, wann Sie vmbgingen:

Tretten herzu wer buſen will,
So flihen wir die heiſe hell,
Lucifer iſt ein böſer Geſell,
Wen er hat,
Mit bech er jhn labt.*)

Des was noch mehr, vnd in der final des geſangs oder lids ſungen Sie:

Jeſus ward geladet mit Galleu,
Des ſollen wir an ein Creutz fallen.

So knieten ſie alle nieder, vnd ſchlugen alle Creutzweiß mit aufgereckten armen vnd henden auf die Erden, vnd lagen alda. Vnd hatten vnder ſich gemacht ein groſe verderbliche Thorheit, vnd wehneten das wer gut: (Mit namen, Wann ſie gefallen waren, wer da vnder jhnen was, der ſein Ehe gebrochen hatte, der legt ſich auf ſeine ſeiten, daß man ſolte ſehen, daß er ein Ehebrecher were: vnd wer ein mord

*) Maßmann hat in den „Erläuterungen zum Weſſebrunner Gebet des achten Jahrhunderts. Berlin. 1824." S. 54 ff. Nachrichten über das Entſtehen und die Ausbildung dieſer fanatiſchen Büßungsart aus verſchiedenen Chroniken mitgetheilt, wie auch mehrere vollſtändige Geſänge, die ſich nur hier bruchſtücksweiſe finden.

gethan hatte, er wer heimlich oder offenbahr, der wande ſich vmb vnd wande ſich auf den ruck: So dann, der meineydig war, der ruckete zwen finger neben dem daumen auß in die höhe, daß man ſahe, daß er ein meineydiger ſchalck war, vnd alſo:) wiewol das Ritter vnd Knecht, Burger vnd Gebauren alle in einem einfeltigen ſinn gingen mit der geiſel, verloren ſie alleſammen jhren geiſtlichen ſinn, vmb daß Sie ohn laub der H. Kirchen ſelbſten buß ſetzeten, vnd macheten ſich ſelber zu ſchelcken vnd böſswichten. Dann, wen man hatte gehalten in contract vnd kundſchaft vor einen Erbarn man, der machte ſich ſelber zu einem ſchalck, alſo daß er nimmer döchte auf Erdreich an Ehren vnd an Seligkeit. Vnd ward deren mancher verderbt vnd gehangen in Weſtpfalen vnd anderswo, vnd wurden verweiſſet von dem Raht, da ſie in geſeſſen hatten, nachdem als das vorging in Weſtpfalen vnd anderswo.

Auch wann die vorgenannte Geiſelbrüder aus den Stetten gingen, vnd hetten jhre buß gethan, ſo gingen Sie auß mit Creutz fahnen vnd Kertzen mit jhren proceſſen. Und leiſen jhnen jhre Vorſenger ihre Laiſen. Der geſang war alſo:

O Herr vatter Jeſu Chriſt,
Wann du allein ein Herre biſt,
Du haſt vns die Sünd macht zu vergeben.
Nun gefriſt vns hie vnſer leben,
Daß wir beweinen deinen Tod,
Wir clagen dir Herr all vnſer noth.

Das war noch mehr. Auch ſungen Sie ein ander laiß, der was alſo:

Es ging ſich vnſer Frauwe, Kyrieleison.
Des morgens in dem Tauwe, Halleluia.
Da begegnet jhr ein junge, Kyriel.
Sein bart was jm entſprungen, Hallel.
Gelobtt ſeyſtu Maria.

Du ſolt wiſſen, daß diſſe vorgenante Layſen alle wurden gemacht vnd gedicht in der Geiſelfarth, vnd war der weiſen keine mehr zuvor gehört worden. Auch hatten die Geyſeler den ſitten, daß ſie keinen Weibern zuſprachen in der Geyſelfarth. Alſo gingen ſie vmb mit thorheit, vnd wuſten nit das end, das davon kommen ſolt oder möcht. Allda ſpricht der weiſſe Meiſter alſo:

Quicquid agis, prudenter agas et respice finem.

Fortan, wann die Geyſeler alſo gefallen hatten, als vorgeſchrieben ſteht, ſo lagen ſie auff der Erden, alſo lang, daß man fünf pater noster mocht geſprochen han: Dann kommen zwen, die ſie zu Meiſter haben gekoren, vnd geben jglichem einen ſtreich mit der Geyſel, vnd ſprechen alſo: Standt auf, daß dir Gott alle deine Sünd vergebe. So ſtunden ſie auf jhre knie. Die Meiſter vnd die Senger ſungen vor:

Nun recket auf euwere hend,
Daß Gott das groſſe ſterben wend.
Nun reckend auf euwere arm,
Daß ſich Gott vber vns erbarm.

Vnd da reckten ſie alle jhr Arm auf, Creutzweiß, vnd jeder ſchlug ſich an die Bruſt drey ſchläge oder viere, vnd huben alle an zu ſingen.

Nun ſchlagt euch ſehre
Durch Chriſtus Ehre,
Durch Gott ſo laſt die hoffart fahren,
So will ſich Gott vber vns erbarmen.

So ſtunden ſie auf, vnd gingen wiederumb, vnd ſchlugen ſich mit den Geyſeln, daß man jammer an jhnen ſahe.

Da das geſchehen was, da gingen die Ehrbare leut dar, vnd luden die Geyſeler heim, einer vier, ſechs oder ſieben, vnd theten jhnen gütlich vber nacht. Auff den Morgen, ſo gingen ſie wieder hinweg, in einer **procession** vnd Creutzen, in ein ander Statt oder Land. Das laſe dir ein ſpiegel ſein, vnd ſage es deinen kindern, ob es noth geſchehe auf Erden, vber diſſe hundert Jahr vnd eher, daß ſie ſich dauor hüten, daß ſie ſolche ding nit angehen ohne Rath der H. Kirchen, als **Aristotelis** der Heidniſche Meiſter ſpricht, in dem Buch das da heiſet **Ethicorum: Facta praeterita certa dant documenta futuris.**

2. Waffen und Kleidung.

Inderſelbigen zeit vnd manch Jahr zuuor, da waren die Wafen als hernach geſchrieben ſtehet Ein jglich gut man, Fürſt, Graf, Herr, Ritter vnd Knecht, die waren gewapnet mit platten, vnd auch die Burger mit jhren wapenröcken darüber, zu ſtürmen vnd zu ſtreiten, mit ſchoſſen vnd lippeiſen, das zu der platten hörte, mit jhren gekrönten helmen, darunter hatten ſie kleine bundhauben. Vnd fuhrte man jhnen fhr ſchilt vnd jhre tarſchen nach vnd glene. Vnd den gekrönten helm jurth man jhnen nach vff einem globen. Vnd furthen Sie an jhren beinen ſtreichhoſen, vnd darüber groſe weitte lerſen. Auch furten ſie beingewand, das war vornen von leder gemacht, alſo armbleder oder alſo von ſyreck geſtipt vnd eiſen bocklein vor den knien. Da wurden die reiſige leut geacht an hundert, zweyhundert gekrönter helm.

Die Kleidung von den Leuten in Teutſchen landen was alſo gethan. Die alte leut mit namen, trugen lange vnd weite kleider, vnd hatten nit knauf, ſondern an den Armen hatten ſie vier oder fünf knäuf. Die ermel waren beſcheidenlich weit. Dieſelben röck waren vmb die bruſt **ober gemützert** vnd **geſtützert**, vnd waren vornen aufgeſchlitzt biß an den gürtel. Die junge menner trugen kurtze kleider, die waren abgeſchnitten auf den Lenden, vnd gemützert vnd gefülten mit engen armen. Die kogeln waren groß. Darnach zu hand trugen ſie Röck mit vier vnd zwentzig oder dreyßig geren, vnd lange hoicken, die waren geknauft vornen nieder biß auff die füß. Vnd trugen ſtumpe ſchuch. Etliche

trugen Kugeln, die hatten vornen ein lappen vnd hinden ein lappen, die waren verschnitten vnd gezattelt. Das manches jahr geweret.

Herrn, Ritter vnd Knecht, wann sie hoffarten, so hatten sie lange lappen an jhren armen biß auf die erden, gefüdert mit cleinspalt oder mit bund, als den Herrn vnd Rittern zugehört, vnd die Knecht als jhnen zugehört.

Die Frauwen gingen gekleidet zu Hoff vnd Dentzen mit par kleidern, vnd den vnderrock mit engen armen. Das oberste kleid heise ein Sorkett, vnd war bei den seiten neben vnden auf geschlissen vnd gefüdert im winter mit bund, oder im sommer mit zendel, das da zimlich eim jglichen weib was. Auch trugen die Frauwen die Burgersen in den Stetten gar zirliche hoicken, die nente man Fyllen, vnd was das klein gespense von disselset, krauß vnd eng beysammen gefalten mit einem same beynahe einer spannen breit, deren kostet einer Neun oder Zehen gulden.

XXXV.

Aus den Statuten des deutschen Ordens.*)

(1442.)

Die drei Grundregeln des deutschen Ordens.

(S. 39.)

Dis ist di regele der brudere von deme dutschen huse sente marien dinstlüte.

Czu deme lobe der heiligen driualdikeit an vehet die regele der brudere vom spitale sente marien des dutschen huses von iherusalem. vnd ist in dri teile vnderscheiden. Das erste teil sprichit von kuscheit. vnd von gehorsam. vnd ane eigenschafft czu lebene. Das ander teil sprichet von den spitalen. wo vnd wi man di sulle halden. Das dritte teil, sprichit von den dingen di die brudere schuldig sin czu haldene. Wi si gotis dinst sullin horen. Wi dicke si in deme iare gotis lichnam sullen entfahen. Wi si sullin bitten vor di lebinden vnde vor di toden. Von iren cleideren. von iren scherene. von irem essene. vnd von irem trinckene. Von deme almussen czu gebene. Von der vasten. von der collacien. von deme slafhuse. von deme slafene. von deme swigene. von brieuen czu sendene vnd czu entpfahene. von gebene. von wechselen. von nemene. von slossen. Von den dingen di czu der rittirschaft gehoren, von dem iagen. von den sichen bruderen. von den alden. von der

*) „Die Statuten des Deutschen Ordens. Nach dem Original-Exemplar, mit sinnerläuternden Anmerkungen, einigen historisch-diplomatischen Beylagen und einem vollständigen historisch-etymologischen Glossarium, herausgegeben von Dr. Ernst Hennig. [illegible] Nicolaus. 1806." 8.

NEW YORK SOCIETY LIBRARY

gemeinde. von der geſelleſchaft der brudere von der ladunge der brudere zcu deme rate. Von den bruderen di do ſint uf der wegen'te. von den probacien. von der entpfaunge der kinde. Wi man wibeſnamen entpfaen ſulle czu des huſes dinſte. Wi man di mit der e ſint. vnd andere vrunt czu deme huſe entpfahe. Wi man di in karitate vnd vme lon dinen ſulle entpfahen. von der ſorge des meiſteres vmme di brüdere. Von den manunge. von rügunge di die brüdere ſullen tvn einander. von der brüdere buze. von den regelen vnvorwandelunge.

Dis iſt von küſcheit vnd gehorſam vnd ane eigenſchafft zcu lebene.

Drei ding ſint. di gruntueſte ſint eines iclichin geiſtlichin lebenes vnde ſint gebotin in dirre regelen. Daz erſte das iſt kuſcheit ewiclichin. Das andere iſt vorcziunge eigenes willen. das iſt gehorſam bis in den tot. Das dritte iſt entheifunge armutis. Das her ane eiginſchaft lebe der do entpfehet diſſen orden. Diſſe drei dinc bilden vnd ſtellen den begebenen menſchin nach vnſeme herren ihu x-o. der do küſche-was vnde bleib an deme mute vnd an deme leibe. Der do gros armute an ſiner geburt an hub do man in bewant mit crancken tuchelen. Das armute volgete ouch ime al ſin leben mite bis das her ouch nacket hing durch vns an deme cruce. Her hat vns ouch bilde gehorſam gegebin. want her ſynen vater gehorſam was bis in den tod, Sus hat her di heiligen gehorſam in im ſelben geheiliget. want her ſprach. Ich bin nicht komen zcu thune minen willen. ſunder mynes vater willen der mich do hat geſant. Ouch ſchreibit vns ſente lucas. dus ih'c mit marien vnd ioſeph varende von irl'm en vndertenig was An diſſen drin dingen. küſcheit. gehorſam. zcu lebene ane eigenſchaft leit dirre regelen crafft ſo gar. vnd blibet alſo vnbewegelich. das der meiſter des ordens nirne keinen gewalt hat ymandes vrlaub czu gebene. wider diſſen drin dingen. Wenne do man eines czu breche. ſo were wol die regele alle czubrochin.

XXXVI. Joh. Geiler von Kaiſersberg. *)

(1445 — 1510.)

1. Der erſt Narr.

Von vnnützen Büchern.

Das ich ſitz voran in dem Schiff,
Das hat warlich ein ſondern griff.
On vrſach iſt das nicht gethan,
Auff mein Liberey ich mich verlan.

*) „Welt Spiegel, oder Narren Schiff, darinn aller Ständt ſchandt vnd laſter, vppiges leben, grobe Narrechte ſitten, vnd der Weltlauff, gleich als in einem Spiegel geſehen vnd geſtrafft werden: alles auff Sebaſtian Brands Reimen gerichtet. Aber, Mit vil andern herrlichen, Chriſtlichen, auch nutzlichen Lehren, Exempeln vnd vermanungen zu

Von Büchern hab ich groſſen hort,
Verſteh doch drin gar wenig wort.
Vnd halt ſie dennocht in den ehren
Das ich je wil der fliegen wehren.
Wo man von künſten reden thut,
Sprich ich, daheim hab ichs faſt gut.
Damit laß ich benügen mich,
Das ich vil Bücher vor mir ſich.
Der König Ptolomeus bſtelt,
Das er all Bücher hat der Welt.
Vnd hielt das für ein großen Schatz,
Doch hat er nicht das recht Geſatz.
Noch kundt darauß berichten ſich,
Ich hab vil Bücher das weiß ich,
Vnd liß doch gantz wenig darinn,
Warumb wolt ich brechen mein ſinn,
Vnd mit der lehr mich bkümmern faſt,
Wer vil ſtudiert wirt ein Fantaſt,
Ich mag doch ſunſt wol ſein ein Herr,
Vnd lohnen eim der für mich lehr.
Ob ich ſchon hab ein groben ſinn,
Doch ſo ich bey den gelehrten bin,
So kann ich Ita ſprechen jo,
Des Teutſchen Orden bin ich fro.
Denn ich gar wenig kan Latein,
Ich weiß das Vinum heißet Wein,
Gucklus ein Gauch, Stultus ein Tor,
Vnd daß ich heiß Domine Doctor.
Die Ohren ſind verborgen mir,
Man ſeh ſonſt bald eins Müllers Thier.

Von Gelehrten Narren oder Bücher Narren.

Das Erſt Narren Geſchwarm.

Das Erſt Geſchwarm der Narren, iſt der gehaubten Narren, Bücher Narren, Heublins Narren, Paretlins Narren: Namlich die Doctores, die in jren hohen Sammaten Pareten herein tretten, vnnd doch nicht drey wort Latein verſtehen, ſich der viele jhrer bücher rhümen, vnd doch nichts anders an der that von einem rechtgelehrten Doctor haben, weder allein den bloſſen Nammen vnd die bücher. Hir aber iſt

---

einem Ehrbaren vnd Chriſtlichen Leben. Sampt gewiſſer Schellen abtheilungen, dardurch eines jeden Standes laſter zuerkennen. Weilandt, Durch den Hochgelarten Johan Geyler, Doktoren der H. Schrifft, in Lateiniſcher ſprach beſchrieben, jetzt aber mit ſondern fleiß auß dem Latein inn das recht hoch Teutſch gebracht, vnnd erſtmals im Truck außgangen; Durch, Nicolaum Höniger von Tauber Königshoffen." Baſel 1574. 4.

zu mercken von welchen Doctoren wir reden, Namlich, nicht von dem jenigen, so viel Bücher haben zu jhrem nutz vnd gebrauch, oder dieselbigen recht gebrauchen: Dann es ist ein altsprichwort:

Welcher will lehrnen ohn ein Buch,
Der schöpfft mit eim Sibb wasser in Krug.

Derhalben sagen wir von denjenigen, welche von wegen der menge jhrer Bücher auß schönheit vnd fürtreffenlichkeit sich hoch rühmen, gleich als sonst in einem schönen haußraht: vnnd sie wöllen dardurch hoch gehalten sein. Dise aber erkennet man vor den andern, außden sieben nachuolgenden Narrenschellen.

Die Erst Schell der Bücher Narren.

1) Die erst Schell ist, wann einer vil köstlicher Bücher zusammenstellet, allein eyteln vnd vergeblichen rhum dardurch zusuchen, gleich als in andern haußgerähten oder kleinottern. Vnd ist dise die fürnemste Narrenschell unter den andern allen, auß disem Narren Geschwarm, dann die vbrigen hangen allein an diser Schellen. Mit diser Schellen beschiltet Seneca den Ptolomeum Philadelphum König inn Egypten, welcher inn ein Liberey zu Alexandria fünff vnd viertzig tausendt Bücher zusammen gestelt hat. Deßgleichen sein noch andere viel mehr, so viel Bücher, allein von wegen prachts vnd rhums zusammengestelt haben, welche hie ohn not zu erzellen sein.

Damit man nun die gehaubten Narren desto besser erkenne, seind die da meinen was sie daheim in jren Bücheren geschrieben haben, das sie dasselbig alles wissen vnnd können. Dann so man von einem ding disputiert vnnd sagt, gibt er gleich darauff zu antwort, Diß vnnd jhenes Buch hab ich auch daheim in meiner Bibliothec: vermeinen also, das sie der sach gnug gethan haben vnnd gelehrt gnug sein, gleich als wann sie die kunst schon gantz durch ein Trechter hinab hetten gesoffen, durch die viele der Bücher, müssen aber manchmal mit schanden still schweigen, welches dann gantz lecherlich vnd spöttlich ist. Nun wem sein solche gesellen zuvergleichen? Einem Esel der mit viel harpffen vnd Citheren beladen ist, aber er rührt derselben seite keine an, das er sie schlagen wölle oder könne: Also sein auch hie die vile der Bücher die harpffen, der esel aber ist die Paretlins Doctor. Dise sein in der warheit die rechten gehubten Narren, vnnd haben nichts andres von dem Doctoraht oder Magistrat, dann allein die köstliche kleidung, Sammatin Paret vnnd die Bücher, von der kunst aber vnnd den tugenden wissen sie gar wenig. Auß disen gehaubten Narren sein etliche so vngezogen, das sie jre würde vnd dignitet gantz vnd gar zu nicht machen, tretten daher auff gut Landsknechtisch, vnd reuberisch, rucken das Paretlin auff ein seiten, also das es halb auff dem Ohr, vnnd halb auff den halß hinab hangent. Daher ist dann diser schandnamm entstanden das sie von den Bawren vnd gemeinen Leyen, die Gehubten genennt werden. Zwar dise sein blindt vnd blinden führer, dieweil sie gelehrt wöllen gesehen sein, vnd für hochgelehrten gehalten, die sie doch inn der warheit nicht sein, die

verführen ſich vnd andere mit jnen. Diſe ſchaar der Gelehrten, iſt die Erſt ſchaar der Narren, vnd wirt ouch billich zum anfang vornen ans brett geſetzt, dieweil ſie vor den andren Narren allen am gefehrlichſten vnd ſchädlichſten ſein.

Die Ander Schell der gehubten Narren.

2) Die Ander Narrenſchell iſt, gar zu viel vnd vnhalbare Bücher zuſammenſtellen, kunſt vnnd geſchickligkeit dardurch zu erlangen. Es ſein viel die halten darfür das ſie die viele der Bücher geſchickt vnd gelehrt mache, aber die jrren weit. Dann die Bücher haben etlich gelehrt, etlich aber vnſinnig vnnd ſinnloß gemacht, indem ſie mehr geleſen vnnd in ſich geſogen, weder ſie verthöwen haben mögen. Gleich wie dem Magen, alſo auch den Sinnreichen vnd ſcharpffſinnigen köpffen, der vnwill mehrmalen ſchaden hat gebracht, dann der hunger, vnd gleich wie in andern ſpeiſen mäſſigkeit vnd ein ſonderer brauch iſt zu halten, alſo iſt es auch in dem leſen der Bücher. Seitenmal die viele der Bücher, mehr ein verhindernuß iſt der künſten, dann ein fürdernuß. Vnd wie zum offtermalen etlichen inn Veldtſchlachten die menge der kriegsknechten den Sieg verhindert hat, alſo hat ouch die menge der Bücher vielen an der kunſt vnd geſchickligkeit geſchadet, dann auß dem vberfluß iſt gemeinlich mangel vnnd zodell entſprungen. Gleichwie im Brettſpiel, ſo einer zwey eſſz bedörffte, zwey ſeß darfür würfft, damit das ſpiel verſpielet, alſo iſt es ouch mit der viele der Bücher, die zu wenig kunſten nutzen. Nun möcht einer vielleicht ſagen: Was ſoll ich dann thun? Soll ich die Bücher ſo ich hob hinwegwerffen? Nein gar nicht, ſonder ſo du dieſelben haſt, ſolt du ſie austheilen in rechte zeit vnd ordnung, damit du ſie wiſſeſt zu rechter zeit vnd gelegenheit zu gebrauchen.

Die dritt Narrenſchell der Gelehrten Narren.

3) Die dritt Schell iſt vber die maſſen viel Bücher zuſammenſtellen von wegen Wolluſts, welches eines ſchleckerhafften vnnd freſſigen Magens natur iſt, allerley ſchleck biſſzlin verſuchen. Dieſe rumpeln durch allerley Bücher oben hin, gleich wie man den grindigen lauſet, vnd behalten nirgendts inn etwas, denen geſchicht gleichwie den Narren, die in der Stadt herumbziehen, vnnd die ſchöne gemäldnuſſen an den heuſern beſchawen, bringen aber nichts weiters dauon dann umrhu des gemüts, vnnd beſchwerung der gedächtnuß: Zu gleicher weiß werden auch dieſe durch ſorgfeltigkeit hin vnnd wider geſchlöpt, lauffen von eim Buch vber das ander, vnnd verlieren alſo hiemit die herrliche zeit vnd gute gelegenheit, indem ſie jre gemüter vnd gedächtnuß mit mancherley ſchrifften vnd künſten beſchweren.

Die vierdt Narrenſchell, der Bücher Narren.

4) Die vierdt Narren Schell iſt, viel ſchöner vnd herlicher Bücher zuſammenſtellen, allein von wegen der augenweid, oder erluſtigung der augen. Seitenmal viel ſeind die ein groſſen wolluſt vnnd wolgefallen tragen ob den guldenen vnd Silbern Buchſtaben, vnd bringen alſo jre

zeit zu, diß ist fürwar ein kindische vnnd grosse thorheit. Dieses sag ich ist bey der warheit nicht allein eine grosse kindtliche thorheit, sonder viel mehr ein gottloses stuck, sein augen mit goldt vnd silber weiden, darneben aber vil Christenmenschen sehen hunger vnnd mangel leiden, so doch einer sonst in vilen andern dingen, als in der Sonn, Mon, Sternen am himmel, schönen, wolschmeckenden vnnd lieblichen blümen, vnd in summa an vielen andern Creaturen Gottes mehr, sich auff das höchst möcht belustigen vnnd die augen darinn weiden. Derowegen steht einem Christenmenschen gantz vbel an, vnd ist auch gantz gottloß gehandelt, dem mundt Gottes an seinen armen etwas entziehen, damit er seine augen desto baß belustige vnnd inn wolluſt weide. Dann lieber sag mir du grober fantast, warumb malest du in deinen Büchern hin vnnd wider so mit grossem kosten, so viel menschen vnnd blümen werck? Gefallen dir dann die menschen vnd blümen, so von Gott geschaffen sein, nicht? Fürwar ich sag dir du thuest hierinn gantz thorecht vnd vnmenschlich, indem du die Creaturen Gottes verwirffest, vnd wilt sie schöner von dir selber machen, weder sie von Gott erschaffen sein.

Die fünfft Schell der Bücher Narren.

5) Die fünfft Schell ist, garzu köstliche vnd prächtige Bücher lassen einbinden. Dann es seind viel, die lassen jre Bücher mit Goldt, Sammat vnd anderen köstlichen seidenen tüchern vberziehen vnd einbinden. Dieses ist fürwar auch ein grosse thorheit, das einer will, die niderträchtige vnd demütige weißheit Gottes, in köstlichen vnd prächtigen Büchern haben. So doch die weißheit Gottes niderträchtige vnd einfältige hertz erforschet. So aber einer auß sonderlicher lieb vnd eifer Gottes vnd der Weißheit, die Bücher mit Golt vnd sammet schmucket, Achte ich darfür das solches nicht zu schelten sein, sofern allein die armen nicht dardurch versaumet werden, dieweil man solchen vnkosten vnnd gelt fürnemlich auff die armen wenden solt. Derwegen soll man alle zeit fleissig betrachten, das man in keinem ding zuuil thue

Die Sechßt Schell der Gelehrten Narren.

6) Die Sechßt Schell der Gelehrten Narren, ist, Bücher gantz vngeschicklich vnnd ohn allen verstandt beschreiben vnd offentlich lassen im truck außgehn. Disen Narren erschitlet Franciscus Petrarcha die Kappen gar dapffer, do er also spricht: Das man sol mit fleiß achtung geben, auff die wahrhafften vnd fürtreffenlichen Scribenten, damit nicht ein jeder der ein stuck vom Schulsack gefressen hab, oder drey wort Latein könne, oder die federn in der hand könne führen, gott geb was sonst hinder im steck, inn einem jeglichen Buch wölle etwas mehren oder fudlen, für ein Scribenten gehalten werdt. Welches zu diesen jetzigen zeiten dermassen in brauch ist kommen, das wann die alten, Cicero, als Cato, Plinius, Aristoteles, ꝛc.: Vnd andere mehr, solten wider herfürkommen, vnd jhre schrifften läsen, wurden sie fürwar dieselben nicht mehr verstehn, also sein sie corrumpiert vnd verfelscht worden, vnd ist desselben kein aufhörens.

Die Siebendt Narren Schell der Gelehrten Narren. —

7) Die Siebendt Narren Schell, ist die hinwerffung der Bücher, denn man findet vil grober Klötz vnd Narren die halten den verlurst vnd vntergang der Bücher für geringsten schaden, ja sie dörffens wohl für ein gewinn achten. Auß welchen groben filtzen einer zu Rom gewesen ist, der hat frey offentlich gesagt, er wölt all sein gut vnd hab geben, das nie kein gelehrter Mann wer in die Statt Rom vnd auch in Italiam kommen. Deßgleichen sagt auch Licinius, welcher von natur ein feindt freier Künsten ist gewesen, Das die freien künst vnnd die gelehrten nichts anders sein, weder ein schedlichs gifft vnd gleich als ein gemeine sücht oder Pestilentz. Wiewol diser vnstatt zum Römischen Keiser nachmals ist erwöhlet worden, hat er doch seine grobe sitten nicht verlassen, vnd ist zwar diß Sprichwort war an jhm, das man nicht bald auß einem Rappen ein Falcken ziehe. Oder wann mann schon lang ein Saw sattlet, wirt dannoch kein zelter darauß. Was söllen wir aber hie sagen von den Edelleuten, Fürsten vnd Herren zu unsern zeiten, die nicht allein die freien künst lassen mutwilliger weiß zu grundt gehn, von wegen jhres prassen vnd schlemmens, sonder sie begeren zum mehrentheil das der teuffel alle gelehrte vnd freie künste hinführet: Wie wir dann solchs ein exempel haben an dem König Ludwig den Eilfften diß Namens auß Franckreich, der wolt nicht das sein Sohn Carolus der Acht inn freien künsten vnd der Lateinischen sprach vnderwiesen würd, vermeinende Thorechter weiß, solches würde jhm am Regiment schedlich vnd verhinderlich sein. Auff gleiche weiß hat auch Graue Eberhardts des Ersten Hertzogen zu Wirtemberg Vatter, als er am todt Bett lag, sein Räht in Eidtspflicht auffgenommen vnd ernstlich beuohlen, das sie jn, den Hertzogen Eberharten kein Latein wolten lassen lehrnen. —

2. Aus dem Trostspiegel. *)

Darumb sollen ir getröstet sein in disen worten, das ist so ir hören das die da yetz schlaffen vnd tod seind, werden wider vff erston. Nun sprichst du. Warumb nent er den tod einen schlaff, vnnd die todten schlaffen? Ich antwurt, vmb viererley vrsach willen. Zům ersten, der schlaffend ligt in hoffnung. Zům anderen, im schlaffenden wachet die sel, vnd im todten ist die seel vntod. Zům dritten, der schlaffend

*) Geilers Trostspiegel findet sich in einem seiner Werke, welches den Titel führt; „Die siben hauptsünd die da bedeüt sind bey den syben geistlichen schwertern. u. s. w.“ Am Schluß dieser Abhandlung heißt es: „Ein end hat das büchlin von den syben schwertern vnd syben scheiden. Nun volgt nach ein seer nutzliche marteri von dem Trostspiegel.“ Am Schlusse lautets: „Getruckt zů Straßburg durch Johannem Knobloch“ 1516. fol. In demselben Bande findet sich auch „Das buch Granatapfel. im latein genant Malogranatus,“ ferner „Predigten“ und endlich „Die geistlich spinnerin. Nach dem Exempel der heiligen wittib Elizabeth, wie sie an einer geistlichen Kunckel, flachs vnd woll gespunnen hat.“

ſteet vff, vnnd iſt geſchickter vnnd krefftiger dann vor. Alſo der todt menſch wirt vfferſton vntödtlich. Zům vierden, der ſchlaffend rúwet von aller arbeit diſer welt. Zům fünfften, der ſchlaffend iſt gar leychtlich zů erwecken vonn einem andern, vnd der todt iſt vil leychter zů erwecken vom tod durch chriſtum Jeſum am iüngſten gericht. Darumb ſo nennt ſanctus Paulus die todten ſchlaffende. Vnd Chriſtus da er redt von dem todten Lazaro, ſprach er. Lazarus unſer freünd ſchlafft. Nun ſprichſtu noch weyter, warumb wolt ich nit weinen vnd trauren die todten, ſo das die Juden im alten Teſtament gethon haben, vnd in dem neüwem geſatz ſanctus Auguſtinus ſein můtter beweynt, vnnd ſanctus Ambroſius ſeinen brůder der im alſo gelych was, das man einen vor dem andern nitt kennen kunde. Vnd ſanctus Bernhardus beweinet auch ſeinen brůder. Vnd der herr chriſtus Jeſus Lazarum, als am anfang geſagt iſt? Ich antwurt zům erſten vonn Lazaro wie vormals, das der herr nit ſeinen tod beweinet, ſunder das er in ſolt wider berüffen zů diſem ellenden leben. Als ſant Jeronymus ſpricht in einer Epiſtel, vnd ſtat im rechtbůch. — — — — Darumb ſprich ich zům vierden, das ich durch diſe vorigen leren nit vßſchlieſſen wil ein vernünfftigs vnnd beſcheidens weinen den tod ſeiner freünd oder kind, wann das erheiſcht menſchlich natur, vnd zwingt einen menſchen darzů, vnd iſt etwan einer nit alſo ſtanthafftig oder fleyſſig, das er des weinens gantz ledig ſton mög, der natürlichen bewegnüß halb, ſunder ſollen diſe leren verſtanden werden, von vnbeſcheidnem vnd vnmäſſigen weinen vnd traurigkeiten die ſich etlich alſo laſſent überkammen, daz ſie keinen troſt wöllent vffnemen, vnnd mögent weder eſſen noch trincken, das da verſarlich vnd faſt ſchädlich iſt.

XXXVII. Aus Johann Rothe's Thüringiſcher Chronik. *)

(1450.)

1. Der heilige Bonifacius.

Wie ſente Bonifacius in die lant zcu **) erſt quam. ***)

Winfridus was ſente Bonifacius genant, ee danne her dy lant bekarte, vnde do en der Babiſt zcu eyme Erczbiſchofe zcu Mencze machte.

*) Die thüringiſche Chronik Johann Rothe's findet ſich abgedruckt in J. B. Mencken's: „Scriptores rerum germanicarum praecipue saxonicarum" etc Tom II Pagg. 1633—1824. Ihr Titel heißt daſelbſt: „Monachi Isenacensis vulgo Joannis Rothe Chronicon Thuringiae vernaculum; alias Isenacense vel Erfordiense dictum, e Codice Bibliothecae Weissenfelsensis, omissis in initio superfluis accurate descriptum."

**) zc oder cz muß wie das eigentliche z ausgeſprochen werden, wo ein einfaches z ſteht, muß es wie ein ſcharfes ſ ausgeſprochen werden, z. B. diz = dish; ſowie v vor einem Mitlaut immer wie u geleſen wird.

***) quam von quemen, kommen.

Do gab her eme den namen Bonifacius, alzo man zcalte noch Criſtus gebort DCCXXII iar, do quam Bonifacius zcu deme erſtin yn Doringin, vnde ſyne wonunge dy was in deme walde zcu deme Aldinberge, by Jorgental, do buwete her eyn kleynes kerchelin, vnde eyn huez doran, do tabin eme dy krawin alzo vele vngemachis, das her God bat, das her en gebote von der ſtad, do wichin ſy von dannen zcuſtunt, vnde ſedir *) quam er ny keyne uf dy ſelbin kerchin, dy nu groſſir gemacht iſt, Deſſe kerche iſt dy erſte, vnde dy eldiſte pharkerche, dy yn Doringirlande iſt ergin, Darnach yn deme andirn jare, quam her yn Heſſin uf den berg zcu Ammilborg, den hen zcu latine nante Ameneborg, vnde butit ſich eyne luſtliche borg, wan ez gar luſtlichin gelegin iſt, vnde buwete doruf eyne kerchen, yn ſente michahelis ere, wan eme do der engil ſpiſe brachte, der eme gebrach, mit namen brod vnde lebinde viſche, in deme dertin jare quam her kegin Geißmar yn Weſtfalin, vnde warf do vmme eynen groſſin boym, den dy heidin gewerdigit hattin, deme aptgoto Joui, vnde buwete an derſelbin ſtad eyne kerchin in ſente Petirs vnde Pauels ere der epoſtiln, in deme jare darnach quam her zcu Ordorff in Doringen, vnde buwete do eyn munſtir, yn ſente michahelis ere, do irſcheyn eme der engil Gotis, des nachtis vnnd troſte en. — — — — — — — — — In deme jare, alzo man zcalte noch Criſtus gebort, DCCXLV, do wart ſente Bonifacius in Frißlant irſlagin von den heidin, vnde do en eyn heidin dorch den kouph mit eyme ſwerte howin wolde, do hatte her eyn buch yn der hant, das warf her vor, do how der heidin uf das buch, vnde dorch alle bletter hen, das yn deme buche ny keyn buchſtab vorletzcet wart, Das buch iſt noch zcu Fulde, do her begrabin lid, Syne todsleger, dy irmortin ſich vndir eyn andir, vnde noch eme ſo wart ſente Lullus Biſchof zcu Menzce.

2. Ludwig der Springer.

1. Wi grafe Lodewig der ſpringer gefangin wart.

Solchis groſſis obilz daz grafe Lodewig von Doringin getan hatte an deme phalczgrafin Frederiche von Sachſin, daz her den dorch ſynis wibis willin vnſchuldiclichin irſtochin hatte, wart von ſynen frundin nicht vorgeſſin, ez waz yn dez keyſer Conrad geſtorbin, der eme gewegin waz, vnde en ſere ſchutzte, vnde wart gekorn eyn andir zcu romiſchin Konninge, konnig Henrich der derte, vor den quam der erzcebiſchof von Brehemen, phalczgrafin Frederichz brudir mit andirn ſynen frundin, vnde klagetin, wy grafe Lodewig von Doringin alzo vntogintlichin erin frunt irſtochin hette, vmme ſynes wibis willin, vnde muttin gerichtes, alzo liez der konnig heymelichin uf en wartin vnde en vahin vnde liez en furin zcu Gebichinſteyn, vnd en in eynen ſtog vnde veſſirn ſlifſin, vnde do were her geſtorbin, were her nicht gefriſtit wordin von bethe wegin ſente Vlrichis kegin gothe, deme her gelobit hatte eyne nuwe kerchin

*) ſeither, von da an.

zcu buwene, daz her eme vz deme gefengniſſe hulffe, der ſchickete ez alzo, daz der konnig vz deme lande zcoch, vnde grafe Lodewig alzo zewey jar in dem gefengniſſe ſas vnde do der konnig wedir quam, do vornam her, daz her mit dem lebin nicht darvon mochte kommen vnde bad en, daz man ſynen ſchrieber vnde ſynen knecht vor en lieſſe, doz her ſin felgerethe liſſe beſchribin, vnde beſtellin, vnde daz geſchach, do beſtalte her mit ſyme knechte daz her ſynen wiſſin hengiſt, der hiez der ſwane uf eynen beſtacktin tag vnde zeid vndir daz ſloz, das hoe vobir det Sal lid, brengin ſolde, vnde in dy Sal ſwemmen, do kegin her gefangin waz.

2. Wi grafe Lodewig von Gebichinſteyn ſprang.

Trurin begonde ſere grafe Lodewig vmme den tod, den her vor eme wuſte, vnde az vnde trang vnde ſliff wenig, vnde klagete den, dy ſin huttin, ſyne krangheyt, alzo wart her vz geſlagin, vnde vz den veſſirn geſloſſin, vnde ging uf deme muez huez an eyme ſtabe, vnde hatte vele mentil obir eyn ander, vnde kleyder angezcogin, wan her ſprach, en frore, vnde dy ſyn huttin, dy hattin daz muez huez wol vnde veſte beſloſſin, der was ſechſe, dy mit eme darinne warin, vnde ſpeletin uf deme brete vnde her ging do vor en; uf vnde nedir, an ſyme ſtabe, megelichin vnde warte, wan her zcu deme venſtir quam; ſynes knechtis, vnde alzo der in dy Sael kegin eme reid, do ging her von deme venſtir, waz her vmmer mochte; vnde ſprang vmmaſſin hoch hinab in dy Sael, vnde dy kleyder, dy her anhatte, dy ſchuczin en, das her in der luft ſenfte im uf daz waſſir vil, do warte ſin knecht mit deme hengiſte uf en, vnde half eme vz, do liez her dy naſſin mentil legin, vnde ſatzte ſich uf ſynen wiſſin hengiſt, vnde reid kegin Sangirhuſin, vnde dankete ſente Vlriche, vnde buwete do eyne ſchone kerchin in ſyme ere, alzo man dy noch hute deſſis tagis do ſchowin mag, vnde liez in dy ſteyne an dyſelben kerchin do mit groſſin buchſtabin, dozcu latine eynen ſolchin rym howin,

Enphach du heiliger ſente Vlrich,
Diz huez von mir vmme daz du mich
Von den veſſirn haſt enpundin
Daz ich dir gelobete zcu den ſtundin,

XXXVIII. Aus Wigand Gerſtenbergers thüringiſch-heſſiſcher Chronik.

(1457 — 1522.)

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

(*Schminke* Monim. hass. I. 277.)

Diſſer vorgeſchrebin Lantgrave Herman gewan mit ſiner letzſten frauwen vier ſone. Der irſte hiß Ludewig, der wart geborn, alß man ſchreib nach Gots geburt 1200 jare uff ſent Symon unde Juden tag, der ander ſoen hiß Herman, der dritte Hinrich, der virde Conraid. Er gewan auch zwo tochtere, die eyne hiß Margaretha,

die wart hirnach Graven Hinriche von Anhalt. Die ander tochter hiß Agnes, die wart getzogin mit ſent Eliſabeth, alß man hirnach horin ſal, unde wart darnach dem Hertzogen von Oiſterrich zu der ee. Alß nu Lantgraven Hermanß ſoen Ludewig geborin wart, da worin etzliche tzyt darnach in ſyme Hoffe VI rittere, der worin V eddeler geburt, die ſelben VI rittere worin von ſynnen wiße unde vernunfftig uwer ander lude, ſo das von en wyd in den landen ſagete, die ſongen zu widder ſtryd und machten nuwe lyder widder eynander. Der eyne hiß Hinrich Schriber, der was eyn hobiſcher guter ritter. Der ander hiß Walter von der fogelweyde. Der dritte Reynhard tzwiſten. Der firde Wolfferam von Eßchenbach. Der fünffte Johan Bitterrolff, die worin alle zu dem ſchilde geborin, unde rittermeßige geſtrenge manne. Der ſeſte hiß Hinrich von Afterdingen eyn burger von Oſenach eynß vornemigen frummen geſlechts, unde er was vernunfftig unde hobiſch, der ſanck widder die vorgenannte alle, unde kreig mit ſyme geſange widder ſie und widder ere geſenge. Die ſelbin lyder unde getichte heyßet man noch den krick von Warperg. Die geſenge werthin alſo lange das ſie ſich eynß verplichten wer under en verlore, den ſulde man hencken nach ſiner willekore. In deß wuß auch tzuſchen en der haß da midde, alſo das ſie uff eynen obint ſungen unde ſpilten mit worffeln, unde die V plichten zu houffe widder Hinrichin von Afterdingen, unde gewunnen eme mit unglicheme ſpile ane, umbe wulden en nach der willekore umbeden lip brengin, ob ſie mochten. Da das Hinrich von Afterdingen vernam, du floch er zu Frauwen Sophien der Lantgravynnen uff gnade under erin mantel zu beſchirmen, unde die boit recht vor en. In den getzyten was eyn groißer naturlicher meiſter in Ungarn in deme lande genant Sibenburge der meiſter hiß Clyngſor, unde was zum ſchilde geborn eyn edelman unde was riche, das er alle jar fallende hatte drytuſent marck gelts zu tzinße. Derſelbe Clyngſor was in den konſten des hymmelloufts, unde in den andern fryen konſten ſo behende, ſo clug, ſo louſtig, unde ſo konſtriche das man ſynen glichen nicht entfant. Deßglichen was er wole herfarn in der ſwartzen konſt, ſo das man in allen landen von eme ſagete. Zu demſelbin Meiſter Clyngſor beriff ſich Hinrich von Afterdingen ſynß rechten, unde das wart alſo uffgenumuien, das er den ußſproch bynnen eyme jare thun ſulde, unde weme dan der obgenante meiſter unrecht gebe, der ſulde dan bußen, alß ſie ſich verwillekord hetten. Hinrich von Afterdingen herhub ſich darnach alzuhant zu dem Hertzogin von Oiſterrich, deme er alletzyt ſchones loib gab in ſyme geſenge, unde ſagete deme ſyne ſache, unde bath en, das er eme briffe gebin wulde an meiſter Clyngſor, das er eme behulffin were durch ſynen willen. Der Hertzog was willig, unde liß eme gute briffe machin. Hinrich von Afterdingen tzoch mit den briffe gelaß, du troiſt er en wole, unde gelobete eme, ir wulde mit eme tzihin in Doringen. Unde als der meiſter das altzulang wulde machin unde vertzihin wulde uff die tzyt na an das ende des jars, unde ſich Hinrich erwegen hatte, das er nümmer zu lande torfte kummen, unde in großem leyde unde ſorge was. Da eß an dem andern tage ſyn ſulde, als eß uffge-

nummen was von der Lantgravynnen. Da schickte eß der meister Clyngsor, das ſie der beße geiſt in der nacht furte von den Sibenburgen uß dem lande zu Ungarn geyn Ysenach in eynß burgers hoff der hiß Hellegroffe. Da saß der meister Clyngsor eynß obendes vor der doer siner herberge zu Ysenach, unde sach daß gesterne an deme hymmel mit fliße an, da fragetin die eddelen, (die da geynwirtig bin eme warin, unde zu eme uff hobiſcheyd kummen warin) ab ir ichtes frembes an dem geſtirne sehe, das er en das uffenbarin wulde. Da sprach er: „Ir sullet wiſſen, das in dißer nacht deme Kunnige zu Ungarn eyne tochter geborn wirdet, unde wirt geheyßen Elyzabeth eynß heyligen lebenß, unde wirt gegebin dußes landes Furſten sone zu eyme elichen wibe. An dem andern tage sagete Clyngsor das Lantgraven Hermanne zu Warperg mit großin freuden.

XXXIX. Johann Thurnmeier.

(1466—1534.)

Aus der bayriſchen Chronik.*)

1. Der Tod Kaiſer Heinrich IV.

(S. 361.)

DJeweil ſich ſolche Sachen verlieffen, schrieb Keyſer Heinrich der alt ſeinem Son, erzehlet jhm alle lieb vnd gutthaten, die er empfangen, vnd hergegen ſen vntreuw, lud jn für den gerechten Richter, zu Gott dem HErrn, vnnd für das Weltlich Recht, da wer er willig, was das Geiſtliche Recht saget, auch andere Fürſten vnnd Herren miteinander beſchlüſſen, demſelben zu geleben, derhalben ſolt er der Son von den Kriegen abſtehen.

Er schrieb gleicher meynung allen Biſchoffen, Fürſten, Prelaten vnd Herren deß Römiſchen Reichs, auch dem gemeinen Mann offentlich, erzehlet darinnen ſeiner Feinde grimmen vnd greuwlichkeit, wie ſie ſo

*) „Johannis Auentini, Des Hochgelerten weitberumbten Beyeriſchen Geſchichtſchreibers Chronica, Darinn nicht allein deß gar alten Hauß Beyern, Keyſer, Könige, Hertzogen, Fürſten, Graffen, Freyherrn Geſchlechte, Herkommen, Stamm vnd Geſchichte, ſondern auch der vralten Teutſchen Vrſprung, Herkommen, Sitten, Gebräuch, Religion, Mannliche vnd treffliche Thaten, ſo ſie faſt biß zu dieſer zeit, allenthalben, nicht allein in Teutſchland vnd Europa, ſondern auch in Aſia vnd Africa, auch vor Chriſti vnſers Seligmachers Geburt, zum fleiſſigſten beſchrieben, vnd auß allerley Chronicken, Handſchrifften, alten Freyheiten, Vbergaben, Brieffen, Salbüchern, vnd andern glaubwirdigen Monumenten vnd Schrifften zuſammen getragen, vnd in acht Bücher getheilet, Sampt etlichen Tafeln obgenannter Herrn Genealogi betreffend, darvnter die zwentzigſt Tafel, von dem Herkommen der Hertzogen in Beyern vnd Pfaltzgraffen bey Rhein, ſo jetziger zeit vber die Pfaltz vnd Beyern herrſchen, gemehret, gebeſſert, vnd biß auff dieſe

betrüglich vnd fälschlich mit jm gehandelt hetten, bracht sie, daß sie jm wolten Recht lassen gehen, seinen Son ermahnen, daß er vom Krieg abstünde, hett er etwas wider jn, soll er das nach aller menniglich Recht vnd nicht mit gewalt, handeln. So bald der jung Keyser den Brieff empfing hielt er ein Gemein, laß den Brieff vor dem gantzen Kriegsvolck, Darauff wurd beschlossen auß raht der Bischoffe vnnd anderer Herren, daß er ein Legation zum Vatter solte schicken. Er schicket zween Geistliche Prelaten, Richwinum vnd Albertum, auch etliche Weltliche Herren, zum Vatter, mit disem befehl: Daß sie den alten Keyser, seinen Vatter in acht tagen zu jm in sein Läger bringen solten, mit freyem Geleydt ab vnd zu, da solt er ohn alles Kriegsvolck vnd Waffen für den Bischoffen, Fürsten vnd Herren, mit Recht vnd nicht mit dem Schwert sein sach handlen. Der jung Keyser ruckt sein Läger gegen Lothringen, kam erstlich gen Ach, da lägert er sich. Die zween Legaten Richwin vnnd Albertus kamen gen Lüttich zum alten Keyser, zeigten jhm seines Sohns vnd des gantzen Kriegsheers befehl an. Da er das höret, begeret er hinwider, weil sie jhm den befehl vom Son brechten, daß sie auch sein antwort darauff an Son bringen wölten: Vnd war das sein antwort: Es were ein vnbillichs begern vnd fürschlag seines Sons, daß er solte deß Kriegs vnd aller gegenwehr abstehen, sich innerhalb acht tagen zum Son verfügen, vnd sich stellen, weil doch einem schlechten gemeinen Mann, sein sach fürzubringen vnd zu handlen, viel mehr zeit zugelassen würde: Er wer willig vnnd bereit alles vmb gemeines Nutz willen zu leiden, doch daß seines Sohns Kriegsvolk alles ab vnnd heim zöge, alle forcht vnd sorg also auffgehebt, ein freye Versammlung gehalten, der gemein nutz vnd standt des Römischen Reichs gantzer Teutscher Nation befehlen vnd heimgesetzt würde. Also würde es darzu kommen, daz man durch ein freundtlich gesprech, on allen gewalt aller streit hin vnd abgelegt würden, So wolt er alles, was die Fürsten vnd Herrn deß Reichs Stände machten vnd beschlüssen, annemmen, halten vnnd darbey bleiben. Ein solche grosse wichtige Sache möchte on vorwissen der dreyen Ertzbischoffen, von Meintz, Trier vnd Brem, darzu die Bischoffen, von Chur, Freising, Augspurg, Basel, vnnd Fürstens Magni auß Sachsen, vnd Hertzog Dietrichen auß Böhmen, deß Hertzogs auß Burgund vnd Flandern, auch andere mehr, die macht vnd gewalt haben Recht zu sprechen, in den Reichß Raht zu

---

zeit volleführet worden ist. Anfenglich durch den Authorem in Latein verfertiget, nachmals aber den Teutschen zu gutem, von jhm selber in gut gemein Hochteutsch gebracht: Vnd weil ein grosses Theil diß Wercks durch vnfleiß etwan verlegt, ist solches durch den Ehrnvesten vnd Hochgelehrten Herrn Niclaus Eisner, der Rechten Doctorn vnd Churfürstlichen Pfaltz Vice Hofrichtern vnd Raht, Wie dessen fernere anzeigung in der Vorrede an die Churfürstliche Pfaltz beschicht, in Druck gegeben, vnd mit nützlichen Glossen illustriert worden. Mit Römischer Keyser. Maiest. Freyheit nicht nachzudrucken. Gedruckt zu Franckfort am Mayn, durch Johann vnd Sigmund Feyerabendt Gevettern, Im Jar M. D. LXXX." fol.

kommen, in einer solchen kleinen zeit nicht verricht werden. So bald diese antwort im Läger deß jungen Königs gelesen, wurd beschlossen, daß diese Legaten gleich wider zu dem alten Keyser ziehen solten, vnd jm anzeigen, wann er anders den frieden vnd einigkeit recht lieb hette, solte er von stund an, so es jm anders gefellig, gen Ach zu seinem Sohn kommen. So bald die Legaten gen Lüttich kommen waren, fiel der alt Keyser in ein Kranckheit, starb in wenig tagen, doch vbergab er den Legaten seinen Ring vnnd sein Schwerdt, sie solten seinem Son die letzte Schenckung, zum zeichen vnd zeugnuß seiner Vätterlichen liebe, bringen, mit sampt einem Mündtlichen befehl: Keyser Heinrich der vierdt ist gestorben den sechs vnnd zwentzigsten tag Augusti, seines alters im sechs vnnd fünfftzigsten, seines Reichs im vier vnnd fünfftzigsten, als man zahlt nach Christi Geburt 1106. Das Beyerland hat er innen gehabt vnd regiert neun vnd zwentzig jar.

2. Die Schlacht zu Ampffing vmb das Reich.

(S. 392.)

Konig Friderich ritt das Vnglück, ehe es tag ward höret er Meß, befahl den Bischoffen, daß sie zu Müldorff den außgang der Schlacht erwarten solten. Als bald der Tag herbrach, machte er die Schlachtordnung, stellet fornan seine Brüder, Hertzog Heinrichen mit den Steyrischen vnd Saltzburgischen zur Osterreichischen Fahn, den führet Dietrich von Plichendorff, oberster Marschalck, den Vngerischen Fahnen gab er zu Heinrichen vnd Vlrichen von Walher, Er selbst hielt mit den Osterreichischen bey dem Adler deß Reichs Fahnen.

Auff der Beyerischen seiten, Seyfried Swepherman, ein grosser alter Kriegßmann, der war oberster Feldthauptmann, der theilet auß alles Volk in drey hauffen, forn an die spitze vnd im angriff ordnet er (nachdem derselbige tag S. Wentzels tag, weyland Hertzogs in Böhmen tag war) König Johansen auß Böhmen, vnd seinen Eyden Hertzog Heinrichen auß nidern Beyern, die solten fornen die Schlacht anfahen. König Ludwig, der sein Kleyd verkehrt hatte, stellet ehegenannter Swepherman mitten in den Beyerischen hauffen zu dem Adler, gab jm zu zween gute Kriegßmänner, Conrad von Baibrun, vnd Albrecht Rindmaul, dieser zeit Pfleger zu der Newstatt an der Donaw, dem befahl er, daß sie wol acht solten haben auff den freudigen König Friderich. Conrad von Baibrun (oder gantz Baigersbrun vberhalb München) war vor am Hofe bey König Friderichen, da er seinen Lehenherren vnd Landsfürsten selbst im Feldt sahe, sagt er zu König Friderichen, er wolt sich mit seinem Herren nicht schlagen, da erlaubet jn König Friderich mit diesen worten: Zeuch hin zu deinem Herrn, vnd thu gleich eben wol das böse.

Mehrgenannter Swepherman verstieß weiter, innerhalb der Isem, in die hinderhut Friderichen Burggraffen von Nürmberg mit vierhundert Pferden, mit diesem Befelch, daß dieselbigen nicht ehe den halt brechen, hinden in die Feinde fielen, biß er jnen ein Zeichen gebe.

Da also die Schlachtordnung auff beyden seiten gemacht ward, zohen sie zusammen, vnd traffen auff beyden seiten mit einander, ward ein strenger hefftiger Streit, währet von dem Auffgang der Sonnen biß zum Nidergang, bey zehen Stunde an einander, auff beyden seiten stund man starck, wolt niemand weichen.

König Friderich war selbst der öberste Feldthauptmann auff seiner seiten, tummelte sich redlich, thet alles was einem redlichen Kriegßmann und Hauptmann wol anstehet, war fornen im treffen. Die Böhmen, so den Vorzug auff der Beyerischen seiten hatten, wurden zuletzt hauffenweiß hindersich gedrungen, jrem König ward der Gaul erstochen, vnd er auff einen andern gebracht, fünffhundert Böhmen wurffen die Wehr von jhnen, vnd ergaben sich. Da solches sahe Seyfried Swepherman, kam er zu hülff mit dem Beyerischen hauffen den Böhmen, hielt die Feinde auff biß die Böhmen jhren Vortheil auff einer Höhe eynnamen, vnd sich trötzlich wider stellten, vnd auffs neuwe trötzlich wider traffen, vnd der Swepherman auch auf ein neuwes die Schlachtordnung macht, brauchte zu der Mannheit einen besondern List, wie etwan Hannibal wider die Römer thete. Es war ein schöner heißer tag, die Sonn schien klar vnd war windig, da macht obgenannter Swepherman die Ordnung dermaßen, daß der Wind den Staub den Feinden in die Augen trieb, dergleichen den Glantz der Sonnen (so in die Harnisch fiel) so ein grossen widerschein gab, die Feinde blendet, daß sie meynten der Himmel brennte. Zu dem allem brach auß der Hinderhut, auß geheiß deß Swephermans, der Burggraff von Nürmberg mit den Francken, führten ein Osterreichische Fahn, zohen vber die Isem hinden auff die Feind, die meynten; da sie das Osterreichische Paner sahen, Hertzog Leopold von Osterreich der zöhe daher, vnd käme jnen zu hülffe. Also gieng es erst recht an ein treffen. Die Osterreichischen waren vmbgeben von jren Feinden, mußten sich hinden vnd fornen wehren, vnd gieng also fast darnider. Da solchs sahen die fünffhundert Böhmen, so sich zuvor ergeben hatten, die grieffen auch wider zur Wehr, vnd theten großen Schaden. Nach dem kam König Friderichs Volck auß der Ordnung, die Vngerischen gaben am ersten die Flucht, vnd kamen fast alle vmb. Hertzog Heinrich von Osterreich, Dietrich von Plichendorff, der Fähnrich, ward lebendig gefangen. König Friderich wehrete sich lang vnd redlich, aber Albrecht Rindmaul der thet jm so drang vnd zwang, daß er sich jm ergab, Vnd der Rindmaul brachte den gefangnen König Friderich für König Ludwig, deß sich groß verwundert mehrgedachter König Friderich, denn er nicht anders meynte, er hette König Ludwig schon in der Schlacht erschlagen. König Ludwig (wie auch oben gemeldet) hatte seine gewönliche Kleydung vnd Harnisch einem andern angethan, vnd hatte sich, da gleich die Schlacht solte angehen, verkleydet, daß ihn die Feinde in der Schlacht nicht kennen kondten.

Vnd der gefangene König ward wol verhütet, mit jm wurden gefangen Osterreichische deren vom Adel tausendt hundert vnd sechzig. Da die Bischoffe zu Mülndorff solches erhöreten, gaben sie die Flucht, flohen auß der Statt darvon.

8. Wie sich König Ludwig nach der Schlacht hielt, vnd wie die Gefangenen außgetheilet wurden.

Da nun König Ludwig solchen grossen Sieg erlanget, sein Volck (das den ganzen Tag gestritten, sich abgezabelt hatte) schleimig, hungerig, vnd hellig war, schuff er, daß man das Volck auff der Wahlstatt mit essen vnd trincken labet. Der Küchenmeister sagt, er hette nichts denn Eyer, antwort König Ludwig: Jederman ein Ey, dem frommen Swepherman zwey, das noch heut ein Sprichwort ist.

Nach dem allen wolte König Ludwig wider Hertzog Leopold ziehen, so zu Diessen (wie obgemeldet) lag, Aber es kam jm gewisse Kundtschafft, das Hertzog Leopold (als bald er vernommen hatte, wie es seinem Bruder ergangen war) sich in die Flucht mit seinem Volck geben hatte, das Land geraumet, vnd wurden obgenannte Conrad vnd Berthold, Verweser deß Closters Diessen, wider ledig.

Nach dem ward ein Vneinigkeit in dem Heer König Ludwigs, ein jeder wolt den freudigen König Friderichen gefangen haben. Die Böhmen wolten jn haben, so vermeynten jhn auch die Francken zu haben, so sagten die Beyern, sie hetten jn gefangen, vnd zohen sich deß an den gefangenen König selbst. Da sagt König Friderich, sie solten jm jr Schildt vnd Helm fürtragen, so wolt er jnen guten Bescheidt geben, wem er Gefängnuß gelobt sich ergeben hette. Da solches geschahe, da klopfft er auff ein Büffelskopff mit einem Ring (das Albrecht Rindmauls Wapen war) vnd sprach: Vor dem Kühmaul hab ich mich heut nicht hüten können, das hat mich gefangen, dem hab ich mich ergeben.

Also ward diese Auffruhr gestillet, König Friderich wartet an der Brück König Ludwigs. König Hans auß Böhmen führet mit jm gefangen Hertzog Heinrichen auß Osterreich, deß gefangnen Künigs Friderichs auß Osterreich leiblichen Bruder. Den gefangenen Adel auß Osterreich gab König Ludwig mit samt den Lehen dem Burggraffen zu Nürmberg, den ließ der Burggraff dermassen ledig, daß derselbige zu ewigen zeiten (wenn sich der fall begebe) sein Lehen empfahen von dem Burggraffen von Nürmberg, das noch heutiges tags im Brauch ist. Der Graff von Henneberg ward ein Fürst deß Reichs gemacht von König Ludwigen, der führet am ersten den gefangnen König seinen Vettern gen Dornberg, befahl jn dem Pfleger, mit namen Wolgang von Goldeck, den andern tag führet er jn gen Oeting, nachmals gen Landshut, von dannen gen Regenspurg, in deß reichsten derselben zeit Bürgers Leitpolds Gunprechts Hauß an der Hald, jetzunder ist dasselbige Wolff Treyner Mautners, daselbst an der Wage vnd Trinckstuben ligende, allda oben in der Königin jetzt Capellen, oben in dem alten Fenster das Beyerlandt geschmeltzt, stehet mitten darinnen ein Löwe.

Zu Regenspurg nam den gefangenen König an Weichtrand Bitzthumb, führet jn hinauff gen Napurg gefangen in das Schloß Traunschnitz. Da der gefangene König das Schloß ansichtig ward, fragte er wie es hieß, Vnd da er höret wie es Traunschnitz hieß, sagt er: Du heißt wol recht Traunschnitz, ich habe sein je nit getrauwet, daß ich solt

dermaſſen alſo daher gefangen geführt werden, Vnd iſt in dem Schloß gefangen gelegen drey jar vnd ſechß Monat. Vnd obbeſchriebene Schlacht iſt geſchehen in dem jar nach Chriſti vnſers HERRN Geburt dreyzehenhundert vnd zwey vnd zwentzig an S. Michels Abend, vnd von dieſer Schlacht wegen iſt Ampffing (vor ein vnbekannt Dorff) dermaſſen in ein ſolches Geſchrey vnd beruff kommen, daß jederman, auch in frembden Landen, davon ſchreibet, ſinget, vnd zu ſagen weiß. Es ſind noch etliche Lateiniſche Reimen von dieſer groſſen Schlacht vorhanden.

XL. Wilibald Pirckheimer.

(1470 — 1530.)

Schreiben Herrn Wilibald Pirckheimers, von Dürers Abſterben, und von ſeiner gottloſen Xantippe: an Johann Tſcherte, *) K. Karls V. Bau- und Brückenmeiſter in Wien. 1528.

(Abgedruckt in „Ch. G. von Murr's Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur.“ Nürnberg. 1781. Th. 10. S. 36.)

Meyn freuntlich willig dinſt ſind euch bevor meyn lieber Her Tzerte mir hat vnſer freunt Her Jorg Hartman eyn ſchreyben durch euch an in gethon angezeygt in welchem ir meyn nit allein in guet gedenkt, ſonder meſt mir auch mer lobs vnd ere zu dan ich mich ſelbs wirdig erken, will aber ſolchen gueten willen vnſer peyder in Got verſtorbem freunt Albrechten Dürer zurechnen, dan dieweyl ir denſelben vmb ſeyner kunſt vnd dugent willen geliebt, ſind euch an Zweyfel auch die ſo ine lieb gehabt haben, auch lieb, ſolchem will ich euer lob, vnd gar nit meyner ſchicklikeit zumeſſen. Ich hab warlich an Albrechten der peſten freundt eynen, ſo ich auf erdtreych gehabt hab, verloren, vnd dauert mich nichts hoher, dann das er ſo eynes hartſeligen todes verſtorben iſt, welchen ich nach der verhengnus Gottes niemandt dann ſeyner Haußfrauen zuſachen kan, die im ſein Hertz eyngenagen, vnd der maß gepeyniget hat, das er ſich deſto ſchneller von hinen gemacht hat, dann er was ausgedort wie eyn ſchaub, dorft niendert (nirgends) keynen gueten umet mer ſuchen, oder zu den leuten geen, alſo het das pöß Weyb ſeyn ſorg, das ir doch warlich nit not gethan hat, zu dem hat ſy ime tag vnd nacht zu der arbeyt hertiglich gedrungen, alleyn darumb, das er gelt verdienet vnd ir das ließ, ſo er ſtarb, dann ſy alweg verderben hat wollen, wy ſie dann noch thuet, vnangeſehen, das ir Albrecht bis in die ſechs tauſent gulden wert gelaſſen hat. Aber da iſt keyn genügen, vnd in ſumma iſt ſy alleyn ſeins todes eyn vrſach. Ich hab ſy ſelbs oft für ir argwenig ſtreflich weſen gepeten vnd ſy gewarnet, auch ir vorgeſagt, was das end hievon ſeyn wurd, aber damit hab ich nichts anderſt dann vndank erlangt. Dann wer dieſem Mann wolgewolt vnd vmb in geweſt, dem iſt ſy feynt worden, das warlich den

*) Aus Pirckheimers eigenhändigem Concept, wobei noch eine faſt ebenſo alte Copie iſt.

Albrecht mit dem hochſten bekumert vnd ine vnder die erden pracht hat. Ich hab ir ſeid ſeynes todes nie geſehen, ſy auch nit zu mir wollen laſſen, wiewol ich ir dannoch in vil ſachen hilflich geweſt pin, aber da iſt keyn vertrauen. Wer ir widerpart halt, vnd nit aller ſach recht giebt, der iſt ir verdechtlich, dem wirdt ſy auch alspald feynt darumb ſy mir lieber weyt von mir, dan vmb mich iſt. Es ſind ia ſy vnd ir ſchweſter nit pubin, ſonder, wie ich nit zweyfel, der eren from, vnd ganz gotsfurchtig frauen, es ſolt aber eyner lieber eyn pubin, die ſich ſunſt freundlich hielt, haben, dann ſolch nagent argwenig vnd kiſend from frauen, pey der er weder tag noch nacht rue oder frid haben kont, aber wie dem, wir müſen die ſach Gott befelhen, der woll dem fromen Albrecht gnedig vnd parmherzig ſeyn, dann er hat wie eyn fromer piderman gelebt, ſo iſt er auch ganz chriſtenlich vnd ſeliglich verſtorben, darumb ſeines Heyls nit zu fürchten iſt. Got verleych uns ſeyn gnad, das wir ine zu ſeiner Zeyt ſelichlichs nachfolgen. — — — —

XLI. Albrecht Dürer.*)

(1471 — 1528.)

1. Wie ſich der Künſtler bilden ſoll.

(Nach der Signatur T. 3.)

Item zu manicherley bilder gehörn manicherley menſchen ab zu machen, dar zu ſinſtu zweyerley geſchlecht der menſchen als weyß vnd Morn, Auß denen iſt ein vnderſchyd zu mercken, der ard halben der zwiſchen jn vnnd vns iſt, Der Morn angeſicht ſind ſelten hübſch, der pflechſten naſen vnd dicke meuler halben, des gleychen jre ſchinbeyn mit dem knie vnd füß ſind zu knorret nit ſo gut zu ſehen alß der weyſſen, des gleychen jr hend, aber ich hab jr etlich geſehen die da ſunſt von dem gantzen leyb ſo wolgeſchickt vnnd ertig ſind geweſt das ichs nicht baß geſtalter geſehen noch erdenckenn kan, ſo von gantz gutter art von armen und allen dingen wie ſie beſſer möchten ſein, Alſo ſind man vnder den geſchlechten der menſchen allerley art die zu manicherley bilden nutz zu brauchen ſind, nach der complexion anzuſehen, alſo haben die ſtarcken herten gebrech in jrem leyb wie die lewen, aber die ſchwachen ſind linders gebrechs vnd nit ſo quallet als die ſtarcken, darumm zimbt ſich nit eim gantz ſtarcken bild ein gantz lind gebrech zu machen oder eim ſchwancklen bild gantz hördt gebrech, wie wol man der mägeren vnd feyſten in bildern etwas nach mus geben, doch mag zimlich in

*) „HJerinn ſind begriffen vier bücher von menſchlicher Proportion, durch Albrechten Dürer von Nürerberg erfunden vnd beſchriben, zů nutz allen denen, ſo zů diſer kunſt lieb tragen. M. D. XXViij.“ fol. Mit vielen eingedruckten Holzſchnitten und Tafeln, menſchliche und geometriſche Figuren darſtellend. Am Ende heißt's: „Gedruckt zu Nürenberg durch Jeronymum Formſchneyder auff verlegung Albrecht Dürers verlaſſen witib im jar vor Chriſti gepurt. 1528. am letzten tag Octobris.“

allerley vnderſchiden der bilder lind vnd hördt gebraucht werden wo er wil, Aber daz leben in der natur gibt zu erkennen die warheyt diſer ding darumm ſich ſie fleyſig an, richt dich darnach, vnd gee nit von der natur in dein gut gedunckē das du wölleſt meynen das beſſer von dir ſelbs zu finden dann du wirdeſt verfürt, Dann warhafftig ſteckt die kunſt inn der natur, wer ſie herauß kan reyſſenn der hat ſie, vberkumbſtu ſie, ſo wirdet ſie dir vil fels nemen in deinem werck, vnd durch die Geometria magſtu deins wercks vil beweiſſen, was wir aber nit beweyſſen könnē das müſen wir bey gutter meynung vnd der menſchen vrteyl bleyben laſſen, doch thut die erfarung vil in diſen dingen, Aber ye genewer dein werck dem leben gemeß iſt in ſeiner geſtalt ye beſſer dein werck erſcheynt, vnd diß iſt war, darumm nym dir nimer mer für das du etwas beſſer mügeſt oder weleſt machen, dann es Got ſeiner erſchaffnen natur zu würcken krafft gebenn hat, dann dein vermügen iſt krafftlaß gegen Gottes geſchöff, darauß iſt beſchloſſen das kein menſch auß eygnen ſinnen nymermer kein ſchon bildnuß kün machen, es ſey dan ſach das er ſolchs auß vil abmachen ſein gemüt vol gefaſt, das iſt dann nit mer eygens genannt, ſunder vberkumen vnd gelernte kunſt worden die ſich beſamt erwechſt vnnd ſeins geſchlechtz frücht bringt, Darauß wirdet der verſamlet heymlich ſchatz des hertzen offenbar durch das werck, vnnd die newe creatur die einer in ſeinem hertzen ſchöpfft inn der geſtalt eins dings, Das iſt die vrſach das ein wol geübter künſtner nit zu einem yetlichem bild darff lebendige bilder ab machen, dann er geuſt gnugſam herauß was er lang zeyt von auſſen hineyn geſamlet hat, ſolicher hat gut machen in ſeinem werck, aber gar wenig kumen zu diſem verſtand, aber der ſind vil die da mit groſſer müe vil vnrechtz machenn, Darumb welicher auß rechtem verſtand ein gutten gebrauch erlangt hat, dem iſt wol müglich an allen gegen wurff etwas gutz zu machenn, ſo vil vnſer vermügen iſt, doch wirdet es alweg beſſer, ſo er ſich des lebens im abmachen gebrauchet, aber den vngeübten iſt es vnmöglich, dann diſe ding geratten nit vngefer, Es geſchicht auch, aber ſelten, das einer durch groß erfarung, vnd lange zeyt in fleyſſigrer vbung ſo gwiß werd, das er auß eygnem verſtand den er mit groſſer müe erlangt hat, auſſerhalb eins gegen geſichtz das er ab machen mög, etwas beſſers zu werck zichen, dann der ander der da vil lebendiger menſchen zu ab machen für ſich ſtelt, auß der vrſach das es jm am verſtand mangelt, Darumb muſſen wir gar mit groſſer acht war nemen vnd fürkumen, das ſich die vngeſtalt vnd vnſchicklikeyt nit in vnſer werck flecht, deshalb ſol wir die vnnützen ding in bildern zu machenn was anderſt hübſch ſol ſein vermeyden, dann diß iſt der vbelſtand, Nym ein gleichnuß bey den blinden, lamen vnd verdorten krüpelen vnd hinckenden dergleichen, ſolichs iſt alles heßlich von des mangels wegen, alſo iſt auch zu fliehen der vber fluß, als das man einem drey augen, drey hend vnnd füß wolt machen, Aber ye mer man alle heßlickeit der obgemelten ding außleſt vnd macht dargegen gerade ſtarcke, helle, notturftige ding die alle menſchen gewonlichenn lieben ſo beſſer wirdet das ſelb werck, denn ſolchs acht man nun hübſch, Aber die hübſcheyt iſt alſo

im menſchen verfaſt, vnnd unſer vrteyl ſo zweyffelhafftig dorynn ſo wir etwan finden zwen menſchen bede faſt ſchön vnd lieblich, vnd iſt doch keiner dem andern gleych inn keim eynigen ſtück oder teyl, weder in maß noch art, wir verſtend auch nit welcher ſchöner iſt, ſo blind iſt vnſer erkantnus, deshalb ſo wir daruber vrteyl geben, iſt es vngewiß, Aber in etlichen teylen mag dannacht einer den andern vbertreffen, vnd obs vns gleych vnkantlich iſt.

Auß ſolchem folgt das ſich kein gewaltiger künſtner auff ein art allein gebenn ſol, ſunder das er in villerley weg vnnd zu allerley art geübt vnd darynn verſtendig ſey, darauß kumbt dann das er machen würdet welcherley geſchlecht der bild die man von jm begert, vnd alsdann auß den obgemelten meynungen mag einer zornig, gütig vnnd allerley geſtalt wiſſen zu machen, vnd ein yedliche geſtalt kan für ſich ſelbs gut gemacht werden, So dann einer zu dir kumbt vnd wil von dir haben ein vntreuß Saturniniſch oder Martialiſch bild, oder eins das Venerem anzeygt das lieblich holtzſelig ſol ſehen, ſo würdeſtu auß den for gemelten leren ſo du der geübt biſt leychtlich wiſſen was maß vnd art darzu brauchen ſolt, Alſo iſt durch die maß von auſſen allerley geſchlecht der menſchen an zu zeygen, welche feurig, lüftig, weſſrig oder yrdiſcher natur ſind, dann der gewalt der kunſt wie for geredt meyſtert alle werck, Vnd die rechten künſtner erkennen im augenblick, welchs ein gewaltzam werck iſt, vnnd ſich gebirt ein groſſe lieb darauß dem ders verſtet, diß wiſſen die rechten geſellen wol, vnd wiſſen was in dem ein rechter brauch iſt, dann das wiſſen iſt warhafft, aber die meynung betrewgt offt, Darumm glaub jm keyner ſelbs zu vil auff das er nit jrrig in ſeinem werck werd vnd verfel, Deshalb iſt faſt nütz dem der mit ſolchem vmbget das er macherley guter bild ſech, vnd offt die von den berümbten guten meyſtern gemacht ſind worden vnd das man auch die ſelbigen daruon hör reden, Aber yedoch das du allweg jrer fel war nembſt, vnd der beſſerung nach denckeſt, vnnd laß dich nit wie ob gered allein zu einer art reden die ein meyſter fürt, dann ein yedlicher macht geren jm geleych was jm wolgefelt, Aber ſo du jr vil vernymbſt ſo nym das beſt herauß zu deinem brauch, dann die yrrung iſt ſchier in allen meynungen, darumb wie gut wir ein werck machen noch möcht es allweg beſſer gemacht werden, gleych wie mit den menſchen wie hübſch man ein findt ſo mag noch ein ſchöner gefunden werdenn, aber ein yeder nem das gewiſſer an, er lerns von einem oder das er daß ſelbs auß dem leben erfindt, Doch hüt ſich ein yedlicher von denen zu lernen die da wol von der ſach reden vnnd darneben mit jren henden alweg ſtreffliche vntüchtige werck gemacht haben, der ich vil geſehen hab, denn wenn du jn folgeſt ſo verfüren ſie dich, des bezeugt jr werck vnd jr vnkunſt, Dann es iſt eyns ein groſſe vnderſcheyd von einem ding zu reden oder das ſelb zumachen, Darumb iſt aber nit verworffenn ſo einem ein vnuerſtendiger ein warheyt ſag das mans darumb nit glaubenn ſolt, dann es iſt müglich es ſag dir ein bawer den yrrthum deines wercks, aber er kan dich darumb nit berichten vnd lernen wie du den ſelben beſſern ſolſt.

Ein yedlicher der inn diſer kunſt for nie nichtz gelernt hat, vnnd wil auß diſen büchlein ein anfang ſchöpfen der muß diß mit fleyß leſen vnd lernen verſten was er liſt vnd beſt weniger für ſich nemen, vnd ſich in den ſelbigen wol vben auff das ers kün machen, vnd als dann erſt ein anders anfahen zu machen, Dann der verſtandt muß mit dem gebrauch anfahen zu wachſen, alſo das die hand kün thon was der will im verſtand haben wil, Auß ſolchem wechſt mit der zeyt die gewyßheit der kunſt vnd des gebrauchs, Dann diſe zwey müſſen bey ein ander ſein, dann eins on das ander ſol nichtz, Man ſol auch merckenn wie wol ein gemeyner man das beſſer for dem ſchlechtern erkent, noch dann verſtet nyemant volkumlicher ein werck zu vrteyln, dann ein verſtendiger künſtner der da ſolchs durch ſein werck offt bewiſſen hat.

Nun möcht man ſprechen, wer wil allwegen die müe vnd arbeyt haben mit verzerung langer zeyt yyß das er allein ein eynig bild alſo meß darauff vil müe lege, ſo es doch offt darzu kumbt das einer in kurtzer zeyt etwan zweyntzig oder dreyſſig vnderſchidliche bild muß machen, In ſolchem iſt mein meynung nit das einer zu allen zeytten all ſein ding ſol meſſen, Aber ſo du wol meſſen haſt gelernt, vnd den verſtandt mit ſambt dem brauch vber kumen, alſo das du ein ding auß freyer gewißheyt kanſt machen, vnd weyſt einem yetlichen ding recht zu thon, Alsdann iſt nit alweg not ein ydlich ding alweg zu meſſen, dan dein vberkumne kunſt macht dir ein gute augen maß, als dann iſt die geübt hand gehorſam, dann ſo vertreybt der gewalt der kunſt den yrrthumb von deinem werck, vnnd weret dir die falſchheit zu machen dann du kanſt ſie vnd würdeſt durch dein wiſſen vnuerzagt vnd gantz fertig deines wercks, alſo das du keinen vergeben ſtrich oder ſchlag thuſt, vnnd diſe behendigkeyt macht, das du dich nit lang bedencken darffſt ſo dir der kopff vol kunſt ſteckt,. Vnd durch ſolichs erſcheyndt dein werck künſtlich, lieblich, gewaltig, frey vnnd gut wirdet löblich von meniglich, dann die gerechtigkeyt iſt mit eyn gemiſcht.

Aber ſo du kein rechten grund haſt ſo iſt es nit müglich das du etwas gerechtz vnnd gutz machſt, vnd ob du gleych den gröſten gebrauch der welt hetteſt in freyheyt der hand, dann es iſt mer ein gefenckuus ſo ſie dich verfürt, darumm ſol kein freyheit on kunſt ſo iſt die kunſt verborgen on den gebrauch, darumm müß es bey einander ſein wie oben geſagt, Darumm iſt von nötten das man recht künſtlich meſſen lern, wer das wol kan der macht wunderperlich ding, Dann die menſchlich geſtalt kan nit mit richtſcheyten oder zirckelen vmbzogen werden, aber von puncten zu puncten werde die gezogen wie for gemelt, vnd auſſerhalb rechter maß werde keiner nichtz gutz machen.

Nun mag ſich begeben ſo etlich diſe for beſchribne maß der bilder in ein groß werck werden zihen das in mißret durch jr vnſchicklikeyt, mir dann die ſchuld aufflegen vnd ſagen, in kleinen dingen thut mein auffreyſen recht, aber in groſſenn wercken ſey es verfürlich. Solchs kan nit ſein, dann eyntweders das klein recht vnd das groß gut, oder das klein böß vnd das groß ſol gar nichtz, deshalb leſt ſich die red in diſem nit teylen, dann ein zirckelryß bleybt rund er ſey kleyn oder groß,

desgleychen thut ein quadrat, Darumb helt ſich ein yedliche proportz gleych zu jr ſelbs ſie ſey groß oder kleyn, zu gleycher weiß wie ſich im gſang ein octaff, zu der andern helt eine hoch die ander nider, vnd iſt doch ein ton.

Noch iſt zu mercken das ein forgemacht bild gar in vil weiß vnnd weg zu verſtellen iſt das mans nit mer kent, vnd würdet doch darmit der maß weder geben noch genumen.

2. Schreiben Albrecht Dürers an den Rathsherrn Wilibald Pirckheimer in Nürnberg. Aus Venedig 1506.

(Aus „Chr. G. von Murr Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur. Zehnter Theil. S. 6.")

Mein willigen Dienſt zw vor, Lieber Her, wen es ewch woll get daz gun Ich euch von gantzen Hertzen wy mir ſelbs. Ich hab ewch newlich geſchriben verſih (verſehe) mich, der Prieff ſey ewch worden. In mitler Zeit hat mir mein Muter geſchrieben vnd mich geſcholten daz Ich ewch nit ſchreib vnd mir zw ferſten geben, wy Ir ein Vnwillen awff mich hant daz Ich ewch nit ſchreib. Ich ſoll mich faſt (ſehr) gegen ewch verantwortten, vnd iſt ſer bekumert als Ir ſit. Iſt ſo, weis Ich mich mit nichten zw verantworten den daz ich fawll pin zw ſchreiben, vnd daz Ir nit doheim ſeytt geweſt, aber als bald Ich verſtanden hab, daz Ir doheim ſeyt geweſt oder heim hand (habt) wollen kumen, do hab Ich ewch von ſtund geſchriben, hab awch dem Kaſtell dornach in ſunderheit befolhen, er ſoll ewch mein Dinſt ſagen. Dorum pit ich ewch vnderdenlich Ir wolt mirs verzeihen, wan Ich hab kein andern frewnt awff erden den ewch. Ich geb Im awch kein glawben, daz Ir awff mich zürnt, wan Ich halt euch nit anderſt den vür ein Vater. Ich wolt daz Ir hi zw Venedich werd, es ſind ſo vill artiger Geſellen vnter den Walhen, (Wälſchen) dy ſich je lenger je mer zw mir geſelln, daz es einem am Hertzen ſanft ſolt, dan vernünfftig gelert gut lawttenſchlaher, pfeyffer, ferſtendig im gemell, vnd vill edler gemut recht dugents von Lewtten, vnd dund (thun) mir vill er vnd frewntſchafft. Dorgen (dagegen) finter awch dy vntreweſten verlogen dibiſch Böſwicht do, Ich glawb daz ſy auf ertrich nit leben, vnd wens einer nit weſt, ſo gedecht er es weren dy ertigſten Lewt dy awff ertrich wern. Ich mus Ir je ſelber lachn, wen ſy mit mir reden, ſy wiſſen daz man ſolich poſheit von In weis, aber ſy frogen nix dornoch. Ich hab vill guter frewnd vnder den Walhen, dy mich warnen, daz Ich mit Iren Molern nit es vnd trinck, awch ſind mir Ir vill feind vnd machen (copiren) mein Ding in kirchen ab, vnd wo ſy es mügen bekumen, noch (dennoch) ſchelten ſy es vnd ſagen, es ſey nit antigiſch art, dozu ſey es nit gut; aber ſambellinus der hatt mich vor vill Gentilomen (gentiluomini) faſt (gar) ſer gelobt, er wolt gern etwas von mir haben vnd iſt ſelber zw mir kumen, vnd hat mich gepetten, Ich ſoll Im etwas machen, er wols woll zalen. Vnd ſagen mir dy lewt alle, wy es ſo ein frumer Man ſey, daz Ich Im gleich günſtig pin.

Er iſt ſer alt vnd iſt noch der peſt Im gemell, vnd daz Ding, daz mir vor eilff Jorn ſo woll hat gefallen, daz geſelt mir itz nit mer. vnd wen Ichs nit ſelbs ſech ſo hett Ichs keinem andern gelawt, awch las Ich ewch wiſſend, daz vill peſſer Moler hy ſind, weder dawſſen, (drauſſen) Meiſter Jacob iſt; aber Anthoni Kolb ſchwer ein eyt, es lebte kein peſſrer Moler awff erden, den Jacob. Dy andern ſpotten ſein, ſprechen, wer er gut, ſo belib er hy ꝛc. Und hewt hab Ich erſt mein thafell *) angefangen zw entwerffen, wan mein Hend ſind ſo grindig geweſt, daz Ich nitt erbetten (arbeiten) hab kunen, aber Ich habs vertreiben laſſen. Hie mit ſind (ſeyt) gütig mit mir vnd zürnt nit ſobald, ſeyt ſenftmütig als Ich. Jr wölt nitt von mir lernen. Ich weis nit, wy es zw gett. — — —

Geben zw Venedich newn or (Uhr) in dy nacht am ſamſtag noch lichtmes Im 1506 Jor ſagent mein Dinſt ſteffen pawmgartner, Her Hans Harſtorfer vnd Folkamer.

Albrecht Dürer.

XLII. Griſeldis.

(1472.)

Novelle.

Diß iſt ain epiſtel franciſci Petrarche Von groſſer ſtätikeyt ainer frawen Gryſel gehaiſſen.

In dem land ytalia gen nidergang der ſunnen, ligt ain über hocher berg gehayſſen veſalus **) Des gipfel raicht über alle wolken in den lauteren vnbetrübten lufft Er iſt auch edel von ſeiner aygener natur, vnd auß im entſpringt der pfad, ***) an der ſeyten gegen den auffgang der ſunnen flieſſend An dem vrſprung klain, vnd in kurtzem flieſſen wechßt er ſo wunderlichen, daz er von dem Poeten virgilio ain künig der waſſer würt gehaiſſen Er rint auch ſtercklich mitten durch das land Liguriam, vnd darnach durch Emiliam vnd flaminiam, vnd fleüßt zu venedig vnd an anderen portten in daz hoch möre. Aber daz erſt land vmb den veſalus perg iſt lüſtig vnd fruchtper In den etwe vil mächtig ſtet, märckt vnd dörffer ligend Vnder anderen an dem perg leyt die ſtat Saluz, die mer gepawen, vnd fürnämer iſt denn die andern von einwonung der marggrafen des ſelben lands Derſelben ainer, fürnämer vnd weiſer was, denn der andern kainer, der was gehayſſen walther. Den angehort die regierung ſeins geſchlechtes vnd des gantzen landes. Er was auch in plüendem allter von tugenden, ſyten vnd gepurt adelich, vnd in allen dingen übertreffelich, wann allain der ſich benügen ließ an dem das er het, vnd nicht achtet vil zeitlichs

*) Gemälde, wahrſcheinlich auf Holz.
**) Der jetzige Monte Viſo, auf welchem der Po entſpringt.
***) Po, padus.

gůts ze gewynnen Alſo lag er auch ob dem vogelen, iagen vnd allem waidwerck, daz er vil ſeiner ſachen da mit verſaumet. Auch ains da von ſein volck vaſt betrůbet was, er beſorget ſich vor dem pand der gemachelſchafft vnd der ee, wie wol ſy das lang zeit vnwilligclich vertrůgen Doch ze letſt giengen ſy geſammelt für in, vnd ir ainer, der fürnemer, vnd dem herren haymlicher vnd baß redent was, ſprach alſo Aller liebſter herr dein gůtikeit macht vns gehertzend vnd manlich, denn wir alle vnd yeclicher beſunder, ſo dick vns not iſt auß gůtem getrawen dich an ſprechend Vnd nun ſo ſol mein ſtymm den ainhälligen ſtill ſchweygenden willen des volckes, deinen oren für pringen Nit darumb daz ich höcher ſey denn die ander Sunder darumb, daz du mit vil zaichen erzaigt haſt, daz ich dir etwas lieber ſey, denn die anderen So vns aber alle deine werck zů allen zeyten wolgefallen, vnd alleweg wolgefallen ſind, ſo vil, daz wir vns ſelber ſälig ſchätzen von deinem regyeren So iſt doch ains, ob wir dich darinne erbitten mügen, da von wir die ſäligeſten würden, die in allen landen funden würden Das iſt, daz du dich vermäheleſt, vnd deinen hals dem ioch der ſäligen ee macheſt vndertänig, vnd daz du das ſchier tůn wölleſt, nit allein freyen ſunder gewaltigen. wann die tag flyegen gächlingen hinweg, wie wol du biſt in plüender zeit Doch haimlichen vnd ſtill ſchweigend ſtilt dir das alter die plůmen deiner iugend So iſt auch der tod zů allen zeyten den iungen berait als den alten, vnd iſt nyemant gefreyet für in, ſunder ſo můs yederman ſterben vnd als gewyß iſt daz der tod komme, ſo vngewyß iſt dye ſtund ſeiner zůkunfft. Darumb bitt wir dich, empfache das gepete deines volckes, das deinen gepoten allweg vndertänig geweſen iſt vnd hinfür ſein ſol. Vnd empfilche vns dir ze ſůchen ainen gemachel, wann wir wöllen dir aine ſchaffen, die dein wirdig iſt, vnd wol her kommen das wir billich gůtes füllen dar von hoffen. Ach herre erledige dein volck von kümernuß, daz du, ob dir villeicht ychts widerfür, nit abgangeſt on erben, vnd dein volck beleybe on ain haubt dar zu ſy begird haben.

Die gütigen gepet bewegten das gemüte ires herren, daz er ſprach Ir zwingend mich zů dem, das mir nye in mein gemüte kommen iſt wann ich han mich gantzer freyheit gefrewet, die gar ſeltzſam in der ee würt gefunden Aber dem willen meiner vndertan will ich mich machen begirlich vnderwürffig auff das wolgetrawen ewres gelauben vnd weißheyt Doch die ſorg, die ir auff eüch nemen wöllen, mir ainen gemachel ze ſůchen, will ich ſelber haben. wann nach fremdem willen weiben, pringet dick ungeleiche der kinder gegem vater. Auch waiß ich was gůtes in dem menſchen iſt, daz es von got iſt Dem ſelben han ich meinen ſtat, vnd beſcherung aines gemachels mit hoffnung in ſein miltigkeyt gantz befolhen, der würt mir beſcheren das, daz er meiner růwe ſelden vnd hail aller nützlicheſt waiß ſein So ich nun, als ewr will iſt, ain weib nemen ſol, als ich auch tůn will, vnd bey gůten trewen vnuerzogenlich auch das verhaiß ze tůn So will ich herwiderumb, daz ir mir auch verhaiſſen vnd halten wöllend welche ich erwele zů ainem gemachel, daz ir dye mit den gröſten eren vnd wirdikeit wöllend vor

augen haben als ewr frawen, vnd daz kainer vnder ewch mich vrtailen wölle, wann ir habend den allerfreweſten, dem ioch der ee vndertänig gemacht So will ich die wal haben, welches ioch ich erwele oder erküre, ſy ſey des kayſers, fürſten oder hyrten tochter So will ich daz ſy ewr gewaltige fraw ſey. Sy verhieſſen im das gemainclich mit ſo groſſem willen, als leüt die kam erbaiten mochten des begirlichen tags der hochzeyt, ſy entreffende auf den geſteckten tag. Das ſy alle willig empfiengen vnd ſchieden von im. Er empfalch auch den ſeinen ze beſtellen, was er bedörfft auf den tag der hochzeit, vnd ſetzet in den tag. Es was nit verr von dem palaſt ain dörfflin, darinne lützel vnd arme leüt wonten, vnder den was ainer der ärmeſt, gehaiſſen Janicolus Als aber die himliſch genad der armen heüßlin auch etwan erſcheinet, het der ſelb ain ainige tochter gehaiſſen Gryſel von geſtalt des leibes vaſt wol getan Aber von ſchöne ires gemütes, an ſyten vnd an tugenden ſo zyerlich, daz nyemant über ſy was Die ward mit klainer narung in über groſſer armüte erzogen, verr von aller wolluſt, vnwiſſend des ſenfften lebens Aber in irem jungkfräwlichen hertzen, was ſy aines manlichen alten gemüts Da mit ſy ires vatters alter in vnſäglicher lieb erkücket vnd hüt auch der wenigen ſchaff ires vaters auff der wayde vnd die zeit mit ſpynnenden tagen vertreybende An dem haimgang ſammelt ſy krewter, vnd wes ſy das gelück beſcheret das ward ir nachtmal, Sy lag auf herrten betten, vnd gemainclich was ainem kind zügehört, das volpracht ſy gehorſamlich vnd ſenfftmüticlich gen irem vater. Gen der iungkfrawen ließ der walther ſo er ſpacieret dick ſeine augen ſchieſſen, nit in vnordenlichen gelüſten, ſunder daz er mercket ir iüngliche tag, die ſchöne ires leibes, ir güt ſyten, die dem gemainen Volck vnwiſſend warend. Er tät auch das mercklich mit ſcharpffem mercken ſeiner vernunfft, dar durch im in ſein hertz viel ain weib ze nemen vnd die allain vnd nymmer mer kain andere. Es nachet der hochzeitlich tag von den herren auffgeſetzt, es weſt aber nyemant wannen die praut kommen ſolte, wer dye wäre Vnd was nyemants, den daz nit verwundert. Er ließ aber die weil machen guldin ring kronen, zyerlich gürtel, koſtliche klaider, vnd was ainer koſtlichen praut zů gehöret nach ainer iungkfrawen die in der lenge vnd gröſſe was als die gryſel Vnd da der geſatzt tag kommen was vnd nyemant hort von kainem gemachel des herren, ward daz wunder in dem volck vil mer wachſen, vnd was nun dye ſtund des ynbiß, vnd was alles beraitet über alle maß mit koſtlicher zier des hauß vnd der tiſche Da berait ſich der herr engegen ze reyten ſeinem gemachel auß dem hauß vnd mit im ain groſſe ſchar des volckes mann vnd edler frawen. Gryſel was vnwiſſent aller der ſachen, die gegen ir beſchachen vnd berait ir hauß, daz ſy mit anderen iungkfrawen auch auß möchte geen ze ſechen ires herren gemachel, als ſy waſſer het geholt von ainem verren prunnen vnd haym eylet, begegnet ir der walther mit ſeinem volck, vnd nennet ſy bei irem namen, vnd ward ſy fragen wa ir vater wäre Sy erzaiget ſich erlichen vnd antwurt diemütigelich, er wäre in dem hauß, ſo haiß in herauß kommen zů mir ſprach er Er name den alten da er kam, bey der hand,

vnd fürt in ein wenig hindan, vnd sprach haimlichen zů im also Ich waiß Janickel das ich dir lieb bin vnd kenn dich als ein trewen vnderthan, vnd main was mir gefällig sey, daz du das auch wölleſt Doch so wölt ich in beſunderheyt geren von dir erkennen, ob du mich deinen herren, so ich dein tochter nyme, geren wölleſt haben zů ainem tochterman, der alt erſchrack von den vngewarnoten ſachen ſo da geſchachen, daz er nitt bald antwurten kund. Doch zů letſt mit tieffem ſeüfftzen erholt er ſchwarlich diſe wort vnd ſprach Ich ſol nichts wöllen noch enwöllen denn das dir gefällig ſey, wann du biſt mein herre. So gangen wir hin ein ſprach der walther, daz ich vor ir in deiner gegenwürtikeyt etwas erkünde Sy giengen hin ein mitt großem wunder des volckes, vnd funden die maget ſchaffen in dem hewßlin, vnd übel erſchreckend von dem ſeltzſamen gaſt, vnd ſprach zů ir der walther alſo. Es gefelt deinem Vater vnd mir daz du mein weib ſeyeſt vnd gelaub, das ſol dir auch gefällig ſein Aber ich han ein frag zů dir. wenn das geſchicht, das als bald würt, ob du mit deinem güten willen berait ſeyeſt, daz dein will dem meinem alleweg geleich ſey Alſo daz du nymmer in widerwärtikeyt mit mir funden werdeſt, vnd was ich mit dir ſchaffen wölle, daz mir das zymme on ein trag wort vnd gepärd Zů den wunderlichen fremden ſachen antwurt ſy zitternde alſo Mein herr ſprach ſy, ich waiß mich der eren vnwirdig Aber iſt es dein will, vnd iſt mir das gelücke beſchert, ſo will ich wiſſenlich, nit allain nymmer thůn ſunder nymmer gedencken, das wider deinen willen vnd gemüt ſey Vnd tůſt auch nymmer nichtz, vnd hieſſeſt mich in den tod geen, daz mir ſchwär wäre. Es iſt genůg ſprach der herr. Alſo fürt er ſy auß dem hauß offenlich, vnd zayget ſy aller menig Dye iſt mein weib ſprach er, dye iſt ewr fraw, die füllent ir eren die füllent ir lieb haben Vnd ob ir mich lieb habend, ſo habent die für die aller tewriſten vnd beſten Daz ſy aber ires alten gelücks nichts prächt in das new hauß, hyeß ſy der herr nackend außziechen, vnd von den ſolen der füß biß an die ſchaitelen new beklaiden Dar zů die edelen erberen frawen bald berait waren, vnd bedackten ſy mit iren geren byß daz ſy aygentlichen mit zimlicher ſcham ſchnell den willen des herren volprachten Alſo daz die gantz zerhubert iungkfraw bald in koſtliche klaider beſchlewfft vnd ir hend mit gold vnd geſtain wolgezyert, daz ſy von dem volck in ſchöne kam mocht erkennet werden. Alſo vermächelt ſy der walther vor allem volck mitt ainem beſunderen mächelring dar zů gemacht vnd ließ ſy füren auff ainem weiſſen zelter in den palaſt mit groſſer frewde des mitvolgenden volcks Alſo ward die hochzeyt vnd der allerfröliche ſt tag volendet in kurtzer zeyt. Darnach vmbſchin die götlich genad die armen praut, daz ſy nit in ains hyrten hauß, ſunder in kaiſerlichem ſal erzogen vnd von mengelichem wurd an geſechen, vnd mer wenn geläublich iſt lieb vnd erlich von yederman gehalten Auch dye ſy vor erkanten, kunden kaum geſchätzen, daz ſy dye vorig Janickels tochter wär, ſo groß was die zierd ires güten lebens vnd ſyten So vil ſüſſigkeyt in iren worten vnd vernunfft was, da mit ſy aller menſchen gemüte in groſſer lyebe zů ir kund verſchlyeſſen vnd nit allain in irem lande

ſunder ir name ward pratt vnd loblich gen allen nach gebawren, vnd ſo groß, das vil erber frawen vnd mann edel vnd ander zů ir kamen nun ſy ze ſechen mit iren tugenden vnd volkommenheyt. Alſo weybet der walther nyder vnd diemüticlich Aber gelücklich vndt mercklich ward er alleweg geeret in ſeinem hauß in groſſem fride. Auß dem hauß in groſſen genaden lebet er mit ſeinen vndertan, dye ſein weißheit lobeten, daz er ſoliche groſſe tugent vnder ſo ainem ſchnöden klaide het erkennet Auch was die fleyſſig praut nit allain ſorgfeltig in weiblichen ſachen, vnd das dem hauß zůgehört, ſunder in dem abweſen des mannes, verſach ſy dye ämpter des landes, vnd leget nyder vil kriege vnd widerwärtikeyt vnder den herren, edelen vnd anderen des landes auff erſtanden, mit ſölicher weyßheyt vnd vernünfftigen worten vnd gerechtikeyt ires gerichtes, daz ſy alles volck ſchätzet von himel herab geſendt Vnd nit lang darnach ward ſy ſchwanger, darumb das volck frölich ward, vnd begirlich erbeyten der zeyt der gepurt Sy gepar ain über ſchöne tochter, wiewol ſy lieber ainen ſun gehebt het Da von nit allain der walther ſunder alles ir land erfrewet ward.

Als nun das kind etwen alt ward, da kam dem walther ein wunderlicher zůfal ein, ob das aber löblich ſey geweſen, will ich die gelerten laſſen vrtailen Daz was ain groſſe begird ſein weyb die im trew vnd lieb was höcher vnd höcher ze verſůchen Er berůfft ſy ainig in die kamer vnd redet zů ir trawrigclichen diſe Wort O Griſeldis du kenneſt wol, wie du herein in das hauß kommen biſt, vnd gelaub auch nitt, daz du in diſem gelücklichen leben deines allten armen ſtates habeſt vergeſſen. Nun biſt du mir trew vnd lyeb genůg aber meinen edelen nit ſo liebe beſunder ſo du berhafft biſt vnd an haſt gehebt zů kinden ſo iſt es in ſchwäre vnd vnleidenlich, daz ſy ainer beürin tochter ſolten werden vndertan So ich aber allweg geren frid vnd ſün mitt meinen vndertan gehebt han vn het So iſt not, daz ich mitt deinem kind lebe, nitt nach meinem willen, ſunder als mein volck will, vnd alſo tůn, daz mir nye kain ſach ſchwärer was, doch ſo wolt ich das nit tůn on dein wiſſen Darumb ſo will ich, daz du deinen willen darzů gebeſt ſo leidelich als du mir von anfang vnſer Ee haſt verhaiſſen Da ſy das höret, vnbewegt weder mit worten oder gepärd, ſprach ſy alſo. Du biſt vnſer herre vnd ich vnd die klain tochter ſind dein aygen, darumb lebe mit deinem aygen gůt als du wilt, wann dir mag nichts gefallen, das mir vngefällig ſey So beger ich auch nichts ze haben, ſo fürchte ich auch nichtz ze verlieren, wann dich allain Das han ich enmitten in mein hertz genagelt, vnd mag auch hinfür nymmer biß in den tod herauß gerewtet werden, vnd iſt auch alles daz man tůn mag müglicher zu beſchechen, denn daz mein will müg verwandelt werden. Der walther was fro von der antwurte doch tät er nit den geleichen vnd gebaret trawrigclichen vnd gyeng von ir. über ain klaine weyl ſendet er ainen ſeiner diener, dem er fur die anderen wol getrawet zů ir vnd ſaget im was ſein wille wäre, mit dem kind vnd der frawen ze volpringen. Der knecht kam zů der frawenn bey nacht Ofraw vergib mir ſprach er zů ir, vnd verweys mir nit, daz ich zwungelich můß

volpringen, wann nach deiner weißheyt waist du wol, was der herren dienst pringen mag, wye wol du des nit enpfunden hast, doch merckend dein hoche synne wie herte not sey, zwungne dienstperkeyt Ich bin gehaissen worden dein kind nemen, vnd es, Da geschwig er als ob er etwas hertes mit dem kind volpringen wölt verschwigen, des dye fraw doch vor hin arckwon hett auß der red ires mannes, vnd vordrung des knechtes, vnd der zeit, wann es nacht was wie wol nun die fraw lauter verstünd den tod ihres lieben kindes, dennocht ward weder zächer noch seüfftzen nye von ir gehort oder gesechen, das doch an ainer ammen über herrt wäre ze hören, ich geschweig ainer müter Sunder mit frölicher gepärde, nam sy ir kind, vnd sache es ain wenig an, vnd kust es vnd segnet es, vnd zaichet es mit den zaichen des heyligen kreütz vnd bot es dem diener, vnd sy sprach, gang hin vnd volpring, das dich der herre gehaissen hat Doch bit ich dich aines, hab sorg des zarten leiblins, daz es die wilden tier und vogel nit erzerren, doch so verr, daz es vnserem herren nicht wider sey.

Der knecht nam das kind vnd pracht das dem herren, vnnd saget im alles das geredt vnd geantwurt was von der frawen, da von sein väterliche gütikeyt sere betrübt ward Doch ließ er nit von dem angefangen versüchen seines gemahels, vnd hieß den knecht daz kind wol mit tücheren verwickelen, vnd in ainem korbe auff ainem zämen esel mit fleyß bewaren vnd gen ponony füren zů seiner schwester, die aines grafen von paffnutz häußfrawe was, vnd hyeß das kind ir also befelchen, in müterlicher trew, lere vnd sorg, daz sy das in güten syten also lernnte haimlichen, daz nyemant wyßte wes das kinde wäre. Der knecht volpracht mit fleyß die gepot nach allem willen seines herren. In den zeiten mercket der herr dick das antlütz vnd wort seiner haußfrawen, vnd fand nye, daz sy kaines anderen gemüts wär wann des aller ersten mit geleichen dyensten, geleychem fleis, mit gleicher vndertänikeyt, gleicher freüd, gleicher liebin, kain trawren, kain wort von der tochter, vnd ward auch weder mit gefärde noch on gefärde, der tochter name nye von ir gehört nach irem verlyeren In dem wesen vergiengen vier iare daz sy aber schwanger ward vnd ein über schönen sun gepar mit groffen frewden des vaters, vnd aller freünd vnd des volcks Nach zwayen iaren als er entwent het, dem walther viel aber ein, die frawen ze versüchen, vnd redt also zů ir, du hast etwan gehört, daz sich mein volck sere beschwärt und betrübet hat vmb das ich dich genommen han, besunder so du fruchtpar bist, vnnd deß ter mer so du ainen sun geporen hast wann sy sprechen, vnd kompt mir das murmelen dick ze oren, wann vnser herr walther stirbet, so würt des ianickels tochter sun vnser herre vnd sol ain solich edel land ainem sölichen herren werden vndertan Wil sölicher täding get täglich vnder dem volck davon ich bewegt würd, wa nun geren rů het, doch daz ich die warheyt sag, so han ich etwas sorg von dem volcke Darumb ich willen han ze tůn mit dem knabn vnserm kind, als ich vor mitt seiner schwester gethan hab Das will ich dir vor sagen, daz du hin nach von gächem schmertzen nit ze vil betrübt werdest. Zů dem antwurt sy also Ich han geredt, vnd red

es nun aber, ich mag nichtz wöllen oder nit wöllen, wann als du, vnd han auch nichtz an diſen kinden, wann allain arbait, du biſt mein vnd der kind herr, wir ſind dein, du macht mit deinen dingen deine recht geprauchen on meinen willen. wann als ich an dem eingang in dein haußs mein alte klaider ab tät, alſo zoch ich ab meinen freyen willen, vnd aygen begirde vnd han deinen willen, vnd klaider an gelegt Darumb in allen ſachen, was du wilt daz will ich auch, wann wißt ich vor hin deinen künfftiggen willen, ſo wölt ich vor hin anfachen ze wöllen, ee du wölteſt, was auch das wäre So ich es aber nit für kommen mag, ſo will ich doch begirlich deinem willen nachvolgen Wiltu das ich ſterb ich ſtirb mit willen, vnd mag auch kain ſach, auch der tod nitt vnſer liebe gleich werden In het groß wunder von der ſtätigkeyt der frawen, mit trawriger begirde ſchied er von ir, vnd berüffet den vorigen dyener vnd ſandt in zů der frawen als vor

Der knecht kam aber zů der frawen mit verkündung, wie er gezwungen wer ze volpringen des herren gepot, vnd wie ſchwär es im anläge Darumb begeret er aplaß von der frawen, ob er etwas getan het, oder thůn würde, davon ſy beſchwäret wäre, als ob er ir ze verſteen gäbe, wie ain groſſes mordt er müſte volpringen vnd begeret das kind von ir Die fraw mit vnuerwanndeltem angeſicht, wie aber das gemüt wäre, waiß ich nit Da nam er den wolgeſtalten knaben, der nit allain der můter, ſunder mengclichem lieb was Sy ſegnet vnd zaichet in mitt dem heyligen kreütz, als die tochter, vnd ſach in an on alle zaichen vnwilles vnd bot es dem diener Se hin ſprach ſy vnd thů daz du gehaiſſen biſt worden, doch ſo bitt ich dich ains, ob es geſein mag daz du die zarten gelider des adelichen kindes wölleſt behütten vor den willden tieren vnd den vogelen das ſy es nit erzerren. Mit den gebetten kam der knecht wider zů ſeinem herren: darvon er gantz erſtocket, vnd het er nit aigentlich gewißt die gröſſen liebe zů iren kinden er wär arckwönig worden über die hertikeyt des weibs daz ſy wär als tyrannen über der kinder tod leichtfertig, doch beſchach es umb innerlicher liebe willen über alle ding zů irem gemahel. Der herr hieß das kind füren gen ponony zů ſeiner ſchweſter, daz ward auch fleiſſigclich volpracht Des verſůchen ſeines weibes, wär dem ſtrengen eeman genůg geweſen Aber es ſint etlich, wenn ſy angefachen die künnen kain end han, ſunder ſůchen ſy fürbaß, wie hert ir fürgenommen ſach würt erfunden Darumb mercket der herr fleiſſigclichen auff ſein weib, ob ſy in kainerlay ſachen verwandelt wäre gen im in vnwillen Er fand aber nye an ir, wann ſy im von tag ze tage ye trewer wäre vnd vnderdienſtlicher Alſo daz ir zwayer nur ein gemüt vnd will wäre, vnd nit ain gemainer will ir balder, ſunder allain des mannes, wann die fraw wolt für ſich ſelber als oben ſtat nichtz wöllen noch enwöllen.

Es ward von dem walther auff ſten ein böſer leümund. vnd in die tag mer wachſen, wie er als ain wütrich in vnmenſchlicher hertikeyt, vmb afterrewe ſeines gemachels das ſy arm vnd ain gebürin was, het ſeine kind laſſen zů dem tod bringen, wann man ſach der kind nit ſo wißt auch nieman wa ſy wären in der welt, darumb derſelb walther

der sunst lieb vnd forchtbar gehalten waz sich machet seinen vntertan arckwönig, neydig vnd häſſig doch mocht in der vnwille des volkes wider in nit bewegen Er belaib in dem fürnemen ze verſüchen fürbas hertiklich er seinenn trewen gemachel da nün von der geburd der tochter zwölf jar waren verlauffen sandt der Herr poten gen Rome, die sich erzaigen solten mit briefen, als ob sy von dem bapst gegeben wären Die inn hielten, wye im der Bapst umb seines edelen geschlechts willen vnd vmb frid des volkes, erlaubet, daz er von im möcht außtreyben seinen ersten gemachel, dye im mit geleich was, vnd nit ainer anderen, dye im nach seinem adel vnd stat gepürlich wäre, zů der heyligen ee möchte greiffen. Der rüff ward alsbald außgepraitt in daz gantz volck, vnd was kainer des reychen volckes, dem es nit leicht wäre ze gelauben. Da die märe für die Gryſel kamen, sy was trawrig als ich main, doch als sy vor ir gelück, wie daz wäre, herrt vnd veſt in ir hertz hett gewurtzelt, gedulticlichen auff ze nemen vnd tragen Da stünd sy vnerschröcken vnd wartet, in welcher maß sy der verlaſſen wölt, dem sy sich, selb in allen dingen het vndertänig gemachet. Walther schicket gen ponony, vnd bat seinen schwager, daz er im seine kind haym fürte Darum ain rüff ward in dem gantzen land, wie derselb graf dem walther sein tochter hett zů ainem weyb gegeben. Der grafe volpracht seinen willen, vnd fürt die Tochter wol gezyeret schön, vnd übertreffenlichen wolkündent, dye nun mannber was hin gen salutz, mit dem anderen iüngling irem brůder, vnd mit im ain groſſe wolgezierte menig, von man und frawen als man zů groſſen hochzeyten gewonlichen ist ze kommen In der zeit volpracht der walther sein gewonliche herrlikeyt vnd fürt sein weyb für mengclichen, vnd sprach also Ich han nun willens vnd wollusts genůg gehebt von deiner gemainsamyn, in der ee doch sach ich dein syten vnd tugent an, nit den vrsprung von dem du kommen bist Nun sich ich an dir dye warheyt daz alles zergängclichs glück für ain beschwärde ist auff ze nemen So kenn ich auch, daz mir nit zymlich ist das, das ainem yeden ackerman zäm So mich nun die meinen zwingen, vnd der bapst vrlaub darzů geyt, daz ich ain ander weib sol haben, so ist sy yetz auff dem weg, vnd würt in kurtzen tagen hye sein Darum biß so ains starken gemütes, weych der, die kommen sol, vnd laß ir dein stat, vnd nyme mit dir in dein alltes hawß dein zůgabe, dye du mit dir gepracht hast, es mag nyemants gelück allwegen geleych wären. Die frawe antwurt vnd sprach, das vnder deiner groſſen mächtikeyt, vnd meiner diemütikeit geleichmuß was, ich han mich auch deines dyenstes, ich geschweig der gemachelschafft, nye wirdig geschätzet Ich bin auch in dem hauß, da inne du mich ein frawen hast gemacht, got sey mein zeug allwege in meinem gemüthe ain dienerin gewesen Darumb so sag ich got vnd dir so groſſenn dank, als ich kan vmb die zeyt, die ich in groſſen eren, mer denn ich verdyenen mocht, in deinem hauß han vertriben Darüber bin ich in gůtem willen berait, widerumb ze geen in meines vatters hauß, vnd da in dem allter wonen vnd sterbenn, da ich mein kintheit han vertriben würd ich allweg ain erwirdige sälige witwe gehaiſſen, vmb daz ich ains sölichen manns

eelicher gemachel bin gewesen, vnd nach deiner begird, will ich nit vnwilligclich außgeen von dem hauß da ich in frewden mein zeyt han vertribenn Aber als du mich haissest mein gab mit mir nemen, was das sey, daz sich ich wann ich han nit vergessen, daz ich etwen vnder meines vaters thür ward außgezogen von den meinen, vnd in deinenn klaideren her eingefürt, vnd het ich gantz kain ander zůgab auch, wann trew vnd plösse meins leibes Also zoch sy ab den rock, vnd sprach, se hin wider den ring dar mit du mich hast vermähelt, die anderen ring vnd klaider dardurch ich in neid vnd haß des volcks bin gefallen findest du in deiner kamer, ich bin nackend auß meines vaters hauß gegangen, nackend gee ich wider ein, wann daz mich vnzimlich duncket, daz der leib nackend sol von dem volck gesechen werden, darumb ob es dir ain gefallen sey, sunst nit, so bit ich vnd beger von dir, daz du mir widergelt des magtums den ich zů dir gebracht han vnd nit wider auß mag tragen, ain hemd haissest lassen do mit ich deck den leyb der die etwen dein weyb ist gewesenn Da kamen so uberflüssig vil zächer in die augen des mannes, daz er fürbas nit verhalten mocht vnd kert daz antlütz von ir, vnd volpracht kaum dise wort So wol hin hab dir das ainig hemd, vnd gieng also wainend hinweg Die grisel zoch sich gantz ab vor aller menig, vnd behielt an irem leib allain das vnderhemd sich ze bedecken, vnd gieng auß dem hauß barhaubt vnd barfüß, vnd mit ir vil volcks, die das gelücksrad beschuldigten, vnd belib nyemandts vngewainet, denn sy allain, also kam sy wider in ires vaters hawß. Der alt vater hett allweg die hochzeyt arckwönig, vnd was auch sein hoffnung nye also groß, wann daz er allweg gedacht, wenn der herre vernewgernet an der tochter, so von nyderem stamme geporen, so tůt er als gewonlich ist vnder dem adel, so stoßt er sy auß dem hauß Da er nun höret das Volck zů seinem hauß kommen, vnd sach sein tochter stillschweygend, vnd halb nackend mit in, da süchet er dye bösen, vnd vor allter zerrissenen klaider seiner tochter die er in ainem knüpffel behalten hett, von der zeyt als man sy hinweg fürt, und lieff seiner tochter entgegen, daz er sy damit verdecken möchte Dye mit ir warend kommen schieden wainend vnd trawrig hinweg Sy was in irs vaters hauß wolgemůt vnd in grosser gedult vnd diemůt etlich tag, daz nye kain mensch kain zaichen trawrikeyt oder schmertzen von ir sache Sy het auch kainen vnmůt vmb das verlieren des vorigenn stats, wann sy was vorbin in reichtumb alleweg aines armen vnd diemütigen gaistes gewesen. Der grafe von pafnutz ward nachnen, vnd ward yedermann sagen von der newen hochzeyt Also verstünd der walther von ainem vorreyter, auff welchen tag der grafe mit den kinden gen Salutz solte kommen An dem anderen tag vor ee er kam da sandt der walther nach der Grysel, die kam diemüticlich Ich wolt sprach er, daz die iungkfraw, dye morgen kommen würt, loblich werde empfangen, vnd ander manne vnd frawen, die mit ir kommen vnd ander die auff der hochzeyt sein werden, vnd yegelichem zymliche ere mit worten vnd wercken erpotenn werde, so han ich geprüfet an frawen die darzů taugenlich seyen vnd es künnen Darumbe so will ich, wie wol du böse klaider

haſt, die ſorge auff dich legen, daz du die leüt empfachen vnd ſetzem ſolt, yeclichs nach ſeiner wirdikeyt, wann mein ſyten vnd willen dir baß, denn nyemant anders künd ſeyen Nicht allain willig ſprach ſy, ſunder mit groſſer begirde tů ich daz vnd was ich dir nun vnd allweg waiß ze willen werden vnd ſol auch in deinem dienſt nymmer träg noch müd werden, dieweyl die ſele in mir iſt Mit den worten fieng ſy alsbald an ze ſchaffen vnd ordnen, was man ze bett, ze tiſch vnd gemainclich bedörffte, vnd die anderen anweiſen als ain trewe dienerin Des nächſten tags darnach vmb tertz zeyt kam der graf von paffnutz, vnd mit im die iungkfraw vnd der knab, von der tugend, ſyten vnd ſchöne, alles volck ſich verwundert, vnd waren etlich, die ſprachen, der walther het wol vnd weyßlich gewechſelt, darumb daz die new ſpons iünger vnd edler was, vnd ſo ainen adelichen wolgeſtalten iüngling zů ainem ſchwager hett. In den freüden was gryſel allweg gegenwürtig, vnd erzaiget ſich auch von dem groſſen vall nye betrübet, noch beſchämet von den böſen klaideren, ſunder mit frölicher begird gienge ſy der iungkfrawen entgegen vnd ſprach Mein genädige frawe ſindt got vnd mir wolkommen Darnach empfieng ſy mit ynnicklicher ſenfftikeyt der wort alles ir volck vnd was das hauß alſo zierlich geordent, daz alle geſt übber wunder namen, wann die ſyten weißheyt vnd vernunfft vnder ſo ainem ſchnöden gewand verporgen läge, vnd vor anderen ſachen het ſy begird ze hören, der iungkfrawen vnd des iünglings lob das ſy über ander ding ſo fere erfrewet, daz ſy ir lob allzeyt ſelber außſprach, yetz der iungkfrawen, denn des iünglings als ob ir natürlichs vor wäre Als man ze tiſch ſitzen wolt da ſprach der walther mitt heller ſtymme, als ob er ſy vmbtreiben wölt vnd ſchertzen. Hen gryſel, ſag an, was duncket dich von meinem gemachel, iſt ſy ycht ſchön genůg vnnd erbere geſtalt Ja ſprach ſy herre, kain erberer vnd ſchönere möchteſtu haben gefunden, vnd on zweyfel, du möchteſt mit kainer in rů vnd ſon gelebt haben, aber mit diſer beleibſt du in ſäligkeyt, des ich got bitt vnd beger von hertzen Doch will ich dich ains bitten in gantzen trewen vnd warnen dich daz du ſy nitt wölleſt raitzen vnd ſtupffen mit den nadelen da mit du dein vorig weyb haſt gekeſtiget, wann ſy iſt iünger, vnd zärtlicher erzogen, darumb möchte ſy es nit erleiden. Da aber walther die freüd vnd ſtätigkeyt ſeines weibes erſach, dye er vnuerſchult ſo hertiglich verſůcht het Da ward in erbärmd vmbfachen, vnd mocht fürbas die trübſal ſeines weibes nit tragen Die trew vnd ſtätikeyt mein liebſte Gryſel ſprach er iſt mir nun wol erkannt vnd bin ir in begyrden innen worden vnd main auch das kain man vnder dem himel von ſeinem weib nye gröſſer lieb vnd ſtätikeit enpfunden hab, da mit vmbfieng er ſy die von frölichen worten erſchrack, alſo ob ſy von ainem ſchwären traum erwachet wäre, mit gröſſer begird ſprach er zů jr, du biſt allain mein weyb, vnnd han kain andere nye gehabt, noch hin für haben will, vnd die du ſchätzeſt meinen gemachel, die iſt dein tochter, vnd den iüngling, den du mein ſchwager ſchätzeſt, der iſt dein ſun vnd was du verloren haſt tochter, ſun vnd gůt, das gibe ich dir ze mal wider, vnd ſol auch nyemant anders ſchätzen, vnd ich hab nichtz anders vor mir gehebt, denn

dein stätikeyt ze versůchen, vnd han deine kind verhalten, vnd nit getödtet Da sy das hort vor grossen freüden wär sy schier anmächtig worden, vnd mit gütigen zächeren vmbfienge sy we kindev mit küssen vnd widerküssen, so vil mit gütikeyt, daz sy von iren zächeren gefeüchtet wurden, vnd gemainclich alle frawen, die da waren, wurden beweget in barmhertzikeyt vnd grossen freuden, daz nyemandt was, dem seine augen nit naß wurden mit gütem hertzen. Da pracht man wider die köstlichen klaider, vnd ward frolocken von allem volck, vnd ward der tag mit wainen vnd lachen so hochzeytlich volpracht, daz des geleyche vor nye gesechen was. Alſo lebten sy alle viere vil iar in ainikeyt vnd grossen freüden, vnd name dazů im seinen alten schwäher, den er vor verlassen het, darumb daz er seinen willen möcht volpringen mit der frawen, vnd hielt in in eren Sein tochter gab er in grosser ere ainem marggrafen, der sun belyb erbe des lands, vnd lebet in sälikeyt.

Hye enndet sich die Epistel Francisci Petrarche auß latein ze teutsch gemacht von ainer tugentreichen frawen Griseldis gehaissen Die hat getruckt Johannes Bämler zů Augspurg. Anno M.cccc.lxxij iare —

XLIII. Albrecht von Eyb.*)

(1472.)

1. Das lob der ee.

HJe will ich mit kurtzen worten außfaren das lob der ee, wie wol die heylig göttlich Ee nit genůg gelobt mag werden, ye doch will ich etlich vrsach ertzelen, die das lob der wirdigen Ee gebent zů uerstan, Des ersten hat got der almechtig gebraucht des ampts eins rechten waren vaters, hat wöllen das menschlich geschlecht ewig zů sein, vnd hat des ersten erschaffen den man nach seiner göttlichen bildung, darnach die frowen nach gestalt des mans das alſo sein solten zwei geschlecht, man vnd frowen, Kinder zů geberen, vnd das ertreich mit mänig der

*) „DJe natürlichen meyster habent in irer schul vnd übung fürgenomen vnd gedisputiert ein hüpsche gemeyne frage, ob einem sey tzu nemen ein eelich weyb oder nicht, vnd wol disе fraug mit kurtzen worten von den selben meystern wirt hin gelegt, Jedoch hab ich albrecht von eyb in beyden rechten Doctor archidiacon tzu Wirczburg, vnd Thumherr tzu Bamberg vnd Eystet, der loblichen keyserlichen stat Nürmberg, vnd einen erbern weysen fürsichtigen rate vnd der gantzen gemeyne daselbst auß besunder lieb, guten willen vnd zu neygung vnd auß frewntlicher nachbaurschaft die ich in sünderheit vor andern zu in han, zu lob vnd ere vnd sterckung irer policzey vnd regimentes fürgenomen auf die fürgelegten frage zu schreiben vnd die selben mit vil hüpschen worten vnd zuuallenden stucken historien vnd materien tzu weytern vnd tzu hören tzu einem guten gluckhafftigen seligen neuwen iare, der iare zal cristi vnsers herrn geburd Tausent vierhundert vnd zwey vnd sibentzigsten iar, vnd will inen alſo zu greygent geschickt vnd gesendet haben disеs büchlein zu wolgefallen vnd tzu lesen mit frewden, Amen. fol.

262525B

menschen zů erfüllen, das dann geschehen soll in figur der heyligen ee, vnd hat darnach got der vatter solch ee selbst aufgesatzt, geordnet vnd angefangen im lustigen wunnenreichen Paradeis vnd zů der zeit der vnschuld, darnach hatt gott der herr als er in menschlicher Natur gewesst ist selbs personlich die Hochtzeit geertzt, gebenedeyet, vnd gewirdiget mit seinen götlichen zeichen da er das wasser in natur des weins gewandelt hat. Die Ee wirt ouch gelobet vnd gebreyset, von der natur, die da hat geben den menschen vnd allen geschlechten, das sye seynt begerende kinder die in geleych seint tzů haben. Es haben ouch geschribne recht die Ee auffgesatzt das sy soll geschehen, mit beider mans vnd frouwen willen, tzů bedeutten das eyn eyniger ewiger will tzwischen inen beiden seyn sülle, vnd liebe getrew vnd freuntschafft inn kurtz ertzelen. So ist die Ee ein erbers ding, Ist ein můtter vnd meisterin der Kewscheyt, wann durch die Ee werdent vermitten vnlautter frembd begird vnd annder schwär Sünd der vnkeuscheyt, Die ee ist eyn nütz heilsams ding, durch die werdent die Land Stet vnd Heusser gebauwet gemeret vnd inn Frid behalten, Manig streit, schwär krieg vnd veindtschafft hinttergelegt vnd gestillet gůt freuntschafft vnd sipp vnder frembden personen gemachet vnd das gantz menschlich geschlecht geewigt. So ist ouch die Ee eyn frölliches luspers vnd süss ding, Was mag frölicher vnd süsser gesein, dann der nam des vatters, der můtter und der Kinder so die hangen an den hälsen der eltern, Vnd manigen süssen kuss von in empfangen, vnd so beide Eeleut solliche lieb willen vnd freuntschafft tzů eyn ander haben was eynes will das ouch daz ander wöll vnd waz eins redt mit dem andern daz es verschwigen ist, als hett es mit im selbest gerett, vnd in beiden gůtz vnd übel gemeyn ist, das gůt dester frölicher vnd daz widerwertig dester leichter. Solliche vnd andere mer vrsachen die ouch oben seint ausgefürt preysen vnd loben die heyligen wirdigen Ee vnd an tzeigen die anttwort auff die fürgenomen frog das eynem man sey zů nemen eyn weib, die ich hie mit beschlossen vnd hin gelegt will haben. — — —

2. Wie man wirthschaften soll.

Daz drit teil, wie die mal vnd wirtschaft sint zu behalten.

So nun ein man hat genomen ein weib, ist ein fröliche hochtzeyt mit eynem kosperlichen mal vnd wirtschafft ze machen, Das dann das dritt vnd letst teil dises büchlins wesen sol Stoici haben veracht gros wirtschafft mit wollust So haben die Epicuri das höchst gůt in wollust gesatzt. Aber wir süllen inn wirtschafften frölichen seyn mit messigkeit vnd zimlicheit nach auffsatzung vnser elter, als Valerius Maximus schreibt. So vnser elter eyn wirtschafft haben wolten, ward nyemants dar zů gebeten, dann die gesippten freund, auff das ob eyncherley irrung zwitracht vnd krieg zwischen in erstanden wäre, das sye durch die frewnd inn sollicher wirtschafft vnd frölicheit hyngelegt möchten werden, vnd wurdent ouch alda gesagt vnd gesungen Redliche vnd Tugenthafftige werck der eltern, dar durch die iungen tzů güten wercken werdent

gereytzet vnd geübet. Die Alten gabend den Jungen gütte Beyspil, vnd vnderweysung Vnd die Jungen lobeten vnd ereten die alten. Solliche wirttschafft ward mit offner Thür gehalten, das die Ougen des volcks möchten aller Erberkeyt getzewgen seyn. Es Schreybet Macrobius das ouch inn sollichen wirttschafften wurdent für genomen gütt, leycht, nütz, frölich vnd genem Red vnd Frag der gesten. Vnd so sich das tzymmet, ward ouch von den Weysen vnd gelerten von Weyssheyt der Philosophia vnd von anndern Künsten geredt vnd gehandelt. Wann ouch die selbig Philosophia leret wirtschafft vnd alle messikeyt tzů halten, Vnd waren da vermeyden schwäre tieffe red, vnd Schedliche verdeckte spitzige wortt, wann verdeckte wortt. So du ettwas mit wortten redest vnd anderst mit den wercken meynest, die selben beissen vnd raitzen vnd werden offt tzů betriegen, oft zů schimpfen vnd hibscheit gerett vnd aufgenomen wie ein yegelicher will vnd er sye verstanden ist, vnd ziehen leicht zů zoren, zů neid, zů krieg vnd zů vnwillen Darumb ist besser sich sollicher wort zů massen, nemlich So die leutt wol mit Weyn besprenget seyend, ist gar eyn kleyner Schmertz der bekummeret vnd tzu hertzen gat, geleycher weiß So der mensch in der höuhe vnd schmal stet, mag er leicht gerürt werden das er fellet doch mügend Weiß vrrstannden leutt sollicher verdeckten hübscher wortten gen eynander gebrauchen, die alle ding tzum besten verstend, Wer sich aber gen yedermann mit hübschen Worten vnd künsten will erzeigen der wirt gehasset, gleicherweiß als geschicht mit den Fechtern Springern, hofierern vnd andern behenden leutten Welcher sich am besten vnd am meisten übet, der wirt von annderen gesellen seynes geleychen ab geworffen vnd verschmähet. Darumb ob du etwas in der Wirtschafft reden bist gedennck das deyn red genem seye vnd sich tzymme der Stat vnd tzeit tzů reden Wann geneme zimliche wort nicht mynder erfröuwent die Leutt der Wirtschafft, dann die süssigkeyt des Weins Socrates der ward inn eyner Wirttschafft gebeten, das er ettwas wölt Reden auss dem brunnen seyner weissheyt Antworttet er was er würde Reden tzymmet sich nicht weder der Stat, noch der tzeit. So wolt er ouch nit reden was sich tzymmen möcht. Fürbas schreybt Macrobius, das ein yeder in der wirtschafft soll fragen den annderen das er kan, vnd im leycht ist tzů verantwurten, wann eyn yeder fröuwet sich so er sol reden vnd fürbingen sein lernung vnd kunst die er mit arbeyt gewunnen hat, So die selb kunst noch wenig leutten wissend ist, vnd er dar durch gelobet mag werden on seyn selbs geuden vnd rümen, Widerumb wirt einer beschamet vnd ist im ein pein vnd bitterkeit, so man in etwas fraget das er nicht weiß tzů verantwortten noch gelernet hat, wann er würdet getzwungen freuenlichen tzů verantworten, vnd sein red ob er recht oder vnrecht sage dem glück tzů befelhen oder müss geben zů verstan wie er solchs nit gelernet hat, das im ouch schannd vnd Scham bringt, das er dann dem verweiset der in eins solchen gefragt hat. Eyn landtfarer fröuwet sich so er wirt gefraget von grausamkeyt des meres, vnd von gelegenheyt fremder weitter lender, des er sich bedunckt tzů sagen, das die anderen nit habend gesehen noch erfahren. Eyn Weydman fröuwet sich

volpringen, wann nach deiner weißheyt waist du wol, was der herren dienst pringen mag, wye wol du des nit enpfunden hast, doch merckend dein hoche synne wie herte not sey, zwungne dienstperkeyt Ich bin gehaissen worden dein kind nemen, vnd es, Da geschwig er als ob er etwas hertes mit dem kind volpringen wölt verschwigen, des dye fraw doch vor hin arckwon hett auß der red ires mannes, vnd vordrung des knechtes, vnd der zeit, wann es nacht was wie wol nun die fraw lauter verstünd den tod ihres lieben kindes, dennocht ward weder zächer noch seüfftzen nye von ir gehort oder gesechen, das doch an ainer ammen über herrt wäre ze hören, ich geschweig ainer müter Sunder mit frölicher gepärde, nam sy ir kind, vnd sache es ain wenig an, vnd kust es vnd segnet es, vnd zaichet es mit den zaichen des heyligen kreütz vnd bot es dem diener, vnd sy sprach, gang hin vnd volpring, das dich der herre gehaissen hat Doch bit ich dich aines, hab sorg des zarten leiblins, daz es die wilden tier und vogel nit erzerren, doch so verr, daz es vnserem herren nicht wider sey.

Der knecht nam das kind vnd pracht das dem herren, vnnd saget im alles das geredt vnd geantwurt was von der frawen, da von sein väterliche gütikeyt sere betrübt ward Doch ließ er nit von dem angefangen versüchen seines gemahels, vnd hieß den knecht daz kind wol mit tücheren verwickelen, vnd in ainem korbe auff ainem zämen esel mit fleyß bewaren vnd gen ponony füren zů seiner schwester, die aines grafen von paffnutz haußfrawe was, vnd hyeß das kind ir also befelchen, in müterlicher trew, lere vnd sorg, daz sy das in güten syten also lernnte haimlichen, daz nyemant wyßte wes das kinde wäre. Der knecht volpracht mit fleyß die gepot nach allem willen seines herren. In den zeiten mercket der herr dick das antlütz vnd wort seiner haußfrawen, vnd fand nye, daz sy kaines anderen gemüts wär wann des aller ersten mit geleichen dyensten, geleychem fleis, mit gleicher vndertänikeyt, gleicher freüd, gleicher liebin, kain trawren, kain wort von der tochter, vnd ward auch weder mit gefärde noch on gefärde, der tochter name nye von ir gehört nach irem verlyeren In dem wesen vergiengen vier iare daz sy aber schwanger ward vnd ein über schönen sun gepar mit grossen frewden des vaters, vnd aller freünd vnd des volcks Nach zwayen iaren als er entwent het, dem walther viel aber ein, die frawen ze versüchen, vnd redt also zů ir, du hast etwan gehört, daz sich mein volck sere beschwärt und betrübet hat vmb das ich dich genommen han, besunder so du fruchtpar bist, vnnd deß ter mer so du ainen sun geporen hast wann sy sprechen, vnd kompt mir das murmelen dick ze oren, wann vnser herr walther stirbet, so würt des ianickels tochter sun vnser herre vnd sol ain solich edel land ainem sölichen herren werden vnderton Wil sölicher täding get täglich vnder dem volck davon ich bewegt würd, vnd nun geren rů het, doch daz ich die warheyt sag, so han ich etwas sorg von dem volcke Darumb ich willen han ze tůn mit dem knaben vnserm kind, als ich vor mitt seiner schwester gethan hab Das will ich dir vor sagen, daz du hin nach von gächem schmertzen nit ze vil betrübt werdest. Zů dem antwurt sy also Ich han geredt, vnd red

es nun aber, ich mag nichtz wöllen oder nit wöllen, wann als du, vnd han auch nichtz an diſen kinden, wann allain arbait, du biſt mein vnd der kind herr, wir ſind dein, du macht mit deinen dingen deine recht gepruchen on meinen willen. wann als ich an dem eingang in dein hauß mein alte klaider ab tät, alſo zoch ich ab meinen freyen willen, vnd aygen begirde vnd han deinen willen, vnd klaider an gelegt Darumb in allen ſachen, was du wilt daz will ich auch, wann wißt ich vor hin deinen künfftiggen willen, ſo wölt ich vor hin anfachen ze wöllen, ee du wölteſt, was auch das wäre So ich es aber nit für kommen mag, ſo will ich doch begirlich deinem willen nachvolgen Wiltu das ich ſterb ich ſtirb mit willen, vnd mag auch kain ſach, auch der tod nitt vnſer liebe gleich werden In het groß wunder von der ſtätigkeyt der frawen, mit trawriger begirde ſchied er von ir, vnd beräffet den vorigen dyener vnd ſandt in zů der frawen als vor

Der knecht kam aber zů der frawen mit verkündung, wie er gezwungen wer ze volpringen des herren gepot, vnd wie ſchwär es im anläge Darumb begeret er aplaß von der frawen, ob er etwas getan het, oder thůn würde, davon ſy beſchwäret wäre, als ob er ir ze verſteen gäbe, wie ain groſſes mordt er müſte volpringen vnd begeret das kind von ir Die fraw mit vnuerwanndeltem angeſicht, wie aber das gemüt wäre, waiß ich nit Da nam er den wolgeſtalten knaben, der nit allain der můter, ſunder mengclichem lieb was Sy ſegnet vnd zaichet in mitt dem heyligen kreütz, als die tochter, vnd ſach in an on alle zaichen vnwilles vnd bot es dem diener Se hin ſprach ſy vnd thů daz du gehaiſſen biſt worden, doch ſo bitt ich dich ains, ob es geſein mag daz du die zarten gelider des adelichen kindes wölleſt behütten vor den willden tieren vnd den vogelen das ſy es nit erzerren. Mit den gebetten kam der knecht wider zů ſeinem herren: darvon er gantz erſtocket, vnd het er nit aigentlich gewißt die gröſſen liebe zů iren kinden er wär arckwönig worden über die hertikeyt des weibs daz ſy wär als tyrannen über der kinder tod leichtfertig, doch beſchach es umb innerlicher liebe willen über alle ding zů irem gemahel. Der herr hieß das kind füren gen ponony zů ſeiner ſchweſter, daz ward auch fleiſſigclich volpracht Des verſůchen ſeines weibes, wär dem ſtrengen eeman genůg geweſen Aber es ſint etlich, wenn ſy angefachen die künnen kain enndt han, ſunder ſůchen ſy fürbaß, wie hert ir fürgenommen ſach würt erfunden Darumb mercket der herr fleiſſigclichen auff ſein weib, ob ſy in kainerlay ſachen verwandelt wäre gen im in vnwillen Er fand aber nye an ir, wann ſy im von tag ze tage ye trewer wäre vnd vnderdienſtlicher Alſo daz ir zwayer nur ein gemüt vnd will wäre, vnd nit ain gemainer will ir balder, ſunder allain des mannes, wann die fraw wolt für ſich ſelber als oben ſtat nichtz wöllen noch enwöllen.

Es ward von dem walther auff ſten ein böſer leümund. wnd in die tag mer wachſen, wie er als ain wütrich in vnmenſchlicher hertikeyt, vmb afterrewe ſeines gemachels das ſy arm vnd ain gebürin was, het ſeine kind laſſen zů dem tod bringen, wann man ſach der kind nit ſo wißt auch nieman wa ſy wären in der welt, darumb derſelb walther

der sunst lieb vnd forchtbar gehalten waz sich machet seinen vntertan arckwönig, neydig vnd häsſig doch mocht in der vnwille des volkes wider in nit bewegen Er belaib in dem fürnemen ze versůchen fürbas hertiklich er seinenn trewen gemachel da nün von der geburd der tochter zwölf jar waren verlauffen sandt der Herr poten gen Rome, die sich erzaigen solten mit briefen, als ob sy von dem bapst gegeben wären Die inn hielten, wye im der Bapst umb seines edelen geschlechts willen vnd vmb frid des volkes, erlaubet, daz er von im möcht außtreyben seinen ersten gemachel, dye im mit geleich was, vnd mit ainer anderen, dye im nach seinem adel vnd stat gepürlich wäre, zů der heyligen ee möchte greiffen. Der rüff ward alsbald außgepraitt in daz gantz volck, vnd was kainer des reychen volckes, dem es nit leicht wäre ze gelauben. Da die märe für die Gryſel kamen, sy was trawrig als ich main, doch als sy vor ir gelück, wie daz wäre, herrt vnd veſt in ir hertz hett gewurtzelt, gedulticlichen auff ze nemen vnd tragen Da stůnd sy vnerschröcken vnd wartet, in welcher maß sy der verlassen wölt, dem sy sich selb in allen dingen het vndertänig gemachet. Walther schicket gen ponony, vnd bat seinen schwager, daz er im seine kind hayna fürte Darum ain rüff ward in dem gantzen land, wie derselb graf dem walther sein tochter hett zů ainem weyb gegeben. Der grafe volpracht seinen willen, vnd fürt die Tochter wol gezyeret schön, vnd übertreffenlichen wolkündent, dye nun mannber was hin gen salutz, mit dem anderen iüngling irem brůder, vnd mit im ain grosse wolgezierte menig, von man und frawen als man zů grossen hochzeyten gewonlichen ist ze kommen In der zeit volpracht der walther sein gewonliche herrtikeyt vnd fürt sein weyb für mengclichen, vnd sprach also Ich han nun willens vnd wollusts genůg gehebt von deiner gemainsamyn, in der ee doch sach ich dein syten vnd tugent an, nit den vrsprung von dem du kommen bist Nun sich ich an dir dye warheyt daz alles zergängclichs glück für ain beschwärde ist auff ze nemen So kenn ich auch, daz mir nit zymlich ist das, das ainem yeden ackerman zäm So mich nun die meinen zwingen, vnd der bapst vrlaub darzů geyt, daz ich ain ander weib sol haben, so ist sy yetz auff dem weg, vnd würt in kurtzen tagen hye sein Darum biß so ains starken gemütes, weych der, die kommen sol, vnd laß ir dein stat, vnd nyme mit dir in dein alltes hawß dein zůgabe, dye du mit dir gepracht hast, es mag nyemants gelück allwegen geleych wären. Die frawe antwurt vnd sprach, das vnder deiner grossen mächtikeyt, vnd meiner diemütikeit geleichnuß was, ich han mich auch deines dyenstes, ich geschweig der gemachelschafft, nye wirdig geschätzet Ich bin auch in dem hauß, da inne du mich ein frawen hast gemacht, got sey mein zeug allwege in meinem gemüthe ain dienerin gewesen Darumb so sag ich got vnd dir so grossenn dank, als ich kan vmb die zeyt, die ich in grossen eren, mer denn ich verdyenen mocht, in deinem hauß han vertriben Darüber bin ich in gůtem willen berait, widerumb ze geen in meines vatters hauß, vnd da in dem allter wonen vnd sterbenn, da ich mein kintheit han vertriben würd ich allweg ain erwirdige sälige wittwe gehaissen, vmb daz ich ains sölichen manns

eelicher gemachel bin gewesen, vnd nach deiner begird, will ich nit vnwilligelich außgeen von dem hauß da ich in frewden mein zeyt han vertribenn Aber als du mich haissest mein gab mit mir nemen, was das sey, daz sich ich wann ich han nit vergessen, daz ich etwen vnder meines vaters thür ward außgezogen von den meinen, vnd in deinenn klaideren her eingefürt, vnd het ich gantz kain ander zůgab auch, wann trew vnd plösse meins leibes Also zoch sy ab den rock, vnd sprach, se hin wider den ring dar mit du mich hast vermähelt, die anderen ring vnd klaider dardurch ich in neid vnd haß des volcks bin gefallen findest du in deiner kamer, ich bin nackend auß meines vaters hauß gegangen, nackend gee ich wider ein, wann daz mich vnzimlich duncket, daz der leib nackend sol von dem volck gesechen werden, darumb ob es dir ain gefallen sey, sunst nit, so bit ich vnd beger von dir, daz du mir widergelt des magtums den ich zů dir gebracht han vnd nit wider auß mag tragen, ain hemd haissest lassen do mit ich deck den lewb der die etwen dein weyb ist gewesenn Da kamen so uberflüssig vil zächer in die augen des mannes, daz er fürbas nit verhalten mocht vnd kert daz antlütz von ir, vnd volpracht kaum dise wort So wol hin hab dir das ainig hemd, vnd gieng also wainend hinweg Die grisel zoch sich gantz ab vor aller menig, vnd behielt an irem leib allain das vnderhemd sich ze bedecken, vnd gieng auß dem hauß barhaubt vnd barfüß, vnd mit ir vil volcks, die das gelücksrad beschuldigten, vnd belib nyemandts vngewainet, denn sy allain, also kam sy wider in ires vaters hawß. Der alt vater hett allweg die hochzeyt arckwönig, vnd was auch sein hoffnung nye also groß, wann daz er allweg gedacht, wenn der herre vernewgernet an der tochter, so von nyderem stamme geporen, so tůt er als gewonlich ist vnder dem adel, so stoßt er sy auß dem hauß Da er nun höret das Volck zů seinem hauß kommen, vnd sach sein tochter stillschweygend, vnd halb nackend mit in, da süchet er dye bösen, vnd vor allter zerrissenen klaider seiner tochter die er in ainem knüpffel behalten hett, von der zeyt als man sy hinweg fürt, und lieff seiner tochter entgegen, daz er sy damit verdecken möchte Dye mit ir warend kommen schieden wainend vnd trawrig hinweg Sy was in irs vaters hauß wolgemůt vnd in grosser gedult vnd diemůt etlich tag, daz nye kain mensch kain zaichen trawrikeyt oder schmertzen von ir sache Sy het auch kainen vnmůt vmb das verlieren des vorigenn stats, wann sy was vorbin in reichtumb alleweg aines armen vnd diemütigen gaistes gewesen. Der grafe von pafnütz ward nachnen, vnd ward yedermann sagen von der newen hochzeyt Also verstůnd der walther von ainem vorrenter, auff welchen tag der grafe mit den kinden gen Salutz solte kommen An dem anderen tag vor ee er kam da sandt der walther nach der Grysel, die kam diemütielich Ich wolt sprach er, daz die iungkfraw, dye morgen kommen würt, loblich werde empfangen, vnd ander manne vnd frawen, die mit ir kommen vnd ander die auff der hochzeyt sein werden, vnd yeglichem zymliche ere mit worten vnd wercken erpotenn werde, so han ich geprüfet an frawen die darzů taugenlich seyen vnd es künnen Darumbe so will ich, wie wol du böse klaider

haſt, die ſorge auff dich legen, daz du die leüt empfachen vnd ſetzenn ſolt, yeclichs nach ſeiner wirdikeyt, wann mein ſyten vnd willen dir baß, denn nyemant anders künd ſeyen Nicht allain willig ſprach ſy, ſunder mit groſſer begirde tů ich daz vnd was ich dir nun vnd allweg waiß ze willen werden vnd ſol auch in deinem dienſt nymmer träg noch müd werden, dieweyl die ſele in mir iſt Mit den worten fieng ſy alsbald an ze ſchaffen vnd ordnen, was man ze bett, ze tiſch vnd gemainclich bedörffte, vnd die anderen anweiſen als ain trewe dienerin Des nächſten tags darnach vmb tertz zeyt kam der graf von paffnutz, vnd mit im die iungkfraw vnd der knab, von der tugend, ſyten vnd ſchöne, alles volck ſich verwundert, vnd waren etlich, die ſprachen, der walther het wol vnd weyßlich gewechſelt, darumb daz die new ſpons iünger vnd edler was, vnd ſo ainen adelichen wolgeſtalten iüngling zů ainem ſchwager hett. In den freüden was gryſel allweg gegenwürtig, vnd erzaiget ſich auch von dem groſſen vall nye betrübet, noch beſchämet von den böſen klaideren, ſunder mit frölicher begird gienge ſy der iungkfrawen entgegen vnd ſprach Mein genädige frawe ſindt got vnd mir wolkommen Darnach empfieng ſy mit ynniclicher ſenfftikeyt der wort alles ir volck vnd was das hauß alſo zierlich geordent, daz alle geſt übber wunder namen, wann die ſyten weißheyt vnd vernunfft vnder ſo ainem ſchnöden gewand verporgen läge, vnd vor anderen ſachen het ſy begird ze hören, der iungkfrawen vnd des iünglings lob das ſy über ander ding ſo fere erfrewet, daz ſy ir lob allzeyt ſelber außſprach, yetz der iungkfrawen, denn des iünglings als ob ir natürlichs vor wäre Als man ze tiſch ſitzen wolt da ſprach der walther mitt heller ſtymme, als ob er ſy vmbtreiben wölt vnd ſchertzen. Hen gryſel, ſag an, was duncket dich von meinem gemachel, iſt ſy ycht ſchön genůg vnnd erbere geſtalt Ja ſprach ſy herre, kain erberer vnd ſchönere möchteſtu haben gefunden, vnd on zweyfel, du möchteſt mit kainer in rů vnd ſon gelebt haben, aber mit diſer beleibſt du in ſäligkeyt, des ich got bitt vnd beger von hertzen Doch will ich dich ains bitten in gantzen trewen vnd warnen dich daz du ſy nitt wölleſt raitzen vnd ſtupffen mit den nadelen da mit du dein vorig weyb haſt gekeſtiget, wann ſy iſt iünger, vnd zärtlicher erzogen, darumb möchte ſy es nit erleiden. Da aber walther die freüd vnd ſtätigkeyt ſeines weibes erſach, dye er vnuerſchult ſo herticlich verſücht het Da ward in erbärmd vmbfachen, vnd mocht fürbas die trübſal ſeines weibes nit tragen Die trew vnd ſtätikeyt mein liebſte Gryſel ſprach er iſt mir nun wol erkannt vnd bin ir in begyrden innen worden vnd main auch das kain man vnder dem himel von ſeinem weib nye gröſſer lieb vnd ſtätikeit enpfunden hab, da mit vmbfieng er ſy die von frölichen worten erſchrack, alſo ob ſy von ainem ſchwären traum erwachet wäre, mit gröſſer begird ſprach er zů jr, du biſt allain mein weyb, vnnd han kain andere nye gehabt, noch hin für haben will, vnd die du ſchätzeſt meinen gemachel, die iſt dein tochter, vnd den iüngling, den du mein ſchwager ſchätzeſt, der iſt dein ſun vnd was du verloren haſt tochter, ſun vnd gůt, das gibe ich dir ze mal wider, vnd ſol auch nyemant anders ſchätzen, vnd ich hab nichtz anders vor mir gehebt, denn

dein stätkeyt ze versůchen, vnd han deine kind verhalten, vnd nit getödtet Da sy das hort vor grossen freüden wär sy schier amächtig worden, vnd mit gütigen zächeren vmbfienge sy ire kinder mit küssen vnd widerküssen, so vil mit gütikeyt, daz sy von iren zächeren gefeüchtet wurden, vnd gemainclich alle frawen, die da waren, wurden beweget in barmhertzikeyt vnd grossen freuden, daz nyemandt was, dem seine augen nit naß wurden mit gůtem hertzen. Da pracht man wider die köstlichen klaider, vnd ward frolocken von allem volck, vnd ward der tag mit wainen vnd lachen so hochzeytlich volpracht, daz des geleyche vor nye gesechen was. Also lebten sy alle viere vil iar in ainikeyt vnd grossen freüden, vnd name dazů im seinen alten schwäher, den er vor verlassen het, darumb daz er seinen willen möcht volpringen mit der frawen, vnd hielt in in eren Sein tochter gab er in grosser ere ainem marggrafen, der sun belyb erbe des lands, vnd lebet in sälikeyt.

Hye enndet sich die Epistel Francisci Petrarche auß latein ze teutsch gemacht von ainer tugentreichen frawen Griseldis gehaissen Die hat getruckt Johannes Bämler zů Augspurg. Anno M.cccc.lxxij iare —

XLIII. Albrecht von Eyb. *)

(1472.)

1. Das lob der ee.

HJe will ich mit kurtzen worten außfaren das lob der ee, wie wol die heylig göttlich Ee nit genůg gelobt mag werden, ye doch will ich etlich vrsach ertzelen, die das lob der wirdigen Ee gebent tzů uerstan, Des ersten hat got der almechtig gebraucht des ampts eins rechten waren vaters, hat wöllen das menschlich geschlecht ewig zů sein, vnd hat des ersten erschaffen den man nach seiner göttlichen bildung, darnach die frowen nach gestalt des mans das also sein solten zwei geschlecht, man vnd frowen, Kinder zů geberen, vnd das ertreich mit mänig der

*) „DJe natürlichen meyster habent in irer schul vnd übung fürgenomen vnd gedisputiert ein hüpsche gemeyne frage, ob einem sey tzu nemen ein eelich weyb oder nicht, vnd wol dise fraug mit kurtzen worten von den selben meystern wirt hin gelegt, Jedoch hab ich albrecht von eyb in beyden rechten Doctor archidiacon tzu Wirtzburg, vnd Thumherr tzu Bamberg vnd Eystet, der loblichen keyserlichen stat Nürmberg, vnd einen erbern weysen fürsichtigen rate vnd der gantzen gemeyne daselbst auß besunder lieb, guten willen vnd zu neygung vnd auß frewntlicher nachbaurschaft die ich in sunderheit vor andern zu in han, zu lob vnd ere vnd sterckung irer pollicey vnd regiments fürgenomen auf die fürgelegten frage zu schreiben vnd die selben mit vil hüpschen worten vnd zuuallenden stucken historien vnd materien tzu weytern vnd tzu hören tzu einem guten gluckhafftigen seligen neuwen iare, der iare zal cristi vnsers herrn geburd Tausent vierhundert vnd zwey vnd sibentzigisten iar, vnd will inen also zu greygent geschickt vnd gesendet haben Dises büchlein zu wolgefallen vnd tzu lesen mit frewden, Amen. fol.

262525B

menschen zů erfüllen, das dann geschehen soll in figur der heyligen ee, vnd hat darnach got der vatter solch ee selbst aufgesatzt, geordnet vnd angefangen im lustigen wunnenreichen Paradeis vnd zů der zeit der vnschuld, darnach hatt gott der herr als er in menschlicher Natur geweßt ist selbs personlich die Hochtzeit geeret, gebenedeyet, vnd gewirdiget mit seinen götlichen zeichen da er das wasser in natur des weins gewandelt hat. Die Ee wirt ouch gelobet vnd gebreyset, von der natur, die da hat geben den menschen vnd allen geschlechten, das sye seynt begerende kinder die in geleych seint tzů haben. Es haben ouch geschribne recht die Ee auffgesatzt das sy soll geschehen, mit beider mans vnd frouwen willen, tzů bedeutten das eyn eyniger ewiger will tzwischen inen beiden seyn sülle, vnd liebe getrew vnd freuntschafft inn kurtz ertzelen. So ist die Ee ein erbers ding, Ist ein mütter vnd meisterin der Kewscheyt, wann durch die Ee werdent vermitten vnlautter frembd begird vnd annder schwär Sünd der vnkeuscheyt, Die ee ist eyn nütz heilsams ding, durch die werdent die Land Stet vnd Heußer gebauwet gemeret vnd inn Frid behalten, Manig streit, schwär krieg vnd veindtschafft hinttergelegt vnd gestillet gůt freuntschafft vnd sipp vnder frembden personen gemachet vnd das gantz menschlich geschlecht geewigt. So ist ouch die Ee eyn frölichs luspers vnd süß ding, Was mag frölicher vnd süsser gesein, dann der nam des vatters, der mütter und der Kinder so die hangen an den hälßen der eltern, Vnd manigen süssen kuss von in empfangen, vnd so beide Eeleut solliche lieb willen vnd freuntschafft tzů eyn ander haben was eynes will das ouch daz ander wöll vnd waz eins redt mit dem andern daz es verschwigen ist, als hett es mit im selbest gerett, vnd in beiden gůtz vnd übel gemeyn ist, das gůt dester frölicher vnd daz widerwertig dester leichter. Solliche vnd andere mer vrsachen die ouch oben seint außgefürt preysen vnd loben die heyligen wirdigen Ee vnd an tzeigen die anttwort auff die fürgenomen frog das eynem man sey zů nemen eyn weib, die ich hie mit beschlossen vnd hin gelegt will haben. — — —

2. Wie man wirthschaften soll.

Daz drit teil, wie die mal vnd wirtschaft sint zu behalten.

So nun ein man hat genomen ein weib, ist ein fröliche hochtzeyt mit eynem kosperlichen mal vnd wirtschafft ze machen, Das dann das dritt vnd letst teil dißes büchlins wesen sol Stoicj haben veracht gros wirtschafft mit wollust So haben die Epicuri das höchst gůt in wollust gesatzt. Aber wir süllen inn wirtschafften frölichen seyn mit messigkeit vnd zimlicheit nach auffsatzung vnser elter, als Valerius Maximus schreibt. So vnser elter eyn wirtschafft haben wolten, ward nyemants dar zů gebeten, dann die gesippten freund, auff das ob eyncherley irrung zwitracht vnd krieg zwischen in erstanden wäre, das sye durch die frewnd inn sollicher wirtschafft vnd frölicheit hyngelegt möchten werden, vnd wurdent ouch alda gesagt vnd gesungen Redliche vnd Tugenthafftige werck der eltern, dar durch die iungen tzů güten wercken werdent

gereytzet vnd geübet. Die Alten gabend den Jungen gütte Beyſpil, vnd vnderweyſung Vnd die Jungen lobeten vnd ereten die alten. Solliche wirtſchafft ward mit offner Thür gehalten, das die Ougen des volcks möchten aller Erberkeyt getzewgen ſeyn. Es Schreybet Macrobius das ouch inn ſollichen wirtſchafften wurdent für genomen gütt, leycht, nütz, frölich vnd genem Red vnd Frag der geſten. Vnd ſo ſich das tzymmet, ward ouch von den Weyſen vnd gelerten von Weyſßheyt der Philoſophia vnd von anndern Künſten geredt vnd gehandelt. Wann ouch die ſelbig Philoſophia leret wirtſchafft vnd alle meſſikeyt tzů halten, Vnd waren da vermeyden ſchwäre tieffe red, vnd Schedliche verdeckte ſpitzige wortt, wann verdeckte wortt. So du ettwas mit wortten redeſt vnd anderſt mit den wercken meyneſt, die ſelben beiſſen vnd raitzen vnd werden offt tzů betriegen, oft zů ſchimpfen vnd hibſcheit gerett vnd aufgenomen wie ein yegelicher will vnd er ſye verſtanden iſt, vnd ziehen leicht zů zoren, zů neid, zů krieg vnd zů vnwillen Darumb iſt beſſer ſich ſollicher wort zů maſſen, nemlich So die leutt wol mit Weyn beſprenget ſeyend, iſt gar eyn kleyner Schmertz der bekummeret vnd tzu hertzen gat, geleycher weiß So der menſch in der höuhe vnd ſchmal ſtet, mag er leicht gerürt werden das er fellet doch mügend Weiß vrrſtannden leutt ſollicher verdeckten hübſcher wortten gen eynander gebrauchen, die alle ding tzum beſten verſtend, Wer ſich aber gen yedermann mit hübſchen Worten vnd künſten will erzeigen der wirt gehaſſet, gleicherweiß als geſchicht mit den Fechtern Springern, hofierern vnd andern behenden leutten Welcher ſich am beſten vnd am meiſten übet, der wirt von annderen geſellen ſeynes geleychen ab geworffen vnd verſchmähet. Darumb ob du etwas in der Wirtſchafft reden biſt gedennck das deyn red genem ſeye vnd ſich tzymme der Stat vnd tzeit tzů reden Wann geneme zimliche wort nicht mynder erfröuwent die Leutt der Wirtſchafft, dann die ſüſßigkeyt des Weins Socrates der ward inn eyner Wirtſchafft gebeten, das er ettwas wölt Reden auſß dem brunnen ſeyner weiſßheyt Antworttet er was er würde Reden tzymmet ſich nicht weder der Stat, noch der tzeit. So wolt er ouch nit reden was ſich tzymmen möcht. Fürbas ſchreybt Macrobius, das ein yeder in der wirtſchafft ſoll fragen den annderen das er kan, vnd im leycht iſt tzů verantwurten, wann eyn yeder fröuwet ſich ſo er ſol reden vnd fürbingen ſein lernung vnd kunſt die er mit arbeyt gewunnen hat, So die ſelb kunſt noch wenig leutten wiſſend iſt, vnd er dar durch gelobet mag werden on ſeyn ſelbs geuden vnd rümen, Widerumb wirt einer beſchamet vnd iſt im ein pein vnd bitterkeit, ſo man in etwas fraget das er nicht weiß tzů verantwortten noch gelernet hat, wann er würdet getzwungen freuenlichen tzů verantworten, vnd ſein red ob er recht oder vnrecht ſage dem glück tzů befelhen oder müſß geben zů verſtan wie er ſolchs nit gelernet hat, das im ouch ſchannd vnd Scham bringt, das er dann dem verweiſet der in eins ſolchen gefragt hat. Eyn landtfarer fröuwet ſich ſo er wirt gefraget von grauſamkeyt des meres, vnd von gelegenheyt fremder weitter lender, des er ſich bedunckt tzů ſagen, das die anderen nit habend geſehen noch erfahren. Eyn Weydman fröuwet

ſo er wirt gefraget vnd ſagen ſol von hunden, vnd von Vogeln, von iagen vnd von ander Weydenheit. Ein münch vnd ein geiſtlicher ſo er ſagen ſol von ſeynem Orden vnd von geiſtlicheyt Ein haubtman Ein ritter Ein edelman, Eyn kauffman, Eyn handtwercksman, iegelicher würdt gern von ſeinem handel gefragt vnd frówet ſich ſo er da von ſagen ſol, Seint aber gegenwertig inn der wirtſchafft Alt Erber leutt, von den ſelben mag man gefragen was man will. Es ſey in zů geeignet oder nicht, wann den alten leuten iſt wol mit vil wortten, wöllen alle ding wiſſen, Vnd mag ir nyemants geſättigen mit wortten. So eyner inn groſſen ſorgen vnd betrübnuſſ iſt geweßen, vnd ſo er da von erlößet iſt worden, der fröuwet ſich da von zů ſagen, ſo er gefraget da von wirt Iſt er aber noch da mit begriffen So hütt dich dar von zů fragen, vnd frag nyemants von Sachen, die er nicht geren höret, Noch von miſſetat, die eyner hatt gethan, noch von peyn darumb eyner leyden iſt. Iſt eyner in groſſer herren bottſchafft geweſt, vnd houch von in geeret vnd belonet, oder hat inn eynem Streyt überwunden, oder iſt im ſunſt gelück zu geſtanden, die ſelben wöllen alle zeit gefragt ſeyn, vnd ſeint begirlichen da von ze reden Das ouch die vngelerten mit den gelerten gemeynſchafft haben iſt zů loben. Als fürbas macrobius ſchreibt, dar durch ſy kunſt vnd Weißheit von in mügen begreiffen, den ſelben gelerten vnd weiſen zymmet daß des morgens wirttſchafft ze haben denn des obentz, vnd füllen reden von ir kunſt vnd Weiſſheyt, von keuſcheyt vnd ouch ſunſt von hübſchen lüſtigen erbern dingen, vnd nicht von gemeynen wiſſentlichen ſachen, wann in ſolliches für leychtfertikeyt zů geſchriben möcht werden. Alſo ſoll eyn Wirttſchafft die loblich ſeyn würdet, oder will nit alleyn mit Wolluſt der ſpeis vnd des leybs als Tullius ſpricht Sunder ouch mit der Schar der Freund vnd günner vnd mit Hübſchen lieblichen Reden vnd dingen gemacht, geordnet vnd getziert ſeyn. Wann nicht allein Eſſen vnd Trincken vnd Wolluſt mit frouwen zů haben Sunder ouch güte lobliche fröliche Wort. — — —

LXIV. Nicolaus von Wyle.

(1478.)

Aus der Novelle: Euryalus und Lucretia. *)

1. Lucretia.

Als groſſer eren angeleyt vnd erbotten worden ſeit keiſer Sigmunden do er des erſten ein reyt zů Senis (dann du vnd ich burtig ſint iſt yetzet allenthalben kuntbar vnd offen) dem was gebauen vnd zů gericht ein palaſt an ſant Martins kirchlein auff der ſtroſz die do furt

*) Die folgenden Bruchſtücke habe ich einer Ausgabe von 1477 entlehnt, welche alſo ſchließt: „Geben zu wyen quinto nono July Anno MccccLxxvij.“ Dieſe Ausgabe enthält, wenn auch rohe, doch charakteriſtiſche Holzſchnitte. Eine vollſtändige Ausgabe der Verdeutſchungen

zů der port gon Cophorum vnd als dem selben die ere geistlicher ordenung vnd heylikeit volbracht was vnd er do selbs hin kam, hat er im engegen gan vier frauen all vermehelt vnd von adel gestalt iugent vnd geziert, garnacht gleich, niemant kent dye fur töblich sunder fur göttin achten vnd schetzen vnd weren ir allein drei gewesen, so macht man vmmeinethaben sy gewesen sein dy frauen die man sagt Paridem durch rů vnd slaffe gesehen han.

Sigmundus aber wie wol er was alt der ioren, so was doch snell vnd behend zů liblichen dingen vnd zů mal gros ergetzlicheit in gesprech vnd an redung redlichen vnd könnender frauen vnd freut sich in allen weiblichen schimffen, vnd was im auch nichtz sussers noch kurtzweilligers dann erluchtiger frauen ansehen. Darumb als er die ersach sprange er von dem pferd vnd wart in der hand enpfangen vnd kert sich vmb gegen seinen mit komenden den diener, vnd sprach, hand ir ye geleich der frauen gesechen; ich zwyfell ob es sein menschlich angesicht oder engelisch zwar sy sint himelisch. Die frauen neigten ire ougen gegen der erden vnd als vil sy schamiger wurden als vil wurden sy schöner vnd hubscher gesechen. Dann von rote zwischen iren wengelin aufz gespreit, gabent sye sollich farwe als gibt das indisch helfenbein gerötet in dem blůt Ostrius oder als gebein der weisen lilgen vermischet mit purpur farwen rosen. Aber doch vnder den leucht fur die andern mit sunderem scheine Lucrecia eyn junglinginne vnder zweintzig ioren, geboren von dem geslecht Camillorum vnd vermehelt dem vber reichen mann Menelao der vnwirdig was, das im eyn solich gezird heimat in seinem hause dienen solt..... Ir har was dick vnd lang vnd von farwen geleich dem golde das sy nit nach sitt der jungfrauen hinden abfligen lies, sunder mit gold vnd edelem gestein zierlich geflochten hat vnd auff gebunden. Ir stirn was hoch vnd geburlicher weite, vnd mit keiner runzel entschöpfet. Ir augbrawen ir becklin weisz gestelt waren mit wenig vnd nit dickem har, in rechter weit von einand geschiden. Ir augen mit solichem schein leuchtend das sy gleich wie dye sünne dy gesicht der anschouenden menschen daten letzen vnd bekrenken. Mitt welchen augen sy auch wann sy wolt möcht töten vnd dy selben toten so sy gelůst, widerumb bringen zů dem leben. — — —

2. Der Tod der Lucretia.

Aber vber wenig tag darnach reit Curiolůs mit dem keiser gen Rome also er nit lange beliben ist da in das feber tet entzunden gantz vnselig weil so der von liebe brann, er dar zů erst mit feur des febers anhůb zů entbrinnen. Vnd als nů die lieb ietzt des kraft verzeret het vnd durch die wetag seines sichtumbs wenig mocht vber bleiben was

---

des Nicolaus von Wyle ist folgende: „Translatzion oder tütschungen des hochgeachten Nicolai von wyle: den zyten Statschriber der Stat Esselingen: etlicher bücher Enee silvij: Pogij florentini: Felicis hemerlin: doctoris. Mit sampt andern schrysften: dern xviii. nacheinander vnderschydenlichen mit iren figuren vnd titeln begriffen Gmt Straszburg 1510." 4.

seyn geist vnd leben mer enthalten wart dürch hilf der arczet dann durch naturlich beleibung kam der keiser teglich zů im vnd tröst in do seinen sůne Vnd hies vnd gebot in alle pfleg vnd artznei Appolonis zů beweisen..... Aber diese vnser frau als Curiolus kam aus iren augen ist sy gefallen auf das ertrich vnd in ir schlafkamer getragen worden bis sy iren geist widerum haben mocht. Vnd als sy widerum zů ir kam beschlosz sy ir guld ein vnd purpurische cleider vnd gebraucht sye fur an wöllen cleid, Vnd hat nymer gelacht noch zů keiner freuden noch mit keim schimpf zů freuden gebracht werden vnd als sy in solchem stat etwelang harrt viel sy in krancheit vnd ihr hertz nit bei ir sundern von ir waz vnd keinen iren gemut trostung geben mocht hat sy zwyschen den armen ir můter dy vil weint ir trurig sel auff geben. Curiolus aber als er kam aus iren augen dy in nimmer mer gesehen solten hat er auff dem weg niemant yn nichtz zů geredt. Das das er allein Lucreciam trůg in seinem gemut vnd gedacht ob er ymmer mer zů ir widerkomen mocht. Vnd kam er zů letst zů dem keyser sein zů Varusz wartend, dem er darnach nachuolgt gen Ferrer, gen Montrow, gen trient, gen Costentz, vnd gen Basel, vnd zů letst in vngern vnd behem. Aber wy er dem keiser nachuolget, also volgt im nach Lucrecia in den tromen vnd liesz in kein nacht mit rů. Vnd als der war lyebhaber vernam vnd erkant Lucreciam gestorben sein ist er mitt grossem smertzen betrubt worden. Vnd nam ansich weinbare leydsam cleider, vnd empfieng auch des von niemant einicherlei trost als lang bis im der keiser ein hubsche iungfraue aus hertzogischem blůt geborn, keusch vnd weis in der ee tet vermeheln. —

XLV.

Aus Hans Tuchers Reise nach Palästina. *)

(1479.)

1. Einleitung.

Nach Christi unsers lieben Herren Geburt 1479 Jar, am Donnerstag, der da was der sechste Tag des Monats Maij, bin ich Hans Tucher, Bürger zu Nürmberg, meines alters ein vnd fünfftzig Jar, daselbst außgezogen in dem Namen deß Allmächtigen Gottes, in willen vnd meynung allein umb Gottes Ehr vnd meiner Seel seligkeit, vnd keines ruhms, fürwitz, noch andere leichtfertigkeit willen, die heyligen Stätt, vnnd besonder die ende, da Christus Jesus vnser Seligmacher in

*) Die Reisebeschreibung Hans Tuchers, welcher wir diese Bruchstücke entzogen haben, findet sich abgedruckt in dem Reysbuch deß heyligen Lands — Franchfort. 1584. fol." Der vollständige Titel der Reise Tuchers lautet; Verzeichnuß der Reysz zum heiligen Land, vnd zum berg Sinai, vnd was an disen Orten zu sehen. Alles trewlich an tag geben, von dem achtbarn vnd fürnemmen Johan Tuchern, Bürgern zu Nürnberg, der obgemeldete Ort im Jar 1479 vnd 1480 durchreyset.

seiner heyligen Menschheit sein leben vnd wesen gehabt, gewandelt, Göttliche Wunderwerk erzeigt, vnd vmb vnsers Heyls willen sein manigfeltiges bitters Leiden, Marter vnnd Todtgelitten, vnd sein ehrlich, leiblich Begrebnuß erwehlt vnnd gehabt hat, besonder sein Heyliges Grab zu Jerusalem, vnd fürbas ander seiner Heyligen rastunge zu besuchen. Als ich denn mit deß hülff, durch deß Ehren willen ich solche Reyß fürgenommen, vollbracht, vnd also gen Jerusalem zum Heyligen Grab, Von dannen durch die wüsten, da die Kinder von Israhel gezogen, vnnd zu dem Gebürg Synai. in dem Land der kleinern Arabia gelegen, Zu der heyligen Jungfrauwen Sanct Katharina Grab, Vnd von dannen an das rote Meer gen Alkayro Babyloni, Vnd gen Alexandria an das Meer; vnd widervmb gen Venedig vnd her gen Nürmberg, als ich deß wegs vor warlichen bericht, gezogen vnd kommen bin. Auff daß aber andere Christenliche fromme Brüder, die in andächtiger begierd vnnd guter Christenlicher meynung solche Reyß zu thun vorhaben, möchten durch vnterrichtung gelegenheit vnd schicklichkeit der Lande vnd Menschen derselben dester mehr begieriger werden, vnd dester minder beschwerdt ab solcher langer Reyß entpfahen, Hab ich obgenannter Hans Tucher, in guter Brüderlicher meynung, einfeltiglichen vnd schlechtlich, menniglich in Schrifften wöllen enden, was ich allda sichtiglich vnd eygentlich gesehen, erfahren vnnd erkündiget hab. Auch was einem jeden vermügenden zu solcher Reyß vnd Wallfahrt zu haben nottürfftig, vnnd was mir Glücks vnnd Widerwertigkeit auff solcher Reiß hin vnd herwider zugestanden vnd begegnet ist, wie das hernach von einer Tagreyß zu der andern, in 49 Wochen lang, eygentlich geschrieben vnd begriffen ist.

2. Jerusalems Merkwürdigkeiten.

Von Rama zogen wir auß am ersten Tag Augusti, war Sonntag, in derselben Nacht, drey stunde in die Nacht, ritten wir auff vnsern Eseln gen Jerusalem warts die gantze Nacht, vnd ist von Rama gen Jerusalem dreyssig welsche Meilen, die nicht klein sind. Von Rama zur rechten Handt zwentzig welsche Meil ist das Castellein Emaus, da die zween Jünger vnsern Herrn Jesum Christum, in dem Brodtbrechen am heyligen Ostertag, erkannten. Daselbst ligt Cleophas der 72 Jünger einer Christi vnsers Herrn begraben. Nahe darbey ist die Statt Machabeorum. Zunechst darbey auff einem hohen Berge; gegen Jerusalem warts, liget begraben der Prophet Samuel. An den enden allen ist siben iar Ablaß, vnd siben Karen. Aber zu nechst darbey zu der rechten Handt, ligt ein Dorff Ramata genant, von dannen der Prophet Samuel, vnd Joseph von Arimathia, dessen das heylige Grab war, dareyn Christus geleget ward, bürtig waren.

Am andern Tag deß Monats Augusti vmb vier Vhren, kamen wir zu der heyligen Statt Jerusalem, vnd stunden vor der Statt von den Eseln ab, vnnd giengen in die heylige Statt Jerusalnm, Da ist Ablaß, vergebung aller sünd von Schuldt vnd Pein, Dann kein Christ in der Statt Jerusalem reiten darff, vnnd giengen alle Pilgrin erstlichen für den Tempel, darinnen das heylige Grab ist, vnd löseten da den Ablaß.

Von dannen giengen wir da in ein großes Hauß, das man das Spittal nennet, darinnen die Pilgrin pflegen zu ligen. Ich gienge mit meiner Gesellschafft in deß kleinen Calins Hauß, bey dem Spittal, der ist der Pilgrin Dolmetsch, der die gewöhnlichen mit den Pilgrin zu sanct Catharinen Grab zeucht, der beherberget vns in seinem Hauß, vnd gab vns ein Kammer eyn. Wir lagen den Tag still, dann wir die gantze Nacht geritten hetten, vnd sehr müd waren. Am dritten Tage deß Monats Augusti Fritag, giengen wir Pilgrin alle auß dem Spittal, in Meynung auff den Berg Sion zu gehen, vnter wegen giengen wir die heyligen Stätt zu besuchen, als hernach geschrieben steht. Zum ersten, kamen wir an die statt da die Juden den todten Leichnam vnser lieben Frawen den Zwölffbotten nemmen wolten, da sie den in das Thal Josaphat trugen zu begraben. Darnach kamen wir an die statt, da Sanct Peter seine Sünde bitterlich beweynet, nach der verläugnung Gottes, in Cayphas Hauß geschehen. Darnach kamen wir zu einer Kirchen, zu den Engeln genannt, das ist das Hauß Anne, dareyn Gott der Herr zum ersten geführet, vnd an sein heyliges Wänglein härtiglich geschlagen ward, die die Armenier innen haben. Darnach kamen wir zu dem Hauß Cayphr, das ist ein grosses Eckhauß, vnd heißt zu Sanct Salvator, vnd habens auch die Armenier innen. In demselben Hauß war Gott der Allmächtig die gantze Nacht versperret, vnd hart geschlagen, vnd ist auch der Kärcker darinnen, dareyn sie vnsern Herrn gefangen legten, das ist ein enger kleiner Kärker, darinn Christus gelegen ist, dieweil vnd sie zu Rhat giengen. Es ist auch der Stein darinnen, der zum ersten von dem heyligen Grab genommen ward am Ostertag, das ist der Altarstein am hohen Altar Sanct Salvatoris, vnd das ist fast ein langer dicker Stein, als man denn auß der Kirchen deß Cayphas Hauß gewesen ist, gehet in den Hof zu der lincken Handt, da stehet ein Baum mit steinen vmblegt, das ist die statt da die Juden das Fewer, darbey sie sich gewärmet haben, da Sanct Peter deß Herrn verläugnet, vnd als man auß dem Hof heraußgehet an die Straß zu der rechten handt am Eck, da stehet ein Stein, an demselben Eck ist die Mutter Gottes gestanden, vnd hat gesehen sanct Peter herauß gehen, so bitterlich weynend, daß er sie nicht ansehen mochte. Die Mutter Gottes ist auch an demselbigen Eck gestanden die gantze Nacht, in der Meynung, daß sie gern gewußt hette, wie es jhrem Kinde gienge, biß deß Morgens, daß sie jhn sahe herauß führen gebunden vnd gefangen jämmerlich, da folget sie nach biß zu dem hauß Pilati.

XLVI.

Aus Mandevil's Reise in's gelobte Land.

(eigentlich um's Jahr 1430.)

1. Das todte Meer.

(Aus dem Reyßbuch.)

Auff vnnd vmb dem todten Meer ist manch wunderbarlich Natur vnnd Geschöpff, das anderßwo nicht ist. Dasselbe Wasser in dem todten

Meer iſt ſehr bitter vnd vnluſtig, Vnnd wo es auff ein Feld kompt, ſo wirdt das Feld vnfruchtbar vnnd vngeſchlacht, vnnd darumb verändert ſich das Erdreich etwan offt vnnd dick, an Farb vnnd Natur, vnnd wirdt hart vnnd vngifftig. Daſſelbe todte Meer wirfft von jm alle tage gar vnſauber feurwrige Matery, in der gröſſe als ein Roß, vnd heiſſet dieſelbe Vnſauberkeit Aſpaltes, Daſſelbe Waſſer theilet das Königreich von Arabien, vnnd iſt zweyhundert Stadien lang von Jeruſalem, vnd thun je acht Stadien ein Meile, vnd darumb heißt es das todte Meer, daß es nit läuffet als das ander Waſſer, denn es iſt nit ein rechtes Meer. Es iſt als ein Weyer oder See, vnnd mag weder Menſch noch ander Thier, das da lebet, darinn verderben, noch kein Creatur, denn es iſt gar viel verſucht worden, daß man vervrtheilete Leute dareyn geworffen hat, die mochten doch nicht erſterben. Auch mag niemand deſſelben Waſſers trincken. Vnd der ein Eyſen darein wirfft, das ſchwebet embor, vnd wenn man eine Feder dareyn wirfft, ſo fellet ſie zu Grund. Vnd weil das alles wider die Natur iſt, da wolt ich es nicht glauben, biß daß ich es ſahe, Man meynet in dem Lande, es ſey etwan da ein trucken Landt, mit Stätten vnd anderm Gebäuw geweſen. Item, allda in einer Kirchen waren Joachim vnnd Anna begraben, Aber Sanct Helena die Keyſerin ließ ſie gen Conſtantinopel führen. In derſelbigen Sanct Annen Kirchen iſt ein Ciſtern, darin haben etwan die Engel gebadet, vnd der erſt Menſch, der nach den Engeln badet, ward geſundt, vnd erlöſet von allen Siechthummen. Vnd bey derſelbigen Ciſtern lag der Siech in dem Bett, den hieß Gott auff heben ſein Bett, vnd mit jm hinwegtragen, als er jhn geſundt machte von ſeiner Kranckheit, denn der Siech hette niemandt, der jm in die Ciſtern hülffe.

2. Der Berg Sion mit ſeinen Merkwürdigkeiten

Der Berg Sion ligt zu Jeruſalem auff dieſer ſeiten her. Auff dem Berge Sion hat Chriſtus viel geprediget, vnd viel groſſe Wunderwerck gethan. Vmb den Berg ſtehen viel heyliger Kirchen vnd Capellen, vnd ſo man darauff gehen wil, findet man die Capellen, da der groſſe Stein ligt, der auff dem Grab Chriſti gelegen, vnd die drey Marien herabgethan. An der ſtätt verleugnet Sanct Peter vnſers Herrn. Allda aß Chriſtus das Nachtmal mit ſeinen Jüngern. An der ſtätt entſchlieff S. Johannes vnſerm Herrn an der Bruſt.

Item, ein wenig fürbaß erſchien vnſer Herr ſeinen Jüngern zum erſten, da er zu jhn ſprach: Der Friede ſey mit euch. Item, ein wenig fürbaß erſchiene er dem Thoma, den ließ er in ſeine Wunden greiffen. An der ſtätt empfiengen die Jünger Gott den H. Geiſt, am H. Pfingſtag.

Item, an einer andern ſtätt an dem Berg Sion, da iſt eine Kirch in vnſer lieben Frawen Ehre gebauwet, da ſie gewohnet hat biß in den Todt. Da ligt ein groſſer Stein, den brachten jr die Engel vom heyligen Grabe, der iſt gleich gefärbet als das Grab. Auff Sion wardt Salomon, vnnd viel Könige von Jeruſalem begraben. Niden an dem Berge gegen dem Thal Joſaphat ſtöſt ein Brunn, genannt Natatorium

Das die andern Eidgnossen getreuwlich, mit iren Panern und gantzen Machten auch gar schnelliglichen harnach kamend.

UNd indem kamen die fromen Eidgnossen und Zugewanten, mit allen iren Panern und gantzen Machten, durch den Berg, und den engen Weg gar trostlich und mannlich ziechen, als getrüw Brüder und Fründe, die einandern in keinen Nöten nie verlassen haben, und ob GOtt will, niemermer thun werden! da dieselben gesachen das gros mechtig Volcke, vor inen in so grossen Scharen halten, und auch das die von Bern und ander da fornen in semlichen Engsten und Nöten stunden, da waren sy gar begirlich zu inen zu keren, und wolt jeglicher der Fordrest sin, als dann die frommen Eidgnossen semlichs allwegen mit Mannlichheit harbracht, und sich von einander nie gescheiden hand.

Das der Hertzog von Burgunn von denen von Bern, und andern Eidgnossen, und Verwanten, gar mannlichen verjagt, und ihm auch sin Leger angewunnen wart.

DO nun der Hertzog von Burgunn und die Sinen, die frommen Eidgnossen mit ihren Panern, als mannlichen gesachen harnach ziechen, und auch die Fordern, so unerschrockenlich uff ihn trungen, wiewol inen von den Fienden auch gar Wehe beschach mit Schiessen, und sunderlich mit den Bognern, und auch grossen Schaden tatent; dann auch die Pfile merenteils vergifft warent, davon vil Lühten gewüst wurdent.

Das der Hertzog von Burgunn mit den Sinen die Flucht gar schantlichen nam.

Und also namen sy die Flucht, und wolten nit me beiten,*) und trieben das Fußvolck vor inen dannen als gros mechtig Huffen Veche, also zog man inen gestracks nach, uns für Granson ferre hinus, durch des Hertzogen Wagenburg und Leger untereinandern, so wit, das jederman hellig und müde ward, das die frommen Eidgnossen mit irem Harnesch witer nit mochten kommen, so mocht man auch den Burgunnschen reisigen Zug überein nit erylen, als das nit unbillich was, dann sy merenteils alle wol beriteten, und aber die Eidgnossen zu Fuß waren, doch blieb demnocht von GOttes Gnaden von inen menig stoltzer Mann, die erylet wurdent und nit entrinnen mochten, und als man inen me dann anderthalb tütscher Milen nachgezogen was, für Montagni hinuß, da behub man das Volck by einandern, und wolt man nieman fürbas lassen ziechen, und knüwet aber mentglich nider, mit zertanen Armen, und unsaglichen Frödden, GOtt dem Allmechtigen, siner lieben Mutter, Magd Marien, und allem himmlischen Heere, nach der grossen Sig-Gunst, und Uberwinden des Wütrichs, Lob, Danck und Gnade, mit Ehren zu sagen, der grundlosen Barmhertzigkeit, so er denen von Bern, und andern Eidgnossen, gegen iren Fienden als gnediglichen mitgeteilt und erzeigt hat, das man in Danck nehmer Wise niemermer vergessen und ewiglichen daran gedencken soll.

Und also hat der allmechtig GOtt denen von Bern, und iren

*) beiten oder bieten = warten.

frommen Eidgnossen und Verwanten, mit sinen göttlichen Gnaden aber geholffen, uff dem vorgenanten Samstag vor der alten Faßnacht, den grossen mechtigen Fürsten und Blutvergiesser, den Hertzog von Burgunn, mit aller siner Macht vertriben und Feldflüchtig machen, dann weder der Römisch Keiser, der Küng von Franckenrich, noch kein Fürst, noch Herr, oder Gemeinde, nie haben mögen überwinden noch zwingen, dem haben die von Bern, und ander jr Eidgnossen und Verwanten, allein mit der göttlichen Krafft und Barmhertzigkeit ritterlich und mannlich obgelegen, und in zu schantlicher Flucht bkacht und verjagt, und ihm auch sin köstlich Leger, auch gar gros unsaglich Gut, als harnach zum Teil gemelt wird, angewunnen. Darumb man den vorgenanten glücklichen Samstag zu ewigen Zitten billichen siren, und der grossen Gnaden niemermer vergessen soll, dann wo der ewig GOtt, an demselben Tage die frommen Eidgnossen als barmhertziglichen nit versechen, noch für sie gestritten, und der Wütrich von Burgunn Oberhand gewunnen hette, so wer alle Tütsche Nation in sinem Gwalt und Handen gestanden.

XLVIII. Gesta Romanorum.*)

(1489.)

1. Von künig Dario der seinen dreyen sünen schuff, ainen das erbe. dem andern die beraitschaffte, dem dritten die kleinat.

(Blatt viii.)

DArius was eyn gewaltiger künnig zů Rom der hete drei sün die warend jm gar lieb. Vnnd da er sterben solte da schůff er dem ersten sun daz reich vnnd alles erbe. dem anderen die beraitschaft vnd alle farende hab. dem briten schůf er drey kleinat. ein fingerlin. ein hefftlin, vnd ein edeles tůch. Das fingerlin hette die tugent wer es an der hant trůg dem můßt aller mengklichen holde vnd genädig sein vnd was er von im begeret des warde er alles geweret. Das hefftlin hete die tugent, wer es an seinem hertzen trůg vnd des es müglichs begert das geschahe. Das tůch hete die tugent wer darauff saß vnd begeret wa er in der welt wolt sein do was er zehand, vnd die kleinet het Virgilius mit zaubrei also zů wegen pracht. Vnd da er dem jungsten sun die drey kleinat geben hete do sprach er. Mein lieber sun Jonatha die drey kleinat gibe jch dir vnd die hat dein můter in jrer gewalt, vnd wenn du eines bedarfft so sol sy dir es geben Vnd zehand nach dem geschefte starb der künig do warde er wirdiglichen zů der erden bestätet. Darnach vnderwunden sich die zwen brüder des das in geschaffet was. der

*) „Das buch Gesta Romanorum. der römer. von den geschichten. oder geschehen dingen gaistlichen. vnd weltlichen." Folgende Worte schließen das Werk: „Hie endet sich das buch dy genant ist zu latein Gesta Romanorum, zu teutsch daz buch von den geschichten oder geschehen dingen der römer, gedrucket von Hannsen schobser in der stat Augspurg Anno domini M. cccc. lxxxix. jare am abend Mathie des heiligen czwelff poten." gr. 8.

dritt fun vordert daz fingerlin denn er wolt in frembde lande der lernung nach ziehen. Do sprach die müter jch gib dir das fingerlin das du vast lerneſt vnd hüte dich vor bösen weyben, das du das fingerlin nitt verliereſt. Do zohe jonathas zů der lernung vnnd lernet gar vast. Vnd nit überlange darnach begegnet jm gar auffermaſen ein ſchöne junckfraw vnd tugenthaft die fürt in mit jr heym dabey er lang belib vnd het ſy gar lieb. Nun het jonatas das fingerlin an der hant dauon er lieb gehabt warde von aller mengklich, vnd warumb er ſy bat des warde er geweret. Nun ſprach ſy eins tages czů jm. Es ſpricht aller mengklich ſeyd du weder golt noch ſilber haſt ſo nem ſi wunder das du ſo wol lebſt vnd keinen geprechen haſt. da antwurt er jr vnnd ſprach. Got mag mir mer dann gold vnd ſilber geben dann er iſt gewaltig, doch überkame ſy in mit liſten vnd mit güter rede daz er jr ſaget von dem fingerlin vnd ſeiner tugent. do ſprach ſy eins tags. Du biſt alltag bey den geſellen in wirtſchafft vnd in freüden du möchteſte wol der tag eins das fingerlin verlieren dauon gib mirs zů behalten dann jch will dir es treulichen behalten. da glaubet er jren worten vnnd gab jrs zůbehalten, vnd zehande verlor er den gunſt gegen den leüten ſo das jm zerunge abging. do er das empfande da vorderet er ſein fingerlin wider das ſy jm das gäb. do ſprach ſy ſy wölt es thůn vnd gieng in die kamer vnd tete die kiſten auff vnd ſprach. Wee wee es ſind die dieb kummen vnnd habend die kiſten aufgeprochen vnd haben mir das fingerlin geſtolen. da mochte er nit wider vnd kam alſo vmb das fingerlin. Do jonathas hort das man jr das fingerlin mitſampt anderem ſolt genummen haben da erſchrack er gar ſere vnd wainet bitterlichen. wann er nit mer zerung hete, vnd bedacht ſich darnach nit lang vnd machet ſich auff den weg vnd gieng heym mit groſſem laid vnd klaget die geſchicht ſeiner můter. Die ſprach, Habe ich dir nicht geſagt du ſolt dich vor weiben hüten durch daz du daz fingerlin nit verliereſt daz haſtu nit getan. Nun gibe jch dir noch das hefftlin vnnd zeuhe wider czů der lernung. Do begegnet jm ſein freindin die empfieng in ſchon vnnd fürt in mit jr heym. da lebet er aber fröllich mit groſſer zerung als er vor het getan. do daz ſein freündin empfand die eruorſchet es jm aber ab daz er jr ſaget er genuſſe der tugend des hefftlins, vnd da ſy das hort. da überredet ſy in mit gůtter rede, vnd gehieß jm ſy wölt ſein bas hüten wenn des fingerlins das er jrs czů behalten gäb. Vnd do ſy das auch in jr gewalt pracht het, da laichet ſy in aller ſach gleich darumb als ſi in vor vmb das ringlin gelaichet het. Do das geſchahe da ward er erzürnet vnd ſprach. Du haſt mich vor vmb das fingerlin gelaicht vnd laicheſt mich nun vmb daz hefftlin das jch dir auff dein trew vertrauet hab. ſy laugnet ſer vnd ſprach mit vil ſchwüren ſy hette es verloren vnd wäre jr geſtolen worden. Do er ſahe das er das hefftlin ye verloren het, da gieng er trauriger mit groſſem czorn von jr und gieng wider heim zů der můter Vnd da er jr ſagt wye er vmb das hefftlin kummen waz. do erſchrack ſy ſere vnd ſprach. Lieber ſun warumb haſtu jr ſouil getrawet ſeyd ſy dich vor betrogen hete, dauon biß noch witzig wann du haſt nichts mer dann

das edel tůch, vnd ſo du das an wirdeſt ſo biſt du verdorben, dauon hůt ſein ob du wild, vnnd auch wiß das ob du es verleureſt ſo frage zů mir nit mer wann jch dir nichs mer ze geben hab. Do name der ſun das tůch vnnd gieng damit von dannen vnd gedacht anderwegen wie er ſich an ſeiner freündin rechen wölt. vnnd da er in die ſtatt kam da gieng er in jr hauß vnd da ſy in erſahe da empfieng ſy in ſchone. darnach eins tages braitet er das tůch auf in dem hauß vnd ſaß darauf vnd bat ſy das ſy zů jm ſäß, vnd do ſy das tete. da winſchet er das ſy zů ennde der welt in eyner wildtnus da nie kein menſche ein kummen was wären. das geſchahe zehand. Vnd do ſi erſahe die wildin da ſy jnn waz. do fraget ſy in wa ſie wäre. do ſaget er ſy wär zů ende der welt, vnd ſprach. Nur allein du ſagſt mir wa du mein ſingerlin vnnd mein hefftlin hingetan habeſt und das es mir auch wider werde, ſunßt fare jch von dir vnd laß dich hie die wilden tier verzeren vnd eſſen. do ſy das erhorte da ſaget ſy jm ſy het ſy daheim vnd wölt jms geren geben ſo bald ſy heim käm. vnd da jonathas daz hort der was fro. vnd in den freüden entſchlieff jonathas. vnd do ſi das erſahe. do ſtůnde ſy gemechlichen auff von jm vnnd zohe das tůch bey aintzigen auß jm biß das ſy es gar gewan. do ſaß ſy darauff vnd winſchet heim das geſchahe. Sy für zehand heym vnd verließ in dort in der wildtnuß. Vnd do jonathas erwachet vnd ſahe das er von dem weib alſo betrogen waz, do wainet er gar ſer vnd tete jämerlich vnd ſprach. Verflůcht ſei der tag an dem jch geporen bin ſeid jch von dem weib als vil leiden ſol, vnnd weſt nit wie er thůn ſolt vnd hůb ſich doch auf vnd gieng lang mit groſſen forchten biß er doch zum letſten an ein wege kam dem gieng er nach vnd kam vorletſte zů einem baum der was voller ſchöner frücht der prach er vnd aſſe wann er gar hungerig was. Vnd als bald er jr nur embiß da warde er voller auſſeczikeyt. vnd da er des empfand vnd ſahe, da ſprach er auß groſſem grimen. Ach got jch ſihe erſt das mein vngelück kein ennd haben wil, vnd bat got daz er in ſterben ließ. vnd do er lange alſo klaget do kam er zů eynem andern baum der waz auch voller frücht. vnd do er dye ſahe do gedacht er in jm ſelb. jch will die frücht auch eſſen ob jch villeicht gar ſturb damit jch doch auß meiner vnfelde erlediget werde, vnd da er die aſſe zehand ward er rain von aller auſſeczikeit. vnnd do er des empfant, do ſprach er. O got wes haſt du nur mit mir gedacht das du mich ſouil laſte verſůchen, vnnd nam czehand diſer frücht vnnd auch der erſten vnd trůgs mit jm. vnd gieng alſo manigen tag daz er ſich nur der feigen neret. Vnd kam zeletſte in ein groß künigreich vnnd ſahe vor jm ein groß mechtigs hauß von dem lieffen zwen mann wolbeklaidet vnnd fragten in wer er wär. Do ſprach er jch bin ein bewärter arczet der alle ſiechtumb wol büſſen kan. Do ſprachen die zwen verſehend jr euch das jr vnſerem herren dem künig gehelffen möchtent von ſeinem prechen der iſt außſeczig, ſo wiſſent das euch belonet wirt nach allem eurem willen, iſt es aber das jr des nit thůn mügt ſo nemt ewch vmb in nit an wann manger das leben darumb geben hat. der jm nit helffen kund. da ſprach er. Mit gotes hilffe will jch jm helffen. do ward er

zů hand mit grossen freiden für den künig gefürt der lag in einem pedt vnd was kranck, vnnd da er in ersahe des freüwet er sich gar sere. Do gabe jm jonathas der gůten feigen eine zeessen, die würcket an im also dauon er vor dem dritten tag gantz rain vnd gesundt was, also das er gieng wa er wolt vnd jm nichs geprach. des dancket jm der künig ser vnd gab jm vnmeßlich grosses gůt. Nun enthielt sich jonathas so lang da biß daz schif kament von der stat darinnen das studium oder vniuersitas was da er zů der lernung gegangen was, darauf leget er die hab die jm der künig het geben, vnd saß selb auch darauff vnd für dahin in die selben statt vnd da er dahin kam da gab er sich für er wär ein bewärter arczet. Nun als sich dann ein ding schicken oder als man gemainklich spricht fůgen sol, was sein freündin von hilff der dreyer kleinat so reiche worden das man sye für die reichesten eine scheczet so sy in der stat wär die waz nun gar kranck, vnnd da sy vernam das so ein gůter arczet dahin kumen was, do sandt sy nach jm. vnd do er kam do bat sy in sere das er jr hulffe was es joch gestünd vnd erkannt sein nit. aber er kannte sy wol. Do sprach er. Fraw wölt jr gesund werden, so müssent jr gantz beichten ob jre jchts vnrechtes gůttes jnnen habt das bekennt, vnd so jr daz getan habt, so hoff ich jch wöll euch mit der hilff gots wol helffen zů eur gesuntheit. Do das die frawe horte die zwange jr grosser schmercze vnd kranckheit daz sy im gancz beichtet wie sy dem jungen jonatha vmb drew clainat gelaichet hete vnd die lägen czu jren haubten, sy wißt aber nit ob er lebendig oder tod wär Vnnd do er das hort sprach er. nun wil jch euch wol helffen, vnd gab jr der feigen eyne dauon sy zehand ausseczig ward, vnd von überigen weetagen ward sy zehand überladen vnd rang mit dem tod Vnnd do nam jonathas die drew kleinat vnnd ander jre kleinat vnnd saß auf daz tůch vnd für sein straß heym czů seiner můter vnd brüdern. vnd da die můter hort das er dye kleinat noch alle drew hette die was des gar froh vnd über trate darnach die anderen brüder all an weißheit. Vnd warde nach dem tod des eltern brüders zů keiser vnd het daz reich gewaltigklichen jnnen biß an sein ennde. — — —

2. Von Tyberio dem keyser der dem vischer den guldin angel gabe.

(Blatt xcv.)

EIn keiser waz gewaltig zů Rom. mit namen Thiberius der het grosse lieb zů allem saitenspil. Nun kam es eines tags da er raite an dem gejaide da erhort er ein auffermassen süssen gedone dem rite er nach vnd kam zů einem braiten wasser dabey saß ein man der schlůg auf einer lauten, da fraget in der keiser wie daz käme das sein roten so süssen gedon gäb. des antwurt jm der man vnd sprach. Jch hab mich hie dreissig jar bey dem wasser enthalten vnd got hat mir das hail geben als bald jch die saiten der roten rür als bald sind souil visch zů mir kummen. damit jch mein weib vnd kinde erneret hab. Aber laider nun ist einer kummen der pfeifft so süßlichen damit jch die visch all verleure vnd keren zů jm dauon rieff jch euer gnad an. das jr mich behüt wider disen pfeiffer. Do sprach der keiser jch kan dich

nit behüten dann mit einer Nymphin den guldin angel vnd pind den an einen rechen vnd senck in jn daz wasser. vnd so du das gethüst so schlahe dann an dein roten so keren die visch von jm vnd kummen zů dir vnd do das der fischer tet do kamend der visch so vil das er jr einen nach dem andern fieng. do das der pfeifer sahe der schemet sich des vnd schied von dannen. aber der vischer belibe da biß an sein ende. — — —

XLIX. Aus Petermann Etterlyn's Chronik von der löblichen Eidgenossenschaft.*)

(1507.)

1. Wo von die gemein eydgnoschafft entsprungen ist, Vnd was můttwillens der Landtvogtt zů Uri vnd Swytz getriben hatt.

(Blatt XIII.)

Als alles wie ir vorgehört handt zu Vnderwalden vergangen was, fügte es sich das in der selben zytten, Eyner von Swytz genant der stöffacher der saß zů steinnen hie dißhalb der bürg, der hatt gar ein hübsch huß gebuwen. do reitt vff ein zytt. Der Grißler der dann ouch zů des Richs handen zů Uri, vnd ze Swytz vogt was da für, vnd rüfft dem stöffacher, fragt in wes die hübsch herberg wer. Der stöffacher forcht im, dann er wüst wol, das er ein tyran vnd böser mensch was, antwurt im züchtenklichen vnd sprach, gnediger herr sy ist üwer gnaden vnd min lehen, vnd bedorfft von vorchten wegen nit sprechen sy ist min, der herr schweyg stil vnd reitt dahin, Nu was der stöffacher gar ein witzig vernünfftiger man hatt ouch des glichen eyn from wyse frouwen, was darzů wolhabent vnd mügent, Der nam sich nun der sachen an vnnd satzt die zů hertzen bekümbret sich vnd forcht alwegen der herr näme in lyb vnd gůt, Die frow merckt an dem man das er vol kümers was, thett als noch from frowen tättent, fragt inn was im doch were, oder was im gebreste, dann sy hett vast gern gewüst was im angelegen oder was im gebrosten het, er wolt ira das nit sagen, ye doch viel sy mit sölicher pitt an inn, das er ira die sach seyt, vnd erzalt was syn kumer vnd anligen was, Do sy die sach vernam, do für sy zů vnd strafft inn mit züchtigen worten, vnd sprach min hußwürt du solt dich der sach nit so übel bekümberen, dann dera wirt noch ratt, vnd fragt inn öb er in dem land ze Uri yemant hette der im heimlich were, dem er bedörfft vertruwen vnd sin not klagen, die frow erzalt im allerley geslechten, Er antwurt ir, ich hab wol lüt denen ich wol vertruwen

*) „Kronica von der loblichen Eydtgnoschaft jr harkommen vnd sust seltzam stritten vnd geschichten." Der Schluß: „Inn der loblichen statt Basel von Michael Furtter Getruckt Durch den fürnemen herren Peterman Etterlyn" u. s. w. „Im Jar Als man zalt Tusend Fünffhundert vnnd Siben." fol.

dar, vnd gedocht inn im selber, der frowen ratt möcht nit böß sin vnd gedacht dem ratt noch, er für gen Ury, vnd lag da als lang biß das er ein fand der ouch sömlichen kümmer hatt, Die frow hat inn ouch heissen frogen ze vnderwalden, dann sy meynt yr er sölte der lütten mer vinden denen als wol ettwas angelegen were als im, Nu was als ir vor gehört hant, des armen manns sun, der des von landenberg knecht den finger entzwey geschlagen hat, endrunnen, Darumb der herr den vatter erblent, der rüw inn so übel das er in gern gerochen hett, Der kam ouch zům stöffacher vnd kament also ira dreyg zesamen, Namlichen einer von Ury, der stöffacher von Switz, vnd der vß dem Melchtal von vnderwalden, die klagtent also yeglicher dem andren sinem kummer, vnd wie es im ergangen was, vnd wurdent da mit einandren ze ratt wie sy der sach tün wolttent, vnd schwüren die drig den ersten Eyde der pünden anfang, Das sy woltten das recht meren, vnd daz vnrecht nyder trucken, das böß zestraffen, Darumb gab inen gott glück als er ouch noch denen tůt vnd tůn wil, die daz vnrecht werent vnd daz recht vffnent.

2. Von wilhelm Tellen dem frommen landtmann der sinem eigen kind ein äpffel můst ab dem houpt schiessen vnd wie es im ergieng.

(Blatt XV.)

WOn was ein redlicher man im lande der hies wilhelm Tell, der hat ouch heymlichen zů dem stöffacher vnd siner gesellschaft geschworen, derselbig gieng nun etwa dick vnd menigmal für den hůt vff vnd nider vnd wolt dem stecken vnnd hůt nit neigen, Der knecht der des hůtz verwartet der verklagt wilhelm Tellen vor sinem herren, Do der herr solichs vernam, für er zů vnd beschickt den tellen für inn, vnd fragt inn freuenlichen warumb er sinen gepotten nit gehorsam were, dem stecken vnd dem hůt neigte als er gepotten het, Der Tell antwurt vnd sprach. Lieber herr es ist angefärde beschechen, han ouch nit gewüst, das üwer gnad sölichs so hoch achten oder fassen solte, were ich witzig so hiesse ich anders dann der Tell, Darumb gnediger herr so söllen ir mirs verzichen vnd miner torheit zů rechnen, Nun was der Tell gar eyn gůtter schütz, als man inn im lande yena fünden möcht, hatt ouch darzů hübsche kind die im lieb warent, Der herr der von böser natur was schickt heimlichen nach des Tellen kynde vnd do sy kommen warent, fragt der herr den Tellen öb die kind syne, vnnd welliches im das aller liepst wäre, Antwurt der Tell ia gnediger herr sy sind alle myn, vnnd synd mir ouch alle glich lieb, Do sprach der herr, Nun wilhelm du bist eyn gůtter schütz, vnd vindt man im lande nit dins glichen, nun wirst du dich yetz vor mir beweren wie ein gůt schütz du syest. Dann du wirst diner kynden eym, einen öpffel ab dem houbt schiessen, tůst du das, so wil ich dich für einen gütten schützen haltten, der gůt Tell erschrack vnd begert gnaden, batt den herren das er inn sölichs erliesse. Dann es were vnnatürlich, was er inn sust hiesse wöltte er gern tůn, der wilhelm Tell rette was er woltte, er zwang inn mit synen knechtten das er dem kynd den öpffel můst ab dem houbt schiessen, vnd leyt der

herr den öpffel dem kinde selbs vff sin houpt, nun sach der Tell wol das er beherret was an dem ende müst dün was der herr wolt, Er nam ein pfil vnnd stackt den selben hinden in syn göller, den anderen nam er in sin hande vnd spannet domit sin armbrest vff, bat gott vnd sin würdige mütter das sy im glück geben, vnnd im sin kinde behüten woltten, vnd schoß damit dem kynde on allen schaden den öpffel ab dem, houbt, Do das beschach, do gefiel es dem herren wol vnd lopt inn wie das er ein güttter schütz wär, Doch sprach er zům Tellen, du würst mir eyns sagen vnd fragt inn was das bedütte, Das er den ersten pfil, hinden in das göller gestossen, Der Tell hette, die sach gern zům besten verantwurtt vnd sprach also es were der schützen gewonheit, der herr ließ aber nitt ab, er wolt ye wissen was meinung er darinne gehebt het, der tell forcht im, vnd besorgt, die wil er doch also überheret was, vnd niemantz siner gesellen sach die im zů hilff möchten kommen, seitte er im nütz fürer dann wie vor, vnd als der herre der dann voller böser listen waz, das merckt, verstünd er glich des tellen sorg, vnd sprach, lieber tell, sag mir nun frölich die warheit warumb du den pfil, inn das göller gestossen habest, ich wyl dich dynes lebens sicheren vnnd dich nit tötten, Da sprach Wilhelm Tell, nun wol an, sydmalen ir mich mines lebens gesichrett habent, so wil ich üch die warheyt sagen, vnd fieng an vnd sprach, ich han es darumb tan, hette ich des öpffels gefelt vnnd myn kinde geschossen, so woltte ich üch selbs oder der üweren ettlich nit gefelt, sunder inn mitt dem pfil so ich im göller hat, ze tode erschossen han, do der herr das vernam, Er sprach nun wolhin, Es ist war ich han dir zů geseyt, ich welle dich nit tötten, Die wil vnnd ich aber verstan dinen bösen willen, das du mir min leben wolteſt genomen han, so wil ich fürbas hin sicher vor dir sin, vnd wil dich an ein ende leggen das du weder sunn noch mon niemer mer sehen solt, ließ in sachen vnd hert binden, vnd leittent in die knecht also gebunden in einen nauwen oder schifflin vff das hindergepiett, vnd leittent sinen schießzüg zů im, stiessent an vnd wolttent widtrumb faren gen Switz, do sy also fürent biß an aren hin, vß do bekam inen ein sömlicher grosser grusamlicher vnd starcker winde, Das der herr vnd die knecht vermeinten sy müsten ertrincken vnd schantlich verderben, in dem do sprach einer vnder ynen, Herr sechent ir nit wie es gätt, tund sowol vnd heissent den tellen vffbinden er ist ein starcker mechtiger man vnd kan wol faren vnd verstet sich vff das wetter, heissent inn, das er vns von hinnen helffe. So rüfft der herr dem Tellen, vnd sprach zů im, wiltu vnß helffen vnd din bestes tün das wir von hinnen komment, so wil ich dich heissen vff binden, Da sprach der Tell, ja gnediger herr ich wil es gern thün, vnd getruwen vnß mit der gotts hilff wol hinnen ze helffen. Also wärd er vff gebunden, vnd stünd an die stüre vnd für redlich da hyn, doch so lügt er allwegen vff sinen vorteil, vnd vff sinen schieß züge, der nach by im an dem pietten lag, do der Tell kam gegen einer grossen blatten die man syd har allewegen genempt hatt des Tellen blatten, vnd noch hüt by tag also nennet, Do in bedücht, das es zit wär vnd wol entrünnen möcht, do rufft er sy mit frölicher stym-

alle an, vnd ſprach, das ſy alle vaſt zügent biß das ſy für die blatten käment Dann wan ſy dar für käment, ſo hettent ſy das böſt überwnnden, Alſo zugent ſy alle vaſt, vnd do ſy der blatten nahent das in ducht das er wol daruff ſpringen möcht, Do ſchwang er mit gewalt als er dan ein mechtig ſtarck man was, den Nauwen oder das ſchifflin hinden zů der blatten, vnnd nam ſyn ſchießzüg der nach by im am ziett lag, vnd ſprang vß dem Nauwen vff die blatten, ſtieß den Nauwen von im, vnd ließ ſy alſo ſchweben vnnd ſchwanken vff dem See, vnd lůff durch Schwitz vß ſchatten halb, byß das er kam, gän küßnach in die holen gaſſen, Da was er dem herren dar kommen, vnd wartet ſin da ſelbs, vnnd als er kam mit ſynen dieneren ryten, do ſtůnd er hin der eynem poſchen ſtuben, vnnd hort allerley anſchlegen ſo über inn giengen, er ſpyen ſin armbreſt vff, ſchoß eyn pfyl inn herren, vnnd ſchoß inn ze tode, vnd lůff wider hinder ſich hin über die berg gen Uri, Da fand er ſyn geſellen, vnd ſeyt ynen, wie es ergangen was u. ſ. w.

L. Aus dem Weißkunig. *)

(1514.)

1. Wie der Jung Weiß kunig Malen lernet.

Auf ain zeit höret der Jung weiß kunig, ainen alten weißen Man reden, dieſe wort, welcher ain Rechter kriegshauptman (u) vnd heerfuerer ſein wil, der mueſt malen kundten und darynnen ainen beſonnderen verſtand haben, dieſelbe Redt, behielt der Jung weiß kunig, in ſeinem Hertzen, Und fieng von ſtundan lernen zu malen, Er lernet darinnen, gar vleyſſigclichen, und als er kam, das er anhueb zu malen, die landſchaften des Ertrichs, da verſtundt Er Erſt zum tail, die Redt ſo der alt weiſs man gethan het, das ein yedlicher großer herr vnd heerfuerer malen ſolle kundten Aber aus was Urſach gezimbt mir in diſem puech nit zu öffnen, noch davon zuſchreiben, Sonnder Es ſolle den kunigen, vnd hauptleuten vorbehalten ſein, Als nun der Jung weiß kunig, die haimlichkeit vnd Nutzperkait des Malen verſtundt, die Ime in dem rechten grundt von dem alten weiſen man, verporgen was, da het Er in der lernung, des Malen, ſovil vleyss, vnd ubet ſich dermaßen, das er genug ſamlichen malen lernet, vnd begriff den rechten grundt, des malen, Wie vleyßig iſt aber diſer Junger kunig, in allen dingen geweſt, des Er ſich underſtanden hat, vnnd in ſeinen Jaren, vnd in ſeiner Regirung, kame Ime das malen zu groſſen ſtaten, dann Er vil maler, mechtige und gewaltige heer gefuerdt, vnd groſſe Streit gethan, vnd der ſtreitperiſt, vnd unuberwindtlich iſt geweſt, darzu Er die kunſt, des malens gepraucht, vnd Ime ſiglichen Nutz gepracht, ſich auch des malens, in vil manicherlay ſachen, zu Riterſpielen, zu gepew, vnd zu erfindung Newer werckh gepraucht, dardurch Er dieſelben volendt hat, die Er ſonſt nit het mugen volpringen, ain jeder, der umb diſe ſachen weiß, wirdt ſelbs bewegen, was Ich in dem nit offenbar, Er hat auch die groſſen kinſtler der Malerey, vnd ſchnitzerey underhalten, vnd vil kunſtliche werckh malen vnd ſneiden laſſen die in der welt, in ſeiner gedächtnus, aber mit verkerten namen beleiben werden.

1. Wie ſich ain krieg in des weißen kunigs kunigreich vnder ſeinem furſten genannt die Bairen erhueb, vnd wie der weyß kunig, die ungehorſamen furſten ſtrafet.

(S. 283.)

In ſolichem ſtarb ain furſt, **) in des weiſen kunigs kunigreich, derſelb furſt hieß Jorg und verließ hinder Ime ain veſt reich vnd ſchön

*) „Der Weiß Kunig. Eine Erzehlung von den thaten Kaiſer Maximilian des Erſten. Von Marx Treitzſauerwein auf deſſen Angaben zuſammengetragen, nebſt den von Hannſen Burgmair dazu verfertigten Holzſchnitten. Herausgegeben aus dem Manuſcripte der keiſerl. königl. Hofbibliothek. Wien auf Koſten Joſeph Kurzbeckens. 1775." 2 Bände. fol.

**) Herzog Georg von Baiern landshut.

Lannd, vnnd dartzu vil gelts, dann derselb furst, hat in seinem Leben, sein begir und neigung, Nun allein gelt zu sameln, *) derselb furst, het kain Sun allain Nur töchter vnnd verheirat ain tochter ainem fursten genannt Rueprechte, vnd verschrieb demselben seinem tochterman, sein Lannd, das Er das nach seinem abgang Erben sölle, vnd soliche verschreibung thet Er, an des weisen kunigs wissen vnd willen, dartzu so waren zwen fursten im leben genannt Bairen die waren Naturlich lehen vnd swert Erben, dardurch der vorgenannt furst, sein Land, dem weisen kunig fellig machet, Unnd als derselb furst, mit Tod abgangen was, Da wolt sein Tochterman, dasselb Lannd nach Inhalt seiner verschreibung einnamen, des beswerten sich die vorgemelten zwen fursten, und Ruefften den weisen kunig an, Sy bey Irn Rechtn Erb zu hannthaben, Darauf der Weiß kunig baiden Partheyen einen tag fur sich ansetzet, vnnd vil seine fursten zu Ime erfordert, wiewol dem weisen kunig dasselb Lannd fellig was, so stund Er doch mit der felligkeit still, und het sondern gueten vleyß die Partheyen in guettigkait mit ain ander zuvertragen, domit in seinem Reich, vnder seinen fursten, der krieg verhuet wurde, Aber der furst genannt Rueprechte vnderstund sich, über des weißen kunig verpot, dasselb lannd geweltigeliche Ein Zunemen, vnd nam auch etliche Stett unnd Slösser ein, auf das Erkennet vnd erklaret, der weiß kunig, demselben fursten auch seinen Vater der was also genannt Filip, der desselben angriffs der maist ursacher was, vnd alle Ire helffer vnd helfershelfer, vmb Ir ungehorsam, in des weißen kunigs Acht und aber acht,

2. Wie der weyß kunig, in das selb land zoch, vnd nam etliche Stet ein.

Nachdem, vnd der weiß kunig, dieselben fursten in die acht gethan het. Zoch Er mit ainer klainen Antzal volcks, in dasselb lannd, und nam in etlichen kurtzen tägen, funf Stet ein, indem kamen die zwen Erb fursten mit Irn pundt genossen, vnd bekriegten dasselb land, Sy richten aber nit vil aus, der weiß kunig zoch mit ainem besonderen kriegsvolkh, vber den fursten genannt Filip vnd gewann demselben fursten ein groß lannd vnd vil Stet abe, vnd der Ine nahend gar vertrieben, mitler Zeit starb der furst Rueprechte vnd sein Gemahl verlieffen Kinder binder Inen, da warffen sich etlich sein hauptleut auf, fur derselbn Kinder gerhabn vnd gewaltrager, Wiewol Sy derselbn gerhabschaft, nit gemäß waren, derselben gerhaben vnderstundten sich, den krieg zu fueren, wie hernach volgt.

3. Wie der weiß kunig, ein Schlacht tet vnd die gewann.

Die obbemeltn Gerhabn, prachtn ain grosse Antzall frembt volckh genannt Beheim, in das Lannd wider die Zwen vorbemeltn Erbfursten, darauf dieselbn zwen Erbfurstn, Auch Ir pundgenossen, den weissen kunig an ruefften, vnd Ime tag vnd nacht fur unnd fur zu schreiben,

*) Er hinterließ 80,000 Goldgulden, ein für die damaligen Zeiten ungeheures Vermögen.

Inen wider daſſelb frembt volckh, zu hilf zu kumen, Der weyß kunig tet als ain getreuter kunig, Und zug Inen mit ſeinem kriegsvolckh zu hilf, und tet mit demſelben frembdn volckh ain ſchlacht, un Rennet frey aus ſeinem hauffen, und traff am eeſten mit den veindtn, vnd gewan die ſchlacht, darynnen wurden ain groſſe anzall der veindt zu todt erſlagn, und darzu mer dan funfzehn hundert gefangen.

4. Wie der weiß kunig, ain ſonder ſtark Slos mit ſeinem geſchütz gewann.

Nach ſölicher Schlacht, zu der weiß kunig, fur gar ain veſt Sloss, das lag an ainem Schifreich waſſer dann derſelb Phleger, über ſein Brief vnnd Sigl, ſo Er dem weiſen kunig gegeben, hat Er daſſelb Sloss dem vorgenannten furſten genannt Rueprecht eingegeben, vnnd prach damit ſein Verſchreibung, der weiß kunig, begert ſich mit ſeinem hauptgeſchutz, fur daſſelb Sloss vnd lag etliche wochen darvor, vnd beſchoß daſſelb Sloß dermaſſn das Er das geweltigelichn erobert, vnd ließ demſelben Phleger, vnd allen ſeinen Helfern, die mit Ime begriffen wurden, die köpf abſchlagen,

5. Wie der weiß kunig, zwiſchen den fürſten fridt machet vnnd das lannd tailet.

Als nun der weiß kunig, die vorgemelt Schlachtgewunnen und das bemelt Sloß erobert het, viel die Landſchafft zu dem weißen kunig zwiſchen den furſten fridt zu machen, alſo tailet der weiß kunig, daſſelb land in drey tail, Nemlichen den rechten gezirkh des lands, gab Er den vorgemelten zwen Erbfurſten, den andern tail, auch ain beſonder gezirckh, das ſtellet Er den vorgemelten kindern zu, vnd den driten tail etliche Stet vnd ſlöſſer behielt der weiß kunig für ſeine Zuſpruch, dann Ime war das lannd fellig, aber denſelben furſten, aus ſondern gnadn lies Er ſich an wenig genuegen, damit ward derſelb krieg, durch den weiſn kunig alſo hinter gelegt. — — —

LI. Aus der: Teutsch Theologia. *)

(1518.)

Das erst Capitel.

DEr heilig Paulus spricht: Wenn das volkommen kompt, so vernicht man das vnuolkommen, vnd das geteylt.

Nun merck, was ist das volkommen vnd das geteylt? Das volkommen ist ein wesen das in jhm, vnd inn seinem wesen, alles begriffen vnd beschlossen hat, vnd on das vnd ausserhalb dem kein wares wesen ist, vnd in dem alle ding jhr wesen haben, dann es ist aller ding wesen, vnd in jhm selber vnwandelbar vnd vnbeweglich, vnnd verwandelt vnd bewegt doch alle andere ding. Aber das getheilte oder das vnuolkommen ist das, das auß diesem volkommen den vrsprung hat, oder wirdt, Recht als ein glast oder schein auß der Sonnen oder auß eym liecht fleußt, vnd scheinet etwas, Diß oder das, vnd heisset Creatur. Vnd aller dieser getheilten ist keins das volkommen, also ist auch das volkommen der getheilten keins. Die getheilten seindt begreiftich, bekantlich vnd außsprechlich. Das volkommen aber ist allen Creaturen vnbegreiflich, vnbekanntlich vnd vnaußsprechlich, in dem, alß Creatur. Darumb nent man das volkommen nit, dann es ist diser keins. Die Creatur, alß Creatur, mag dises nit erkennen noch begreiffen. Nun wenn das volkommen kumpt, so verschmacht man das getheilet, Wenn kumpt es aber? Ich sprich: wenn es als verr alß möglig ist erkant entpfunden vnd geschmeckt wirdt in der seel. Ein frag.

Nun möcht man sprechen: Seit es vnerkanntlich vnd vnbegreiflich ist von allen Creaturen, vnnd die seel nun eyn Creatur ist, wie mag es dann in der seel erkant werden? Antwort: Darumb spricht man: in dem alß Creatur, das meint, alß viel die Creatur von jhrer creaturlicheit vnd geschaffenheit von jhr icheit vnd selbheit ists ihr vnmüglich. Dann in welcher Cratur diß volkommen erkant werden sol, Da muß Craturlichkeit, geschaffenheit, icheit, selbheit, verloren vnd zu nicht werden. Diß meynet das wort Pauli: Wenn das volkommen kumpt, das ist, wenn es erkant wirdt, so wirdt das geteilt, das ist, Creaturlichkeit, gschaffenheit, icheit, selbheit, meinheit, alles verschmeht vnd für nichts gehalten. All dieweil man von desen ichts helt, vnd daranhangt, so bleibt das volkommen vnerkant.

Nun möcht man auch sprechen: Du sprichst: ausserhalb disem volkomenen oder on es, ist nichts, vnd sprichst doch auß jhm fliesse etwas, was nun auß gefloſſen ist, das ist ausserhalb jhm.

Antwort: Darumb spricht man ausserhalb jhm oder ohn es, ist kein war wesen. Was nun außgefloſſen ist, das ist kein war wesen, vnd hat kein wesen anderst denn in dem volkommen, sunder es ist ein

*) „Theologia, Teutsch. Etliche Hauptreden, eynem jeden schüler Christi wol zů studiren. 1546." Am Ende: „Getruckt zu Franckfurt am Main bei Cyriaco Jakobi zum Bart. 1546." kl. 8.

zufal oder ein glaſt vnnd ein ſchein der kein weſen iſt oder kein weſen hat anderſt, denn inn dem feur da der glaſt außfleußt, alß in der ſonnen oder in eym liecht.

Das ij. Capitel.

DJe warheit, glaub vnnd ſchrifft ſpricht: Sünd ſei nit anders, dann das ſich die Creatur von dem vnwandelhafftigen gůt abkeret, vnd ſich zum wandelbaren wenndet, das iſt, das ſie ſich von dem volkommen zu dem getheilten vnd vnuolkommen, vnnd aller meyſt zů jhr ſelber keret. Nun merck: Wenn ſich die Creatur etwas gůts an nimpt, alß weſens, lebens, erkennens, vermögens, vnnd kyrtzlich alles deß, das man gůt nennen ſol, das ſie daſſelbig ſei oder das es jr ſei, ſo kert ſie ſich ab. Was that nun der Teuffel, oder was war ſein abkeren oder ſein fal anders weder das er ſich annam, er wer auch etwas vnd wolt jha etwas ſein, vnd etwas wer ſein, vnnd jhm gehört auch etwas zů? Diß annemen, ſein ich, ſein mich, ſein mir, vnd ſein mein, das war ſein abkeren vnd fal, alſo iſt es noch.

Das iij. Capitel.

WAs thet auch Adam anderſt, weder gerad daſſelbig? Man ſpricht Darumb das Adam den apffel aße, wardt ehr verloren oder gefallen, Ich ſprich: Es geſchach vmb ſein annemen, vnd vmb ſein ich, mein, mir, mich, vnd vmb deßgleichen. Hett er ſiben äpffel geſſen, vnnd wer das annemen nit geweſen, er wer nit gefallen. Aber da daz annemen geſchach, da war er gefallen, vnd ob er ſchon nie keinen apffel angebiſſen hett.

Wolan, ich bin hundert mal tieffer gefallen, vnnd verrer abgekert weder Adam, vnd Adams fal vnd ſein abkeren möchten alle mennſchen nit gebeſſern oder widerbringen. Wie ſol denn mein fal gebeſſert werden? Er můß gebeſſert werden als Adams, vnnd von dem ſelben, daruon Adams fal gebeſſert wardt, vnd in der ſelben weiß.

Von wem, oder in welcher weiß geſchach diſe beſſerung? Der mennſch mocht nichts ohn Gott, vnd Gott ſolte nit on menſchen, darumb nam Gott menſchlich natur oder menſcheit an ſich, vnd ward vermenſcht, vnnd der menſch wardt vergottet, Al da geſchahe die beſſerung, Alſo muß auch mein fal gebeſſert werden. Ich vermags nit ohn Gott, vnnd Got ſol oder will nit ohn mich, Dann ſol es geſchehen, ſo můß Gott auch in mir vermenſchet werden alſo das Gott an ſich neme alles das ſo in mir iſt, von innen vnd von auſſen, alſo, das nichts in mir ſei, das Gott widerſtrebe oder ſein werck hindere. Wenn Gott ſchon alle menſchen an ſich neme die da ſeindt, vnd in jhnen vermenſchet würdt, vnd ſie inn jm vergottet, vnd aber geſchehe ſolchs nit inn mir, ſo würde mein fal vnd mein abkeren nimmer gebeſſert, ſolichs geſchehe denn auch in mir. Vnd in diſer widerbringung vnd beſſerung, kan vnd mag oder ſol ich nichts darzu thun, ſonder ein bloß lauter leiden, alſo, das Gott allein thu vnd wircke, vnnd ich leide jhn, ſein werck vnd ſeinen willen, Vnd darumb das ich das nit leiden wil, ſonder mein, vnd ich, und mir,

vnd mich haben wil, das hindert Gott, daz er nit allein vnd ohn hinderniß gewircken mag. Darumb bleibt auch mein fal vnd mein abkere vngebessert. Sehe diß thut alles mein annemen. — — —

Das xxxiiii. Capitel.

Die Sünde.

HJe sol man aber etwas mercken, Man spricht: Es sei oder geschehe etwas wider Gott, vnnd sei ettwas Gott leyd vnd verdrieß jhn. Man sol wissen das keyn Creatur wider Gott ist, oder jhm leyd oder jhm verdrießlich ist, inn dem das sie ist oder lebt, weyst oder vermag. Vnd was deß ist, das ist alles nit wider Gott. Das der Teuffel oder mensch ist, lebt vnd deßgleichen, das ist alles gut vnnd Gottes, dann Gott ist diß, alles zumal wesenlich vnd vrsprünclich. Ja Gott ist aller wesenden wesen, vnnd aller lebendigen leben, vnd aller weysen weyßheyt, dann alle ding haben jhr wesen, jhr vermügen, jr leben vnd was des ist warlich inn Gott, weder in jhnen selber. Gott were anderst nit alles gůt, vnd darumb ist es alles zumal gůt. Was nun gut ist, das ist Gott lieb, vnnd er wil es haben, darumb ist es nit wider jhn.

Was ist dann wider Gott vnd jm leyd? das ist alleyn Sünd. Was ist aber sünd? nichts anders, dann das die Creatur anders wil dann Gott vnd wider Gott. Das merck ein jeglicher bei jhm selber, also: Wer anders wil weder ich, oder wider mich wil, der ist mein feindt, vnnd wer wil als ich, der ist mein freund vnd ist mir lieb. Also ist es auch vmb Gott.

Sihe, das ist sünd, vnnd ist wider Gott, vnd ist jhm leyd vnd ein betrübnuß, vnd wer nun anders wil dann ich, oder wider mich, was der thut oder lasset, redt oder schweigt, das ist alles wider mich vnnd ist mir schwär. Also ist es auch vmb Gott: Wer anders dann Gott oder wider Gott wil, was der selbige thut oder lasset, vnd alles das ir zu schicken hat, das ist alles wider Gott, vnd sünd. Vnd welcher wil anders wil dann Gott, der ist auch wider Gottes willen, dann Christus spricht: Wer nit mit mir ist, der ist wider mich. Das meynet er also: Wer nit mit mir wil, vnnd nit eynwillig mit mir ist, der wil wider mich.

Hie bei mag ein mensch mercken, ob er ohn sünd sei oder nit, vnnd ob er sünd thu oder nit, vnnd was sünd sei, vnd wie oder wo mit man sünd büssen oder bessern sol vnd mög. Vnd dise widerwilligkeit zu Gott, heißt man vnd ist: Vngehorsam, Adam, ichheit, selbheyt, eygenwilligkeit, oder der alt mensch, abkeren vnd abscheyden von Gott, das ist alles eyns.

Zweites Buch der deutſchen Proſa.

Von Luther bis Leſſing.

1523 — 1740.

LII. Martin Luther.

(1483 — 1546.)

1. Bibelüberſetzung.

a. Aus dem neuen Teſtament Apoſtelgeſchichte Cap. IX. 1 — 19.

1. Ueberſetzt von Anton Koburger und von Luther.

(3w. Th. Blatt CCCCCLVIII.) (1483.)

SAulus. der donoch lebet der droungen. vnd der ſchlahung in dy iunger des herren. der genahet ſich zu den fürſten der prieſter. vnd hyeſch von im dy brief zu den ſynagogen in damaſcum. welch er fünde des wegs. mann oder weyb. das er ſie fürt geuangen in iheruſalem. Vnd do er gieng den weg. es geſchah das er genahet zu damaſco. vnd ein liecht vmbleuchtet in gehling vom hymel. er viel nider auff die erd. vnd hört ein ſtymm. ſagend zu im. Saule. ſaule warumb durchechſt mich. Er ſprach. O herr. wer biſtu. Er ſprach. Ich bin iheſus von nazareth. den du durchechteſt. Schwer iſt dir ze ſtreyten wider dy anfechtung des fleyſchs. Vnd erſchrocken vnd bidempt ſprach er. Herr was willt das ich thu. Vnd er ſprach zu im. Stee auff vnd gee in dy ſtat

Wittenberger Ausg. Th. XII. Bl. 350.) (1522.)

SAulus aber ſchnaubete noch mit drewen vnd morden, wider die Jünger des HERRN. Vnd gieng zum Hohenprieſter, vnd bat jn vmb Briefe gen Damaſcon an die Schulen, Auff das, ſo er etliche dieſes weges fünde, Menner vnd Weiber, er ſie gebunden fürete gen Jeruſalem. Vnd da er auff dem wege war, vnd nahe bey Damaſcon kam, vmbleuchtet jn plötzlich ein Liecht vom Himel, vnd fiel auff die Erden, Vnd höret eine ſtimme die ſprach zu jm, Saul, Saul, was verfolgeſtu mich? ER aber ſprach, HERR, Wer biſtu? Der HERr ſprach, Ich bin Jheſus, den du verfolgeſt. Es wird dir ſchwer werden wider den Stachel lecken. Vnd er ſprach mit zittern vnd zagen, HErr, Was wiltu das ich thun ſoll? Der HErr ſprach zu jm, Stehe auff, vnd gehe in die

*) „Am Schluß des zweiten Bandes von Koburgers Bibelüberſetzung ſtehen folgende Worte: „Diſz durchleuchtigiſt werck der gantzen heyligen geſchrifft, genant dy bibel für all ander vorgetrücket teutſch biblen. lauterer. clarer. vnd warer nach rechter gemeyner teutſch. mit hohez vnd großem vleyß. gegen dem lateyniſchen text gerechtuertigt. vnderſchidlich punctirt. mit vberſchrifften bey dem meyſten teyl der capitel vnd pſalm. iren inhalt vnd vrſach. anzaygende. Vnd mit ſchönen figuren dy hiſtorien bedeutende. hat hie ein ende. Gedruckt durch anthonium koburger in der löblichen keyſerlichen reychſtat Nürenberg. Nach der geburt criſti des geſetzs der genaden. vierzehen hundert vnd in dem dreyvndachtzigſten iar. am montag nach Inuocauit. — —“

vnd do wirt dir geſaget. waz dir gezymbt zethun. Vnd die mann die do giengen mit im. ſtunden erſchrocken. wann ſie hörten die ſtymm. Aber ſie ſahen nyemant. Vnd ſaulus ſtund auff von der erde. vnd do er het auffgetan die augen. er geſah nit. Vnd ſye zugen in bei den henden vnd fürten in in damaſco. Vnd er was do drey tag vnd ſahe nit. vnd aß nit. vnnd tranck nit. Vnd ein iüngling waz in damaſco mit namen ananias. Vnd der herr ſprach zu im in dem geſiht. Anania. Vnd er ſprach. Herre. nimwar ich bin entgegen. Vnd der herr ſprach zu im. Steeauff vnd gee in die gaſſen. die do iſt geheyſſen recht. vnd ſuch in dem hauß iude. Saulum mit namen tharſenſem. wann ſih er betet. Vnd er ſah den man mit namen ananias eingeend zu im. vnd im aufflegend dy hende. das er empfleng das geſiht. vnd ananias antwurt. Herr. ich hab gehört von manigem von diſem mann. wie manig vbel er hab getan deinen heyligen. in iheruſalem. Vnd diſer hatt den gewalt von den furſten der brieſter. zebinden all die do anrüffen deinen namen. Vnd der herr ſprach zu im. Gee. wann er iſt mir ein vaß der erwelung. Daz er trag meynen namen vor den künigen vnd vor den leuten vnd vor den ſünen iſrahel. Wann ich wird im zaygen. wie manig ding er müſte erleyden vmb meinen namen. Vnd ananias gieng hin vnd gieng ein in das hauß. vnd legt im auff die hand. vnd ſprach. Saule bruder. Der herr iheſus. der dir iſt erſchinen an dem weg. den du kameſt hat mich geſant. daz du geſeheſt. vnd werdeſt erfült mit dem heiligen geyſt. Vnd zehand

Stadt, da wird man dir ſagen, was du thun ſolt.

Die Menner aber, die ſeine Geferten waren, ſtunden vnd waren erſtarret, Denn ſie höreten ſeine ſtimme, vnd ſahen niemands. Saulus aber richtet ſich auff von der Erden, vnd als er ſeine augen, auffthat, ſahe er niemands. Sie namen jn aber bey der hand, vnd füreten jn gen Damaſcon, Vnd war drey tage nicht ſehend, vnd aſs nicht vnd tranck nicht.

ES war aber ein Jünger zu Damaſco, mit namen Ananias, Zu dem ſprach der HErr im geſichte, Anania. Vnd er ſprach, Hie bin ich HErr. Der HErr ſprach zu jm, Stehe auff, vnd gehe hin in die gaſſen, die da heiſſet die richtige, vnd frage in dem hauſe Juda nach Saulo, mit namen von Tarſen, Denn ſihe er betet, vnd hat geſehen im geſichte einen Man, mit Namen Ananias, zu jm hinein kommen, vnd die hand auff jn legen, das er wider ſehend werde.

ANanias aber antwort, HERR, Ich hab von vielen gehört von dieſem Manne, wie viel vbels er deinen Heiligen gethan hat zu Jeruſalem. Vnd er hat allhie macht von den Hohenprieſtern, zu binden alle, die deinen Namen anruffen. Der HERR ſprach zu jm, Gehe hin, Denn dieſer iſt mir ein auſſerwelt Rüſtzeug, das er meinen Namen trage fur den Heiden, vnd fur den Königen, vnd fur den Kindern von Iſrael. Ich wil jm zeigen, wie viel er leiden mus vmb meines namens willen.

VNd Ananias gieng hin, vnd kam in das Haus, vnd leget die hende auff jn, vnd ſprach, Lieber bruder Saul, Der HERR hat mich geſand, der dir erſchienen iſt auff

vielen von seinen augen als die schuppen vnd er empfing daz gesiht. Er stund auff. vnd ward getaufft. vnd da er het empfangen daz essen. er ward gestercket.

dem wege, da du her kameſt, Das du wider sehend, vnd mit dem heiligen Geist erfüllet werdest. Vnd alsо bald fiel es von seinen augen, wie schupen, vnd ward wider sehend. Vnd stund auff, lies sich teuffen, vnd nam Speise zu sich, vnd stercket sich.

b. Aus dem alten Testament. Erstes Buch Samuel Cap. XVII.

Koburger.
(Blatt CXXXIIII.)
(1483.)

Vnd saul sprach zu dauid. Gee vnd der herre sey mit dir Vnd saul leget an dauid mit seinen gewanden vnd satzt einen eren helm auff sein haubt. vnd bekleydet in mit dem bantzer. Darumb dauid ward begurtet mit seynem schwert vber seyn gewand. Er begund sich versuchen ob er möcht geen gewapnet. Wann er het sein nicht gewonet Vnd dauid sprach zu saul. Ich mag nicht geen alsо. Wann ich hab sein nicht gewonet. Vnd er leget sy von im. Vnd nam seinen stab den er zu allen zeitten hette in den henden. Vnd erwelt von dem bach funff synwel stein. vnd leget sy in die hirtentaschen. dy er het mit im. vnd nam dy schlingen in die hand. vnd tradt herfür gegen dem philistiner. Vnd der philistiner gieng vnd schryt. vnd genaht sich gegen dauid. vnd sein weyner vorun. Vnd da in het angesehen der philistiner. vnd hett gesehen dauid er verschmeht in wann er was ein roter iungling. vnd hübsch von angesiht. Vnd der

Luther.*)
(Th. II. P. LX.)
(1523.)

Vnd Saul sprach zu Dauid, gehe hyn, der HERR sey mit dyr. Vnd Saul zoch Dauid seyne kleyder an, vnd setzt yhm ein ehern helm auff seyn heubt, vnd legt yhm eyn pantzer an, Vnd Dauid gurtet seyn schwert vber seyne kleyder, vnd fieng an zu gehen, denn er hats nie versucht. Da sprach Dauid zu Saul, ich kan nicht alsо gehen, denn ich byns nicht gewonet, vnd legts von sich, Vnd nam seynen stab ynn seyne hand, vnd erwelet funff glate steyn aus dem bach, vnd thet sie ynn die hirtten tassche die er hatte vnd ynn den sack, vnd nam die schleuder ynn seyne hand, vnd macht sich zu dem Philister, Vnd der Philister gieng auch eyn her, vnd macht sich zu Dauid, vnd sein waffentreger fur yhm her.

Da nu der Philister sahe vnd schawet Dauid an, verachtet er yhn, denn er war eyn knabe, braunlicht von hubscher gestallt. Vnd der Philister sprach zu Dauid, byn ich denn eyn hund, das du mit stecken

*) Die Ausgabe hat folgenden Titel: „Das Allte Testament deutsch. M. Luther. Wittenberg." Am Ende der Bücher Mosi: „Gedruckt zu Wittenperg Melchior vnd Michel Lotther gebruder M. D. XXiij." fol. Zwei Bände. Mit sehr schönen Holzschnitten geziert.

philistiner sprach zu dauid. Bin ich denn eyn hund das du kumbst zu mir mit einem stab. Vnd der philistiner fluchet dauid. in seinen göttern. vnd sprach zu dauid. Kum zu mir. vnd ich wil geben deine fleysch den vögeln des hymels. vnd den tyeren der erde. Vnd dauid sprach zu dem philistiner. Du kumbst zu mir mit einem schwert. vnd mit einem sper. vnd mit eim schilte. vnd ich kum zu dir in dem namen des herren gottes der heer vnd der geselschafft israhel dem du heut hast schmah zugezogen. vnd der herre gibt dich in mein hand. vnd ich schlah dich. vnd nym ab dein haubt von dir. vnd ich will heut geben die aß der gezeldt der philistiner den vögeln des hymels. vnd den tyeren der erde. das alle erd wiß. daz der herre got ist in israhel vnd alle kirchen erkennen diß. das der herr nit behalte in dem schwert vnd in dem sper. Wann der streyt ist sein. vnnd er antwurt euch in vnser hend. Darumb da der philistiner was auffgestanden. vnd kam vnd genahet gegen dauid. dauid eylet vnd lieff zu dem streit gegen dem philistiner. vnd ließ sein hand in die taschen. vnd nam einen stein vnd warff in in dy schlingen. er vmbfüret sy. vnd warff den philistiner in die stirnen. vnd der stein haftet in seiner stirnen. vnd er viel auff sein angesiht. auff die erde. vnd dauid gesigt wider den philistiner. vnd in der schlingen vnd den stein. vnd ertödte den erschlagnen philistiner Vnd da dauid nit het ein waffen in der hand. er lieff vnd stund ob dem philistiner. vnd nam sein schwert. vnd zoh es auß von seiner scheyd. vnd er schlug im vnd schnit im ab sein haubt. Vnd do dy philistiner zu myr kompst? vnd fluchet dem Dauid bey seynem Got, Vnd sprach zu Dauid, kom her zu myr, ich will deyn fleysch geben den vogeln vnter dem hymel, vnd den thieren auff dem felde, Dauid aber sprach zum Philister, du kompst zu myr mit schwerd, spies, vnd schillt, Ich aber kome zu dyr ym namen des HERRN Zebaoth des Gottis des zeugs Israel, die du gehonet hast, Heuts tages wirt dich der HERR ynn meyne hand vberantworten, das ich dich schlahe vnd neme dein heubt von dir, vnd gebe den leychnam des heers der Philister heutte, den vogeln vnter dem hymel, vnd dem wild auff erden das alles land ynnen werde, das Israel eynen Gott hat, Vnd das alle dise gemeyne ynnen werde, das der HERR nicht durch schwerd noch spies hilfft, Denn der streyt ist des HERRN, vnd wirt euch geben ynn vnsere hende.

Da sich nu der Philister auffmacht, gieng da her, vnd nahet sich gegen Dauid, eylet Dauid vnd lieff vom zeug gegen den Philister, Vnd Dauid thet seyne hand ynn die tasschen, vnd nam eynen steyn draus, vnd schleudert, vnd traff den Philister an seyne styrn, das der steyn yn seine styrn fur, vnd er zur erden fiel auff seyn angesicht. Also vberwand Dauid den Philister mit der schleuder vnd mit dem steyn, vnd schlug yhn vnd tödtet yhn Vnd da Dauid keyn schwerd ynn seyner hand hatte, lieff er vnd trad zu dem Philister, vnd nam seyn schwerd vnd zochs aus der scheyden, vnd todtet yhn, vnd hieb yhm den kopff damit abe.

Da aber die Philister sahen, das yhr sterckster todt war, flohen sie, Vnd die menner Israel und

ſahen. das ir aller ſterckſter was tod ſye fluhen. Vnd die mann iſrahel vnd iuda. ſtunden auff vnd ſchryen. vnd nachuolgten den philiſtinern vntz ſy kamen in daz tal. vnd vntz zu den thorn accharon. Vnd es vielen verwundet von den philiſtinern an dem weg ſarim vnd vntz zu geth. vnd vntz zu accharon. Vnd die ſün iſrahel kerten wider darnach da ſy hetten durchechtet die philiſtiner vnd vielen in ire gezeldt. Vnnd dauid nam das haubt des philiſtiners. vnd bracht es in iherusalem. aber ſeine waffen. die ſatzt er in ſein tabernackel. — —

Juda machten ſich auff vnd rieffen vnd iagten den Philiſtern nach, bis man kompt yns tall, vnd bis an die thor Ekron, vnd die Philiſter fielen, erſchlagen auff dem wege, zu den thoren bis gen Gath vnd gen Ekron. Vnd die kinder Iſrael kereten vmb von dem nach iagen der Philiſter, vnd beraubten yhr lager, Dauid aber nam des Philiſters heubt, vnd brachts gen Ierusalem, ſeyn waffen aber legt er ynn ſeyne hutten.

c. Aus dem Hiob. Cap. XXXVIII. 1—11.

Aus Otmars (eines Katholiken) Ueberſetzung.
(Ausgabe vom Jahr 1507.)

„Aber der herre antwurt job von dem windtſpreuel und ſprach. Wer iſt der, der da einweltzett die urtayl mit ungelerten worten. Begürte deine lenden als ain mann, ich frage dich und du antwurte mir. Wo wareſt du, do ich ſetzet die grundtfeſte der erde. Zayge mir, ob du habſt die vernunft. Wer ſatzt ir maßs, ob du es erkanteſt oder wer ſtrecket über ſy die linien, auff die ire grundtfeſten ſeind geſterket. Oder wer leget iren winkelſtain. Do mich lobeten die mörgenlichen ſteren mit einander und jubilierten alle ſüne gottes. Wer beſchloß das möre mit den thüren. do es fürbrache all für geend von dem leybe. Do ich leget die wolken ſein gewand und do ich es umwickelet mit der tuncklung als mit thüchen der kindheyt. Ich umbgabe es mit meinen enden und ſatzt den rigel und die thüren und ſprach. Du kumpſt untz her und du geeſt nit fürbaß, unnd hie zerbricheſt du dein wülend flüß."

Luther.
(1541.)

„Und der Herr antwortet Hiob aus einem wetter und ſprach. Wer iſt der, der ſo felet in der weisheit und redet ſo mit unverſtand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; Ich will dich fragen, lere mich. Wo wareſtu, da ich die Erden gründet? Sage mir's, biſtu ſo klug. Weiſſeſtu, wer jr das Maß geſetzt hat? Oder wer über ſie ein Richtſchnur gezogen hat? Oder worauff ſtehn ire Füſſe verſencket? Oder wer hat jr einen Eckſtein gelegt? Da mich die Morgenſterne miteinander lobeten, vnd jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit ſeinen Thüren verſchloſſen, Da es herausbrach wie aus Mutter leibe. Da ichs mit Wolken kleidet, vnd in tunkel einwikkelt wie in windeln. Da ich jm den laufft brach mit meinem Tham, vnd ſetzet jm riegel und thür. Vnd ſprach, Bis hieher ſoltu komen, vnd nicht weiter, Hie ſollen ſich legen deine ſtoltzen wellen."

2) Vermanungsschrift:

An die Ratherrn aller Stedte Teudsches Landes, das sie Christliche Schulen auffrichten vnd halten sollen.

Mart. Luth. Doct.

(1524.)

(Wittenberg. Ausg. Th. VI. Blatt 322.)

GNad vnd fried von Gott vnserm Vater vnd HERRN Jhesu Christo. Fürsichtigen, weisen lieben Herrn, Wiewol ich nu wol drey jar verbannet, vnd in die acht gethan, hette sollen schweigen, wo ich Menschen gebott mehr denn Gott geschewet hette, wie denn auch viel in Teudschen landen, beide gros vnd klein, mein reden vnd schreiben aus derselben sach noch jmer verfolgen, vnd viel bluts drüber vergiessen. Aber weil mir Gott den mund auffgethan hat, vnd mich heissen reden, dazu so krefftiglich bey mir stehet, vnd meine sache an meinen rat vnd that, so viel stercker macht vnd weiter ausbreit, so viel sie mehr toben, vnd sich gleich stellet, als lache und spotte er jrs tobens, wie der ander Psalm sagt. An welchem alleine mercken mag, wer nicht verstockt ist, das die sache nus Gottes eigen sein. Sintemal sich die art Göttlichs worts vnd wercks hie enget, welchs allzeit denn am meisten zunimpt, wenn mans auffs höhest verfolget vnd dempffen wil.

Darumb wil ich reden (wie Jsaias sagt) vnd nicht schweigen, weil ich lebe, bis das Christus gerechtigkeit ausbreche wie ein glantz, vnd sein heilwertige gnade wie ein Lampe angezündet werde, vnd bitte nu euch alle meine lieben Herrn vnd freunde, wollet diese meine Schrifft vnd vermanung freundlich annemen vnd zu hertzen fassen. Denn ich sey gleich an mir selber, wie ich sey, so kan ich doch für Gott mit rechtem gewissen rhümen, das ich darinnen nicht das meine suche, welches ich viel bas möcht mit stilschweigen vberkomen, sonders meine es von hertzen trewlich mit euch vnd gantzen Teudschenland, dahin mich GOtt verordnet hat, es gleube oder gleube nicht, wer da wil. Vnd wil ewer liebe das frey und getrost zugesagt vnd angesagt haben, das, wo jr mir hierin gehorchet, on zweiuel nicht mir, sondern Christo gehorchet. Vnd wer mir nicht gehorchet, nicht mich, sondern Christum veracht. Denn ich wies je wol, vnd bin gewis, was vnd wohin ich rede oder lere, so wirds auch jederman wol selbs spüren, so er meine Lere recht wil ansehen.

AWffs erst, erfaren wir jtzt in Teudschenlanden, durch vnd durch, wie man allenthalben die Schulen zurgehen lesst, die hohen Schulen werden schwach, die Klöster nemen ab, und wil solchs gras dürr werden, vnd die blume felt dahin, wie Jsaias sagt, weil der Geist Gottes durch sein Wort drein webt, vnd scheinet so heis drauff durch das Euangelium. Denn nu durch das wort Gottes kund wird, wie solch wesen vnchristlich vnd nur auff den bauch gericht sey. Ja weil der fleischliche hauffe sihet, das sie jhre Söne, Töchter vnd Freunde, nicht mehr sollen oder mügen in Klöster vnd Stifft verstossen, vnd aus dem

hause vnd gut weisen, und auf frembde güter setzen, will niemand mehr lassen Kinder lernen noch studiren. Ja sagen sie, Was soll man lernen lassen, so sie nicht Pfaffen, Münch vnd Nonnen werden sollen? Man las sie so mehr lernen, damit sie sich erneren.

Was aber solche Leut fur andacht vnd im sinn haben, zeuget gnugsam solch jr eigen bekenntnis, Denn wo sie hetten nicht allein den Bauch vnd zeitliche narung für jre Kinder gesucht in Klöstern vnd Stifften oder im Geistlichen stand, vnd were jr ernst gewest, der Kinder heil vnd seligkeit zu suchen, so würden sie nicht so die hende ablassen vnd hinfallen, vnd sagen, Sol der Geistliche stand nichts sein, so wollen wir auch das leren lassen anstehen, vnd nichts dazu thun, sondern würden also sagen, Ists war wie das Euangelium leret, das solcher stand vnsern Kindern fehrlich ist, Ach lieber, so leret vns doch eine andere weise, die Gott gefellig, vnd vnsern Kindern seliglich sey, Denn wir wolten ja gerne vnsern lieben Kindern nicht allein den Bauch, sondern auch die Seel versorgen, das werden freilich rechte Christliche trewe Eltern von solchen sagen reden. — — —

Der erste Teil, Warumb jedermann gerne zu vnterhaltung der Schulen helffen sol.

DErhalben bitte ich euch alle meine lieben Herrn vnd Freunde vmb Gottes willen, vnd der armen Jugent willen, wöllet diese sache nicht so geringe achten, wie viel thun, die nicht sehen, was der Welt Fürst gedenckt. Denn es ist ein ernste grosse sache, da Christus vnd aller Welt viel anligt, das wir dem jungen Volck helffen vnd raten. Damit ist denn auch vns allen geholffen vnd geraten. Vnd denckt, das solche stille, heimliche, tückische anfechtunge des Teuffels wil mit grossem Christlichem ernst gewehret sein. Lieben Herrn, muß man jerlich so viel wenden an Büchsen, wege, stege, demme vnd dergleichen vnzelichen stücke mehr, da mit eine Stadt zeitlich friede vnd gemach habe, Warumb solt man nicht viel mehr, doch auch so viel wenden an die dürfftige arme Jugent, das man einen geschickten Man oder zween hielte zu Schulmeistern? — — —

Gott der allmechtige hat fürwar vns Teudschen jtzt gnediglich daheimen gesucht, vnd ein recht gülden jar auffgericht. Da haben wir jtzt die feinsten gelertesten junge Gesellen vnd Menner, mit sprachen vnd aller kunst gezieret, welche so wol nutz schaffen kündten, wo man jr brauchen wolt, das junge Volck zu leren. Ists nicht für augen, das man jtzt einen Knaben kan in dreien Jaren zu richten, das er in seinem fünffzehenden oder achtzehenden jar mehr kan, denn bisher alle hohen Schulen vnd Klöster gekund haben? Ja was hat man gelernt in hohen Schulen vnd Klöstern bisher, denn nur Esel, klötz, vnd blöck werden? zwentzig, viertzig jar hat einer gelernt, vnd hat noch weder Latinisch noch Teudsch gewust. Ich schweige das schendlich lesterlich leben, darinnen die edle Jugent so jemmerlich verderbet hat.

War ist's, ehe ich wolt, das Hohe schulen vnd Klöster blieben, so, wie sie bisher gewesen sind, das kein anderweise zu leren und leben solt für die Jugent gebraucht werden, wolt ich ehe, das kein Knabe

nimmer nichts lernte vnd ſtum were. Denn es iſt mein ernſte meinung, bitt vnd begirde, das dieſe Eſel ſtelle vnd Teuffels ſchulen entweder in abgrund verſüncken, oder zur Chriſtlichen ſchulen verwandelt werden. Aber nu vns Gott ſo reichlich begnadet, vnd ſolcher Leut die menge geben hat, die das junge Volck fein leren vnd zihen mügen, Warlich ſo iſt's not, das wir die gnade Gottes nicht in wind ſchlahen, vnd laſſen jn nicht vmbſonſt anklopffen, Er ſtehet für der thür, wol vns, ſo wir jm auffthun. Er grüſſet vns, Selig der jm antwort. Verſehen wirs, das er für vber gehet, wer wil jn wider holen?

Laſt vns vnſern vorigen jamer anſehen und die finſternis, darinnen wir geweſt ſind. Ich acht, das Teudſchland noch nie ſo viel von Gotteswort gehöret habe, als jtzt, Man ſpürt je nichts in der Hiſtorien dauon, Laſſen wirs denn ſo hin gehen on danck vnd ehre, ſo iſt's zu beſorgen, wir werden noch grewlicher finſternis vnd plage leiden. Lieben Teudſchen keufft, weil der marckt für der thür iſt, ſamlet ein, weil es ſcheinet vnd gut wetter iſt, braucht Gottes gnaden vnd Wort, weil es da iſt. Denn das ſolt jr wiſſen, Gottes wort vnd gnade iſt ein farender platzregen, der nicht wider kompt, wo er einmal geweſen iſt. Er iſt bey den Jüden geweſt, aber hin iſt hin, ſie haben nu nichts. Paulus bracht jn in Griechenland, Hin iſt auch hin, nu haben ſie den Türcken. Rom vnd Latiniſchland hat jn auch gehabt, hin iſt hin, ſie haben nu den Bapſt. Vnd jr Teudſchen dürfft nicht dencken, das jr jn ewig haben werdet, Denn der vndanck vnd verachtung wird jn nicht laſſen bleiben. Darumb greifft zu vnd halt zu, wer greiffen vnd halten kan, faule hende müſſen ein böſes jar haben. — — —

Weil denn eine Stad ſol vnd mus Leute haben, vnd allenthalben der gröſte gebreche, mangel vnd klage iſt, das an Leuten fele, ſo mus man nicht harren, bis ſie ſelbs wachſen, man wird ſie auch weder aus ſteinen hawen, noch aus holtz ſchnitzen, ſo wird Gott nicht wunder thun, ſo lange man der ſachen durch ander ſeine dargethane güter raten kan. Darumb müſſen wir dazu thun, vnd mühe vnd koſt daran wenden, ſie ſelbſt erziehen vnd machen. Denn was iſt die ſchuld, das es jtzt in allen Stedten ſo dünne ſihet von geſchickten Leuten, on der Oberkeit, die das junge Volck hat laſſen auffwachſen, wie das holtz im Walde wechſet, vnd nicht zugeſehen, wie mans lere vnd ziehe? Darumb iſt's auch ſo vnördig gewachſen, das zu keinem Baw, Sondern nur ein vnnütz gehecke, vnd nur zum fewrwerck tüchtig iſt.

Es mus doch weltlich Regiment bleiben, ſol man denn zulaſſen, das eitel rültzen vnd knebel regieren, ſo mans wo beſſern kan, iſt je ein wild vnvernünfftiges fürnemen. So las man eben ſo mehr Sew vnd Wolffe zu Herrn machen, vnd ſetzen vber die, ſo nicht dencken wöllen, wie ſie von Menſchen regiert werden. So iſt's auch ein vnmenſchliche bosheit, ſo man nicht weiter denckt denn alſo, wir wöllen jtzt regieren, was gehet vns an, wie es denen gehen werde, die nach vns komen. Nicht vber menſchen, ſondern vber Sew vnd hunde ſolten ſolche Leute regieren, die nicht mehr denn jren nutz oder ehre im Regiment ſuchen. Wenn man gleich den höheſten fleis für wendet, das man eitel

feine, gelerte, geſchickte Leut erzöge zu regieren, es würde dennoch mühe vnd ſorge gnug haben, das es wol zu gienge. Wie ſol es denn zugehen, wenn man da gar nichts zuthut?

JA ſprichſtu abermal, ob man gleich ſolt vnd müſte Schulen haben, was iſt vns aber nütze, Latiniſch, Griechiſch vnd Ebreiſche zungen vnd andere freie Künſte zu leren? Kündten wir doch wol Teudſch die Bibel vnd Gottes wort leren, die vns gnugſam iſt zur ſeligkeit? Antwort, Ja ich weis leider wol, das wir Teudſchen müſſen jmer beſtien vnd tolle thier ſein vnd bleiben, wie vns denn die vmbligende Lender nennen, vnd wir auch wol verdienen. Mich wündert aber, warumb wir nicht auch einmal ſagen, Was ſollen vns Seiden, Wein, Würtze, vnd der frembden auslendiſche Wahre, ſo wir doch ſelbs Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holtz vnd Stein in Teudſchen landen, nicht allein die fülle haben zur narung, ſondern auch die kür vnd wahl zu ehren vnd ſchmuck? Die künſte vnd ſprachen die vns on ſchaden, ja gröſſer ſchmuck, nutz, ehre vnd fromen ſind, beide zur heiligen Schrifft zu verſtehen, vnd weltlich Regiment zu füren, wollen wir verachten, vnd der auslendiſchen Wahre die vns weder not noch nütze ſind, dazu vns ſchinden bis auff den grad, der wöllen wir nicht geraten, heiſſen das nicht billich Teudſche narren vnd beſtien?

Zwar wenn kein anderer nutz an den Sprachen were, ſolt doch vns das billich erfrewen vnd anzünden, das es ſo ein edle feine gabe Gottes iſt, damit vns Teudſchen Gott jtzt ſo reichlich faſt vber alle Lender heimſucht vnd begnadet. Man ſihet nicht viel, das der Teuffel dieſelben hette laſſen durch die Hohen ſchulen vnd Klöſter auffkomen. Ja ſie haben allezeit auffs höheſt da wider getobet, vnd auch noch toben, denn der Teuffel roch den Braten wol, wo die ſprachen erfür kemen, würde ſein Reich ein fach gewinnen, das er nicht künde leicht wider zuſtopffen. Weil er nu nicht hat mügen wehren das ſie erfür kemen, denckt er doch, ſie nu alſo ſchmal zu halten, das ſie von jnen ſelbs wider ſollen vergehen vnd fallen. Es iſt jm nicht ein lieber gaſt damit ins haus komen, Darumb wil er jn auch alſo ſpeiſen, das er nicht lange ſolle bleiben. Dieſen böſen tück des Teuffels, ſehen vnſer gar wenig, lieben Herrn.

DArumb lieben Teudſchen, laſt vns hie die Augen auffthun, GOTT dancken für das edel Kleinod, vnd feſt drob halten, das vns nicht wider entzuckt werde, vnd der Teuffel nicht ſeinen mutwillen büſſe, Denn das können wir nicht leucken, das, wiewol das Euangelium allein durch den heiligen Geiſt iſt komen, vnd teglich kompt, ſo iſts doch durch Mittel oder Sprachen komen, vnd hat auch dadurch zugenomen, mus auch dadurch behalten werden, Denn gleich als da Gott durch die Apoſteln wolt n alle Welt das Euangelium laſſen komen, gab er die Zungen dazu. Vnd hatte auch zuuor durch der Römer regiment, die Griechiſche vnd Latiniſche ſprach ſo weit in alle Land ausgebreitet, auff das ſein Euangelium je bald fern vnd weit frucht brechte. Alſo hat er jtzt auch gehan. Niemandt hat gewuſt, warumb Gott die ſprachen erfür lies kowen, bis das man nu aller erſt ſihet, das es umb des Euan-

gelij willen geſchehen iſt, welchs er hernach hat wollen offenbaren, vnd dadurch des Endechriſts regiment auffdecken vnd zuſtören. Darumb hat er auch Griechenland dem Türcken geben, auff das die Griechen veriagt vnd zuſtrewet, die Griechiſch ſprach ausbrechten, vnd ein anfang würde, auch andere ſprachen mit zu lernen. — — —

DArumb lieben Herrn, laſt euch das werck anligen, das GOTT ſo hoch von euch foddert, das ewer Ampt ſchüldig iſt, das der Jugent ſo not iſt, vnd des weder Welt noch geiſt emperen kan. Wir ſind leider lang gnug im finſternis verfaulet vnd verdorben. Wir ſind allzulange gnug Teudſche beſtien geweſen. Laſſet vns ein mal auch der vernunfft brauchen, das Gott mercke die danckbarkeit ſeiner güter, vnd ander Lande ſehen, das wir auch menſchen vnd Leute ſind, die etwas nützliches entweder von jnen lernen oder ſie leren kündten, damit auch durch vns die welt gebeſſert werde. Ich habe das meine gethan, Ich wolt ja Teudſchem Lande gerne geraten vnd geholffen haben, ob mich gleich etlich darüber werden verachten, vnd ſolchen trewen rat in wind ſchlahen, vnd beſſers wiſſen wöllen, das mus ich geſchehen laſſen. Ich weis wol, das andere kündtens beſſer haben ausgericht, auch weil ſie ſchweigen, richt ichs aus ſo gut als ichs kan. Es iſt je beſſer dazu gered, wie vngeſchickt es auch ſey, denn aller dinge dauon geſchwiegen. Vnd bin der hoffnung, Gott werde je ewer etlich erwecken, das mein trewer rat nicht gar in die aſchen falle, vnd werden anſehen, nicht den der es red, ſondern die ſach ſelbs bewegen, vnd ſich bewegen laſſen. — — —

3. Briefe.

a. Dem furſichtigen Meiſter Lucas Chranach, Maler zu Wittemberg, Meinem lieben Geuattern vnd Freunde.

(1521.)

Jheſus.

(Wittenb. Ausg. Th. IX. Blatt 118.)

MEinen Dienſt Lieber Geuatter Lucas, ich ſegene vnd befehle euch Gott, Ich las mich einthun vnd verbergen, weis ſelb noch nicht wo, vnd wiewol ich lieber hette von den Tyrannen, ſonderlich von des wütenden H. G. zu Sachſen-henden, den Tod erlidden, Mus ich doch guter Leut rat nicht verachten, bis zu ſeiner zeit.

MAn hat ſich meiner zukunfft zu Wormbs nicht verſehen, vnd wie mir das Geleit iſt gehalten, wiſſet jr alle wol aus dem Verbot, das mir entgegen kam. Ich meinet, Kei. Mai. ſolt ein Doctor oder funff zig haben verſamlet, vnd den Münch redlich vberwunden, So iſt nichts mehr hie gehandelt, denn ſo viel, Sind die Bücher dein? Ja. Wiltu ſie widerruffen oder nicht? Nein. So heb dich. O wir blinden Deudſchen, wie kindiſch handeln wir, vnd laſſen vns ſo jemerlich die Romaniſten effen vnd narren.

SAgt meiner Gevattern, ewrem lieben Weib, mein Grus, vnd das ſie ſich dieweil wol gehabe. Es müſſen die Jüden ein ma ſingen,

Jo, Jo, Jo, Der Ostertag wird vns auch komen, so wöllen wir denn singen, Alleluia. Es mus ein klein zeit geschwiegen vnd gelidden sein, Ein wenig so sehet jr mich nicht, vnd aber ein wenig so sehet jr mich, sprach Christus. Ich hoff es sol jtzt auch so gehen, Doch Gottes wille, als der allerbeste, geschehe hierin, wie im Himel vnd Erden, Amen.

GRüsset mir Meister Christian vnd sein Weib. Wollet auch dem Rat meinen grossen Danck sagen für die Fuhre. Ist euch der Licenciat Feldkirch nicht genugsam, mügt jr Er Amsdorff zum Prediger ersuchen, er wirds gerne thun. Ade, hiemit allesampt Gott befohlen, der behüt ewer aller Verstand vnd Glauben in Christo, fur den Römischen Wolffen vnd Trachen, mit jrem Anhang, Amen. Zu Franckfort am Mayn, Sontags Cantate, M,DXXI. D. Martinus Luther.

b. Scherzschrifft Luthers an seine Tischgesellen, von der Dolen vnd Kraen Reichstage, Dahinder doch ein rechter grosser Ernst ist.

(1530.)

(Wittenb. Ausgabe. Th. IX. Blatt 406.)

GNade vnd Friede in Christo, Lieben Herrn vnd Freunde, Ich hab ewer aller Schreiben empfangen, vnd wie es allenthalben zustehet, vernommen, Auf das jr widerumb vernemet, wie es hie zu stehet, füge ich euch zu wissen, Das wir, nemlich, ich, M. Veit, vnd Ciriacus, nicht auff den Reichstag gegen Augsburg zihen, Wir sind aber sonst wol auff einen andern Reichstag komen.

ES ist ein Rubet gleich für vnserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dolen vnd Kraen einen Reichstag hingelegt, Da ist ein solch zu vnd abreiten, ein solch geschrei, tag vnd nacht, one aufhören, als weren sie alle truncken, vol vnd toll, Da geckt Jung vnd Alt durch einander, das mich wundert, wie stimm vnd odem so lang wehren möge. Vnd möcht gerne wissen, ob auch solchs Adels vnd Reisigen zeugs, auch etliche noch bey euch weren, Mich dünckt, sie seien aus aller Welt hieher versamlet.

IGh hab jren Keiser noch nicht gesehen, Aber sonst schweben vnd schwentzen der Adel vnd grossen Hansen jmer für vnsern Augen, nicht fast köstlich gekleidet, Sondern einfeltig in einerley Farbe, alle gleich schwartz, und alle gleich Grawaugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem vnterscheid der Jungen vnd Alten, grossen vnd kleinen. Sie achten auch nicht der grossen Pallast vnd Saal, Denn jr Saal ist gewelbet mit dem schönen weiten Himel. Jr boden ist eitel Feld, getefelt mit hübschen grünen zweigen, So sind die Wende, so weit, als der Welt ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen vnd Harnisch, sie haben gesidderte Reder, damit sie auch den Büchsen empflihen, vnd eim zorn entsitzen können, Es sind grosse mechtige Herrn, was sie aber beschliessen, weis ich noch nicht.

SO viel ich aber von einem Dolmetscher hab vernomen, haben sie für einen gewaltigen zug vnd streit, wider Weitzen, Gersten, Hafern,

Maltz, vnd allerley korn vnd getreidig, Vnd wird mancher Ritter hie werden, vnd groſſe Thaten thun.

Alſo ſitzen wir hie im Reichstag, hören vnd ſehen zu mit groſſer luſt vnd liebe, wie die Fürſten vnd Herrn, ſampt andern Stenden des Reichs, ſo frölich ſingen vnd wolleben. Aber ſonderliche Freude haben wir, wenn wir ſehen, wie ritterlich ſie ſchwentzen, den Schnabel wiſſchen, vnd die Wehr ſtürtzen, das ſie ſingen, vnd eher einlegen, wider Korn vnd Maltz, Wir wündſchen jnen glück vnd heil, das ſie allzumal an einen Zaunſtecken geſpieſſet weren.

Ich halt aber, es ſey nichts anders, denn die Sophiſten, vnd Papiſten mit jrem predigen vnd ſchreiben, die mus ich alle auff ein hauffen alſo für mir haben, auff das ich höre jre liebliche ſtimme vnd predigten, vnd ſehe wie ſehr nützlich Volck es iſt, alles zuuerzeren, was auff Erden iſt, vnd dafür gecken für die lange weil.

Heute haben wir die erſte Nachtigal gehöret, denn ſie hat dem Aprill nicht wöllen trawen. Es iſt bisher eitel köſtlich wetter geweſt, hat noch nie geregnet, one geſtern ein wenig, Bey euch wirds vieleicht anders ſein. Hiemit Gott befohlen, vnd haltet wol Haus. Aus dem Reichstag der Maltztürcken. 28. Aprilis.

Anno 1530. Martinus Luther D.

4. Die geſchicht von bruder Henrico von Sudphen in Diedmar verbrandt.

(Wittenb. Ausgabe. Th. VI. Blatt 387.)

— — — Als ſie jn gen Hemmingſtet brachten, fragten ſie jn, wie er ins Land kommen were, vnd was er da ſuchte? Antwort er jnen freundlich mit der warheit, das ſie auch bewegt wurden vnd rieffen, nur weg mit jm, wo wir lange jn höreten, würden wir mit jm Ketzer werden. Da begeret er, das man jn auff ein Pferd ſetzen wolt, denn er ſeer müde vnd mat war, vnd ſeine Füſſe jm gantz wund waren, denn er in dem kalten vnd eiſe die nacht nackend vnd barfuſs gegangen vnd geführet war, Als ſie das höreten, ſpotteten ſie vnd verlachten jn, vnd ſprachen, ob man dem Ketzer Pferde halten ſol, er müſte doch wol lauffen, ſchlepten jn alſo die nacht bis zu der Heide, Da brachten ſie jn in eins Mans haus, mit namen Valdenes, vnd wolten jm einen ſtock mit eiſern ketten angehengt haben, aber der Hausuater hatte mitleiden, vnd wolt ſolchs nicht leiden, Da er jren mutwillen nicht wolt geſtatten, brachten ſie den guten Heinrich in eins Pfaffen haus mit namen Herr Reimer Hotzecken, ein diener des Officials von Hamburg, ſchloſſen jn in einen Keller, vnd gaben jn den vollen Bawern zu verwaren, die jn fort an die gantze nacht verſpotteten vnd verhöneten, Vnter andern kam zu jm Herr Simon, Pfarherr von Altenworden, vnd Herr Chriſtian Pfarherr von der Newenkirchen, beide faſt vngelerte verfolger des Wort Gottes, frageten jn, aus was vrſach er das heilige Kleid abgelegt hette, welchen er freundlich aus der Schrifft antwortet, aber ſie verſtundens nicht, was er ſaget.

KAm auch zu jm M. Günter, fraget jn, ob er wolt lieber an den Bischoff von Bremen geschickt sein, oder lieber in Diedmar seinen lhon empfangen? Antwort Henricus, Hab ich was vnchristliches geleret oder gehandelt, künden sie mich wol drumb straffen, der wille Gottes geschehe. Antwort M. Günter, Hört lieben freunde, er wil in Diedmar sterben. Aber das volck in gemeine warteten die gantze nacht jres saufens. Des Morgens vmb viij. giengen sie auff dem marckt zu rate, was jnen zu thun stünde. Da rieffen die vollen Bawern, jmer verbrend, zum fewer zu, so werden wir heute von Gott vnd von den Leuten ehre gewinnen; Denn je lenger wir jn leben lassen, je mehr er mit seiner ketzerey verkert, was hilfft viel langes bedencken, er mus doch sterben. Also ward der gute Heinrich vnuerhöret zum Fewr verdampt.

DArnach ward ausgeruffen, alle die jn hetten helffen fangen, solten mit jrer wehre mit zum fewr hinaus ziehen, Da waren auch die grawen Münch oder Barfusser, sterckten die armen Leute vnd sprachen, Itztund gehet jr der sachen recht nach, vnd hetzten das arme elende truncken volck. Da namen sie jn vnd bunden jn mit hals, füsse vnd henden, fürten jn mit grossem geschrey zu dem fewer. Als dis geschah, stund eine Fraw in jrer haus thür, vnd sahe dieses elend vnd jamer, vnd begund bitterlich zu weinen, sagt der gute Henrich zu jr, liebe Fraw, weinet nicht vber mich.

ALs er an die stad kam, da das fewer bereit war, sass er nider für grosser schwachheit. Da kam der Vogt, Schöffer Maes durch gelt dazu erkaufft, als man glaublich saget, verdampt den guten Bruder Heinrich mit diesem sententz oder vrtheil zum fewer, Dieser Bösewicht hat geprediget wider die Mutter Gottes vnd wider den Christen glauben, aus welcher vrsach ich jn verurteile, von wegen meines gnedigen Herrn Bischouen von Bremen, zum fewr. Antwort der gute Bruder Heinrich, das hab ich nicht gethan, doch HERR dein wille geschehe, warff auff seine augen in den Himel, vnd sprach, HERR, vergeb jnen, denn sie wissen nicht was sie thun, dein Name ist allein heilig himlischer Vater.

DA gieng hinzu eine gute Christliche Frawe, Claus Jungen fraw mit weibs namen, ein schwester Peter Nonnen, wonhafftig zu Meldorff, für das Fewr, vnd erbot sich, man solt sie zur staupen schlagen, auff das jr zorn gebüsset würde, dazu wolt sie tausent gülden geben, man solt den Mann nur wider einsetzen, bis auff den neheften montag, das er von dem gantzen Lande verhöret würde, vnd denn verbrand.

DA sie das höreten, wurden sie rasend vnd vnsinnig, vnd schlugen die Frawen zu der erden, tratten sie mit füssen, schlugen mit aller gewalt den guten Martyr Christi, Einer schlug jn mit einem Stosdegen in den Hirnschedel, Aber Johan Halm von der Newenkirchen schlug jn mit einem Fausthamer, Die andern stachen jn in seine seiten, in den rücken, in die armen, wo sie jn nur erreichen kundten, vnd nicht ein mal, sondern als offt er begunt zu reden.

DA ermanet vnd hertzet das Volck M. Günter, vnd rieff sie an vnd sprach, frey zu lieben gesellen, hie wonet Gott bey. Darnach brachte der selbige M. Günter einen vngelerten grawen Münch zu jm,

das er beichten ſolt, Sprach aber zu jm der merterer Chriſti, bruder, hab ich dir auch je was zu leide gethan oder je erzürnet? Antwort der Münch, nein, Sprach zu jm der gute bruder Heinrich, was ſol ich dir denn beichten, das du mir vergeben ſolteſt? Da ſchempte ſich der graw Münch, vnd trat zurück.

DAs Fewer aber wolt nicht brennen, wie offt ſie es anzündeten, Nichts weniger vbeten ſie jren muthwillen an jm, vnd ſchlugen jn mit Hellbarten vnd Spieſſen. Das verzog ſich wol zwo ſtunden lang, in welcher zeit er in ſeinem Hembd nackend für den Bawern ſtund, mit auffgehaben augen in den Himel. Zuletzt, kriegten ſie eine groſſe Leiter, auff welche ſie jn faſt hart bunden, auff das ſie jn in das fewer würffen. Da hub der gute Martyr Chriſti an ſeinen glauben zu ſprechen, Schlug aber einer her mit ſeiner fauſt in ſein Maul, vnd ſprach zu jm, er ſolt erſt brennen, darnach möcht er leſen was er wolt, Da trat einer mit eim fuſs auff ſeine bruſt, vnd band jn alſo hart an einen ſprüſſen an ſeinen hals, das jm Maul vnd Naſen blute, auff das er erſticken ſolt, denn er ſahe, das er von ſo viel wunden nicht ſterben künde.

DArnach richten ſie jn auff mit der Leiter, Da ſetzt einer die Helbarten an die Leitern. dieſelbige helffen auffzurichten, denn das Land keinen Scharffrichter hat, Da gleit die Helbart von der Leiter ab, vnd durchſtach den heiligen Merterer mitten durch, Warfen alſo den guten Man mit der Leitern auff das Holtz, Aber die Leiter ſprang zu der ſeiten ab, Da lieff zu Johan Holm, vnd nam den Fauſthamer, vnd ſchlug jn auff ſeine bruſt, alſo lang, das er ſtarb, das er ſich darnach nicht regete, Brieten jn alſo auff den Kolen, denn das holtz wolt nicht brennen.

Das iſt kürtzlich die ware Hiſtorien von dem leiden des heiligen Merterers Henrici von Sudphen.

5. Predigten. *)

a. Von der Todten Auferſtehung.

(1544.)

(Altenburger Ausgabe von Luthers Werken. Fol. 1662. Th. 8. S. 390.)

NIcht iſt alles Fleiſch einerley Fleiſch, ſondern ein ander Fleiſch iſt der Menſchen, ein ander des Viehes, ein anders der Fiſche. ein anders der Vögel. Und es ſind himmliſche Cörper, und irdiſche Cörper, aber ein ander Herrlichkeit haben die Himmliſchen, und ein ander die irrdiſchen. Ein ander Klarheit hat die Sonne, ein ander Klarheit hat

*) Vier Predigten, Von der Todten Aufferſtehung, und letzten Poſaunen Gottes, aus dem 15. Capitel der 1. Epiſtel S. Pauli an die Corinther: Geprediget durch den theuren Mann Gottes, Doctor Mart. Luther, zu Wittenberg, Anno MDXLIIII. und XLV.

Vor nie in Druck ausgangen, und jetzt neulich aus M. Georgen Rörers geſchriebenen Büchern zuſammen bracht, durch M. Andream Poach, Pfarrherrn zun Auguſtinern in Erffurdt.

der Mond, ein ander Klarheit haben die Sterne, denn ein Stern übertrifft den andern nach der Klarheit. Alſo auch die Aufferſtehung der Todten. Es wird geſeet verweßlich, und wird aufferſtehen unverweßlich. Es wird geſeet in Unehr, und wird aufferſtehen in Herrlichkeit. Es wird geſeet in Schwachheit, und wird aufferſtehen in Krafft. Es wird geſeet ein natürlicher Leib, und wird aufferſtehen ein geiſtlicher Leib.

SAnct Paulus, wie euer Liebe heut acht Tage gehört hat, weiſet uns mit ſeiner Predigt, die er in dieſer Epiſtel an die Corinther thut, von dem Artikel der Aufferſtehung, ins Feld, und in Garten, auff daß wir ſehen ſollen, wie es da zugehet mit dem Saamen, und unſern Glauben von der Todten Aufferſtehung, ſtärken lernen, mit dem Werk, ſo GOTT durch ſeine Allmächtigkeit täglich übet an den Creaturen. Damit begegnet er auch denen, die da über dieſen Artikel, ſcharf fragen, aus der Vernunfft, wie es zu gehen werde in der Aufferſtehung? Mit welcherley Leibe die Todten kommen werden? Wie ſollte es zu gehen, ſpricht er, ſiehe auff den Acker, und in Garten, wie es da zu gehet, und lerne daſelbſt Gottes Allmächtigkeit und Krafft, ſo er beweiſet an den Creaturen, welche er auch aus dem Todte herfür bringt, und lebendig macht.

Ein Bauer gehet daher auff dem Acker, hat ſein Tuch am Halſe, darinen trägt er Weitzen, Rocken, Gerſte etc. Und greifft getroſt mit der Hand in den Saamen, wirfft umb ſich, und beſeet den Acker, hinder ihm her folgt ein Knabe, der führet die Ege, und ſcharret den Saamen, der geſeet iſt, zu, daß er mit der Erde wol bedeckt werde. Solchem Saamen wollen wir entgegen ſetzen, einen groben Tölpel, und unverſtändigen Narren, der doch trefflich klug ſeyn wil, und wol GOTT im Himmel reformiren und meiſtern darff, wie man von dem Fuhrmann Hans Pfriemen ſaget, daß er im Paradies alles hab wollen überklügeln und meiſtern. Derſelb Hans Pfriem ſiehet den Bauer mit dem Tuch, und den Knaben mit der Ege, fehet an, und ſpricht: Lieber Mann, was macheſt du da? Biſt du auch klug? Du wirfſt das gute Getreide in die Erden, haſt du nicht da heim Kinder, Geſinde, und Viehe, die es eſſen können? Warum verderbeſt du denn das gute Korn ſo ſchändlich, und wirfſt es in die Erden? Und haſt dazu daran nicht genüge, ſondern ein ander folget dir nach, der zutritt und zutemmet alles mit den Pferden, und ſcharret alles zu mit der Egen, Was gehet dich an, daß du das feine Getreide ſo jämmerlich umb bringeſt, daß es niemand zu Nutze kömmt?

Ware der Bauer ungedultig und kurz angebunden, Wie man ſolcher viel findet, die da heiß ſeyn für der Stirn, und nichts leiden könen, So ſolt er wol aufffahren, und meinen Hans Pfriemen gröblich abweiſen, und ſagen, Was haſt du Narr mit mir zu ſchaffen, gehe du deines Weges, laß mich zufrieden, ſolt auch wol einen Erdenkloß nehmen, und ſolchen Meiſterklügel damit grüſſen, daß er auf dem Rücken lege, und die Augen verkehrete, wie ein Ochſe, den man jetzt ſchlagen wil. Aber ein Vernünftiger Bauer thut das nicht, ſondern ſpricht: Lieber, ſchweig ſtille, du verſteheſt jetzt nicht, was ich mache, komm

aber über ein halb Jahr, oder viertel Jahr wieder, so will ich dir alsdann zeigen, was ich jetzt gemacht hab. Denn auff die Zeit, wird ein jegliches Korn, so ich jetzt in die Erden werffe, und see, einen Halm, mit einer dicken, vollen Ehern bringen, alsdann werde ich für den Saamen, so jetzt in die Erden geworffen, und zugescharret wird, zehenfältig, ja wol zwantzig, dreissigfältig wieder nehmen. Und dazu wird mir durch Gottes Werk dienen die liebe Sonne, und der Regen, daß das Korn auff dem Acker auffgehe, grüne, und wachse.

Dawider setzt sich Hans Pfriem, und spricht: Ey, das ist nichts, daß du fürgiebst: Ich sehe weder Halm, noch Ehern, sondern sehe, daß du das schöne Korn in den Dreck wirffest, und es zuscharrest, wie solt daraus etwas werden? Sey du zufrieden, spricht der Bauer, also will ichs haben, daß das Korn in die Erden geworffen, und zugescharret werde, nicht daß es in der Erde verderbe und umkomme, sondern daß sichs bewurzle, und Frucht bringe, darumb bitte ich auch Gott, wenn das Korn geseet ist, daß er Regen, Sonne, und Wetter gebe, daß es zuerst in der Erden weich werde, und verwese, darnach wenn sichs nun bewurzelt hat, aus der Erden wieder herfür breche, wachse, und Frucht trage.

Solcher Hans Pfriem, und grober Narr, spricht Sanct Paulus, bist du auch, wenn du frageſt, wie werden die Todten aufferstehen? Denn wie es zugehet mit dem Saamen, also gehet es auch zu mit unserm Leibe, der wird auch in die Erden geseet, denn obschon die Menschen auff mancherley Weise umbkommen, etliche ersauffen in Wasser, und werden von den Fischen gefressen, etliche kommen an den Galgen, und werden gefressen von den Raben, etliche werden mit Feuer verbrandt, etc. So fassets doch Sankt Paulus alles zusammen, und heißt solchs alles, das Korn in die Erden werffen, und zuscharren, daß es seine Gestalt verliere. Kannst du nun, spricht er, solchen Glauben haben auff dem Acker, daß, wenn das Korn vor dem Winter geseet, und mit der Ege zugescharret ist, über ein halb Jahr hernach, schön, jung, köstlich Korn da stehen werde. Solchs lernest du aus der Erfahrung, und lieſest es in deinem Buch, und in deiner Bibel, nemlich, wenn GOTT deine Arbeit segnet, Sonn, Regen und Wetter gibt, daß der Saamen, den du geseet hast, unverdorben sey, und zu seiner Zeit werde wieder lebendig werden, und Frucht bringen. Warumb gläubest du denn nicht auch dieser Biebel, daß GOTT in seinem Worte dir verkündiget, und zusaget, daß unser Leib, wenn er in die Erden gescharret, und begraben wird, aus der Erden werde aufferstehen, und wieder lebendig werden?

Unser HERR GOTT ist ein guter Ackermann, der trägt uns alle in seinem Tuch, das ist, in seinem Gesetz, weil wir alle Sünder seyn, und Uebertreter seiner Gebot, so müssen wir auch alle sterben, ob wir schon nicht alle auff einerley Weise sterben, sondern einer stirbt auff dem Bett, am Fieber, an der Pestilenz, etc. Der ander stirbt im Kriege in der Feldschlacht, so nimmt uns doch der Todt alle dahin, daß es alles heißt, GOTT greifft in sein Tuch, streuet umb sich, wie der Seemann,

und ſeet uns dahin in die Erde. Wie du nun auff dem Acker gläubeſt, daß aus dem Korn, ſo in die Erde geſeet wird, etwas werde, alſo ſolt du auch hie unſerm HERRN Gott gläuben, daß aus dem verſtorbenen Leibe, ſo in die Erde geſcharret wird, etwas werde. Denn unſer HERR GOTT ſcharret unſern Leib, eben ſo wenig, der Meinung, in die Erden, daß er in der Erden bleibe, und ewig verweſe, als wenig der Bauer das Korn der Meinung in die Erden wirfft, daß es da zunicht werde, und verderbe, ja, es iſt viel weniger GOTTes Meinung, daß unſer Leib ewig in der Erden bleibe, denn des Bauers mit dem Korn. Gleich wie das Korn der Meinung geſeet und zu geſcharret wird, daß es ſeine Geſtalt verliere, daß man es nicht mehr kenne, daß man weder Korn noch eines Kerns Geſtalt da ſehe, und dafür ein ſchöner Halm auffwachſe, der Frucht bringe. Alſo wird auch unſer Leib der Meinung in die Erden begraben, daß er ſeine Geſtalt verliere, daß man weder menſchlichen Leib, noch Leibes Geſtalt ſehe, und dafür ein ſchöner, klarer lieblicher und luſtiger Leib aufferſtehe, in ein ander Weſen und Leben.

Aber wir ſind kluge Hans Pfriemen, auff gut Deutſch, grobe unverſtändige Narren, laſſen uns immer predigen, und hören täglich, daß Gott unſer Ackermann ſey, der uns nicht allein in die Erde ſeet, ſondern auch ſpricht, er wolle zur rechten Zeit Regen und Sonn, Fruchte und Safft, Gedeyen und Segen geben, reichlich und überſchwenglich, auff daß ſein Korn grüne und wachſe, wie er denn auch treulich thut. Die Predigt des Evangelii, und die heilige Sakrament, die Tauffe, und des HERRN Chriſti Abendmahl, ſind der Regen, den läßt unſer HERR GOTT fallen auff ſeine Saat, und macht ſie dadurch feucht. Der heilige Geiſt iſt die Sonn, durch welchen er ſein Korn lebendig macht und endlich von den Todten aufferwecken wird. Aber wir gehen dahin, ſchlachen es in Wind, bleiben grob und unverſtändig, wollen doch trefflich klug ſeyn, und ſind rechte Hanſe Pfriemen, die Gott thüren übermeiſtern.

Darumb antwortet hie Sanct Paulus, denen die da fragen, wie die Todten werden aufferſtehen, und ſpricht: Du biſt ein Narr, und bleibſt ein Narr. Dein eigen Acker, und dein Glaub und Wiſſenſchaft auff deinem Acker, gibt dir das Zeugniß, daß du ein Narr in der Haut biſt. Du gläubeſt, daß dein Korn, ſo du auff deinen Acker ſeeſt, zu ſeiner Zeit, herfür wachſen, einen Halm gewinnen, ſchön blühen, und viel Frucht bringen werden, und kannſt nicht gläuben, daß Gottes Korn, ſo er auff ſeinen Acker ſeet, am jüngſten Tage wieder herfür kommen werde und lebendig werden. Dir, und deinem Ackerwerk, kannſt du gläuben, aber Gott und ſeinem Ackerwerk kannſt du, und wilt du nicht gläuben, biſt du nicht ein grober Narr?
Gottes Ackerwerk ſollte dir ja viel gewiſſer ſeyn denn dein Ackerwerk ſintemal GOtt ein ander Ackermann iſt, denn du biſt.

Solch Gleichniß vom Acker und Saamen gibt er hie, als wolt er ſagen: Du Narr, gehe hin zum Ackermann, derſelb hat eine feine Bibel über den Artickel, von der Todten Aufferſtehung, darinnen ſolt du ſtudieren, und verſtehen lernen, was du im Kinderglauben beteſt, da du

aber über ein halb Jahr, oder viertel Jahr wieder, so will ich dir alsdann zeigen, was ich jetzt gemacht hab. Denn auff die Zeit, wird ein jegliches Korn, so ich jetzt in die Erden werffe, und see, einen Halm, mit einer dicken, vollen Ehern bringen, alsdann werde ich für den Saamen, so jetzt in die Erden geworffen, und zugescharret wird, zehenfältig, ja wol zwantzig, dreissigfältig wieder nehmen. Und dazu wird mir durch Gottes Werk dienen die liebe Sonne, und der Regen, daß das Korn auff dem Acker auffgehe, grüne, und wachse.

Dawider setzt sich Hans Pfriem, und spricht: Ey, das ist nichts, daß du fürgiebst: Ich sehe weder Halm, noch Ehern, sondern sehe, daß du das schöne Korn in den Dreck wirffest, und es zuscharrest, wie solt daraus etwas werden? Sey du zufrieden, spricht der Bauer, also will ichs haben, daß das Korn in die Erden geworffen, und zugescharret werde, nicht daß es in der Erde verderbe und umkomme, sondern daß sichs bewurzle, und Frucht bringe, darumb bitte ich auch Gott, wenn das Korn geseet ist, daß er Regen, Sonne, und Wetter gebe, daß es zuerst in der Erden weich werde, und verwese, darnach wenn sichs nun bewurzelt hat, aus der Erden wieder herfür breche, wachse, und Frucht trage.

Solcher Hans Pfriem, und grober Narr, spricht Sanct Paulus, bist du auch, wenn du frageſt, wie werden die Todten aufferstehen? Denn wie es zugehet mit dem Saamen, also gehet es auch zu mit unserm Leibe, der wird auch in die Erden geseet, denn obschon die Menschen auff mancherley Weise umbkommen, etliche ersauffen in Wasser, und werden von den Fischen gefressen, etliche kommen an den Galgen, und werden gefressen von den Raben, etliche werden mit Feuer verbrandt, etc. So fassets doch Sankt Paulus alles zusammen, und heißt solchs alles, das Korn in die Erden werffen, und zuscharren, daß es seine Gestalt verliere. Kannst du nun, spricht er, solchen Glauben haben auff dem Acker, daß, wenn das Korn vor dem Winter geseet, und mit der Ege zugescharret ist, über ein halb Jahr hernach, schön, jung, köstlich Korn da stehen werde. Solchs lernest du aus der Erfahrung, und lieſest es in deinem Buch, und in deiner Bibel, nemlich, wenn GOTT deine Arbeit segnet, Sonn, Regen und Wetter gibt, daß der Saamen, den du geseet hast, unverdorben sey, und zu seiner Zeit werde wieder lebendig werden, und Frucht bringen. Warumb gläubest du denn nicht auch dieser Biebel, daß GOTT in seinem Worte dir verkündiget, und zusaget, daß unser Leib, wenn er in die Erden gescharret, und begraben wird, aus der Erden werde aufferstehen, und wieder lebendig werden?

Unser HERR GOTT ist ein guter Ackermann, der trägt uns alle in seinem Tuch, das ist, in seinem Gesetz, weil wir alle Sünder seyn, und Uebertreter seiner Gebot, so müssen wir auch alle sterben, ob wir schon nicht alle auff einerley Weise sterben, sondern einer stirbt auff dem Bett, am Fieber, an der Pestilenz, etc. Der ander stirbt im Kriege in der Feldschlacht, so nimmt uns doch der Todt alle dahin, daß es alles heißt, GOTT greifft in sein Tuch, streuet umb sich, wie der Seemann,

und ſeet uns dahin in die Erde. Wie du nun auff dem Acker gläubeſt, daß aus dem Korn, ſo in die Erde geſeet wird, etwas werde, alſo ſolt du auch hie unſerm HERR Gott gläuben, daß aus dem verſtorbenen Leibe, ſo in die Erde geſcharret wird, etwas werde. Denn unſer HERR GOTT ſcharret unſern Leib, eben ſo wenig, der Meinung, in die Erden, daß er in der Erden bleibe, und ewig verweſe, als wenig der Bauer das Korn der Meinung in die Erden wirfft, daß es da zunicht werde, und verderbe, ja, es iſt viel weniger GOTTes Meinung, daß unſer Leib ewig in der Erden bleibe, denn des Bauers mit dem Korn. Gleich wie das Korn der Meinung geſeet und zu geſcharret wird, daß es ſeine Geſtalt verliere, daß man es nicht mehr kenne, daß man weder Korn noch eines Kerns Geſtalt da ſehe, und dafür ein ſchöner Halm auffwachſe, der Frucht bringe. Alſo wird auch unſer Leib der Meinung in die Erden begraben, daß er ſeine Geſtalt verliere, daß man weder menſchlichen Leib, noch Leibes Geſtalt ſehe, und dafür ein ſchöner, klarer lieblicher und luſtiger Leib aufferſtehe, in ein ander Weſen und Leben.

Aber wir ſind kluge Hans Pfriemen, auff gut Deutſch, grobe unverſtändige Narren, laſſen uns immer predigen, und hören täglich, daß Gott unſer Ackermann ſey, der uns nicht allein in die Erde ſeet, ſondern auch ſpricht, er wolle zur rechten Zeit Regen und Sonn, Fruchte und Safft, Gedeyen und Segen geben, reichlich und überſchwenglich, auff daß ſein Korn grüne und wachſe, wie er denn auch treulich thut. Die Predigt des Evangelii, und die heilige Sakrament, die Tauffe, und des HERRN Chriſti Abendmahl, ſind der Regen, den läßt unſer HERR GOTT fallen auff ſeine Saat, und macht ſie dadurch feucht. Der heilige Geiſt iſt die Sonn, durch welchen er ſein Korn lebendig macht und endlich von den Todten aufferwecken wird. Aber wir gehen dahin, ſchlachen es in Wind, bleiben grob und unverſtändig, wollen doch trefflich klug ſeyn, und ſind rechte Hanſe Pfriemen, die Gott thüren übermeiſtern.

Darumb antwortet hie Sanct Paulus, denen die da fragen, wie die Todten werden aufferſtehen, und ſpricht: Du biſt ein Narr, und bleibſt ein Narr. Dein eigen Acker, und dein Glaub und Wiſſenſchaft auff deinem Acker, gibt dir das Zeugniß, daß du ein Narr in der Haut biſt. Du gläubeſt, daß dein Korn, ſo du auff deinen Acker ſeeſt, zu ſeiner Zeit, herfür wachſen, einen Halm gewinnen, ſchön blühen, und viel Frucht bringen werden, und kannſt nicht gläuben, daß Gottes Korn, ſo er auff ſeinen Acker ſeet, am jüngſten Tage wieder herfür kommen werde und lebendig werden. Dir, und deinem Ackerwerk, kannſt du gläuben, aber Gott und ſeinem Ackerwerk kannſt du, und wilt du nicht gläuben, biſt du nicht ein grober Narr?

Gottes Ackerwerk ſollte dir ja viel gewiſſer ſeyn denn dein Ackerwerk ſintemal GOtt ein ander Ackermann iſt, denn du biſt.

Solch Gleichniß vom Acker und Saamen gibt er hie, als wolt er ſagen: Du Narr, gehe hin zum Ackermann, derſelb hat eine feine Bibel über den Artickel, von der Todten Aufferſtehung, darinnen ſolt du ſtudieren, und verſtehen lernen, was du im Kinderglauben beteſt, da du

sprichst: Ich gläube eine Aufferstehung des Fleisches. Denn derselb Artickel stehet auff dem Felde und im Garten geschrieben und abgemahlet für deinen Augen, und kann dich dein Feld und dein Acker, den du beseet hast, lehren, was du halten solt von der Todten Aufferstehung. Wenn der Sommer angehet, so scheust das Korn herfür aus der Erden, und wenn es Sonn, Regen, und Wetter hat, so grünet es, wächset, schosset, blühet, und stehet lustig, und ist an ihm zu sehen keine Verwesung, kein Todt, wie zuvor im Winter, Sondern ritel lustig Gestalt und Leben.

Das ist eine starke Predigt von der Aufferstehung. Denn gleich wie das Korn in den Acker geseet wird, und in der Erde seine Gestalt verleuret, und verweset, aber aus der Erden wieder heraus scheust und für unsern Augen gleich vom Todte wieder aufferstehet sehr lustig und fein. Also werden wir auch in die Erde geseet und bescharret wie das Korn. Aber es ist umb einen Winter zu thun, daß wir in der Erden liegen und verfaulen, wenn unser Sommer angehet, am jüngsten Tage wird unser Korn herfür brechen, daß wir sehen werden nicht allein ein grün Gräßlein, urd aufgerichten Halm, sondern auch eine starke dicke Ehren, und werde reiche Bauern, das ist, ewig seelig werden, dazu bereitet uns der Regen, die Sonne, und der Wind, das ist das Wort, die Sakrament, und der heilige Geist.

Mit solchem großen Ernst nennet er uns Narren. Denn gleich wie der kluge Hans Pfriem den Seemann für einen thörichten, unsinnigen Bauern hielt, darumb daß er das Korn in die Erden wirfft, und doch selbst ein grober Hans Worst, und unverständiger, thörichter Narr ist. Also sind die auch grobe Hans Worste, so da fragen, wie werden die Todten aufferstehen? Mit welcherley Leibe werden sie kommen? Werden sie auch essen und trinken? Du Narr, das du seest wird nicht lebendig, es sterbe denn zuvor. Das Korn muß zuerst verwesen, und seine Gestalt verlieren, soll es lebendig werden, und Frucht bringen, denn sein verwesen dient dazu, daß es eine andere schönere Gestalt kriege. Also muß unser Leib, wie er jetzt lebet, auch seine Gestalt verlieren, und eine neue Gestalt anziehen, soll er gen Himmel kommen, und ewig leben, wo der Leib nicht in der Erden vewesete, so würde nimmer mehr ein neuer lebendiger Leib drauß, das Leben muß kommen aus dem Tode.

Und zwar nicht allein an dem Korn, sondern auch an andern Creaturen zu sehen ist, wie das Leben aus dem Todte kömmt, durch Gottes Geschöpff und Allmächtigkeit. Gehe hin zum Kirschbaum, greiff sein Reißlein an umb Weihnachten, so findest du an dem ganzen Baum kein grün Blättlein, kein Safft noch Leben, sondern findest einen dürren, kahlen Baum, der eitel todt Holtz hat. Kömmst du aber nach Ostern wieder, so beginnet der Kirschbaum wieder lebendig zu werden, das Holtz ist safftig, und die Reißlein gewinnen Auglein und Knötlein, näher Pfingsten werden aus den Auglein Sträuchlein, die selben thun sich auff, und aus den Sträuchlein kommen weisse Blümlein, wenn sich das Blümlein auffthut, so siehest du ein Stielchen, aus dem Stielchen

kömmt ein Kern, welcher härter ist den der Baum, inwendig in den harten Kern, wächset ein ander Kern, nicht so hart, wie der erste Kern, sondern etwas weicher, daß sie zu essen dienet, gleich wie das Mark im Bein wächset. Auswendig umb die harte Kern, rings herumb, wächset die Kirsch mit einer Haut überzogen, wie das Fleisch umb das Bein wächset, und mit der Haut umbgeben ist, und wächset die Kirsch so fein lustig rund, daß sie kein Drechsler so rund machen kann.

Wie geht das zu? Daß durch das Reißlein, welches umb Weihnachten dürr und todt ist, wie Besen Reiß, wächst ein Knötlein, und aus dem Knötlein kömmt ein weis Blümlein, aus dem Blümlein kömmt ein Stielichen, und durch das Stielichen wächset ein Kern, das bringt inwendig wieder ein Kern, und auswendig ein Kirsch, das Stielichen ist erstlich ein klein Spitzlein im Blümlein, also daß man kaum mit einer Nadelspitz hindurch stechen könnte, dennoch wächset herdurch ein Kern, dieselb hat sein Mark, Fleisch, Blut und Haut. Ist das nicht ein wunderbar Geschöpff Gottes? Keine Creatur kann solch Geschöpff also machen, kein Mensch, kein König, wie mächtig auch er sey, kein Doctor, wie gelehrt, weise und klug er sey, kann ein einiges Kirschlein schaffen. Und wenn wirs nicht jährlich für unsern Augen sehen, so gläuben wir es nicht, daß aus einem dürren Reißlein solche schöne, liebliche Frucht, so wunderbarlich wachsen sollt.

Woher kömmt nun der Kirschbaum? Kömpt er nicht aus einer dürren, todten Kern? Wenn die Vogel die Kirschen abfressen auff dem Baum, und die Kerwen stehen bleiben auff dem Stielichen, so werden sie welk und dürre, fallen herab unter den Baum, oder werden auch sonst in dem Garten gestreuet, da geht man über hin mit Füssen, und achtet's nicht, über ein Jahr scheußt aus der Kern ein Bäumlein, dasselb wird von Jahr zu Jahr größer, daß es über 10. 20 Jahr ein grosser Baum ist und für ein Kern, daraus er gewachsen ist, viel tausend Kirschen trägt. Sprichst du um Ostern, Ho, wie solt aus dem Aeuglein ein Kirsch, und aus der Kern ein Baum werden? Du Narr, hast du es zuvor nie gesehen? Laß Margarethen Tag kommen, so will ich dir die Kirschen zeigen, welche aus den Auglein gewachsen sind. Und sehe über ein Jahr, zwey, fünf, zehn darnach, ob nicht ein großer Baum stehen werde, da jetzt ein klein Kern liegt.

Darumb lieber Hans Pfriem, thue die Augen auff, siehe den Kirschbaum an, derselb wird dir predigen von der Todten Aufferstehung, und dich lehren, wie das Leben aus dem Tode kömmt. Wenn der Kirschbaum reden kündt, so würde er zu dir sagen, lieber, siehe doch mich an zu Winter Zeit, wie dürr, wie kahl, wie unfruchtbar, wie gar todt ich bin, da findest du an mir weder Laub, noch Frucht, weder Safft noch Leben, aber komm wieder nach Ostern, so hab ich Safft und Leben, bin weiß von Blüth, grün von Blättern, komm umb Margaretha wieder, so hab ich reife Kirschen, und ist mir alle Welt hold, wer mich ansiehet, verwundert sich über mich, und spricht: Sihe dort, wie voll hänget der Kirschbaum, wie ein Wunder Creatur Gottes ist das? — — —

Wohlan, laß gehen, es gehet recht, wie es gehen soll. Gott sey Lob und Dank, daß wir die Zeit erlebet haben. Denn weil unsere höchsten Häupter des Christlichen Glaubens, wie sich der Bapst mit den seinen nennet, in der hohenprieſter und Saduceer Fußtapffen getreten sind, und weder Aufferstehung, noch Engel, noch Geist, noch GOtt, das ist, gar nichts gläube, so wird, ob Gott wil, der jüngste Tag nicht ferne seyn. Den gleichwie Christus in seiner ersten Zukunfft kommen ist zur Zeit der jüdischen Saduceer, also wird er in seiner andern Zukunfft kommen, zur Zeit der Christlichen, ich hätte schier gesagt, unchristlichen Saduceer, sie gläuben so viel als eine kuhe und Schwein gläubet, und wollen doch der Kirchen Häupter, und des Glaubens Meister seyn, und verdammen unser Evangelium, und thun uns in den Bann.

Laß sie machen, Finsterniß hat sie umbgeben, doch scheinet das Liecht in dem tunkeln Ort, selig ist, der darauff achtet. Der Tag wird bald anbrechen, und der Morgenstern auffgehen, die heilige Schrifft leuchtet herfür, ich hoffe wir wollen den lieben HERRN auch schier einmal sehen kommen in den Wolken des Himmels, daß er seine Stimme hören lasse, auff, auff, die ihr unter der Erden liegt, kommt herfür, stehet auff von den Todten, unser lieber GOTT gebe, daß ichs noch erleben möge, Amen.

b. Von der letzten Posaunen Gottes.

(S. 403.)

Das ist nun unsers HERRN GOttes Pauken, oder wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels und Posaune Gottes. Denn wenn GOTT donnert, so lautets schier wie ein Pauken, Pummerle pum, und die Donnerschläge scherzen nicht. Sanct Paulus nennet es die Stimme des Erzengels, den Gott in seiner Majestät redet durch den Donner, daß die gantze Erde bebet, und alle Welt erschrickt, und bald todt ist. Wenn nun solche Stimme und letzte Posaune Gottes erschallen wird, da werden Sonn, Mond, und alle Creaturen zuschreyen, schlag todt, lieber HERR GOTT, schlag todt da sind die Gottlosen, die dich nicht kennen, und die falschen Christen, die nicht sind gehorsam gewesen dem Evangelio Christi, die haben allesampt deinen Namen gelästert, deine heiligen auf Erden verfolget und getödtet, schlag todt, es ist hohe Zeit, mache des Weesens ein Ende.

Das wird seyn das Feldgeschrey, und die Taratantara Gottes, daß der gantze Himmel, und alle Lufft wird gehen, kir, kir Pummerle Pum. Denn es wird ein greulich, unerhört Wetter seyn, desgleichen nicht gewesen ist von Anbeginn der Welt, und alle Creaturen werden sich dermaßen stellen, daß das Ende da sey. Als dann wird die letzte Posaune Gottes kommen, das ist, der letzte Donnerschlag, welcher Himmel und Erden, und alles was darinnen ist, plötzlich in einen Haufen schlagen wird. Da werden wir auch verwandelt, das ist, aus diesem sterblichen Wesen, in ein unsterblich Wesen verändert werden, wenn Himmel und Erden zergehen werden, solchs alles wird geschehen

plötzlich, und in einem Augenblick, und das wird die letzte Posaune, das ist, der letzte Donnerschlag thun, denn es wird ein rechter Ausbund seyn von Donnerschlägen, wird gut, groß, kräftig und Allmächtig seyn, und ganz durchdringen, und wohl treffen.

Die Donnerschläge, so jetzt geschehen, sind nur ein Vortrab und Vorspiel jenes letzten Donnerschlags, aber jener, der letzte Donnerschlag, wird die rechte Posaune Gottes seyn, welche es mit der ganzen Welt ausmachen wird. Wir sehen offt, daß ein Donnerschlag eine große, zwey, drey kläfferige Eichen in einem Augenblick mitten entzwey schmeisset, offt auch in kleine Stücklein zumalmet, welches vier Zimmermänner in einem gantzen Tage nicht vermöchten. So nun ein Donnerschlag, zu dieser Zeit, welche nur ein Vordrab und Vorspiel ist jenes letzten Donnerschlags, solchs vermag, was solls denn nicht vermögen der letzte Donnerschlag, welcher groß und Allmächtig, und daraus gar seyn wird? GOtt wird alsdenn reden in seiner Majestät und Herrlichkeit, nicht wie Christus am Kreutz redet, da er spricht: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun, welche Stimme Gottes Zorn stillet, und die Welt noch heutiges Tags erhält, sondern wird reden in seiner Göttlichen Majestät, und unleidlichen Sprache, mit Donner und Blitz Pummerle pum, kir, kir, schlag todt, dazu denn alle Creaturen schreyen werde. Amen und Ja.

Denn es wird der rechte Krieg, und die recht Schlacht seyn, so Christus in seiner Herrlichkeit führen wird wider alle Teufel in der Hölle und Gottlosen auf Erden, in welcher Schlacht er alle seine Feinde mit Blitz und Donner zuschmeissen wird.

LIII.

Aus Bertold's „Tewtscher Theologey.“ *)

(1527.)

Von Christenlichem glawben.

1) Verspiner zeyt ist in Christenlichem glaub eingefallen und noch, merckhlich zwitracht und gefärlich jrrung, mit vngeschickter verwarung vnd häfftiger verwicklung, darinn vndereinander vermischt ist lebendiger und tober, geklaidter vnd nackennder, formlicher vnd vnformlicher glawbe, dadurch gemain Lewt dermassen verjrrt seinn, daz schier nye-

*) „Tewtsche Theologey.“ Die Vorrede beginnt also; „Allen vnd yeglichen Ersamen jnwonern in Saltzburg, auch andern Stetten vnnd Gemainen jmm land Bayern, vnd ainem yeden Tewtschen in sonnderhait, der dits puech lesen oder vernemen wirt, Wünsch jch Bertold Bischof ettwaan zu Kiembse, glück vnd hayl in vnserm herren Jhesu Christo.“ Das Buch besteht aus 100 Capiteln. Der Schluß lautet: „Geschriben im Closter Raytenhaslach bey Burckhawsen vnd geendet am lesten tag des monats Nouembris. Nach Christi vnsers hailers geburd. 1. 5. 27. jar. Gedruckt durch Hannssen Schobsser jn der Fürstlichen Statt München, u. s. w.“

mant kan wissen was er sich hallten sölle, dann die verfüerischen maister, machen zů zeiten den glawb gantz klain vnd leicht, als kumm der glaub selbs ainem yeden entgegen, ymer machen sy den glawb als swär vnnd weitschächig, daz daran ain yeder zweifeln müefs ob er recht glawb oder nit. Doch sol yeder Christglawbiger bey im selbs erwegen daz jme gewisser und haylsamer ist zeglawben nach ordnung vnnd anzaigen Christenlicher kirch wie die heiligen lerer vnd allten vätter gelernet vnnd lannger loblicher gebrawch herbracht hat, dann newer vngewondlichen lere nachzeuolgen, sonnderlich angesehen daz die allten lerer ain heilig leben gehabt, und die newen ain püebisch wesen füeren. Darauf hab ich fürgenommen zů vnderricht der vnweisen zebeschreiben was ich in sand Augustins Püechern avch aws andern leren allenthalben zůersträet von der materj des glawbes gefunden.

2) Anfanngklich ist zewissen daz der glawb beschriben wirt durch sant Pauls also. Der glaub ist ain substantz, nemlich ain gewisse zůversicht jhener ding die zehoffen seinn, vnd richtet sich nach unscheinberlichen sachen, die nit erscheinen. Oder also, der glawb ist gewisse zůversicht vnd ain argument das ist ain vertrawen jhener ding die zeuerhoffen seinn, aber noch nit erscheinen. Der glaub wirt genennt ain substantz, vmb das er natürlich ist ain anfang vnd erste schickhung zů andern tugenten durch die der mensch aufpawen und erwerben sol sein hayl, das zepawen ist auf Cristum als auf ain substantz vnd fesste grundtfesst, die vnder solh geistlich paw zesetzen, vnnd ist erster pawstain der glawb, auf demselben steet die hoffnung dadurch der mensch verhofft von Gott zůerlangen hie gnad, dort hayl, welh gnad vnd hayl ditsmals glawblich vnd hoffenlich seinn aber noch nit empfindtlich erscheinen. Darumb wirt der glawb genennt ain argument das ist ain bewärung vnscheinberlicher sachen, dadurch die vernüft bewegt wirdt zeglauben hoffenliche ding, die nit offenbar erscheinen vnd doch vnser hayl daran steet. Solher glawb vnd hoffnung ist ain gewisse warttung auf künftige sälikait, die got den gerechten verleicht aus sondern gnaden, nit von wegen des glawbens noch hoffens noch verdiens, noch aws ainicherlay anndern vrsachen, sonder allain aws lawtter parmhertzikait.

LIV. Ulrich Zwingli.

(1484—1581.)

Die lezt predig Huldrych Zwinglis zů Bern gethon.*)

(Band II. 1. S. 226.)

Sytenmal üwer lieb nach erkanntnuß der übersigenden warheit in mitts aller abthüjung der bilden, altären und andrer dingen ist, hat

*) Folgender Ausgabe entnommen: „Huldreichs Zwingli's Werke. Erste vollständige Ausgabe durch Melchior Schuler und Joh. Schulthes. Die deutschen Schriften. Zürich, F. Schulthes. 1828. gr. 8. Ff. 3 Theile." Zu Verständniß der mitgetheilten Predigt dienen folgende Bemerkungen. Der Canton Bern, einer der wichtigsten und größten in der

mich fruchtbar dücht, dero von ‚standhafte und verharren in gütem vor der hinfart *) ze sagen. Uf das soll üwer lieb wüssen, daß standhafte ein sölche tugend ist, daß one sy nüzid rechts gemacht noch vollendet wirt, one die wir mann zů wyben grechnet werdend, und die wyber nit fromm noch trüw, ja nieman on sy trüw noch fromm syn mag, one die wir kein vaterland noch heimen bhaltend, ja nüzid vor schand und spott vergoumt, wo sy nit ist. So aber alle tugenden one gottsforcht und glouben ein glyßnery sind, so söllend wir sehen, daß wir sy nit von uns sunder von dem gott, in dem wir styf verharren begerend, erlernind.

Also findend wir, daß unser herr Jesus Christus die mit werken und worten uns vorbildet und geleert hat. Er ist standhaft bliben bis in den tod des krüzes, obglych sin menschheit etwas schwach begert nit ze sterben. Er hat sin red ab dem trutz der widerwärtigen nit geändret noch weich gemacht, ob er glych etwann sich geüßret hat bis uf sin zyt. Und hat uns also geleert: Welcher verharret bis ins end, der wirt heil. Mit welchen worten er also hat wellen sagen: daß es ungezwyflet sye, welche nach sinem wort und willen leben, trachten, verjähen wel-

---

Eidgenossenschaft, war noch schwankend, ob er die Neuerungen von sich weisen oder die Lehre Zwingli's begünstigen sollte. Im grossen und kleinen Rath zu Bern waren die Religionspartheien an Ansehen beinahe gleich; die reformatorische siegte und durch sie ward nun zu Bern auf den 6. Januar 1528 eine Disputation ausgeschrieben. Zwingli, als das Haupt der Neuerungen, zugleich der gelehrteste und kräftigste Streiter, ward dringend eingeladen, und obgleich für ihn Gefahr da war, weil man ihm von allen Seiten nach dem Leben trachtete, so erschien er dennoch, von 300 Mann Züricher Truppen beschützt, von etwa hundert Gelehrten und Geistlichen der Stadt und Landschaft Zürich begleitet, wirklich zu Bern. Dieser Zug hatte für Zwingli, wenn nicht gerade so dringende, wie der Luther's nach Worms, doch immerhin Gefahr; hier zeigte sich der Glaubensmuth des schweizerischen Reformators in ganzer Stärke. Die Disputation fand statt und die Folge derselben war der vollständige Sieg und die baldige Einführung des reformirten Glaubens.

Die auf das Religionsgespräch nach Bern gekommenen Vertheidiger der Reformation wurden ersucht, ihre evangelische Lehre auch auf der Kanzel darzustellen und zu beweisen. Zwingli hielt zwei. In seiner ersten, welche er wahrscheinlich den 19. Januar hielt, gab er von seinem Glauben gegen Anschuldigung der Ketzerei durch Auslegung der zwölf Artikel des christlichen Glaubens Rechenschaft. In der zweiten und letzten, welche wir als Probe mittheilen, am 28. Jan. gehalten, sprach er herzliche Abschiedsworte und ermahnte zur Standhaftigkeit und Verharren im Guten. Außer ihm predigten noch die ausgezeichnetsten Anhänger der neuen Lehre; unter andern; Buzer, Oekolampadius u. s. w. Diese Predigten erschienen unter folgendem Titel: „Die Predigen, so von den frömden Prädikanten, die allenthalb her, zů Bern uf dem Gespräch oder Disputation gewesen, beschehen sind. Gedruckt zů Zürich durch Christophorum Froschouer, im MDXXVIII iar.“ 8.

*) Zwingli reis'te unter bewaffnetem Geleit den 31. Jänner von Bern ab, und kam den ersten Hornung wieder in Zürich an.

für habind gehebt oder nit. Es müß aber der kat und wüst hinus; damit der unsaglich kost, den jr für andre menschen habend an das götzen narrenwerk gehenkt,*) fürhin an die lebendigen bildnuß gottes gehenkt werd. Es sind gar schwache oder zänggische gemüt, die sich von abthün der götzen klagend, so sy iez offenlich sehend, daß sy nüzid heiligs habend, sunder tetschend und bochslend wie ein ander holz und stein. Hie liit einer, dem ist's houpt ab, dem andren ein arm ꝛc. Wenn nun die seligen, die by gott sind, damit verletzt wurdind, und den gewalt hättind, als wir jnen, nit sy selbs, zügelegt habend, so hätte sy nieman mögen entwegen, ich geschwyg, enthoupten oder lämen.

Ich müß üch ouch deß entrichten, daß disputieren den geist nit meeret denen, die zänggisch oder schwach sind; dann im zanggen kann nit felen, der ein teil müß gemeinlich unrecht haben. So nun derselb glych als frech ist, als die die warheit bar habend, so tröstet sölliche ie den zänggischen, und macht den schwachen blöder. Wo aber ein wolgefasseter unentwegter geist ist, der das war annemen will, wannen her es joch kommt, der sicht von stund an, welches der warheit farb hat, welches nit, und gat demnach frölich hin; noch so mag er sich nit mit sölichen rüwen ertrachten und belustigen in der warheit, als so er allein oder ein andrer allein oder meer prophetierend. Darum, ist hierin jemannem verletzung beschehen, soll ich darab nit ärgren. Der stryt ist darum beschehen, daß den zänggischen obglych nit das herz doch die frische wider die warheit ze reden genommen, und der christenlichen gemeind und oberkeit glimpf gegeben wurd, fürhin ungeirrt und ungespeyet göttlich und eerberlich ze handeln. Jr sind mit gottsförchtigen frommen geleerten propheten und prädikanten versehen. Denen losend mit ernst uf, so sy die göttlichen verheissungen oder drouwen fürlegend; so werdend üwere gemüt in allem thün und lassen mit gottes wort, allweg gesichret und mag üch kein felgegnen.

Hierum so erkennend die fryheit, dero üch Christus begabet hat, und bestond darin nach dem Wort Pauli Gal. V, 1, und lassend üch nümmen mit dem joch der eigenschaft öder knechtheit drängen. Jr wüssend, was drangs wir gelitten habend in unseren conscienzen, da man uns gefürt hat von einem falschen trost zum andren, von einer satzung zur andren; die aber die conscienzen nun beschwert nit fry gemacht oder tröst habend. Nun aber sehend jr, was fryheit und trosts jr habend in erkanntnuß und vertruwen, des jr uf den einigen gott habend durch Jesum Christum, sinen eingeborn sun. Von der fryheit und erlösung des gemüts lassend üch nümmer mee bringen. Es wirt hierin als vil tapferkeit erforderet als in keiner andern sache. Wie nun unsere vorderen, gott hab lob, allweg in beschirmen der lyblichen fryheit handlich und unentwegt gestanden sind; also sollend jr ouch vil mer in dero, die uns hie in den conscienzen fry und dört ewig frölich macht, unentwegt beston; ungezwyflet, der gott, der üch erlüchtet und zogen hat,

*) Bern gab 1463 dem Johannes Balin für den zu Köln gestohlenen Kopf des heiligen Vincenz ein jährliches Leibgeding und ein Amt.

werde ouch unſere lieben nachburen, die übrigen eidgnoſſen, zů ſiner zyt ziehen; daß wir in warer fründſchaft, die gott ouch erlyden mag, bas einhellig werdind weder vormals ie. Das verlyhe uns und jnen der gott, der uns und alle geſchaffen und erlöst hat! Amen.

Iſt zum kürzeſten beſchriben.

LV. Ulrich von Hutten. *)

(1488 — 1523.)

1. Warum ich mich ſöllichs mehr, dann ander Leut' unterwinde.

(Th. V. S. 427. Aus der „Entſchuldigung Ulrichs von Hutten wider etlicher unwahrhaftiger Ausgeben von ihm, als ſollt er wider alle Geiſtlichkeit und Prieſterſchaft ſein, mit Erklärung etlicher ſeiner Geſchriften.)

Daß ſie aber ſagen, ich unterwinde mich ein's Dings, deß ſich ſonſt niemand annehmen wöll. Darzu ſag' ich: Wahr iſt, daß ich hierin nit mehr dann andere, auch weniger, dann mancher, zu ſorgen hab; allein daß mich Gott mit dem Gemüth (ich förcht',) beſchwert hat, daß mir gemeiner Schmerz weher thut, und tiefer, dann vielleicht etwa andern, zu Herzen geht; wo aber ein Sach nutz, ehrlich, oder vonnöthen iſt, achte ich, niemand ſoll, ob er die gleich auch allein treiben müßt, ſich ichtes darvon wenden laſſen, wiewohl nit zweifel, wo es Gotts Wille wäre, daß alle Teutſchen ſo viel als wohl vonnöthen, Erkanntniß dieſer Sachen und Bedruckung der großen Beſchwerde, damit wir arme Teutſche ſchwerlich beladen, hätten, man würde bald ſehen, ob ich mich allein bekümmert, oder Klag und Vormahnung thät. So hab' ich ein Zeitlang gewartet, und vorzogen, ob irgend einer der geſchickter, und dieſem Handel behülflicher, die Sach anfahen wollt. Dieweil ich aber ſich, daß niemand herfür gewöllt, und ſich der Curtiſanen Regiment je länger je höher erhebt, und je weiter ausbreitet, auch die göttlich Wahrheit und gemeine Freiheit, je mehr und mehr unterdruckt und ausgetilget wird; wag' ich es im Namen Gottes, hoffend, es ſöllen auf's wenigſt etwa frommte Leut mir Glück und Heil darzu wünſchen, ſo hab' ich hierin mehr nit, denn Leib und Gut zu verlieren; die ich beid', obſchon mein Gut nit eins jedem Reichthum zu vergleichen wär', geringer achte, dann daß ich um deren willen ein ſöllich erbar und billich Fürnehmen unterlaſſen ſöllte. Aber die Ehr will ich, ob Gott will, unverſehrt mit mir in mein Gruben bringen. Soll ſich dieſer Sach halben, hoffe ich, mehren, und nit mindern. Ob ich dann ſchon, da mich doch Gott, ſo lang es ſeiner göttlichen Gnaden gefällt, fürbehüte, in dieſen Fürſen untergang, ſo getröſte ich mich dennoch meines chriſtlichen Fürſatzes und guter Meinung, ſo ich hierin gehabt, auch des ausgebreiten Samens, den, als ich ein gut Vertrauen

*) Des teutſchen Ritters Ulrich von Hutten ſämmtliche Werke. Geſammelt und mit den erforderlichen Einleitungen, Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben von J. H. Münch. 1822 — 1825. 5 Theile. 8.

hab, kein List noch Beschädigkeit aller Curtisanen je mehr so gar vortreten oder auswurzeln soll, daß er nit etwa nach meinem Tod wiederum ausgehe und erbur. Und hoffe, ich hab also gelebt, daß mein noch kein Frommer Schaden oder Beschwerniß empfangen, sonder mir mein Leben und junge Zeit sauer werden lassen, in Armuth, Noth und Fahr nach Ehren und guten Künsten gestanden, meinem Leib derhalben wehe gethan. Wie möchten dann, wo es mir übel gienge, sich gute Leut meins Unglücks freuen? Wer will ich mich gutes Willens und Erbarmniß vermuthen. — — —

2. Zueignungs-Schreiben Huttens an Franz von Sickingen.

(1520.)

Vor dem Gesprächbüchlein.

(Theil V. S. 157.)

Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und ehrnvesten Franzen von Sickingen, Kaiserl. Maj. Diener und Hauptmann, meinem besondern, vertrauten und tröstlichen guten Freund, entbeut ich, Ulrich von Hutten, meinen freundlichen Gruß und willigen Dienst.

Ohn Ursach ist das Sprichwort (in Nöthen erkennt man den Freund) nit in Gebrauch kommen. Dann worlich darf Niemand sagen, daß er mit einem Freund verwahret sey, er hab' dann den in seinen nothdürftigen, anliegenden Sachen dermaßen, daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glückseelig zu achten, dem nie von Nöthen ward, einen Freund diesergestalt zu probiren, mögen doch auch sich in der Gnaden Gotts berühmen, so in ihren Nöthen beständige und harthaltende Freunde erfunden haben; unter welchen ich mich dann nit wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn, als ich auf das äußerlichst am Leib, Ehren und Gut, von meinen Feinden genöthiget, so ungestümmlich, daß ich kaum Freund anzurufen Zeit gehabt, bist Du mir nit (als oft geschieht) mit tröstlichen Worten, sonder hilftragender That begegnet; ja, mag ich (als das Sprichwort ist) sagen: vom Himmel herab zugefallen. Hierum ist wohl die Freundschaft deren, die sich zu guten und glückhaftigen Zeiten beweiset (wiewohl die mehr ein lustige Gesellschaft, dann wahre Freundschaft genannt werden mag) dannoch nit zu verwerfen.

Aber, ich hab unter den zweien eben den Unterschied, den die Aerzte unter den Speisen, denen etliche allein süß und schmackhaftig, etliche auch darzu gesund und heilsam seind. So ist es mir darzu kommen, daß ich nit lustigs Geschmacks, sonder heilsamer Arznei, nit fröhlichs Beiwesens, sonder gewärtiger Hilfe bedörft, hab alsdann Dich (ich achte aus göttlichem Zuschicken und Vorsehung) funden, der nit geachtet, was ein jeder von meiner Sache rede, sonder wie die an ihr selbst gestalt, beherziget: hast Dich nit durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sonder aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß, meiner Vergewaltigung für und für über mich gehalten. Und da mir aus Größe der Gefahr die Städte ver-

ſchloſſen geweſt, alsbald Deine Häuſer (die ich aus der und andern Urſachen willen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag) aufgethan, und alſo die angefachte und verjagte Wahrheit in den Schooß deiner Hilfe empfangen, und in den Armen deiner Beſchirmung ganz kecklich gehalten. Daraus dann gefolgt, daß ich meinen Fürſatz, den auch Du ehrbar und redlich nenneſt, nit wenig geſtärkt, alle Gelehrte und Kunſtliebende teutſcher Nation (denen dann auch nit weniger, dann mir ſelbſt, an dieſer Sachen gelegen), ſich in Freuden und Frohlocken erhaben, und, gleich als nach einem trüben Wetter; von der freudenreichen Sonnen erquicket worden: dargegen die boshaftigen Curtiſanen und Romaniſten, die mich verlaſſen gemeint, und derhalben einen Triumph von mir geführt hätten, da ſie geſehen, daß ich mich (ein Sprichwort iſt) an eine feſte unerſchütte Wand gelehnet hab, ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwas niedergelaſſen, ſich faſt ingethan und kleines Lauts worden. Für ſolche deine Wohlthat dir genugſamen Dank ſagen hab ich nit Mangel an Gemüth und Willen, ſonder am Glück und Vermögen Gebrechen. Wird mir aber je ein beſſere Zeit erſcheinen und ſich Aenderung des Glückes (als dann mein freie Hoffnung zu Gott) begeben, will ich Dir allem meinem Vermögen nach dermaßen wieder dienen, da Du je aufs wenigeſt mich keinen Fleiß, Dir Dankbarkeit zu erzeigen, geſpart haben, ſpüren ſollt, und mittler Zeit mit dem, das mir kein Greuel noch Gewalt, kein Trotz noch Uebermuth, kein Armuth noch Elend benemmen mag, das iſt, mit Kräften meiner Sinnen und Vermögen der Verſtändniß, treulich und fleißiglich dienen, auch Dir jetzo, wie etwan Virgilius den zweien wohlverdienten Jünglingen zugeſagt haben:

Wo etwas mein Geſchrifft vermag,
Dein Lob muß ſterben keinen Tag.

Wiewohl, ob Du Dich ſchon gegen mir dermaßen (wie obberührt) nit gehalten, hätteſt Du dennoch ohn das mit deinen ritterlichen ehrlichen Gethaten verdient, (als ich, und alle, deren Vermögen iſt, gegenwärtige oder vergangene Ding, durch Behelf der Geſchrift, in Erkanntniß zukünftiger Zeit bringen, deinen Namen aus dunkelm Vergeß in das Licht der ewigen Gedächtniß ſetze. Dann ohne Schmeichelen und Liebkoſen zu reden, biſt Du, der zu dieſer Zeit, da jedermann bedäucht, teutſcher Adel hätte etwas an Strengkeit der Gemüther abgenommen, Dich dermaßen erzeigt und bewieſen haſt, daß man ſehen mag, teutſch Blut noch nit verſiegen, noch das adelich Gewächs teutſcher Tugend ganz ausgewurzelt ſeyn, und iſt zu wünſchen und zu bitten, daß Gott unſerm Haupt, Kaiſer Carlen, deiner tugendhaften unerſchrockenen Muthſamkeit, Erkanntniß ingebe, damit er Dich deiner Geſchicklichkeit nach in hohen trefflichen ſeinen Händlen das römiſch Reich, oder auch ganze Chriſtenheit betreffend, ſo mit Rath und der That brauche; denn alsdann würde Frücht Deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen.

Fürwahr, einen ſolchen Muth ſollt man nit ruhen laſſen, noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden laſſen. Aber ich hab mir nit fürgenommen, in dieſer Vorred dein Lob zu beſchreiben, ſonder

einmal meinem Herzen, das gestreckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit, den ich gegen deinen unwidergeltlichen, an mir begangenen Wohlthaten, die doch Du noch täglich je mehr und mehr überhäufest, trag', einen Lust geben. Schenk Dir zu diesem neuen Jahr, die nachfolgende meine Büchlin, die ich nächst verschienenen Tagen, in der Gerechtigkeit (wie vorgenannt) Herbergen, eilends und ohn größeren Fleiß verteutscht hab. Und wünsch Dir damit, nit, als wie oft Freunde pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sonder große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin Du vielen Menschen zu gut, dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest. Darzu wöll Dir Gott Glück, Heil und Wohlfahren verleihen. Geben zu Ebernburg auf den heiligen neuen Jahrs-Abend, im Jahr nach Christi Geburt MCCCCC und ein und zweinzigsten.

3. Ein Klagschrift des hochberühmten und ehrnvesten Herrn Ulrichs von Hutten, gekrönten Poeten, und Orator an alle Ständ teutscher Nation.

(1520.)

(Theil V. S. 27.)

Allen und jeden teutscher Nation, Fürsten, Herren, Edelleuten, Burgern und Gemeinen, was Stands oder Wesens die seind, entbeut ich Ulrich von Hutten, Poet und Orator, meine unterthänige, schuldige, willig und freundlich Dienst zuvor. Gnädigen, günstigen, lieben Herren und Freund: Als ich verschiner Zeit, aus Lieb und Zuneigung der Christlichen Wahrheit, auch Wohlmeinung unsers Vaterlands teutscher Nation, etliche Ding, die zu verhalten weder Christlich, noch meiner Gebühr geacht, schriftlich angezeigt, und durch den Druck ausgegossen hatte, nemlich: von dem übermässigen, ungeziemlichen, des Bapsts Gewalt, von dem verkehrten Stand der Stadt Rom, von wohllüstigem, unordentlichem Ueberfluß, und unersättlichem Geiz der Geistlichen, von der Simoneischen Ketzerey, und Unfrommkeit der Curtisanen, in gemein von denen, die wiewohl Geistlich genennet seyn wollen, doch gar nit dem Geist, sonder fleischlichem Wesen nachleben, und mit aller Begier nach Wohllust des Leibs trachten, auch von Constitution und Gesetzen der Bäpst, die sie je mehr und mehr fürnehmen, von der tyrannischen Gewalt der Bullen, so täglich hie umher regiert, und dergleichen ander Dingen, durch welche die Christliche Wahrheit vielfältiglich, und gleich unaufhörlich abgezogen, Teutschland aufs schädlichst und schmählichst beschweert und unterdruckt wird, und die Ding so klärlich vor Augen waren, daß sie Niemand widersprechen, so gar unbillich, daß sie keineswegs entschuldiget, noch verthediget werden möchten; auch als ich die durch Geschrift offenbaret, nit allein mich keiner Uebelthat schuldig wüßte, darum ich Straf zu gewarten hätte, sonder auch dermaßen verdienet erkannte, dardurch ich billig Belohnung zu verschaffen gehabt, als der Vormahnung gäb sollicher Ding, die Christlicher Lehr gemäß, mir nit minder gebührlich, denn dem Glauben beyständig und gemeinem Nutz

nothdürftig; denn je das mein Vornehmen geweßt, wie ich durch gütige Ermahnung vorschaffen möcht, damit dieselbigen Geistlichen doch zum Besten sich zu Besserung erinnerten, auf daß sie gemeinem Christlichem Volk, zu ihrer Verfolgung nit zu viel Ursach gäben, und ich aber aus ehrbarem Gemüth, lauterem Gewissen, Christlichem Glauben und guter Hoffnung, dieses angefangen, hab ich alsbald ein sollich Bewegung etlicher Menschen wider mich befunden, als hätte ich mich Neuerung oder Umkehrung eines gemeinsamen Stands unterfangen; dann man mir mit emsiglicher Gramschaft, grausamlichem Drauen, mit sehr heftigem Schrecken, und gegenwärtiger Fahre begegnet ist, als sollt man mich mit bäpstlichem Bann verdammen, oder in Gefängniß legen, oder aber öffentlich umbringen. Ich bin auch gewarnet, der keines zu fürchten, sonder man gedenk mich heimlich mit Waffen oder Gift zu ermorden. Und ist gemeinlich Aller Achtung gewesen, ich werde, es geschehe gleich in welcher Gestalt es wöll, abgetilget, und von Leuten gethan. Es haben auch etliche sich hören lassen, sie wissen mehr dann sie offenbaren dörfen. So bin ich von Rom aushher verständigt und bericht', durch weß Stiftung und emsiges Anhalten solliche Rathschläge über mich geschehen. Und als ich nach dem in Brabant gezogen, daselbst etliche Tag am Hofe des großmächtigsten unsers allergnädigsten Herren Künig Karolus, meiner Geschäft halber verharrete, ist mir von guten Freunden und Bekannten, so ich des Ortes hab, heftige Warnung geschehen, mich bald, wöll ich mein Leben behalten, von dannen zu machen. Dann zuvorderst an dem Ort werde mir uf das geschwindest nach getrachtet, also, daß ich nit anders dann mit eilender Flucht entgehen möge. Als mir das vorkommen, hab ich erstlich, in Betrachtung und Ansehen meiner Unschuld die Sachen leicht gemacht. Als mir aber bald darnach solche Ding nit einer oder zween, sonder mehr und viel zu erkennen geben, hab ich mich bedacht, die Sach nit länger zu verachten; und eilendes von dannen verruckt. Ich sag nit, wer mir dermaßen nachgestellt oder getracht hab, oder daß es in der Wahrheit also geschehen. Sonder sag ich, gute Freund haben mich gewarnet, mir werde nach meinem Leben getracht, und jetzo sey ich nit weit von meinem End. Da ich nun als der unwissend fleißiglich gefragt, von wem ich oben angezeigte Fahre zu gewarten, ist mir gesagt, ich hab mich vor denen die des Bapsts Geschäften hie aussen pflegen, und einem jeden Curtisanen, er sey wer er wölle, zu hüthen. — — — —

Wo fliehe ich aber hin? Oder was Hilf bitte ich? Gnädigen Herren und guten Freund, gemeine teutsche Nation, euch such ich an! Euch bitte ich! Wollt ihr lassen austreiben die Wohlverdienten? Wollt ihr lassen die Unschuldigen mit Gewalt peinigen? Das sey weit von euch! Nit lasset von euch sagen, daß ihr gegen einem Heimischen und Landsverwandten nit gütig und barmherzig gefunden, so doch allweg die Teutschen, gegen Fremden und Ausländern, sich frei und mild erzeigt haben? Seyd auch darvor, daß nit, wo ihr mich verliessent, ich bezwungen würde ausländische Hilf zu suchen, um fremden Beistand anzurufen. Ich werd mit keinem Rechten angefochten, sonder durch Gewalt und

Menge meiner Widerwärtigen überfallen. Ich werd nit rechtlich oder billicher Weis ersucht, sonder mit muthwilligem Grimm meiner Feinde bedrängt. Wo ist Redlichkeit und Tugend der Teutschen? Wo ist ihre Stärk und Mannheit, darvon alle Nation, alle Völker singen und sagen? Ihr werthen Teutschen beschirmet Alle Einen, dann Einer hat vor euch alle gearbeitet! Dann jetzo wär' ich in des Römischen Bischoffs Gnaden und Gunst, hätte ich nit wöllen unserm Vaterland zugut an gemeinen Nutz wenden alles, das ich mit so grosser Arbeit, in meinem harten und schweren Wanderen, durch so viel bittere Gegenfäll und Widerwärtigkeit des Glückes gesucht und erworben hab, darum ich so viel Nächt gewacht, so viel täglicher und nächtlicher Reis' weit und breit gethan, so viel Mühe gehabt, so viel Noth erlitten, ein schmählich und verächtlich Armuth getragen, viel Jahre im Elend umgezogen, und dasselbig alles in der besten Zeit, und meinen blühenden Jahren. Mich haben aber Hulde der Wahrheit und Lieb meines Vaterlands zu ihnen gezogen. Desto mehr sollt ihr mich gethaner Dienste geniessen lassen.

— — —

So ermahne ich euch weiter, hab ich je durch meine Schrift, gemeiner teutschen Nation Lob geschafft, ihr wöllt euch doch auch mein Gericht befohlen lassen seyn. Hab ich zu unsers Vaterlands Preis gewürket, ihr wöllet euch doch über mein Anfechten erbarmen. Hab ich je euere Ehr geweitert, so wöllet doch jetzt mein Heil nit verlassen. Sollt ich von euch abgetrennet und gerissen werden, von dieser Erden, die mich in meiner Geburt empfangen; aus dem Luft, der mich ernähret; von diesen Leuten, deren ich sogar freundlich gewohnet hab! mein väterlich Wohnung verlassen! die heimischen Heerdstatt und Altar! und nit dergestallt, daß ich ins Elend gehe, daselbst armseliglich zu leben, sonder zu einer grausamen Marter, schandlich allda zu sterben, abgenommen und verruckt werde. Helft alle frommen Teutschen! Erhaltet den Bedrängten und Genöthigten, und laßt nit binden mich, der die Bäpstlichen Bande hat von euch ziehen wöllen. Obschon meiner Feinden unziemlicher Gewalt, von etwa viel Jahren her in einen grossen Mißbrauch ist kommen, das lasset mir doch nit an meinem Leben schaden. Ich ermahne euch meines Dienstes, der vielleicht eines Lohnes werth, meiner Wohlthat, um die ich Wiedergeltung zu verhoffen; entschützt mich (der, wo sträflich erkannt wär, billig unter euch sollt gestraft werden) gegen ein ausländischen Macht, als Landsleut, als die, um deren willen ich etwas gethan hab, wider einen ungebührlichen, unformlichen Muthwillen und Gewaltsam. Dann mir je billiger sollt gebühren, Hilf und Rettung um euch zu erwerben, dann meinen Widerwärtigen mich zu ertödten geziemen. Wie billig mag denn geacht werden, daß, wiewohl ich nie keines Lasters, keiner schand oder Uebelthat geschuldiget, und ich kein Unehr oder Laster (ohn Ruhm zu reden) von mir weiß, darnach mir (als ich gewarnet) mit Gift nachgestallt, mit Waffen und Gewehr zugesetzt wird! und fordern mich gen Rom, uf daß deren Herzen mit Gramschaft gegen mich erhitziget, ihren Augen einen Luft schaffen mögen. Ist jemand also unbarmherzig, also mit Demant verhärtet, daß ihn

dieſes mein Trübſal nit zu weinen bewegt, o allmächtiger Gott, der alle Ding ſieht, wöllſt deine rechtfertigen Augen, über dieſen Jammer wenden! Und ihr Teutſchen wollt mich, euern Landsmann, und den Unſchuldigen vorfechten, alle um eins willen kriegende, ſeitmal auch dieſe Sach euch all in gemein antrifft. Dann iſt nit in guten Schein was Nachurtheil aus meiner Verdammung folgen mögen, hierum verhüthet, daß dieſes Beiſpiel nit weiter bei euch einwurzele. Ihr habt ab meiner Verderbung Fahre zu gewarten, und aus meinem Tod folget euer Gefängniß. Thut auf euere Augen, und erkennet, wo ihr ſeyd, und wohin ihr geführt werdet! — — —

LVI.

Aus Sebaſtian Münſters Kosmographie. *)

(1489 — 1552.)

1. Schwartz wald.

(S. decrv.)

WAs hinder dem Brißgöw vnnd vndern Marggraueſchafft gegen Orient ligt, wirt der Schwartzwald zů vnſeren zeiten genent, vnd das vonn denn Schwartzen thannen die inn groſſer menge darinn wachſen, vnnd dem gantzen Rheinſtrom bauwholtz gnůg gebenn. Diſer wald hat vorzeitten geheiſſen Hercinia ſylua, das iſt, Hartzwald, vnnd auch wie etlich wöllen auß Marcellino probieren, Martiana ſylua, das iſt, Marswald vnd iſt gangen durch das gantz Teütſch land biß in Dacia, das gegen Conſtantinopel zů ligt, aber der breite nach haben jhn die alten hiſtorici biß ghen Heidelberg vnd Speier geſtreckt. Er hat in jm begriffen den Schwartz wald wie er jetz vorhanden iſt, den Hagenſchieß, den Otemwald, den Speßhart, den Thüringer wald, denn Behmer wald vnnd andere mer wäld durch Poland.

Er iſt zů vnſeren zeiten durch das Teutſchland zum gröſſeren theil außgereütet, außgenommen an den örtern do gros berg vnnd thäler ſeind, do der menſch kein geſchickte wonung haben mag, als dann der Schwartzwald vnnd der Otemwald iſt. Es iſt ein rauch birgig vnnd winterig land, hatt vil Thanwäld, doch wachßt do zimlich korn. Es

*) „Coſmographei oder beſchreibung aller länder, herrſchafften, fürnemſten ſtetten, geſchichten, gebreüchen, hantierungen etc. zum offteren mal trefflich ſeer durch Sebaſtianum Munſterum gebeſſert in weldtlichen vnd natürlichen hiſtorien, vnd ietzunder aber biß auff das tauſent fünff hundert acht vnd fünffzigſt jar gemeret. Item auff ein neüwes mit hübſchen figuren vnd landtaflen geziert, ſunderlichen aber werden darin contrafehtet acht vnd viertzig ſtett, vnder welchen bey dreiſſig auß Teütſcher nation nach jrer gelegenheit darzu kommen, vnd von der ſtetten oberkeiten do hin ſampt jren beſchreibungen verordnet. Getruckt zu Baſel.“ Am Schluß: „Getruckt zu Baſel durch Henrichum Petri, Anno M. D. Lviij.“ fol.

hatt reich bauren, dann einer wol zwölff kü auß wintern mag, darumb so zeücht es vil viech vnnd besunder gůt ochsen, die am fleisch besser seind, wie alle metzger das bekennen, dann die Vngerischen, Behemischen, Polnischen, oder auch die Schweitzerischen ochsen. Weiter zeücht es güte schaff, vil wildpret, fisch, vogel vnnd allerlei obß gnůg. Es ist diser wald gar vngleich, etwan rauch vnd birgig, etwan eben. Er hat sunderlich köstlich dürr, oder rösch hert wasser vnnd bech, die haben förenen vnnd eschen gnůg. Es ist zum theil des hauß Oesterreichs, der Marggrauen von Baden, darneben vil anderer grauen, herren, prelaten vnd edlen. Es sind ziemlich vil stett, dörffer, schlösser vnd clöster daryn kommen, das einen wunder möcht nemmen, wie sie sich in der rauhen art alle betragen möchten. Fürnemlich ligen darin Fürstenberg, Hüfingen, Villingen Rotwyl, Horb, Wolfach, Sant Blesi, Alperßbach, Allheiligen, S. Jörg, S. Peter, Hornberg, etc. vnd dergleichen vil, die ich hie laß anston. Aber Gott weißt wol einem etlichen land zů geben, daruon es sich erneren mag. Also findest du bey vrsprung des wassers Murg, nemlich hinder Kniebiß, daz sich das volck mit hartz abläsen vnd klauben ernert. Dann do findt man zwey oder drei dörffer, deren ynwoner alle jar 200. vnnd etwan mer centner hartz vonn den thann bäumen samlen vnnd ghen Straßburg zů verkauffen bringenn. Das volk so bey der Kyntzig wonet, besunder vmb Wolfach, erneret sich mitt den grossen bawhöltzern, die sich durch das wasser Küntzig ghen Straßburg in den Rhein flötzen, vnnd groß gelt järlichen erobern. des gleichen thůn die vonn Gerspach vnnd andere flecken, die an der Murg gelegen seind, die das bauwholtz durch die Murg in dem Rhein bringenn, gleich wie die vonn Pforzen durch die Entz gros flötz in den Necker treiben. Also mag ich auch sagen von der Tonaw, die jren Fluß gegen der sonnen aufgang hatt, die bringt auch nitt kleinen nutz den beywonern, wie wol man sie nit vil braucht oder kein gewerbe darauff treibt, vonn jhrem vrsprung an biß ghen Vlm, außgenommen denn fischfang vnnd holtzflotz. Das gebirg im Schwartzwald gibt wunderbarlich vil gewässer, kalt vnnd warm. Zů Baden vnnd im Wildbad hatt es heilsame heiß quellen. Gegen Lauffenberg über, gibt es groß gůt vonn eisen. Nit ferr von Rotwyl entspringen dise zwei namhafftige wässer, die Tonaw vnnd der Necker. Die Tonaw laufft gegen der sonnen auffgang, durch Baiern, Oestereich, Vngern vnd andere länder, vnd schöpfft fechtzig schiffreiche wässer, ehe sie mitt sieben außgengenn falt in das Pontisch möre. Die alten haben den berg daran die Tonaw jren vrsprung nimpt genent Abnobam, daruon jch auch hie fornen etwas weiters gesagt hab. Der Necker laufft gegen mitnacht, vnd wirt gemeret mit disen dreyen namhafftigen wässern, Entz, Kocher vnd Jagst, ehe er zwischen Worms vnd Speier in Rhein falt. Die alten Latiner nennen diß wasser Nicrum. Er entspringt zů Neckerßfurt gelegen ein halb meil ob Rotwyl, vnnd laufft durch vil enge thäler zwischen hohen bergen biß er auß dem Schwartzwald ghen Horb vnnd Rotenburg kompt. Die Kintzig, die Rench vnd Murg lauffen von dem Schwartzwald gegen der sonnen vndergang in Rhein, vnd nutzen die ynwonern wol, wie gesagt ist. Der

herrſchaft halb des Schwartzwalds, wie vorgemeldet iſt, ſeind vil die theil daran haben. — — — —

2. Von den neüwen inſeln: wann vnd von wem die erfunden, wie ſie heiſſen vnd was für leüt darin ſeind.

(S. M.clxxxiij.)

— — — Der andern *) neüwen inſeln halb ſolt du alſo mercken das anno Chriſti tauſent vierhundert neün vnd zwentzig Chriſtophorus ein burger von Genua auß Italia von geſchlecht Columba, tretten iſt zů dem künig von Hiſpania, nachdem er lang an ſeinem hoff geweſen waz, vnnd begert jm geſchickte ſchiff mit alle rüſtung vnderhanden zůgeben, dan er der hoffnung were onbekannte länder zůfinden. Vnd wiewol der künig vnd ſeine thät erſtlichen daz für ein geſpöt hettenn, aber Chriſtophorus Columbus von ſeinem fürnemen nit abſtünd, haben ſie ſich verwilliget, vnnd dem genanten Chriſtophoro hilff gethan ſein für genommen fart zů volſtreckenn. Demnach iſt er im vorbeſtimpten jar im anfang des Herbſtmonats außgefaren mit zweien ſchiffen, vnd kommen zů den inſeln die man vor zeiten Fortunatus hat genent, aber jetzundt Canarien werden geheiſſen. **) — — —

Von diſen inſeln iſt gemelter Chriſtophorus Columbus fürbaß gegenn dem Occident drey vnd zwentzig tag vnnd nacht gefaren, vnd hat kein land gefunden, biß zů letſt der wechter in der höhe des ſchiffs ſahe ettlich inſeln, den ſchifften ſie zů, beſunder zwo wolten ſie beſichtigen, vnd gaben jnen auch nammen, eine nempten ſie Johannam, die andere Hiſpanam. Sie ſchifften vmb die Inſel Johannam, vnd hörten ein groß vogel geſang, beſunders hötten ſie vmb S. Martins tag die nachtgallen mit voller ſtimm ſingen, ſie ſahen das gröſs lauter vnd ſüß waſſer auß jren flüſſen jhn das möre fallen, ſchifften: alſo ein hundert Teütſcher meilen ober zwey, vnnd geſahen doch niemand, da kerten ſie vmb vnnd wendten ſich gegen der andern inſeln, da ſahen ſie wie die leüt in der ſelbigen inſeln, fluhen von jnen in die wäld, vnd als ſie auß den ſchiffen naher eileten ergriffen ſie ein weib, vnd fürten es in das ſchiff, gaben jr wein zů trincken, vnd was ſie güts hetten gaben ſie jr auch, darnach legten ſie jhr an hübſche kleidet vnd ſchickten ſie wider zů den jren. Da dieſelbigen ſahen diß weib alſo bekleidet, dann ſie giengen all nacket, vnd das weib jnen ſagt was güts ſie geſſen vnd truncken het, lieffen ſie mit ſchaten zum möre, vnd gaben den Spaniern gold vmb häfen vnnd gleſer, ja ſie hetten nichts ſo kindig im ſchiff es ward jnen gold vargegen. Vnd als ſie zů beiden ſeiten dorfften einander vertrauwen, vnd mit einander vertäuſcheten, haben die vnſern wie ſie

*) Er ſpricht von den neuen Indianiſchen Inſeln, welche, wie er bemerkt hinter Spanien ſchier auf halbem Wege zwiſchen Hiſpanien und Indien liegen. Dann führt er die Inſel „Zipangri“ an, welche nach der Charte zu urtheilen wahrſcheinlich Owaihi von den Sandwichsinſeln iſt.

**) Hier beſchreibt er „Medera“ ausführlich, das Zuckerrohr, welches auch am Rande abgebildet iſt; er erwähnt auch den Pik von Teneriffa.

mochten erfoschet jr leben, wesen vnd sitten, vnd vermerckten das sie ein künig hetten, zů dem giengen sie hinauß, vnd wurden auch freuntlichen von jhm empfangen vnd eerlich tractiert. Die ynwoner diser inseln machen brot auß wurtzeln, die schmecken gleich als frische vnd neüwe kesten, das gold ist bey jhnen in etwas achtung, sie faren nit auß jhrem land kauffmanschatz zů treiben, sie lesen das gold auff im sand eines grossen wassers das vonn ettlichen hohen bergen herab falt, schmeltzen es darnach vnd machen guldine blech darauß. Der thier halb findt man bey jhn küngelin, item groß mechtig aber onschedlich schlangen, groß tauben wie vnsere entenn, genß schnee weyß als die schwanenn, die haben rote köpff, vil pfittich vonn mancherleien farbenn, dar bey die Spanier wol möchten mercken das sie nit ferr vonn India waren. Sie funden auch in diser inseln mastix, aloe, rot pfeffer körner, zimmet vnnd imber. Dieweil nun Columbanus in diser inseln was mit seinen mittgeferten, klagten jhm die ynwoner grosse not über ettliche völcker die sie Canibalen nennen, wie die auß jhrem land schifferen in andere inseln vnd fiengen die leüt, schlügen sie zů todt frassen sie vnd giengen nit anderst mit jnen vmb dann wie ein Tiger oder Löw mit einem zamen thier. Den knaben heüwen sie auß vnd mesteten sie biß sie feißt wurden, — — — — aber die betagten metzigten sie eins wegs, wurffen das gederm hinweg, essen die andern inneren glider, des gleichen die eussere, als hend vnd füß, aber das überig saltzent sie vnd behielten es. — — — Darumb so die Canibalen zů diser inseln kommen, fleücht jedermann vnd wartet nieman jren, dann sie seind starck vnd grimmig, vnd mögen zehen auß jhnen hundert andere meistern.

Nach dem aber Columbanus sich den gantzen winter biß zum früling in diser inseln gehalten hat, nam er jhm für heim zů schiffen, vnd dem künig mit frönden güte bottschafft von dem neüw erfunden land zů bringen. Also ließ er in der inseln bey dem künig 38 von seinen mitgeferten, die mit fleiß alle stett vnd örter in seinem abwesen solten erforschen vnd erkunden, was für gewechß an bäumen vnd fruchten darin were. Er nam auch mit jm zehen mann auß der inseln, da mit man von jnen jr sprach lernen möcht. Da nun Columbanus wider herauß kam, ward er mit den höchsten eeren empfangen von dem künig vnd allem volck in Hispania, vnd bald geratschlaget, wie man den Christen glauben vnder das ongläubig volck bringen möchte. Der künig gab auch dem offt gemelten Columbano ein andern namen, das er seiner wunderbaren thaten halb fürthin heissen solt Admirans, *) das ist ein verwunderer, vnd ließ zů richten siebenzehen grosser schiff, vnd zwölff jag schiff, vnd verordnet darin 1200 gewaffneter männer, etlich zimmer männer vnd andere handwercks leüt, auch ettliche reüter, vnd alles was zů einem wol geordneten höre gehört. Er beschied auch das sie mit jnen nemen ochsen, küw, seüw, weitzen, gersten, erbessen vnnd andere dergleichen ding, nit allein daruon zů essen, sunder auch sollich samen im frembde land zů säyen. Desgleichen namen sie mitt jhnen

*) Soll wohl Admiral heißen.

zweig von den geſchlachten bäumen, ſie zů pflantzen in den inſeln, vnd auch allerley eyſen werckzeůg, die geſchickt weren da mit ſtett vnnd ſchlöſſer zů bauwen, darin ſich die Spanier halten möchten vnd dahin jr zůflucht ſetzen. Vnd als alle ding bereit vnd zůgericht waren, ſeind ſie am erſten tag des Herbſtmons daruon gefaren, vnd ſeind am erſten tag des Weinmons kommen zů den Canarien inſeln, vnd von dannen weiter gefaren zů der lincken hand gegen mittag, vnd ſeind entlichen kommen zů der Canibalen inſeln, vnd dieweil es am ſelbigen tag Sontag was, haben ſie die inſel Dominicam geheiſſen. Vnd nach dem ſie innen wurden das niemand darin wonet, ſunder die gantze inſel mit wälden bedeckt was, ſeind ſie fürt gefaren, vnd haben ein andere inſel gefunden, die was gantz grün vonn bäumen, vnd gieng darauß ein ſüſſer vnd lieblicher geſchmack, das auch etliche bewegt wurden auß den ſchiffen auf das land zů ghan, vnd die inſel zů beſichtigen. Aber ſie funden nichts lebendigs darinn dann eidochſen, die trefflich groß waren, vnd nanten diſe inſel zum Creůtz, vnd es was der Canibalen inſel, wie ſie das darnach erfüren. Vnd als ſie vmbhär ſchifften, funden ſie nidere hütten, etwan 20 oder 30 bei einanderſtan, vnd in circkel weiß geordnet, waren von holtz gemacht, vnd auffgericht in ein ſpitzen gezelts form, vnnd mit palmen vnd anderen bäumen blettern gedeckt. Vnd da ſie auß den ſchiffen giengen, flohen fraw vnd mann daruon, vnd ſie funden vil junger knaben gefangen, vnnd gebunden, die dazů der metzig wurden gemeſt, vnnd etliche alte weiber, die zů der dienſtbarkeit wurden gehalten. Sie funden auch vil yrdene häffen, in denen menſchen fleiſch, Gens, Enten vnnd Pfittich waren zůſammen gethan, item der gleichen funden ſie an ſpiſſen die zů braten. Sie funden auch ein haupt eines jungen knaben, das noch blůt tropffet, vnnd erſt kurtzlichen vom leib was gehauwen, vnd hieng an einer ſtangen. Durch diſe inſel lieffen vier flieſſende waſſer, vnd iſt voll Pfittticher vögel. Da nun jederman geflohen was, wichen die Spanier mit jhren ſchiffen auch daruon, vnd kam zů vilen inſeln, zů letſt kamen ſie zů einer, die hieß bey den ynwonern Ayay, aber die Spanier nenpten ſie zum heiligen Creůtz, vnd da lendten ſie, vnd Columbus ſchickt auß dreiſſig mann die waſſer brächten vnd auch die inſel beſichtigen. Da funden ſie vier Canibalen die hetten gefangen vier weiber vnd die weiber ſchrauwen zů den Spaniern mit auffgehebten armen, vnd begerten hilff. Vnd als ſie jhnen zů hilff wolten kommen, entrannen die männer in wald vnd lieſſen die weiber faren. Die weil aber die dreiſſig männer auff dem land waren, kamen in einem ſchifflin acht Canibalen mit acht weibern, vnnd griffen die dreiſſig männer an mit jren handbogen, vnnd erſchoſſen einen, vnd ein andern verletzten ſie ſchwerlich. Da das die andern Spanier ſahenn, füren ſie mitt jhrem ſchiff härzů, vnnd ertränckten der Canibalen ſchiff, aber die Canibalenn ſchoſſen auß dem waſſer gifftige pfeil auff die vnſere, vnnd kärten zů einem felſen, da kamen ſie gar nahe alle vmb von den vnſeren. Darnach füren ſie für vnd für, vnd kamen zů vilen inſeln, die grün vnd luſtig waren, ettliche waren dürr vnd vol rauher felſen, zů letſt kamen ſie zů einer inſeln die heißt Buchema, deren

ynwoner grosse not litten vonn den Canibalen, aber sie waren senfftmütig leüt, hetten groß wäld vnd vil wilder schwein darin, hetten darzů einen ewigen streit mit den Canibalen, denen widerstand zůthůn vnnd sie auß dem laund zů schlagen, vnd so mit glück ein Canibal fiengen, süchten sie rach an jm, stachen jm die augen auß, zerhüwen jn, brieten jn bey dem feür vnd frassen jn, wiewol sie sunst nit pflegten zů essen menschenfleisch. Solichs wurden die Spanier aller innen durch jre dolmetschen, so sie auß der insel Hispana mit jnen gefürt hatten in Hispaniam. Da sie nun entlichen die insel Hispanam erreichten, funden sie keiner mer jhrer verlaßnen gesellen die sie in der insel gelassen hatten die wol zů erkundigen, sünder sie waren alle gestorben. Vnd die zehen männer so Columbus zů jhm genommen hat auß der inseln waren auch auß verenderung des luffts alle gestorben biß auff drey, deren damals entrunnen zwen heimlich auß dem schiff so sie zů der insel Hispanam kamen, vnd den übrigen liessen die Spanier frey ledig zů den seinen gan. Als aber Columbus gern innen wer worden, wo seine mit gesellen in seinem abwesen hin kommen weren, dann er hoffet je sie weren noch bey leben oder jhren ein theil, ließ er etlich büchsen auß ghan, darbey sie solten mercken das jhre landsleüt die Spanier wider zů der insel kommen weren, aber es war vmbsunst, da schickt Columbus zum künig der selbigen inseln vnnd ließ fragen, da ward jhm geantwurt, wie auch andere künig im land weren die hetten es für übel auffgenommen das man die Spanier als frömbde leüt ließ hausieren in jhre land, darumb weren sie zů gefaren vnd hätten der Hispanier höltzin schloß mit jhnen verbrennt. Vnd da er jhnen als ein getreüwer künig wolt hilff thůn, ward er auch verwundt an einem arm, vnd zeigt den gesandten botten wie sein arm verwundet was. Aber es was aller erlogen. Darumb auch Columbus jhm nach schickt zweihundert gewaffneter mann, die jhn solten gefencklichen angenommen haben wo er jhnen nit entrunnen were. Nach disem allem fieng er an zů bauwenn ein statt bey dem möre, vnnd ließ ein maur darumm füren, er schickt auch leüt auß zů erkundigen alle gelegenheit des lands, vnd besunder zů besichtigen die wasser darin man so vil golds fand, vnd als sie här wider kamen vnd groß knollen golds mit jhnen brachten die sie im sand auffgelesen hatten, zog er mit zwey hundert mannen auch dahin, fünffzehen oder sechzehen Teütscher meilen ferr von der statt die er angefangen hatt zů bauwen, vnd da er den vrsprung des wassers sahe, wie goldreich es was, bauwet er am selbigen berg ein schloß, vnnd nempt es S. Thoman. Es ward jhm auch da angezeigt, das ein halbe tagreiß daruon einander ort were, das were noch goldreicher. Demnach schickt er auch da hin vnd zů ließ es besich ist birgig vnd regnet vil darin, das macht das die wasser allwegen groß seind vnd stets gold von den bergen härab in die wasser geflötzt wirt. Nach disem allem kert Columbus wieder zů seiner statt, vnd nam drey schiff vnd etliche leüt mit jm zů süchen mer länder. Also kam er in die insel Cuba, die man darnach auch Ferdinandam hat genent, vnd ist auch vil golds darin, in bergen vnd wässern, darnach kam er in die insel Jamicam, vnd

müſten ein ſtreit haben mit ihren ynwonern, doch kam es zů letſt zů einem friden. Fürbaß für er vmb die inſel Cuban, vnd fand onſäglich vil inſeln zů beiden ſeiten, vnd da er meint das es zeit were, keret er widerumb zů ſeiner ſtatt vnd zů den ſeinen. Vnnd dieweil es die inſel leůten ſchwer was den Spaniern verbundenn ſein zů arbeiten vnnd ſtöllenn nach dem gold, ward ein mittel gefunden, das ſie järlich geben ſolten tribut vnd ein genannt gold vnd ſunſt aller dingen frey ledig ſein. Vnd wölcher nit gold hett zů geben der ſolt gewürtz geben. Es macht auch Columbus ſeinen brůder Vogt in der inſeln, gab jm die ſchlöſſer yn, vnd ſtellet jm knecht zů die nach dem gold gruben, vnd er für heim in Hiſpaniam Anno 1495 im Mertzen. Aber ehe er auß der inſeln kam, fiel ſeinem volck ein groſſer hunger zů, ſturben jr bey 200 mannen, vnnd die künig der inſeln ſchlugen ſich zůſammen vnd wolten die Spanier alle auß den inſeln triben habenn wo ſie es hetten vermöcht mitt jhren handbogen vnd ſpieſſen. — — —

LVII. Aus Thomas Kantzow's Pomerania.

(1489—1542.)

1. Beſchreibung der Stadt Arkona auf Wittow und des Götzen Swantewit. *)

(Erſter Theil S. 161.)

Es ſeint aber vnter allen Wenden keine halsſtarriger vnd abgöttiſcher geweſt wan die Rhügianer, die auch ſo oft den fried gebrochen, vnd die nachtpariſchaft vnd andre lande vberfillen vnd berawbten, vnd das ſchyr vber jre macht vnd gröſſe alzuvil gepflegt haben, alſo das es wunder iſt, das ſie von der vmbliegenden Landſchaft nicht einmall mit wurtzel vnd alle ausgerottet ſeint worden. Den wer jre gröſſe anſihet, ſo iſts ein gar geringes gegen ſo viel vmbliegende Khönigreich vnd Land. Izt zu vnſern Zeiten hat das Land in ſich lang vnd breit nicht vber ſieben teutſche meilen wegs. Zu derzeit mag es etwas in ſich gewaltiger geweſt ſein, den das meer hat jme on zweiffel ſidder viel abgewaſchen; ſo hats auch ehemals das Land zu Wart vnd andere Lande vnter ſich gehapt. Aber dennoch iſts die gröſſe nicht, das ein anſehn haben mochte, das ſollches gewaltigen Landen vnd Khönigreichen ſo viel vngemachs thun ſolte, vnd das ſo lange mitten vnter den chriſten ſolten vnchriſten pleiben. Den Dennemark war chriſten, Pomern was auch bereit etliche jar chriſten; ſo war auch nhu neulich Mecklenburg gantz chriſten worden; vnd darvber pleben die Rhügianer, ſo geringe Landſchafft, mit groſſen wrewel vnchriſten. Aber daraus erſcheint, das es ein ſonderlich menlich vnd behertzet volck geweſt iſt, vnd nach jren alten

*) „Pomerania oder Vrſprunck, Altheit vnd Geſchicht der Völcker vnd Lande Pomern, Caßuben, Wenden, Stettin, Rhügen in vierzehn Büchern beſchrieben durch Thomas Kantzow weiland Geheimſchreiber in der Fürſtlich-Pommerſchen Kanzley zu Wolgaſt und aus deſſen Handſchrift herausgegeben von Hans Gottf. Ludw. Koſegarten. Zwei Theile. Greifswald. 1816." 8.

füreltern, so in Welschelande vnd anderswohr grosse tatten gethan, an kraft vnd tugenden nicht abgeartet seint gewest, wiewoll sie solche jre stärcke gemißbraucht, vnd jnen selbst die lenge vnterganck vnd verterb dardurch erworben haben.

Demnach ist im jar nach Christi vnsers hern gepurt 1168 im Mertz, der Khönig von Denemarck Waldemar, vnd die Fürsten von Pomern Bugslaff vnd Caßemyr mit aller macht auffgewest, vnd sint auff die Rhügianer gezogen. So hat auch Hertzog Heinrich der Lewe von seinetwegen darzugeschickt, Pribslaff den Fürsten von Mecklenburg mit nicht geringen hauffen. Dieselben haben jre heer verteilt, vnd haben das gantze Land zu Rhügen zugleich an vielen Oertern angefallen vnd was sie gefunden, erschlagen vnd erwürgt, jre güter genhomen, und dörfer vnd flecke in grund geprant. So haben sich Tetzlaff, der Fürst, vnd seine Brüder Jaromar vnd Stoißlaff, vnd die andern Rhügianer, gegen solche gewalt nicht khönen setzen, sonder haben sich gen Carentz in die Stat begeben, vnd alda sich wollen finden laßen. Die anderen Rhügianer, was entflihen hat khönen, seit in die andern Stette vnd flecke geflohen, vnd haben sich daselbst befestet, vnd darinne das eußerste wollen erwarten. So ist der Khönig samt den Fürsten, vor jre haubtstat Arkhan gezogen, vnd hat sie vmb Ascensionis Domini, vmb vnd vmb hart belagert.

Dieselbe war gelegen auff der Insel Witto, den das Land Rhügen ist noch in andere Inseln geteilt, auf ienem hohen berge am Meer, vnd war von norden, osten vnd süden von natur vhest; den der berg war steyer herab, vnd so hoch das man kawm mit einen pfeilschus die höhe der mawren erreichen mochte. Von niedergange aber war sie mit einem walle von fünftzig ellebogen hoch befestet, welches walles vnderste helffte von erde vnd leime was, vnd die ander helffte oben was von plancken vnd bretern, dar erde darzwischen geschüttet was, vnd dar auch etliche plochheuser eingemacht weren. Von nordnordwesten war ein hüpscher brünsprinck, da die bürger wasser aus holten. Vnd war nur ein thor, da man durch den wal an die Stat khomen mochte, vnd sunst keins mehr, vnd das thor hetten sie jtzund gar mit dem walle vberschüttet, das die veinde nyrgentz khonten daran khomen.

Mitten in der Stat war ein hüpscher freyer platz; darauff stund ein schöner tempel, den die Rhügianer vor allen andern tempeln, in großer erwürde hielten. Darin stund ein scheußlich groß bild des abgotts Schwanteveits *), welches mit der größe, aller menschen gestalt

*) Swantewit ist, sowie die übrigen von Kantzow angeführten Namen wendischer Götzen, ein ächt wendisches Wort, dessen Bedeutung ohne Zweifel war: Heiliges Licht, von swaty, heilig, und swjt, Licht, zwei in allen slavischen Mundarten sehr verwandte Wörter, und ohne Zweifel daher bei den Slaven, sowie bei den Persern, ursprünglich auch verwandte Begriffe. Swantewit war wahrscheinlich das sinnliche Bild des guten Urwesens Bjelbog, d. i. weißer Gott, welches die Slaven im Gegensatz gegen das böse Urwesen Ezernebog, d. i. schwarzer Gott, anerkannten, wie bei den Persern die Zoroastrischen Wesen Ormusd und Ahriman.

vbertraff. Das hette vier heupter, davon zwey auff die bruſt vnd zwey auff den rüggen ſahen, doch ſo, das einem deuchte, das von den forniſten vnd hinterſten eins ſtets zur rechten, vnd das ander zur linken ſehe. Dieſelben heupter hetten, nach art der Rhügianer, kurtz abgeſchnitten har vnd berte; vnd der abgot hette in der rechten hand ein horn von Metall gemacht, welches der pfaff alle jar vull getrencks pfleg zu gieſſen, vnd daraus weiſſagen des nachfolgenden jars frücht oder vnfrüchtparkeit. Die linke hand was jme etwas in die ſeite gebogen, vnd darin hielt er einen bogen mit pfeilen, vnd hette einen langen rock an, bis auf die ſchenckel. Mit den füſſen ſtund er gleich der erden, wie ein menſch; aber unter der erd het er noch ein ſchemel, da er auff ſtund; aber dos khonnte man nicht ſehen, ſonder man meinte, er ſtund ſunſt frey auf ſeinen füſſen. Nicht fern von jme ſahe man zaum, ſattel vnd ander götzenwerck, vnter welchem allem ſein ſchwerdt das ſeltſamſte war, welches ſehr groß was, vnd hüpſch gereiffet vnd mit ſilber ſchalen vnd ſcheiden geziert was. Demſelben abgott hielt man einmal im jar hohe feyr, vnd eine gute zeche dergeſtalt.

Er hette einen pfaffen, der der obriſter prieſter war, vnd trug einen langen bart vnd lange har, welche weiße vielleicht von Longobahrden hergekhomen. Derſelbe verkündigte das feſt, wen alle früchte vnd getraide eingepracht weren. Vnd wen derſelbe tag ankham, ſo ginck er des tages zuvor mit einem beßem in den tempel, den ſonſt müſte nymand hineingehen, vnd kerte das flor, vnd machts in die kirche hüpſch vnd rein. Aber er moſte ſich hüten, das er keinen athem darinne lies, ſonder ſo oft es jme von nötten was athem holen, muſte er hinauslauffen, vnd den athem dar auß blaßen; den ſie meinten, die gegenwertigkeit des Gots würde von Menſchen vhraden beſchmitzt. Des andern tages kham alles volck vor den tempel. So nham der prieſter das horn, das der abgot in der hand hette, vnd beſahe es; wo er den ſand, das vom getrenck weß eingegangen was, ſo ſagt er, es würde ein ſchrahn jar werden; war es aber noch vull, ſo ſagte er, es würde ein fruchtbar jar werden, vnd darnach müſte man ſich, mit einkauffen vnd verkauffen, vnd verwarung des getraides, wißen zu richten. Darnach goß er das alte getrenck vor die füſſe des abgotts, vnd tette new getrenck darin, vnd geperte das er dem abgot davon ſchenckte, vnd wünſchte dazwiſchen ſich vnd dem gantzen vaterlande guts, vnd dem volck ſieg, reichthum vnd alle wollfahrt; vnd alsbald ſauft er das horn mit einem trunck aus, vnd goß es widder ſtricke vull, vnd ſetzte es dem abgot gegen das ander jar widder in die hand. Man vrachte da auch einen honichkuchen von ſonderer größe, alſo das ein ſtehender menſch ſchier dahinten khonte verporgen ſein. Da ging der prieſter hinten vnd fragte das volck vber den kuchen, ob ſie jme auch ſehen; ſo ſagten ſie, kawm, oder gar nicht. Darauff bat der pfaffe den abgot, das das andere jar möchte ſo fruchtbar werden, das ſie ſo großen kuchen möchten machen, das ſie jme gar nicht ſehen khönten. Darnach redete er das volck im nahmen des abgotts an, vnd ermahnete ſie, das ſie ſolten ſollichen Gottesdienſt zu ewigen zeiten begehen, vnd den got ſo ehren;

dafür würden sie gewiß haben alle wolfart vnd gedeyen, wer es aber vnterließe, würde in straffe des gots vnd ewige verderbniß fallen. Herpach scheuckte das volck die ersten früchte dem abgot, vnd schlachteten jme viel viehes vnd vögel, vnd hielten da den gantzen tag einen guten praß an eßen, trincken, singen, springen vnd andere freuden.

Dis war aber des Abgots einkhomen: ein jeglicher mensch moste jme des jars einen schilling, das ist jetziger müntze ein ort, geben; item, wen die Rhügianer kriegten oder rawbten, mosten sie jme den dritten teil der bewte geben; item, es moste nymand in dem Lande handeln oder wandeln er gab den dem Abgott den zehnten teil von aller war; auch moste man jme den zehnten von allem heringfange geben. Zudem hette der Abgott stets 300 Rewter vnd pferde in seiner besoldung; alles was dieselben rawbten oder schatzten, das wurt in des abgots Cammer gepracht, darvber der hohepriester gewalt hette, vnd darvm allerley zyr vnd schmuck des abgots vnd des tempels ließ machen. Do sahe man auch im tempel viel geschenck von silber vnd gold, die die heyden geopfert hatten. Den diesen abgot was zuvor nicht allein Rhügen, sonder auch gantz wendische land zinßbar gewest; vnd darzu hetten auch andere frembde vngläubische Khönige vnd Fürsten jre verehrung darhin geschickt, vnter welchen Swenotto Khönig von Dennemarck, als er den christentumb abwurff, einen grossen vergüldeten silbern schawer dahin gesandt hette, der noch itzt vorhanden was; desgleichen auch eine güldene schale die Mestewin, der Fürste der Oboteiten geschenckt hette.

Dieser abgot hette auch ein gros weis pferd, dem man kein har aus der mene oder schwantze zihen moste. Dasselbig muste allein der Hohepriester fütern, vnd sunst nymands darauff sytzen wan der priester, damit nicht der gemeine geprauch des pferds jme eine verachtung mache. Auff dem pferde meinten die Rhügianer, das Schwantzveit gegen seine veinde vehden vnd kriegen pflog; welche meinung das sterckte, das manoftmals das pferd mit schweis vnd kot so bestawbet fand, als hette es auff fernen weiten wegen gewest. Vnd durch das pferd pflagen sie auch wahrsagung nhemen jres glücks oder vnglücks. Dan wan etwer wolte einen krieg anfahen, so pflag man drey schichte spisse vor dem tempel des abgots nidderstechen, vnd quer vber andere spiesse binden. Vber dieselben fhüreten sie das weiße pferd vom kirchhofe, vnd so es dreymal nach einander mit dem rechten fuß erst vbertrat, so was es gut gelücke, so zogen sie frisch aus; wo es aber ersten mit dem lincken fuß vbertrat, so was es schlechts vnglück; trat es aber erst mit dem rechtern, darnach mit dem lincken fuß vber, so stund die sach beid zu gewinst vnd verlust im zweivel. Vnd die Rhügianer tetten keinen krieg, huben auch nichts großes an, das das gemeine land vnd volck betruff, sie hetten den auff solliche weiße ein gut zeichen vnd anblick. Aber sunst in andern jren sonderlichen sachen, nham ein jeder warsagung von itzlichem thier, das jnen begegnete; war es ein gut thier, oder war sunst der anblick gut, so fhuren sie fhort, wonicht so hielten sie inne. Sie haben auch oft das Loß geprauchet dergestalt; sie haben drey viereckte holtzlein gehapt, welcher jedes zwu meiße vnd zwu schwartze seiten vmbschichts hette;

dieſelben haben ſie ohngefehr worffen, iſt dann der weißen ſelten mehr obengelegen, ſo iſt es glück geweſt, wo aber der ſchwartzen mehr, iſts vnglück geweſt; vnd des vnglaubens mehr. So hat auch Schwantevelt im land zu Rhügen hin vnd widder viel mehr prieſter vnd kirchen gehapt, dar ſie jme mit ſeltzamer art opferten vnd dieneten; vnd ließen ſich die Rhügianer bedüncken, es wer ſo gewaltig ein got, das ſie nur auff ſeinen ſchirm thun möchten, was ſie wolten, er khönte ſie wol darin verteidingen.

Solchen vnglauben vnd motwilligen wahn gedechten itzt den Khönig vnd die andern Fürſten auszutilgen. Darom nöttigten ſie die hauptſtatt Arkon mit harter belagerung, vnd lagen lange darvor.

2. Die Stadt Vineta.

(Erſter Th. S. 48.)

Wineta iſt geweſt eine gewaltige Stat, welche hatte eine gutte hafen, vor alle vmbliegende völcker, vnd nachdem viel von der Stat geſagt wird, vnd das auch ſchier vnglawblich iſt, ſo wil ich des was erzellen. Es ſolle geweſt ſein ſo groß eine Stat, als zu der Zeit Europa eine haben mochte, welche bewohnet haben durcheinander Greken, Slawen, Wende, vnd andere Völcker. Es haben auch die Sachſen macht gehapt da zu wohnen; doch das von dieſelben völcker keiner den Chriſtenthumb habe berahmen vnd bekhennen müſſen, den alle Bürger ſeyn abgöttiſch gepliben, bis zu entlicher Zerſtöhrung vnd vntergang der ſtat. Sunſt aber von Zucht, Sitten, vnd herbergen, ſollte man kawm irgentzen fromer volck, noch jres gleichen ſpühren. Die Stat iſt von allerley Kaufwahr ans allen landen erfüllet geweſt, hat alles gehapt was nhur ſeltzam, luſtig vnd nöhtig geweſt iſt. Dieſelbe ſtat ſolle ein Khönig aus Dennemark, durch eine groſſe ſchiffung vnd krieg erobert vnd zerſtöhret haben. Es ſeint noch vorhanden beweiſung vnd gedechtniß der Stat; vnd die Inſel daran ſie gelegen, wird mit drey ſtröhmen durchfloßen, davon einer ſol ſein grauer farb, der andere graulich, vnd der dritte ſolle ſtets prallen vnd rauſchen von Storm vnd Windt. So weit Helmoldus, welcher geſchrieben hat vngefer vor 300 Jaren.

Vnd iſt wahr, das man die nachweiſung noch dieſen tag ſiehet. Dan wan einer von Wolgaſt vber die Pene, in das land zu Wſedohm ziehen will, vnd gegen ein Dorff, Damerow geheißen, khumpt, welches bey zwu Meilen von Wollgaſt iſt, ſo ſiehet man noch vngefehrlich ein groß viertelweges in der Sehe große Steine vnd Fundament; dan das Meer hats ſo weit eingewaſchen. So bin ich auch ſampt anderen hinzugefahren, vnd hab es eigentlich beſehen; aber kein Mawerwerk iſt mehr da, dan es ſeint ſo viel hundert Jar ſidder der Zerſtöhrung, das es nicht muglich, das es vor den vngeſtewmen Meer ſo lange pleiben möchte. Allein ſeint die großen Fundamentſteine noch vorhanden, und liegen noch ſo an der Rheye, wie ſie vnter ein Haus pflegen, eins neben dem anderen, vnd an etlichen Oertern anders noch droben. Darvnter ſeint ſo große ſteine an vielen Orten, das ſie woll Ellenhoch vber waßer ſcheinen, als das man achtet, ſie werden jre Kirchen vnd Raths-

häuſer daſelbſt gehapt haben. Die anderen ſteine aber liegen ſeine noch in der Ordnung, vnd zeigen ſichtlich an, wie die Gaſſen in die lenge vnd quere ſeint gegangen, vnd die Fiſcher des Ortes ſagten vns, das noch gantze Steinpflaſter der Gaſſen da weren, vnd weren vbermoſet, auch mit Sande bedecket, das man ſie nicht ſehen khönte. Sunſt wan man ein ſpitzen ſtangen hinein ſtieße, ſo khönte mans wol fülen; vnd die Steine liegen vngefehrlich ſo:

(Sind die Steinlagen angegeben, lauter Quadrate.)

Wie wyr hin vnd widder vber die fundamente ſhereten, vnd die Gelegenheit der Gaſſen anmerkten, ſahen wyr, das die Stat in die lenge iſt gebawet geweſt, vnd hat ſich mit der lenge erſtreckt von Oſten zu Weſten. Nun tieffet ſich aber die Sehe je lenger je mehr, wan man bas *) hinein khumpt; darvm khan man die vbrige gaſſen der Stat nicht alle ſehen. Aber was wyr ſahen, deuchte vns, das es wol ſo groß war, als Lübeck. Dan die lenge mocht wol ein klein virteil wegs, vnd die breite was größer wan die breite der Stat Lübeck ſein. Daraus mag man giſſen **), was vielleicht die ander gröſſe, die wyr nicht ſehen khonnten, ſein möge. — — —

LVIII. Götz von Berlichingen. ***)

(1490 — 1562.)

1. Wie Götz ſeine Hand verliert.

(S. 78.)

— — — Wie ich aber damalen ****) geſchoſſen ſey worden, das hat dieſe Geſtalt, ich thet als ein junger Geſell, der auch gern ein Menſch wäre geweſt, und daucht mich auch, als ich jung war, man muß mich auch einen Menſchen und guten Geſellen ſeyn laſſen, und wie wir demnach am Sonntag vor Landshut, abgehörter maſſen wieder ſcharmüzelten, da richten die von Nürnberg das Geſchüz in Feind und Freund, und hielten die Feind alſo in einem Vortheil an einem Gräb-

*) Beſſer, mehr.

**) Muthmaßen.

***) Lebens-Beſchreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eiſern Händ, Eines zu Zeiten Kayſers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers, Worinnen derſelbe 1) alle ſeine von Jugend aufgehabte Fehden, und im Krieg ausgeübte That-Handlungen, 2) ſeine in dem Bauernkrieg A. 1525 wiederwillig geleiſtete Dienſte, und dann 3) einige andere, auſſerhalb dem Krieg, und denen Fehden, gethane Ritter-Dienſte aufrichtig erzehlet, und dabey ſeine erlebte Fatalitäten mit anführet. Mit verſchiedenen Anmerkungen erläutert, und Mit einem vollſtändigen Indice verſehen, zum Druck befördert, von Verono Franck von Steigerwald welchem Zu noch mehrerer Illuſtrirung eine Dissertation de Diffidationibus et Faidis, beygefügt ſich befindet, von Wilhelm Friedrich Piſtorius ... Nürnberg, verlegt Adam Jonathan Felßecker. 1731. gr. 8.

****) Im Bayriſchen Krieg 1504.

lin, daß ich gern mein Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich also halt, und sahe nach dem Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemalt, und scheüßt mir einer den Schwerd-Knopf mit einer Feld-Schlangen entzwey, daß mir das halbe Theil in Arm gieng, und drey Arm-Schienen damit, und lag der Schwerd-Knopf in Arm-Schienen, daß man ihn nit sehen kunt, also, daß mich noch wundert, daß es mich nicht vom Gaul herabgezogen hat, dieweilen die Arm-Schienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie sie sich gebogen hetten, gieng noch ein wenig herauß, aber der Schwerd-Knopf lag wie gemeldt, in Arm-Schienen drinnen, das andere Theil des Knopfs und die Stangen am Schwerdt-Hefft hett sich gebogen, war aber doch nit entzwey, daß ich gedenck, die Stang und das andere Theil vom Knopf hab mir zwischen dem Handschuh und dem Arm-Zeug die Hand herabgeschlagen, also, daß der Arm hinten und vornen zerschmettert war, und wie ich so das siehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut, und leit der Spieß dem Gaul unter denen Füssen, so thet ich eben als wäre mir nichts darum, und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von denen Feinden hinweg zu meinem Hauffen, und wie ich ein wenig von den Feinden hinweg kam, so laufft ein alter Lands-Knecht herab, und will auch in den Scharmüzel, den sprich ich an, er soll bey mir bleiben, dann er sehe, wie die Sachen mit mir geschaffen wär, der thets nun und blieb bey mir, must mir auch den Arzt hohlen, und nachdeme ich gen Landshut kame, so sagten mir meine alte Gesellen, die wider mich im Scharmüzel waren geweſt, wie ich geschossen wär worden, und wär ein Edelmann Fabian von Wallßdorff, ein Voitländer mit mir auch in einem Schuß geschossen worden, und blieb er tod, wie wol mich der Schuß vor traff, daß also Freund und Feind mit einander Schaden nahmen, und war derselbig ein feiner hübscher Gesell, als man unter tausend kaum einen so geraden Menschen finden solte, sie sagten mir auch darbey, was ich zween Tage den Samstag und Sonntag gethan und gehandelt, und zeigten mir alle Wahrzeichen an, was ich für ein Haubt-Harnisch, und wie ich ein Gaul gehabt, und was ich gehandelt hette, daß sie es eben so wol wüsten als ich, wie und was ich mich die zween Tage gehalten hett.

Und von der Zeit an, am Sonntag nach St. Jacobs-Tag, da bin ich zu Landshut gelegen, biß um Fastnacht auffen, was ich die Zeit für Schmerzen erlitten habe, das kan ein jeglicher wol erachten, und wäre das mein Bitt zu GOtt, die ich thet, wann ich in seiner Göttlichen Gnad wäre, so solt er im Nahmen GOttes mit mir hinfahren, ich wäre doch verderbt zu einem Kriegsmann, doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich etwann von meinem Vatter seel. und alten Knechten Pfalzgräfischen und Hohenlohischen gehört het, welcher der Köchle geheissen, und Herzog Georgens von Bayern Feind geweſt ist, der hette auch nit mehr dann ein Hand gehabt, und hette eben alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrichten können, als ein anderer, der lag mir im Sinn, daß ich GOtt aber anrufft und gedacht,

wann ich schon zwölff Händ hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so were es doch alles umsonst, und vermeint derenthalben, wann ich doch nit mehr dann ein wenig ein Behelff hette, es were gleich Eine Eiserne Hand, oder wie es ware, so wolt ich dennoch mit GOttes Gnad und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn als sonsten ein heilloser Mensch, ich bin auch seithero mit desselben Köchles Söhnen geritten, die redlich und berühmt Knecht gewesen.

Und nachdem ich nun schier sechszig Jahr mit einer Faust Krieg, Wehd und Händel gehabt, so kan ich warlich nicht anderst befinden noch sagen, dann daß der Allmächtig, Ewig, Barmherzige GOTT wunderbarlich mit grossen Gnaden bey und mit mir in allen meinen Kriegen, Wehden und Gefährlichkeiten gewesen.

1. Beschluß seiner Selbstbiographie.

(S. 25t.)

— — — UNd zum Beschluß, kan und will ich auch nicht verhalten, daß mir der Allmächtige GOtt Sieg und Glück gegen all meinen Feinden von Jugend auf, als einen armen Menschen, durch sein Göttliche Gnad vielfältig geben und verliehen hat, und kommt mir mein Unglück, darinn ich lange Zeit gewest, allein daher, wann ich mit meinen Feinden und Widerwärtigen gehandelt, daß ich ihnen vertraut hab, und vermeint ja soll ja seyn, und nein soll nein seyn, und was man einander zugesagt, daß man solches wie billig halten solt, darauf hab ich mich verlassen, vertraut und gemeint, andere Leuth sollen thun, wie ich mein Tag gethan hab, und (ob Gott will, noch thun will) durch solche Ursachen und zu viel Vertrauen, bin ich, wie gemeldt, in all mein Unglück kommen und erwachsen, wann ich aber als ein Feind meinen Feinden nit vertraut, wie dann nach Gelegenheit wohl beschehen mag, ist es mir mit GOttes Gnad und Hülff glücklich und wol gangen, anderst kann ich GOTT sey Lob nit sagen, dann da hab ich gewust, wie ich mich gegen meinen Feinden halten soltz GOTT der Allmächtige helff mir noch.

Das habe ich als ein alter erlebter betagter Mann allen frommen, lieben und gottseeligen redlichen Menschen, die seynd Kriegs-Leuth oder sonst, hohen und niedern Stands, Kayserl. Majestät, Chur- und Fürsten, Grafen, Freyherrn, Rittern und Knechten, Städten und andern, sie seyn in welchem Stand sie wöllen, Geistlichen und Weltlichen, die in Wheden und Kriegs-Läufften begriffen, als ein alter treuer von Adel, zu einer Warnung und Exempel aus treuem Herzen und Gemüth nit wollen verhalten. Und helff uns darauf GOTT, das Ewige Wort, dem armen Leib hie und der Seelen dort, behütt uns auch der Allmächtige GOTT vor dem Ewigen Todt, Amen!

Gottfried von Berlichingen zu Hornberg.

LIX. Aus Johann Agricolas Sammlung deutſcher Sprüchwörter. *)

(1492 — 1566)

XI.

(Erſter Thl. Blatt xi.)

Wozů ein yeder luſt vnd liebe hat, des bekumpt er ſein lebenlang gnůg.

Ein yeglicher menſch hat aus anporner art, zu einem dinge mehr luſt, denn zum andern, Alſo einer hat luſt zu mahlen, der ander zu pferden der dritte zu weybern, zu ehr, zu gůt, zu pracht, zu diſem, zu jhenem, Vnd wiewol der menſch voller luſt iſt, ſo ſchwebet doch allzeyt eine oben, vnd vbertrifft die andern luſte, treybet vnd vbet jn auch allermeyſt dahyn vnd zu dem, darauff die luſt gerüſt iſt, alſo, das der menſch diſer luſt folgen můs, ſie gerathe zu glück oder vnglucke zum leben oder verderben. Diſes alles lernet tägliche erfahrung. Doctor Staupitz, Auguſtiner ordens Vicarius ſagte zur zeyt einmal in ſchertz weyſe, Wenn ſich der menſch ſchlaffen legte, ſo flohen alle engel eins yeglichen menſchen gehn hymel, vnd lieſſen den menſchen růwen, Diſe Engel fraget Got, Was thůt dein menſch? Vnd zum andern, Was thůt deiner? Vnd ſo antwort ein Engel, Er trinckt gern, Ein ander aber, Er hat gelt lieb, Der dritte, er ſtehet nach groſſer ehr, Der vierdt, Der fünfft ein anders, Der ſechſt auch ein anders, So ſpricht denn Gott zu einem yeglichen engel, gib es jhm genug, Daher kumpt es denn, das ein yeglicher des gnůg vberkompt, weil er lebt, da zu er am meyſten luſt hat.

CXX.

(Blatt liij.)

Wer kegeln wil, můß auffſetzen.

Auff ſetzen heyſſet, Er můs es wagen, Wer aber ſpilen, kegeln vnd handeln wil auff erden, der můs es wagen wie es geradten wölle. Wer vor den kegeln ſtehet, der hat im ſynne, er wölle alle kegel vmbſchieſſen, vnd trifft doch kaum einen oder gar nichts, Alſo meynet offt ein bendeler, er wölle vil gewynnen, vnd verleuret wol alles, aber es get alſo zů, wer kegeln wil, můß auffſetzen, Wagen gewynnet, wagen verleuret.

---

*) Drey hundert Gemeyner Sprichwörtter, der wir Deutſchen vns gebrauchen, vnd doch nicht wyſſen wo her ſie kommen, durch D. Johann Agricolam von Iſzleben, an den durchleuchtigen, hochgebornen Fürſten vnd Herren, Herren Johann Friderepch, Hertzogen zu Sachſen ꝛc. geſchryben, erklert, vnd eygentlich ausgelegt. M.D.XXIX. 8. Der zweite Theil führt den Titel: „Das ander teyl gemainer Tewtſcher Sprichwörter, mit jhrer außlegung, hat fünffthalb hundert newer wörter. Johann Agricola Eyßleben. 1530.“ 8.

CLV.

(Blatt lxvj.)

Gedancken ſind zoll frey.

Gedancken ſind ſchnell, vnd lauffen weyt vnd niemand mag ſie hindern an jrem wandern, wie Freydanck ſagt, Des hertzeem auge gibt keyn pfand, geet durch meher vnd alle land, Durch hymel vnnd durch helle nidder, vnd kompt doch ſchnell herwyder, Man ſehet gar wol weyb vnnd man, gedancken nyemandt ſahen kan; Die bande kundt nyemand yhe erfinden, da mit man die gedancken mocht gebinden. Die weltliche öbrickeyt muß umb rechts vnd frides willen zu erhalten, vnd ſolche groſſe vnkoſt, ſo auff ein regiment gehet zuerdulden, ſchoß, zinße, gülte vnnd renthe auff die vnterthanen ſchlagenn, auch von denen fordern, ſo durch yhre landt wandlen, reytten, faren vnnd gehen, vnd hie iſt nichts frey, Es muß ſich alles verzollen laſſen, da mit man auff erden handelt alle ware, pferde, wachß, flachs, vnnd wie alle ding namen haben, allein gedancken, weyl ſie heymlich vnd verporgen ſind, ſind ſie zoll frey, Freidanck ſagt, Es ſind ſo dick nicht mawren drey, ich wolt gedencken durch ſie frey.

CCXCVII.

(Blatt cxlv.)

Zehen jar ein kindt
Zwentzig jar ein jüngling
Dreyſſig jar ein man
Viertzig jar wol gethan
Fünfftzig jar ſtille ſtan
Sechtzig jar gehet dichs alter an
Siebentzig jar ein greyß
Achtzig jar nymmer weyß
Neuntzig jar der kinder ſpott
Hundert jar gnad dir Gott.

Die alter eynes menſchen ſind hierynn wol gefaſſet, mit allem das eynem yeglichen alter folget, Eyn kindt wil mit ſeines gleychen ſpilen, wirdt bald zornig, iſt wanckelmütig, wird bald wider müts, Ein jüngling hat luſt zur reutterey, zu jagen vnd auff dem felde zu ſeyn kan vbel leyden die jhm einſagen, was er ſihet wil er nachthun, wie ein Affe, es ſey gůt oder böß, hat nicht groſſe acht auff das was gůt iſt, bringt vil vnnutz vmb, hat eynen hohen můt, leßt ſich gern lieb haben, vnnd wirt eynes dings bald vberdrnß, fellet bald darauff, Ein Man im dreyſſigſten jare trachtet zur narung, ſůchet freundtſchafft, dencket nach ehren, beſynnet ſich wol ehe er anfecht, vnd ſchemet ſich, wenn es nicht nach ſeynem fürnemen hynaus gehet. Viertzig jar iſt das beſte alter, denn wir heyſſen eynen ſolchen man, eynen man bey ſeynen beſten tagen. Funffzig jar iſt der berg, dahyn des menſchen leben kummen iſt, was darüber iſt, das laufft den berg wider herunder. Sechzig jare iſt alter, da nimpt der menſch ab an ſtercke, bawen, ſynnen, vnd wirt wunderlich, karg, verdroſſen, ſchlefferig, vnachſam. Im ſibentzigſten iſt

das ende, Denn die Schrifft ſagt, des menſchen zeyt iſt ſibentzig jare, was darüber iſt, das iſt mühe vnd arbeyt, als der nymmer weyſe, der kinder ſpott, vnd endtlich der todt.

XL. Philipp Melanchthon. *)

(1497 — 1560.)

Ein Sendbrieff, an dem Erbarn, Weiſen, vnd Fürnemen Herrn, Johanes Morenberg, Ratherrn in der löblichen Stadt Breſslaw, meinen gönſtigen Herrn, zu eigenen Handen.

GOttes Gnade, durch ſeinen eingebornen Son Jeſum Chriſtum, vnſern Heyland, vnd wahrhafftigen Helffer, zuuorn, Erbarer, Weiſer, günſtiger Herr, die acta, dauon E. E. ſchreiben, ſein nicht anhero kommen, vnd mügen E. E. darnach fragen laſſen, wo ſie blieben ſind, Ich habe aber von dieſen vnſeligen gezenck, bericht aus des Herrn Adams Schrifft, vnd ſonſt, vnd kürtzlich zu antworten, Iſt mein trew Chriſtlich bedencken, das den Herrn Prädicanten, vnd allen ſo die Kirchen oder Jugend vnterweiſen, ernſtlich geboten werde, daß ſie nicht gezencke in Kirchen, oder Schulen anrichten, von diſer oder andern ſachen, Sondern, ſo jemand etwas zu diſputiren für hat, das er daſſelbige faſſe in ſchrifften, vnd einen Erbarn Rath, oder denn verordenten Herrn zur Kirchen regierung, allein, vnd erſtlich zuſtelle, vnd nicht ins volck ausbreite, und das die Herrn ſolches ſelbſt erwegen, vnd ſonſt rath ſuchen bey vortraueten Perſonen, vnd Kirchen, wie die Herrn zu Nürnberg lenger denn dreiſſig Jar gethan haben, Vnd haben damit Oſiandrum, vnd andere vnruhige Leute, im zaum gehalten, vnd viel vnruhe verhütet: Vnd haben der Erwirdige Herr Doctor Lutherus, vnd die andern Legenten allhie, niemal in Nörnbergiſchen ſachen geſprochen. Dieſe erſte meinung, bitte ich, wolle EE. zu gemüt führen, denn es kan kein Parth dieſes für vnbillich achten, Das man anderer Kirchen Gericht höre, vnd nicht aus eigenem trotz vneinigkeit anrichte.

Zum andern, hab ich vernommen, das die Herren Prädicanten in ewern Kirchen ſich vereiniget haben, wie ſie gleichlautent vom heiligen Sacrament reden wollen, vnnd nicht weiter disputationes auff den Predigſtul bringen: Dauon bedencke ich, das jnen zugebiten ſey, das ſie in jhrer vereinigung alle bleiben. Denn es iſt nicht nötig, alle disputationes vor daz Volck zu bringen, Vnd welcher nicht dieſem Gebot wil gehorſam ſein, dem ſage man, daz er wegziehe, ohne weitere vnruhe. Vnd domit kein weitleufftigkeit, oder vngewiſſe reden hierin geſucht werde, Spreche ich, das ich bleibe in der Forme, wie ſie in examine Megal-

*) Etzliche (7) Lähr, vnd Troſtreiche Schrifften, vnd Erklerung fürnembſter Artickel Chriſtlicher Lehr, Von dem Ehrwirdigen, vnd hochgelarten Herrn, Philippo Melanthone, Kurtz vor ſeinem Gottſeligen Abſchiedt geſtellet. Itzo durch Johan Maiorn D. in Druck verfertigt, Durch Zachariam Krafft. — Anno MD.LXXXVIII. 4.

burgenſt geſatzt iſt, Vnd habe dieſelbige zeit, vnnd zuuor, bedacht, vnd bin noch dieſer meinung, das nicht nötig ſey, das man dem Volck predige, wie Sarcerius ſchreibet, das man die Erde auffkratzen ſol, ſo etwas dorauff treufft, Sondern dieſe Regula iſt, vnd bleibet Warheit, Kein ding kan Sacrament ſein, auſſer der actien, die der herr Chriſtus inſtituirt, vnd eingeſetzt hat. Vnd hat Doctor Luther dieſe Regulam, jme ſehr wol gefallen laſſen. So doch etzliche grobe, trunkene Theologi, diſelbe vor 20 Jaren angefochten haben, vnd nemlich, Doct. Wenceslaus Linck. Dieſes ſage ich allein zum bericht, dieſen groswichtigen ſachen nachzudencken, Vnd dieweil viel vorwirte disputationes erregt werden, das man bedencke, wie zu reden ſey, vnd das man nicht alle fantaſeyen auff den Predigſtuel bringe, Sondern, das man das Volck trewlich von vbunge des Glaubens, vnd frucht des Sacaments vnterrichte, vnd zur Communion vermane, Denn gewislich war iſt, Das der herr Chriſtus bey ſeinem eingeſatzten Ministerio gegenwertig, vnd krefftig iſt, vnd iſt da, nicht von wegen des Brods, Sondern von wegen der glaubigen Menſchen, die dieſe Göttliche ordnung verſtehen, vnd nicht verachten. Welche vnſſinnigkeit iſt, das die Papiſten fragen, was die Meuſe da freſſen. Item, do Weſtphalus ſchreibet, das der Leib Chriſti, in allen orten, in ſtein, vnd holz ſey. Solche unfletige reden, ſol man nicht auff den Predigſtuel bringen. Das auch Leonhardus Stöckel ſchreibet, Ich vnd andere, ſollen vns mit Weſtphalo zuſammen thun, vnd des Weſtphali Schrifften helffen ſtercken. Das wil ich nicht thun.

Zum Dritten, So ein erbar Raht, ſolchen nicht aus der Stadt wegſchaffen kan, der vnnötige fragen auff den Predigſtuel bringt, ſo iſt doch dieſes mein trewer Raht, vnd bit, das die andern Prädicanten, die zufrieden, vnd zu der Forma, wie geſagt iſt, geneigt ſein, in jrer beſcheidenheit beſtendig bleiben, vnd andere nicht ausdrücklich Condemniren, oder ſich vernemen laſſen, als wolten ſie gegenpart machen. Es haben die Papiſten grauſame Abgötterey eingefüret, welche geſtercket werden, durch dieſe, welche die Regel nicht halten wollen, Das nichts Sacramens ſey, auſſer der eingeſetzten action. Zu Wormbs von zweien Jaren, ward uns eine frage geſand, von den Räthen zu Anſpach, Ob der Leib Chriſti auch in Bauch gehe. Dagegen wir ein ernſtlich Decretum gemacht. Vnd haben ſich ſolcher disputation ſehr viel zugetragen, Doraus leicht zuuorſtehen iſt, das nicht zugeſtatten iſt, das man alle fantaſeien auff den Predigſtuel bringe. Es ſind auch die Prädicanten zuermanen, das ſie zuuor lernen, wie die alte erſte, reinere Kirche, von dieſer ſache gered hat, ehe ſie ſolche gezencke erregen. Vnd obgleich etzliche newe Scribenten vnförmlich reden, Als in Theophilacto dieſe Wort ſein, das da werde μεταστοιχείωσις, Transelementatio: So iſt er doch newe, Vnd mag mit Warheit berichten, vnd beweiſen, daz dieſelben wort, in dem Grichiſchen Exemplar, das noch in der Bibliotheca des Herrn zu Haſſenſtein iſt, nicht ſind, vnd kan angezeiget werden, das viel Betrug in den Bäbſtlichen Scribenten gebraucht iſt.

Ich beſorge, die Welt werde von wegen Abgötterey, und Bäbſtlicher Meſſen, vnd vmbtragens, grauſame ſtraffe haben. Vnd wird dieſer

Streit vom Sacrament, große ſpaltungen, verfolgunge, blutuergiſſen, und verwüſtunge bringen. Vnd iſt hochnötig, das wir zu dem Herrn Chriſto ſchreien, das er ſelbſt ſeiner Kirchen helffen wolte. Darbey ſollen auch die Regenten vleis thun, das ſie, ſo viel möglich iſt, vorhüeten, das nicht freuele Clamenten, **disputationes** erregen, die ſie nicht verſtehen: Das man auch **infirmorum** ſchone, vnd das elende ſchwache **Corpus Ecclesiae** zuſammen halte, ſo viel Gott Gnade gibt. Dieſe ſache, wird hart geſtritten, vnd gibt viel bluts in Gallia vnd Italia, Wie die Reformation in Anglia geſchehen iſt, werden wir auch bald vernehmen. Der Almechtige Son Gottes, Jeſus Chriſtus, der geſprochen hat **Ero vobiscum usque ad consumationem seculi**, wolle gnediglich vns allen helffen, E. Kirchen, Ewere Erb vnd die Ewern bewahren. **Datum pridie Cal. August.** 1559.

LXI. Aus Georg Rügner's Thurnierbuch. *)

(um 1497 geb.)

Das Geſtech, ſo zu Nürnberg gehalten.

(1451.)

Wie im Tauſent vierhundert ein und funffzigſten jar in der Statt Nürnberg ein faſt ehrlich Geſtech (ſo ein Geſellengeſtech, altem Gebrauch nach, genennt) durch Marggraffen Albrechten zu Brandenburg, vnd etliche Gefürſte vnd andere Graffen, auch Freyherren, Ritter, vom Adel, Adeliche vnd andere alte erbare Geſchlecht, gehalten worden iſt.

Erſtlichen iſt zu wiſſen, daß ſich der Krieg vnnd der widerwill, ſo eine Zeitlang zwiſchen Marggrafen Albrechten zu Brandenburg vnd gemeiner Statt Nürnberg geſchwebt, im tauſend, vierhundert, neun vnd viertzigſten jar geendet hat, nemlich daß dazumal durch Keyſerliche Majeſtät vnd etliche Fürſten zwiſchen jhnen ſo viel gehandelt, dardurch dieſelben zwietracht hingelegt vnd gericht worden ſein, vnd darauf folgens im tauſent, vierhundert ein vnd funffzigſten jar, auch der Hochgedacht Marggraffe Albrecht ein ehrbar Rhat der gemeldten Statt Nürnberg erſucht vnd auch gebetten, daß ſie jm vnd ſeinem Hofgeſind zugefallen ein Faßnacht vnd ein Geſellengeſtech bey jhnen halten, auch etliche auß vnd von den Adelichen vnnd alten ehrbarn Geſchlechten, in gemeldter jrer Statt Nürnberg wonhafft vnd ſäßhaft, darzu in ſolch Geſellengeſtech zu kommen verordnen wollten, ſo ſollte es nach alter gleichmäßigkeit mit Pferden, Secken, Tartſchen vnnd Spieſſen, vnd allen theil dargeleget, on alte gefehrlichkeit gegen einander gehandelt werden, darauff ſein Fürſtliche Gnaden auch ein Kleinot zwen vnd dreißig gülden wehrt,

*) „Thurnierbuch, Das iſt: Warhaffte eigentliche vnd kurtze Beſchreibung, von Anfang, Vrſachen, Vrſprung vnd Herkommen, der Thurnier im heyligen Römiſchen Reich Teutſcher Nation, Wie viel offentlicher Land Thurnier von Kaiſer Heinrichen dem Erſten dieſes Namens an, biß auf Kaiſer Maximilian gehalten. Franckfurt a. M. MDLXXIX." fol.

mit sampt einem Höflichen Krantz, durch seinen Gemahel auffbieten, vnd auch seiner Gnaden Frauenzimmer vnd hofgesinde mit jm bringen, vnd sich mit denselben in allen bescheidenlichen vnd nachbarlichen wesen erzeigen vnd halten wolt, deßhalben denn auch sein Fürstlich Gnad ein tag, nemlich auff Montag nach aller Mann Faßnacht, zu solchem Ritterspiel angesetzt hat, auff welches dann ein ehrbar Rhat zu Nürnberg sich gegen dem Hochernennten Fürsten der sachen vnderthänig willfahrung zu thun erbotten, daßselb laut seiner Gnaden beger bewilligt, vnd seiner Gnaden zugeschrieben, auch dabei angezeiget vnd angebotten, daß die gemeldeten Geschlecht in Nürnberg wonhaft, sampt andern ihrer freundtschafft, seiner F. G. zu ehren ein Kleinot zwentzig güldin werth, mit sampt einen Krantz zu solchem Stechen geben wolten. Demnach denn der Hochermeldt Fürst Marggraff Albrecht mit sampt seinem Frauenzimmer vnd Hofgesinde, auff den Sontag aller Mann Faßnacht nach essens zu Nürnberg ehrlich eingeritten ist, vnd sein folgens am Geyln Montag nach essens sein F. G. mit etlichen Gefürsten vnnd andern Graffen Freyherren, Rittern, vom Adel, Adelichen vnd andern alten ehrbarn Geschlechten mit vier vnd zwentzig Helmen wol geziert auff die ban kommen, vnnd wer diesselben von allen theilen gewesen seyn, vnd welch in solchem Gestech das best gethan, vnd die Dänk erhalten haben, die folgen mit jhren Namen vnd Wapen hernach angezeigt. — —

Item die weil der Hochgemeldt Marggraff Albrecht, desgleichen die von Nürnberg, zu solchem Gesellenstechen, wie vor anzeigt stehet, etlich Kleinot auffgeworffen vnd auch sonst auffgeworffen worden seyn. Nemlich, welche derhalben das best in solchem Gesellenstechen thun würden, daß dieselben mit solchen Kleinoten samt den Dank zum Tanz verehret vnd begabt werden solten. Also steht hernach angezeigt, von welchem das best gethan, nemlich die vier Kleinot vnd Dänck, mit sampt dem Tanz, erhalten, vnd also mit begabt vnnd verehret, wie denn nach solchem gehaltnem Gestech am Geylen Montag zu nacht auff dem Rathhauß zu Nürnberg ein herrlicher vnd frölicher Tantz, mit Frauwen vnd Jungkfrauwen gehalten worden ist.

Item erstlich hat man dem Hochgemeldten Fürsten Marggraffe Albrecht als einem Fürsten, den Fürstendank vnd ein Tantz, vnd das beste Kleinot Herrn Friederich von Seckendorff, Ritter, seiner Fürstlich Gnaden Hofmeister, der solchs mit seinem stechen vnd viel ledigen fellen erhalten hat, gegeben.

Item den andern Dank hat erhalten Conrad Haller, der auch bey Hochgedachtem Fürsten Marggraff Albrecht am Hof gewesen, welcher mit dem besten Kleinot sampt einem Tantz verehret vnd begabt worden, wie er dann in solchem Stechen sich redtlich vnd tapffer gebraucht, auch fast viel lediger fell behalten, vnder welchen er denn auch hochgemeldten Fürsten zu dreyen malen ledig herab gestochen, aber doch seinen Fürstlichen Gnaden zu ehren auch allewegen mit willen seinen Sattel geraumt hat, vnd mit jm herab gefallen.

Item den dritten Danck hat erhalten Graffe Wilhelm von Hen-

nenberg, der dann mit der dritten Gab oder Kleinot, mit ſampt einem Tantz verehret vnd begabt worden iſt.

Item den vierdten Dank hat erhalten Graffe Hans von Wertheym, der dann mit der vierdten Gabe oder Kleinot, mit ſampt einem Tantz verehret vnd begabt worden iſt.

Folgends an der rechten Faſtnacht haben auch an der mehr Graffen, vnd Herren, vnd vom Adel, ein Geſellen Geſtech gehalten, derhalben ſie denn das Frauwenzimmer mit zween Ringen mit Krentzen verehrt hat.

Vnd nach dem allen iſt der hochgemeldt Fürſt mit ſeinem Hofgeſind, von ſolcher gehaltner freud vnd kurtzweil mit ſondern gnaden ab vnd anheyms gezogen, vnd hat hinter ſeinen Fürſtlichen Gnaden verlaſſen, vnd ſich erbotten, daß ſein Gnad den jenen ſo ſich in ſolchenn gethanem Geſellenſtechen vnd Ritterſpiel jres beſten vermögens, vnd mit aller gehorſam, erzeigt, vnd ſeinem Fürſtlichen Gnaden alſo damit gedinet haben, hinfüro allen freundtlichen vnd gnedigen willen allewegen mit ſondern fleiß beweiſen wölle. — — —

LXII. Sebaſtian Frank.

(1500 — 1545.)

Aus der deutſchen Chronik.*)

a. Die Tartaren Schlacht bei Liegnitz 1241.

Wie die Türcken vnd Tattern, Poln, Reuſſen, Vngern, Schleſi, vnd Merhern haben geſchleyfft, vnd greulich mord begangen.

Anno 1241. kam Bathus der Tarter künig in Reuſſen vnd zerriſſen Ris die weit vnd köſtlich hauptſtat diß lands, in welcher ſtat wol 300 kirchen vnd ein ertzbiſchoff was, vnder welchem vil biſchoff von der

*) „Germaniae Chronicon. Von des gantzen Teutſchlands aller Teutſchen völcker herkommen, Namen, Händeln, Guten vnd böſen Thaten, Reden, Räthen, Kriegen, Sigen, Niderlagen, Stifftungen, Veränderungen der Sitze, Reich, Länder, Religion, Geſatze, Policei, Spraach, Völcker vnnſitten, Vor vnnd nach Chriſti geburt, Von Noe diß auff Carolum V Ankunfft vnnd Stifftung der Reich, Biſtumb, Fürſtenthumb, Herrſchafftenn, Stett, Elöſter vnd Stifft. Genealogia vnd geſchlecht Regiſter der Potentaten vnd Thurniers gnoſſen. Wie vil lender vnd völcker Germania begreiff, vnd wie weit jre Grentzen erſtrecke, wie offt ſie in ander Länder jre ſitz verruckt, wie vil künigreich beſetzt, vnd wie vil völcker von jn außgangen, herkommen. Auch von der Teutſchen vralten, alten vnd newen ſitten, bräuchen vnd policei. Item von Teutſcher nation geſchwellen, gelegenheit, fruchtparkeyt vnd eygenſchafft. Auß glaubwirdigen angenommen, Geſchichtſchreibernn, zů ruck diß blats verzeichenet, zůſamen getragen, Vnnd die Teutſchen den Teutſchen zu Teutſch, ſich ſelbs darin, als in einem Spiegel zůerſehen, fürgeſtelt. Durch Sebaſtian Francken zů Wörd." Am Schluß: „Gedruckt zů Augſpurg, durch Alexander Weyſſenhorn u. ſ. w. Anno MDXXXVIII." fol.

Thanau durch Woldaw, Walachei, Reuſſen, vnd Moſcabiten waren, auch etliche vergülte tücher in diſer ſtatt, vnd vil notfeſter porten vnd thürn, welch ſtat noch heut öd ligt, vnd ein wonung der thier iſt. Bathus erwürgt alle die fürſten der Reüſſen, vnd fürt den raub in die ſtatt Lüblin, auch alle geiſtlich clöſter vnd Conuent erwürget, ein groß volck edeln vnd vnedlen gefangen weggefürt, vnd forter auff Crocaw in Poln zůzogen, da machten ſich auff alle fürſten vnd herrn in Poln, ſampt allem volck vnd adel Batho entgegen, der alles mit brandt, mord, vnd gräulichem blůtdurſt ſchleiffet vnd verherget.

Als es nu zů einem treffen kam, lag Poln er nider, vil fürſten vnd herren worden erſchlagen, der ſchreck kam in das landt, die bauren wichen mit jrem vihe, weib, vnd kind in die vngewonſamen awen vnd pfützen, der Adel vnd überblibene Fürſten, flohen auß dem land in Vngeren, Cracaw die hauptſtatt in Poln ward nahend öd vnd läer gelaſſen, da zogen ſie auf den äſcher mitwochen on widerſtandt in die läre ſtatt, plůnderten, beraubten, vnd zerſchleyften alles, ſonderlich den tempel, vnd zohen hinauff Preßlau die hauptſtatt der Schleſier, die funden ſie auch läre, vnnd verbrenten da alle heuſer. Mathias vonn Michaw ſagt, als die bürger mit jren beſten kleynoten auß der ſtatt ſind geflohen, ſeien des Hertzogen von der Schleſi knecht auß dem ſchloß in der beſetzung ſelbs in die ſtatt gefallen, alle liuerung in das ſchloß gefürt, vnd die ſtat ſelbs mit fewer angezint, der hoffnung, ſich in dem ſchloß baß zůerhalten, die weil ſamleten ſich alle Hertzogen vnd anſtöſſer in der Legnitz, mit groſſem kriegßuolck vnd bawrßleütten, auch der groß-meyſter von Preuſſen, vnnd vil creutzer, die dem feindt zů weren, ſich mit dem creutz bezeychnen lieſſen.

Hertzog Henrich füret das heer zur Legnitz auß, vnnd als ehr neben dem zug ritt, fiel ein ſtein von vnſer Frawen tempel herab, vnd hett jn nahendt erſchlagen, das was ein böß zeychen, Vor der ſtatt teylet er das heer in vier hauffen, die kreutzer vnd ertzknappen vom Goldtberg, vnd frembd knecht, zelet er in erſten hauffen, die füret der Marggraff von Mehern, ein Pfaltzgraff Salislau füret die Polecken, der Großmeyſter aus Preuſſen mitt ſeyner Ritterſchafft füret die Preuſſen, den vierden füret Hertzog Henrich öberſter, Feldthauptman über alle vier hauffen, das der hett ein gemiſchten hauffen von Schleſier, Polecken, Merhern, Vngern, u. ſ. w.

Nun auff den neündten tag Aprilis kamen ſie auff dem weitten feld, das gůtt feld genant, mitt den Tarteren zů ſchlahenn, vnnd griffen die Tarter manlich an, vnnd war ſo ein hefftig ſchlacht, zů beden theylen inn zweyffel ligenn ſieg, das die Tarter ſchier erlegt waren. Da was ein Fendrich der Tarteren, füret ein groß fendlin, daran ein zeychenn wie ein Griechiſch **X** oder wie ein Andres creutz, vnnd oben auff der lantzen oder ſtang des fendlins, war ein ſchwatzer kopff mitt einem langenn bart, den bezaubert er, das ein vergiffter dampff, fewer flammen, vnd rauch herauß ging, ſo er das Fendlin erſchüttet, der erſchreckt die Polecken, das ettlich inn ein onmacht fielen, inn dem fielen die Tartern ihn die vnſern, das ſchier alles auff der walſtatt blib, was

das leben hett, auch der Großmeyſter auß Preuſſen, Hertzogenn, vnnd Pfaltzgraffen ſelbs, Hertzog Heinrich weret ſich an dem lengſtenn, Zů letſt ward er vnnder die üchſſenn hineinn geſtochenn, das ehr über das pferd abſanck, bald neben außgefüret, enthaupt, geplündert, vnnd darnach nackendt außgezogen, das haupt auff ein ſtange geſtecket, man kondte auch jhn nach der geſchehnen ſchlacht vor andern kriegern nit kennenn, dann das er ſechs zehenn am linckenn füß hett, Der Tarter ſchůff mann ſolt jedem erſchlagenenn ein ohr abſchneidenn, das ſie der erſchlagnenn zal wiſſen konden, alſo haben ſie neün geſtoſſen ſeck vol ohrn gefunden, vnd das haubt Hertzog Henrichs zur Legnitz, für das ſchloß Legnitz gefüret, aber ein verbrent ſtatt gefunden, die ſie die inwoner auß forcht der zůkunfft Bathi ſelbs verbrent hetten, da verbrennet er im abzug das gantz land, das volck war faſt erſchlagen vnd gewichen. Als nu das gantz Reuſſen, Poln, vnd Schleſi geſchleyfft war, zohe Bathus mit 500. mal tauſent man vff Vngern zů.

b. Kuntz von Roſen, des Kaiſer Maximilian Hofnarr.

(Blatt CCLXXI.)

Diſer hochweiß vnnd berümpt Fürſt*) hochlöblicher gedächtniß, het einen ſchalcksnarren, Cůntz von der Roſen genant, gar in groſſem vertrawen vnd anſehen bey jm, den er in hohen wichtigen hendeln vnd todts nöten probiert vnd allzeit weiß, trew vnd vnder der geſtalt der thorhait gar anſchlegig fande, der auch jn etlich mal gewarnet vnd beim leben erhalten hett, alſo daz diſer ſchalcksnarr Cůntz von der Roſen, hoch von jm begabt, nit der geringſt vnder Maximilian gar gehaimen räthen ward geacht, von diſem Cůntzen ſo zů S. Baſtian zů Augſpurg neben dem bild Chriſti als ein ſchächer zur rechten conterfeyt hanget, ſagt man ſouil kurtzweil vnd abentheür, ſo er allzeit durch ſundere geſchwindigkeit, vnd vernunfft in geſtalt ains narren hat angericht, das ain eygne hiſtori von jm were zůſchreiben, yetz hat er alle blinden in Augſpurg zůſamen bracht, vnd jn ain ſaw an ain pfal auff offnem blatz bunden, da yeden ein kolben in die hand geben, welcher die ſaw erſchlag, des ſey ſie, da ſeind die blinden zůgefaren, vnd ainander nach der ſaw über die lenden vnd grind geſchlagen, das jhr etlich zur erden geſuncken, das über auß lächerlich zůſehen gweſen. Eins mals als dem Keyſer in kriegßlauffen gelt iſt abgelauffen, hat er jm in ernſtem ſchimpff gerathen, er ſoll ein ſchreiber werden, ſo hab er auch gelt, dardurch ſeiner Mai. durch ſein weiſe thorheit zůuerſteen geben, der ſchreiber alſantz, finantz, geitz vnd reichtumb, dann das ſunders die Hertzogen von Oſterreich an jn haben, daz ſie ſich fürſtlich laſſen nieſſen, vnd wol beroppfen, alſo daz ſich allzeit gůt bey jn zůwörmen gweſen iſt. Cůntz von der Roſen hat auff ain fart eim ſpectackel zů Augſpurg zůgſehen, vnd mit andern auff ain rörkaſten geſtanden, auſſen auff den rand herumb, da ye ainer den andern gefaßt vnd vor fall gehalten hatt, wie ein aneinander glüte kettin, da iſt Cůntz mit willen hinder ſich zůruck

*) Kaiſer Maximilian.

in brunnen gfallen, vnd alle die auf dem ranfft des brunnens geſtanden, mit jm in kaſten geworffen, daz das waſſer ob jn zůſamen geſchlagen hat, vnd ein groß gelächter vnd geprümmel im volck gemacht. Summa an kurtzweil iſt jm nie gerunnen. Kayſer Max. hat jn reich vnd gar wolhabend gemacht, vnd groß ſchatz werdt geacht.

c. Lob Germaniens.

Vorrede zur deutſchen Chronik.

Vber das iſt ietzt Germania alſo vonn Gott begnadet, begabet vnnd erhöcht, das ſich keine Nation icht rühmen mag, des ſich nit alleyn teuſchs landt, das alle landt beſonders habenn, alles rühmen möge, langwiriges treyd, gůtter geſunder wein, lufft, volck, fruchtpar, volckreich land vnnd leut, all künſt auffs höchſt, alſo das bede truckerey vnd büchſſen gieſſen vnd noch vil mehr Germania erfunden hat, vnnd noch täglich new land, welt vnnd künſt erfindenn. Es iſt ein langmütig, leutſelig, vnnd gegen anderen Nationen gehalten, ein Gottſelig volck, das gegen vil Nationen an ſitten, Gotsforcht, gůtem gewiſſen, heylthumb iſt. Da findt man die weitreyſendſten, reicheſten kaufleut, als kaum in einem land, ſo künſtlich arbeyt in malen, ſticken, graben, ſchnitzen, bauwen, gieſſen, ſchreiben, vnnd allerley kunſt, das ſich deß auch der türck verwundern, vnnd den teutſchen drumb zů gnaden kommen můß. Es iſt auch ein můtig rinfertig leichtſinnig volck, zů allerley ſchimpff vnnd ernſt gericht, vnnd auff alle ſättel gericht. Alſo das einer Gott loben ſolt, das er in Teutſch land gefallen ein teutſcher vnd kein Barbarus wie jhener Griechiſch Philoſophus, geporn were, Das aber die Rhömer auch die teutſchen Barbaros haben genant, iſt jr brauch geweſen, alle die ſo nit vnder jrem ſcepter Römiſch ſeind geweſen, vnd Welſch geredt, die Barbaros zů nennen, ſo lang biß ſie jr gebůt vnnd zungen habenn angenommen.

2. Aus dem Zeitbuch.*)

(Blatt clxxxj.)

Widerbringung der von Hieruſalem, vnd anfang des Künigreichs daſelbſt bey den Chriſten.

VOn Chriſti geburt tauſent neünundneüntzig jar, Kamen die Haupteleůt vnd Hertzogen des Chriſtlichen namens zů Antiochia zů hauff, vnd

*) „Chronica Zeytbůch vnd geſchycht bibel von anbegyn biß inn diß gegenwertig M. D. xxxj. jar. Darinn beide Gottes vnd der welt lauff, hendel, art, wort, werck, thůn, laſſen, kriegen, weſen, vnd leben erſehen vnd begriffen wirt. Mit vil wunderbarlichen gedechtnißwürdigen worten vnd thatten, gůten vnd böſen Regimenten, Decreten. x. Von allen Römiſchen Keiſern, Bäpſten, Concilien, Ketzern, Orden vnd Secten, beide der Juden, vnd Chriſten. Von dem vrſprung vnd vrhab aller breůch vnd mißbreůch der Rhömiſchen kirchen, als der Bilder, H. eer, Meſß, Ceremonien. x. ſo yetz im Bapſtumb im ſchwanck geen, wie eins nach dem anderen ſey einbrochen, was, wa, wann, durch

Bremundus ward zum Fürsten der selbigen stat erclärt. Als aber dazwischen Hugo der groß gestorben was, do entschlussen sich die andren hauptleüt (außgenummen Raymundo der die stat Cesaream belegert) nun fürt an mitt hörs krafft gen Hierusalem nach jrem fürgestreckten zil zů ziehen. Demnach kamen sy in Lycia zůsamen, im fürsatz die stat Tortosam zů stürmen. Aber nach drey monaten zogen sy vngeschafft von dannen, an die stat Tripolim, die liessen sy auß bitt jrs Künigleins befridet. Darnach schickten sy sich durch die nähern weg, wie wol rauch vnd birgig, gen Hierusalem zů, vnd zohen mit drey rotten, an drey örten. Vnd als sy aber nach etlichen gelegern, für etwa vil stett fürzohen, vnd ander wegen ein stat von den Türcken vnd Sarracen wüst gelassen, lär vnd öd funden, vnd für an biß auff vj. tausent schrit gen Hierusalem kamen, vnd des morgens vor auffgang der Sunnen der stat zynnen ansichtig wurden, Hilff got mit waz grosser frolockung, geschrey, Jubel ꝛc. entpfiengen sy die statt, Also daz vil tausend Christen vor freüden niderfielen, vnd mit freüdenreichen zähren vnd erbermlicher berde, dise heilge stat grüßten. Nun ist dise statt in der Palestinischen gegent Syrie auff einem hohen berg gelegen vnd auch mit hohen bergen vmmgeben. Sy hat keinen prunnen noch wasser dann den Bach Syloe, Der dann vom berg Syon mitten durch daz taal Josaphat fleüßt. Im summer verseycht er offt, also das gar kein wasser für fleüßt. Aber daselbst hat man inner vnd ausserhalb der statt onzelich vill Cistern des regenwassers. Jr feld stoßt an vil völcker vnd feind des Christlichen namens. Dann es sehen die Arabier, Moabiter vnd Ammoniter, vom Auffgang, Sedumei, Egyptij vnd Philistei vom Mittag, Die Mörstett, Ptolomaida Tyrus, Tripolis, von Nidergang, vnd Tiberias, Cesarea, Decapolis, von Mitternacht, in dise gegent vnd grentz hinein. Als nun die Christen an die pforten vnd mauer der stat hinzů kamen, do warden sy räthig die stat allenthalb vmbzůgeben, vnd fiengen an vier orten krefftiglich an zů stürmen, vnd eroberten die mit gwalt. Do beschahe ein solche schlacht vnd blůtvergiessen in der stat, daz man in der erstochnen blůt wůte biß über die knoden. Wenn die nacht nit kummen wer, so hetten sye diß tags auch den tempel eingenummen. Als man sich aber des anderen tags den tempel der voll leüt stecket zů stürmen rüstet, da ward den burgern darinn mit klägklichem erbärmlichen gschrey vmb gnad bittende, sicherung des Lebens zůgesagt. In solcher gstalt ist die stat in der Christengwalt kummen am xv. tag Julij. Anno M.xcix. Nach dem die selb statt von der zeit

---

wen, vnd warumb. Ankunfft viler Reich, breüch, neüwer fünd. x. Summa hierine findestu gleich ein begriff, summari, innhalt vnd schatzkammer, nit aller, sunder der Chronickwirdigsten, außerlesnen Historien, eingeleibt, vnnd auß vilen von weittem doch angenummenen glaubwirdigen büchern, gleich als in ein ymmen korb müselig zůsamentragen, in seer gůtter ordnung für die augen gestelt, vnd in jjj Chronick oder hauptbücher, verfaßt. Durch Sebastianum Francken von Wörd, vormals in teütscher zungen, nie gehört noch gelesen. — — Anno M.D.xxxi.“ Fol.

Heraclij des Keisers, von den Sarracenen beseſſen worden iſt. Darnach zohen die hauptleüt den harniſch ab, vnd hieſſen den tempel reinigen, vnd wandleten diemütigklich zů dem heiligen grab. Deßgleiche thete auch alle menig der Chriſten.

Gotfridus der erſt Künig zů Hieruſalem. Anno. M.c.

Als ſy nun ſollich freüde vnd andacht acht tag begangen hetten, fiengen ſy an zů rathſchlagen von einem künig der ſtat zů geben. Do ward Gotfridus von den Hauptleüten vnd aller menigklich zum künig berüffen, vnd von den hauptleüten auff den achßlen zum heil'gen grab getragen, vnd ein Künig zů Hieruſalem genent. Aber wiewol er die bürde vnd ſorg des regiments annam, ſo wolt er doch die kron vnd den titel des reichs nit haben vnd ſprach, Das es vnzimlich wer, daz ein andrer künig zů Hieruſalem wer, dann der Künig der Juden Chriſtus Jeſus, Vnd daz ein ſündiger menſch ein kron von gold auf ſeinem haupt tragen ſolt, do der Ertzkünig Chriſtus ein dörnine kron getrage hät. Aber wie in menſchlichen dingen nichts langckwirigs iſt, ſtarb er im erſten jare nach eroberung der ſtatt an dem kalten wehe oder fieber.

3. Aus der Sammlung der deutſchen Sprüchwörter. *)

(Blatt cxij.)

Das böß leert ſich ſelbs, das gůt iſt hert wie ein fels, laßt ſich nitt gewünnen.

Man darff dem vnglück keinen botten ſchicken, es kumpt von jm ſelbſt nun ze früy inns huß.

Man darff nit lüß ann belz ſetzen, ſy wachſend ſelbſt drinn, oder kriechend ſelbs wol dryn.

Man darf den tüfel nit über die thür malen, er kompt wol ſelbs inns huß.

Die natur hat was edel, köſtlich, gůt iſt, verhalten, alſo daß mans nit dann mit groſſer müy kan erobern: das vnnütz vnkrut wachßt vngeſäyt vnd vngepflantzt wol ſelbs im garten.

Das gold ligt inn bergen, das kaat am wäg.

Krieg, allerley plaag, kranckheit, vnfal, ſünd, ſchand ſind täglich brot by den menſchen, vnd farend in allen gaſſen vnd hüſern vmb. Frid, liebe, glouben, trüw, fründtſchafft, allerley tugent, glück, heil, laßt ſich nienen ſähen, oder ye wenig, vnd wirt nit dann mit groſſen ſchlegen gelernet, erarnet vnd geſtudiert, vnd kompt daz gůt fur an, das böß iſt vonn jm ſelbſt vff dem plan, man darffs nit zehuß laden.

*) Der vollſtändige Titel: „Sprüchwörter Gemeiner Tütſcher nation, erſtlich durch Sebaſtian Francken geſammlet, nüwlich aber in kommlicher ordnung geſtellt vnd gebeſſert, Jeſus Syrach. Richt dich nach den Sprüchwörteren der wyſen. Gedruckt zů Zürich bey Euſtachin Froſchouer.“ 1545. 8. Zwei Theile.

(Blatt cxiiij.)

Man ſagt ſelten etwas, es iſt etwas dran. Man heißt kein kü bleßlin, ſy habe dann ein ſternlin.

Das gemein geſchrey iſt gemeinlich gröſſer dann die ſach an jr ſelbs, doch iſts ouch ſelten gar fäl. Das geſchel iſt nitt gar fel. Das geblär loufft nit gar lär. Doch ſind allweg die fröſchen vil vnd groß im bach, vnnd die byen wie die ſchaaf. Daz iſt zeuil, aber nit gar fäl, es ſind den nocht ſchaaff im land, vnd iſt etwas an der ſach. Es iſt ouch nüt ſchnällers dann diſes geſchell, dann es flügt von einem zum anderen, bald durch die gantz welt: darumm ſind eerblieb gröſſer dann andere, dann er ſtilts nit vnd behaltet den diebſtal heimlich, ſonder wirfft ouch die geſtolen eer anderen zum roub für, vnnd machet daß an diſem lümmden ouch wol zehen tuſent andere dieb werdend, die demnach an jres nächſten eer ſich vergryffend, vnnd zů dieben werdend.

LXIII. Erasmus Alberus.

(1500 — 1553.)

Aus dem Alcoran des Erasmus Alberus. *)

1.

(S. 59.)

Ein Bärwolff hatte beyde, in vnnd auſſer der Statt groſſen ſchaden gethan, vnd Menſchen vnd Viehe verderbt. Als er aber Franciſcum ſahe, da fiel er jhm in den Schoß, vnd war ſo gedultig wie ein Lämlein. Da ſprach Franciſcus zu ihm: Bruder Wolff, Du haſt groſſen ſchaden gethan, Ich will aber, daß du mir verheiſt, nimmermehr weder Viehe noch Menſchen zu beſchedigen, dagegen ſollen dich die Burger ernehren, daß du keinen mangel leyden ſolt. Wilt du mir denn geloben? Der Wolff nickte mit dem Haupt, vnnd meinte ja. Da ſprach Franciſcus: Wolan, ſo gelobe her, Da gab jhm der Wolff den förder-

*) „Alcoran. Wundermäßige, Abenthewrliche Geſchichtbericht, Von der Barfüſſer Münch, Eulenſpiegels Francisci Leben, Thaten, Wunderwercken, die er wie ein rechter Meiſter Hemmerlin, vnd Cuntzenjäger, ſo Affenboßirlichen nachgeſprungen, gegaucklet, vnd Fabionirt, daß es jhme keiner je zu, geſchweygen vorgethan hette. Welchem Eine nicht weniger zeit kürtzende vergleichung, ſeines Spießgeſellens Benedicti, mit dem Propheten Esaia, Menniglichen zu ergrubelirung, ſpintiſirung, vnd tieffgründigen Vrtheil, Welcher vnder dieſen beeden die artigſten Boſſen gemacht, vnd erwieſen, auch den ſchönen Catherinſeniſchen Regel: Roſen: Veyelkrantz erobert, gewunnen, vnd vnſern groſſen Guckelhanen auß Indianen ertantzt habe. Sampt Deß Wundenthätigen Guckel Frantzen Kuttenſtreit, wie ſeine Nachkömling, die geſchorne Platten Kuttenhengſt vnd Kappenbrüder, ſampt jhren Quadricornuten, ſich vmb dieſelbige, vnd ſein verlaſſenſchafft, in jhrer abtheilung, geſpriſſen, geriſſen, vnd vertheilet haben. Zugefygt, zuſammengeſetzt, gantz vngepletzt, ans Taglicht geſtellt. Gedruckt im Jahr M. DC. XIII." 8.

ſten rechten Fuß, etc. Franciſcus ſprach: Bruder Wolff, Ich gebiete dir bey dem Namen JEſu Chriſti, daß du mit mir geheſt. Der Wolff war gehorſam. Vnnd die Burger verwunderten ſich vber die maſſen ſehr. Da fienge Franciſcus an zu predigen, vnnd der Wolff ſtund neben jhm: als er auß geprediget hatte, ſagte er zu dem Volck. Lieben Brüder vnnd Schweſtern, hie ſtehet Bruder Wolff, vnd verheißt euch, vnd den ewern nimmermehr keinen ſchaden zuthun. Dagegen habe ich jhm von ewer aller wegen zugeſagt, Jhr wolt jhm die koſt geben, vnd niemand vnder euch werde jhm ſchaden thun. Wolt jhr nun ſolches halten, wie ich jhm von ewert wegen zugeſaget habe, ſo ſaget ja. Da waren die Burger alle willig, vnnd guter ding. Da ſprach Franciſcus: Wolan lieben Burger, So will ich für Bruder Wolff Bürge werden, daß er keinem Menſchen noch Viehe ſchaden thun ſoll. Darnach ſprach er zum Wolff, daß alle Burger höreten, Bruder Wolff, Du wirſt mir hie für allen Burgern geloben, daß du dich recht halten wilt, etc. Der Wolff nickte mit dem Kopff, vnd meinet ja. Franciſcus ſprach: Wolan ſo gelobe her, Da gab er jhm den Fuß mit groſſer Demut. Da ward ein groß frolocken in der Statt. Alſo gieng der Wolff in der Statt täglich von einer Thür zur andern, vnd bettelt, vnd thet niemand kein leid, vnnd kein Hund ball ihn an. Nach zweyen Jahren ſtarb er.

2.

(S. 83.)

Ehe denn Franciſcus ſtarb, ſungen die Lerchen, welche Franciſcus lieb hatte, Vnnd er ſagt, ſie bedeuten ein Münch, denn ſie haben Kappen wie die Münche, vnnd iſt ein demütig Vögelein, wie ein Münch, vnd gehet gern auff die Wege, vnd ſucht Körnlein, Alſo gehen die Münch auch **mendicatum**, vnnd wenn ſchon die Lerchen Körnlein im Dreck finden, ſo eſſen ſie es doch, alſo verachten die Münche nichts, ſchlagen nichts auß, loben Gott, wie die Lerchen. Item ſie haben grawe Röcke an, wie die Münche, etc. Wiewol nun die Lerchen feind ſind den Finſternüſſen, ſo kamen ſie doch zur Veſperzeit zu Franciſco, weil er ſterben ſolt, jhrer war ein groſſe menge, vnd hatten ein groß geſänge, etc.

LXIV.

Aus Aegidius Tſchudi's Schweizerchronik.*)

(1505—1572.)

1. Die Sempacher Schlacht.

9. Juli 1386.

(Erſter Theil. S. 525.)

Als dero Zit Hertzog Lüpold von Oeſterrich mit ſinem Hör von Surſee kommen was, und ein mercklich Volck bi Im hat ze Roſſe,

*) „Aegidii Tschudii geweſenen Land-Ammans zu Glarus Chronicon Helveticum. Oder Gründliche Beſchreibung Der So wohl in dem

wann Er 4000 gerüster Pferde, der besten Herren, Ritter und Knechten die man in Landen wußt, in sinem Dienst allda hat, und ouch ein Michel Volck ze Fuß, do ward Er ze Rat für Sempach ze ziehen, und meint das ze erobern, innert der Zit als die von Lucern und die Waldstett Ir Volck zum teil bi denen von Zürich im Turgöw hettind, und die von Sempach von deßwegen nit Entschüttung gehaben möchtind, wann Er wußt nit daß dieselben vier Waldstett etwas der Sachen halb gemerckt und wieder harumb von Turgöw gezogen, und biß in Rotenburger Ampt kommen wärind. Also hat Hertzog Lüpold Im endlich fürgesetzt die Statt Sempach ze überziehen, und Ir Ungehorsami und Abfalls wegen ze zerstören, ob Ers aber doch nit erobern möcht, so wolt Er doch schleitzen was da was, und das Korn abmäyen und verbrennen lassen, wan er etlich hundert Mäder ze solchem verordnen ließ, nun was das Stettli durch die von Lucern zimlich wol besetzt, also brach der Hertzog am Morgen früy mit sinem Hör ze Surse uff, und zoch für Sempach am 9 Tag Höwmonats, an St. Cirillen-Tag biß 1386. Jars, an welichem Tag die von Bern die Statt und Burg ze Willisow erobertend, und verbrandtend als obstat. In mitler wil hattend sich die vier Waldstett Lucern, Uri, Schwitz und Underwalden ouch etwas baß gen Sempach genähert, und als Inen wider Warnung kam, wie jetz der Hertzog mit siner Macht für Sempach geruckt, zugend Si ouch am selben Tag bi guter Zit bi Sempach uff das Veld. Wie aber der Hertzog von erst für Sempach mit sinem Volck kommen was, begund Er lassen schleitzen und wüsten vor der Statt, und ließ das Korn abmäyen und verderben. Do rannt Rutschmann von Rinach mit etlich mutwilligen Rütern an die Statt, rufft zun Burgern spyender wiß hinin, si sollend den Mädern das Morgenbrod haruß schicken, do antwurt Im der Schultheiß von Sempach, Er hoffte sine Herren von Lucern mit Iren Eidtgnossen wurdint bald kommen und Inen das Morgen-Brod bringen, in solchem so zugent die vier Waldstett ouch daher, dero was biß 1300. Knechten, namlich von Lucern 400. von Uri 300. von Schwitz 300. von Underwalden 300. und dann allerlei zugeloffener Knechten, von Zug und Glarus, von Entlibuch, und von Rotenburg bi 100. Knechten. Und alsbald Si der Vienden Hör ansichtig mochtend werden, fielend Si nider uff Ire Knie, und betteten mit zertanen Armen, wie

---

Heil. Römischen Reich als besonders in Einer Lobl. Eydgnoßschafft und angräntzenden Orten vorgeloffenen Merckwürdigsten Begegnussen, Alles Aus Authentischen Brieffen und Urkunden, auch gröstem Theils mit beygefügten Copeyen aller zu dieser Historie dienlichen Documenten und Diplomatam, mit sonderbahrem Fleiß aus denen vornehmsten Archiven Loblicher Eydgnoßschafft zusammen getragen. Nunmehro zum Ersten mahl aus dem Originali herausgegeben, und mit einer Vorrede und nöthigen Anmerckungen, Wie auch einem Register versehen Von Johann Rudolff Iselin, J. U. D. . . . Erster Theil, Von Anno M. biß MCCCCXV. (Zweyter Theil, Von Anno MCCCCXV. biß A. MCCCCLXX.) Gedruckt zu Basel, In Verlegung Hanß Jakob Bischoff. Anno MDCCXXXIV. (Zweyter Theil. Anno MDCCXXXVI.)" Fol.

dann Ir Bruch ist. Wie das die Viend sahend, machtend Sie ein Gespött daruß, sprachend, die zagen Lüt fallend nider uff Ir Knie, wellend uns um Gnad bitten. Aber die Eidtgenossen stundent uff und rucktend gegen Viend uß dem Wald, dardurch Sie gezogen, uff die Wite hinuß in das Veld. Der Hertzog als Er der Eidtgnossen Zukunfft vernam, rufft er die Sinen ouch zum Strit, indem so rennt Herr Hanß Ulrich von Hasenburg Fry, biß an die Eidtgnossen hinzu, und beschowet Ir Ordnung gar eigentlich, kart wider umb zu sinem Hör, und zeigt dem Hertzogen an, wie das Völckli klein, und aber gantz unverzagt daher zugend, in Meinung, Si anzegriffen, darumb riet er dem Hertzogen, daß er für sin Person uff den Tag an sin Gewarsami gen Sursee sölt faren, und sin Volck lassen fechten, do fiel Im Herr Hanß von Ochsenstein Fry, in sine Red, und sprach, Hasenburg, Hasenhertz, das verdroß den von Hasenburg gar sehr, und sprach zu dem Ochsenstein, man soll noch hüt wol sehen, ob du oder ich der Zäger werde sin, also stund der Hertzog und die Herrschafft ab den Rossen, und woltend zu Fuß striten, huwend die Schnäbel ab den Schuhen (wie dann damalen der Bruch was, lange Schnäbel-Schuhe zu tragen) Si machtend Ir Ordnung gut und vast, und stalt sich der Adel aller vornen dran an die Spitz, die gemeinen Knecht, und das gemein Volck so nit vom Adel was, mußt alles dahinden stan, dann diewil der Eidtgnossen so wenig was, do wolts der Adel ze tod schlagen, und woltend nit, daß man sagte, die gemeinen Knecht hattends getan, wann Sie meintend Si hettend den Sieg gewiß in Händen und was der Adel gantz begierig ze striten, wann ouch die mannlichisten Herren, Ritter und Edelknecht allda warend, so man in Landen wußt. Vil junge Edelknecht liessend sich von Hertzogen ze Ritter schlagen, die uff dem Tag Ir Ritterlich Tat bewisen woltend. Also redtend die Herren abermal mit Hertzog Lüpolten, Er solte nit mit Inen an den Strit gan, Er solte da ze Roß halten und sehen wie sich jedermann der Sinen hielte, und solt die Sinen lassen fechten, das wolt der Fürst nit tun, und sprach, das wolle GOtt nit, sölt ich üch lassen sterben, und ich genesen, ich will übels und guts mit üch han, ich will bi minen Rittern und Knechten hüt sterben oder genesen, uff dem minem und umb min Erbe. Also ward der schwartz Graf von Zollern und Herr Johanß von Oberkilch Ritter, mit einer Anzal Volcks ze Roß und ze Fuß zu einer Hinderhut verordnet an des Hertzogen Teil, der Adel war mütig und Freudig von Ir grossen Macht wegen, gedachten nit an das alt Sprichwort, daß Uebermut und Verachtung des Viends nit wol ußschlug Als nun beid Teil Ir Ordnung und Spitzen wol gemacht und einander genaheten, do griffend Si einander hertiglich uff fryen Veld mit grimmen Mut, und ward da ein gut wil gar streng gestritten. Nun was des Adels Ordnung starck und groß, und ouch so wol gestossen, und mit Harnisch angetan, daß die Eidtgnossen die nit wol brechen und trennen mochtend. Nun hattend die Herren vil grösser Glenen, die warend innen hol, do was einer von Uri, hieß Antoni zer Port ein Edel-

knecht von Meiland gebürtig, und ſaß zu Flülen in Uri, der verſtunt ſich wol der Dingen, dann Er vor vil die Krieg gebrucht hat, diſer ruff denen ſo Halebarten hattend, daß Si uff die Glen ſchlugtend, alſo Si ouch tatind, damit begundend die Glen brechen, und hielt ſich derſelb Juncker Antoni gar wol an diſem Strit, und facht daß Er gebrochen ward. Alſo was einer von Underwalden Arnold von Winckelried genant, ein redlicher Ritter, der ſprang für die Ordnung uß, und umſchlug mit ſinen Armen ein Theil der Vienden Spieſſen, des gab Er ſin Leben darumb, do brachend daſelbſt die Eidtgnoſſen den Herren in Ire Ordnung, und begundent die mit Strits Not trennen und brechen. Nun was es als ein heiſſer Tag, als es das Jar nie geweſen, und leid man ze beid Siten groſſe Not von der Hitze, beſonders waren die Herren gar wol bezügt, und ſchwer angelegt mit Harniſch, und wurdent der Hitz und des Strits ſo müd, daß Iro etliche in dem Harniſch erſtickend, die nie wund wurdent, etlich hettind gern Ir Harniſch und Züg von Inen geworffen und barröſt geſtritten, do möcht Inen nit ſo vil Wil werden, alſo Not tatind Inen die Eidtgnoſſen. Wie nun des Hertzogen Ordnung getrennt ward, do hettind die Herren gern dem Hertzogen davon gehulffen mit dem Leben, und nötend In des, wann Er das noch wol hett mögen tun, wann Er gewellen hett, do widert er ſich, und wolts nit tun, und ſprach, das verbüt mir GOtt, es iſt ſo meng fromm Bidermann, Grafen, Herren, Ritter und Knecht mit mir in Tod gegangen, umb minet willen, daß ich von denen wichen ſölt, ich will lieber erlich ſterben, als unerlich uff Erden leben. Indem ſo hört und ſah Er, daß ſin Panner von Oeſterrich not leid, und untergan wolt, wann dieſelb Panner gieng zu erſten mal ab und ze grund, und wie Er die ſach ſo ernſtlich ſchwäben und not lyden, ouch Herr Ulrich Arberger Ritter, der die Panner trug, hart ſchryen, retta Oeſterrich, retta, do ylet und trang der gehertzt mannlich Fürſt derſelben ſiner Panner zu, wolt die entſchütten, alſo wurd Er am ſelben Ort erſchlagen.

Wie nun der ſchwartz Graf von Zollern, und Herr Hanß von Oberkilch (die mit eim Zug in die Nachhut geordnet warend) ſahend daß des Hertzogen Ordnung getrennt was, und die Eydgenoſſen begundtend oben ligen, namend ſie die Flucht, do begunt des Hertzogen Hör überall ze wychen, und behubend die Eydgnoſſen das Veld ritterlich, Und wie die flüchtigen Herren gern wider zu Iren Gülen wärind gſin, do was das Troßvolck von Schrecken mit den Pferden dahin geflochen, und müſtend die Herren ſo davon kamend, ze Fuß entrinnen. Die Eydgnoſſen aber, als ſi das Veld behept, fiengen ſi angentz an ze blündern, und jagten den Vienden nit nach, ſie hettind ſunſt dero noch vil umbracht, und groſſen Schaden tun mögen. — — — —

2. Von dem Veldstritt und Schlacht zu Näfels.

(7. April 1388.)

(Erster Theil. S. 545.)

Morendes am Donstag früy, des 9. Tags Aprellen, biß 1388 Jahrs ein Stund vor Tag, zog das Höre ze Wesen uß mit aller Macht, und zugend gestracks in das Land Glarus, und kamend an die Letzi bi Näfels ze angendem Tag, do lag Mattis von Büelen, der dero von Glarus so der Letzi hutend Houptmann was, der hat bi 290. Knechten bi Im, und ließ schnell den Sturm gan, also, daß gar bald die Lüt uß den Kilchhörinen ze Mullis und ze Glarus alldahin kamend, daß Iro etwa bi 300. ward, dann die hinder Landtlüt uß den Tälern mochtend nit so bald der Sach innen werden, noch dahin kommen, dieselben Glarner so sich an der Letzi gesammlet, understundent die Letzi den Vienden vorzuhan, und zerlegtend sich gar wit, wie dann die Letzi durch den Boden von einem Berg biß an den andern gat, also was Iro vil ze wenig, und wurdent ze schwach einer solchen grossen Vili und Macht die Letzi mit Gewalt vorzehaben, und brachend die Vind mit Gewalt durch die Letzi, und kostet etwa mengen tapffern Mann von den Glanern, ee sie von der Letzi wichen weltind.

Wie nun die Vind durch Ir Übermacht die Letzi mit Gewalt gewunnind, und in das Land fielend, do begundent sie angentz in das Dorff ze Näfels fallen und ouch gen Mullis, roubtend und blünderteuds, zündent das Dorff ze Näfels an, namend das Vech allenthalben uß denen Ställen, und hattend ob 1000. Houpt-Vechs zesammen getriben, und hattend der Glarnern wenig mer Acht und meintend es wär alles erobert; — Die frommen Glarner warend zerströwt, und an der Letzi wit von einander kommen, wann si ze wit von einandern gelegen warend, und wie si von der Letzi getrungen wurdint, do rufft der Glarner Houptmann Matis von Bülen, daß si mit der Panner dem Berg zu bi der Routi zugind, und daselbs den Berg zeruck nemmind, damit si nit von Vienden gar möchtind umgeben werden, do ward Im von etlichen gevolgt, und kam Iro bi hunderten samt der Panner mit grosser Not an dasselb Ort, die Routi genant, und hubend die Panner wol empor, damit die zerströwten Glarner die gesehen möchtind, dann es an demselben Ort ein Höhi hat, also beguntend die zerströwten Glarner Ir Panner bi dem Berg noch uffrecht sehen, die begunten sich zesammen sammlen, da 30. da 60. wie si dann mit Not zesammen kommen möchtind, und understundent zu Irem Panner ze kommen, do geschah etwa menger Angriff ee das sin möcht, und kostet ouch mengen Mann die erschlagen oder wund wurdint, ee sie durch die Vind kamind an den Berg, wiewol ouch die Vind zertrennt lagend von Blünderns wegen, dann etlich für Metstall hinuff biß gen Glarus hininn rittend ze rouben, etlich Glarner warend in der Zerstörung von der Letzi biß gen Schneisingen hinuff getriben worden, die erlittend ouch mengen ruchen Angriff, ee si wider zu der Panner hinab kommen mochtind. Und wie die Vind gewar wurdent, daß sich die Glarner wider

bi dem Berg an der Routi verſamlet hattend, do tatend ſie ſich wider zeſammen ze Roß und ze Fuß, und woltends vollentz umbringen und rantend die Reißigen gar ſcharff an die Glarner, die Glarner griffend die Herren unverzagt an, und wurffend mit Steinen gruſenlich in di Herren, und in die Roß, wann es allda ein groß Gande von handvölligen Steinen hat, alſo wurdent die Gül von dem Werffen tobig und ſchellig, daß etlich die herren abwurffind, und ſich nit mer woltend laſſen wenden noch wyſen und ward ein Getrang und Geſteckung der Roſſen in einandern, daß ſich die Herren nit gerüren noch geweeren mochtend, do ſchryend die Herren Irem Volck, daß ſi hinder ſich wichen, damit ſi ouch zu fechten kommen mochtind, und nit erworffen wurdint; alſo tatend Inen die Glarner je länger je nöter mit grüwlichem Werffen, Howen und Stechen, daß gar vil Volcks ertödt ward, und beguntend die Herren wichen, und trucktend Inen die Glarner ſtreng nach, und in demſelben ſo kamend ouch die 30. Knecht von Schwitz, und ouch noch etlich von Glarus harfür, mit einem groſſen Geſchrey, als es in aller Not was, entweritz dem Berg nach, und griffend ouch dapfer an, das gab den ermüdeten Glarnern, die ſich vaſt ermüdet hattend, erſt ein nüw Hertz und friſche Erquickung, und als die Viend von der Routi in das Dorff zu Näfels wichend, und das Geſchrey der Glarnern nüwen Hilff hörtend, und eben vil Volcks verloren hattend, dann Inen ob 3000. uff der Walſtatt erſchlagen und erworffen warend, do namend ſi gemeinlich die Flucht, das geſchach wenig vor den nünen vor Mittag, als man jetz villnach 5. Stund an einander an der Letzi, und uff der Walſtatt bi der Routi, und darvor einandern angriffen, hert und ſtreng geſtritten hat, die Glarner und Ire getrüwe Helffer von Schwitz iltend den Vienden nach durch die Lindt, darinn ſi vil ertranckend, und jagtend ſi über das Riedt hinab nutz gen Weſen an die Bruck, und in dem Nachjagen, do kamend von dem Sturme die Landlüt uß Lietal, und uß Sernfftal, und anders woher uß dem Land ze Glarus, die nit ee von Witi wegen hettend mögen darkommen, dann man erſt an ſelbem Morgen den Uberfall kund geton hat, wann ſunſt von jegklicher Kilchhöri allein etliche Zuſätzere in der Abrede bi der Letzi gelegen warend, alſo kamend in dem Gelöuffe der Glarnern bi 700. zeſammen bi der Bruck ze Weſen; aber an der Schlachte, und als der Strit erobert ward, do warend nit mehr als 400. Mann, dero warend 30. von Schwitz als obſtat, und 2. von Uri, die kamend beid um, Uber das Riet hinab wurdint der Vienden ouch vil erſtochen, wie ouch die Viend an die Bruck gen Weſen kamend, und Inen die Glarner wetlich nachjagtend, do ward das Gedräng der Vienden uff der Bruck ſo groß, daß die Bruck mit Inen innbrach, und ertranck vil Volcks, dann Inen was ſo not ze fliehen, daß niemand des andern achtet, und zoch je einer den andern hinunder, dann ſi waren all ſchweer angeleit, und wol geharniſt, darzu müd und hellig, es ertrunckend ouch vil, die in den See und in das Waſſer, ſo von Weſen hinab loufft, gejagt wurdint. Es floh ouch ein groß Volck der Vienden für Urnen nider in das Gaſtern und in die March, denen ward nit nachgeilt, dann die

Glarner woltend ſich nit mer teilen, und iltend mit Ir Panner denen nach, die uff Weſen zufluchend, als obſtat, wann daſelbs hin floch der groß Huff.

3. Graf Rudolf von Habsburg. 1266.

(Erſter Theil. S. 166.)

— — — Dero Zit reit Graf Rudolf von Habſpurg (harnach Künig) mit ſinen Dienern uffs Weid-Werck gen Beitzen und Jagen, und wie Er in ein Ouw kam allein mit ſinem Pferd, hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach durch das Geſtüd ze erfaren, was das wäre, do fand er ein Prieſter mit dem Hochwürdigen Sacrament, und ſin Meßner, der Im das Glögkli vortrug, do ſteig Graf Rudolf von ſinem Pferdt, kniet nider und tet dem H. Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wäſſerlin, und ſtellt der Prieſter das H. Sacrament nebend ſich, fieng an ſin Schuh abzeziechen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten ſin, dann der Stäg durch Wachſung deß Waſſers verrunnen was; der Graf fragt den Prieſter, wo Er uß wölt? der Prieſter antwurt: Ich trag das H. Sacrament zu einem Siechen der in groſſer Kranckheit ligt, und ſo ich an diß Waſſer kumm, iſt der Stäg verrunnen, muß alſo hindurch waten, damit der Krancke nit verkürtzt werd: Do hieß Graf Rudolf den Prieſter mit dem Hochwürdigen Sacrament uff ſin Pferd ſitzen, und damit biß zum Krancken faren, und ſin Sach uß richten, damit der Kranck nit verſumbt werd. Bald kam der Dienern einer zum Grafen, uff deß Pferdt ſaß Er, und fur der Weidny nach.

Do nun der Prieſter wider heim kam, bracht Er ſelbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit groſſer Danckſagung der Gnaden und Tugend, die Er Im erzeigt; do ſprach Graf Rudolf: das wöll GOtt niemmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüſſen das Pferdt überſchrite, das min Herrn und Schöpffer getragen hat, dunckt üch, daß Irs mit GOtt und Recht nit haben mögent, ſo ordnend Ir es zum Gottzdienſt, dann ich habs dem geben von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut ze Lechen hab: Der Prieſter ſprach: Herr, nun wölle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewiglich an üch legen.

Morndes darnach reit der Graf zu dem Clöſterlin Var an der Limagt, zwüſchen Zürich und Baden gelegen, da was ein ſelige geiſtliche Cloſter-Frow, die wolt Er heimſuchen: die ſprach zu Im: Herr, Ir hand des vordrigen Tags GOtt dem Allmächtigen ein Eer bewiſen mit dem Roß, ſo Ir dem Prieſter ze Allmuſen geben, das wird der Allmächtig GOtt üch und üwer Nachkommen hinwider begaaben, und ſöllend fürwar wüſſen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchſte zitliche Eer kommen werdend: darnach iſt derſelb Prieſter deß Churfürſtlichen Erz-Biſchoffs von Mentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von ſolcher Tugend, ouch von Mannheit diſes Grafen Rudolfs ſo dick angezeigt, daß ſin Nam im gantzen Reich rumwürdig und bekannt ward, deß Er harnach ze Römiſchen Künig erwelt ward. — —

LXV. Johann Fiſchart.

(Ohngefähr 1521 — 1590.)

1. Aus der Geſchichtsklitterung. *)

a. Gurgellantulas Erziehung.

(S. 171.)

Das ſechs vnnd zwentzigſt Capittel.

Wie Gurgellantula mit dermaſſen feiner zuchtlehrung vnnd Lehrzucht durch D. Lobkundum von Ehrenſteig ward vnterricht, daß er kein ſtündlin vergebens hinricht.

ALS Kundlob von hohen Rhumſteg die vndienlichkeit vnd ſchädliche weiß zuleben ſeines vndergebenen Gurgelmans erkant, ward er zu rath ihn in ſtudierung guter Künſt anders anzuweiſen. Aber vberſah es jm die erſten tag, inn betrachtung, daß die Natur die plötzliche änderungen wegen der gewaltſame, on verdrießlichkeit nicht wol vberſtehet vnd außhart. Derwegen ſolch ſein vorhaben füglicher ins werck fort zu ſetzen, bat er ein weiſen Artzet derſelbigen zeit, genannt Herr Theodor Lilgenkol oder Lüllenkul (vom geſchlecht des Ehrwirdigen Latinzarten Herzen Lily, deſſen der **Priscianus vapulant** Kautreckkodriſch wol gedencket) darauff bedacht zu ſein, den Gargantubald auf beſſere pfad zubringen: Er Culingius etwas klüger, doch nicht glückkaffter, als der Baur, welcher ein heylige allgemeinehilffliche Purgatz ſeinen verlohrenen Eſel zu finden einnam, vnd denſelben als er ſich zu pflütteren beim Zaun niderſetzet, durch die Hurſt erſahe: gieng gleich hin vnd rüſtet jm ein Teuffelsbannige ſcharffe Purgatz von Anticiriſchem Helleboriſchem Nießwurtz zu, gab jhm die ein, vnnd reiniget jhm damit alle verruckung, verſchupffung, alteration vnnd verkehrte diſpoſition vnd vnweſenlichkeit des Hirns Wundert euch diß, es dundert noch ſchlägt es

*) Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtsklitterung. Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen langen vnnd je weilen Vollenwoldeſchreiten Helden vnd Herren. Grandgoſchier Gorgellantua vnd deß Eitelburſtlichen Durchdurſtlechtigen Fürſten Pantagruel von Durſtwelten, Königen in Vtopien, Jederwelt Nullatenenten vnd Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien, Fäumlappen, Dipſoder, Dürſtling, vnd dudiſchen Inſeln; auch Großfürſten im Finſterſtall vnd Nudel Nibel Nebelland, Erbvögt uff Nichilburg, vnnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenſtein vnd Niergendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzöſiſch entworffen: Nun aber vberſchröcklich luſtig in einen Teutſchen Model vergoſſen, vnd vngefärlich oben hin, wie man den Grindigen laußt, in vnſer Mutter Lallen vber oder drunder geſetzt. Auch zu diſen Truck wider uff den Ampoß gebracht, vnd dermaſſen mit Pantadurſtigen Mythologien oder Geheimnus deutungen verpoſſelt, verſchmidt vnd verdängelt, das nichts ohn das Eyſen Niſi dran mangelt. Durch Huldrich Ellopoſcleron. Si laxes erepit: Si premas erumpit, Zu Luck entkriechts, Ein Truck entziechts. Im Fiſchen gilts Miſchen. Gedruckt zur Grenflug im Gänſerich. 1594. 8.

doch nicht. Es hat doch der Warſager Melampus (der alſo genannt ward von dem einen ſchwarzen fuß: dann als jhn ſein Mutter Kindsweiß inn ein Wald ließ vertragen, ward jhm inn der eil alles verdeckt auſſerhalb eim fuß, welchen die Sonn gar ſchwartz brannte) derſelb Schwartzfuß hat mit der ſchwartzen Nießwurtz oder Daubmäl, des Königs Proeti vnſinnigen Töchtern wider zu recht geholffen, vnnd die ein Tochter Hüpſchnäßlin damit verdienet. Hat der nicht wol genießt, ſo ſagt jhm, Gott helff euch. Was ſag ich vom ſchwartzen Mäl am Fuß? Carneades der Philoſophus mit den langen Regeln, hat nimmer ein Buch anfangen zu ſchreiben, er hat zuuor die ſchwartz Chriſtierwurtz (welche die Narren Chriſtwurtz nennen) gebraucht. Darumb haben alle Würtzler vmb Bingen vnnd Mentz, auch damals, als Lingeculius für vnſer Strotzgurgel das Recept macht, die Cliſtierwurtz auff der Ingelheimer Heyd all ergraben vnnd zutragen müſſen, alſo daß es die Venediger, denen mans hieuor Ruckörbenweiß zugetragen, ſehr geklagt, auch die Bingheimer Meuß, ſo deren gelebt, vor leid ſeidher geſtorben. Nun mit dieſem Hirnhölenborn bracht Kundloh zuwegen, daß er alles das, welchs er zuuor vnter ſeinen alten Lehrmeiſtern eingeſogen, vergaß, gleich wie etwann der Muſickkünſtlich Meiſter Timotheus ſeinen Lehrjüngern that, die zuuor von anderen Muſicweiſern vnderricht waren worden. Dann nicht weniger müh iſt, böſe angenommene vnart abzugewinnen, abzuziehen vnd zu entwehnen als von Newem zu rechter weiß anzuführen, zugewehnen, vnnd gute art zuentlehnen. Derhalben ſolches bekömmlicher außzuführen, führet er jhn zu Gefehrten vnd Geſellen zu, weiſe Leute, alle die er da antreffen mocht: auß welcher beiwohnung er jnen änlich zu ſein oder vortrefflicher zu werden, auß eifer entzündet, noch großmüthiger ergeyſteret vnnd hertzhaffter ermanet, einen begirlichen geluſt vnnd ſehnliche begird bekam auff andere geſtalt ſein ſtudieren anzurichten, vnnd ſich auch wol begabt von angearteter ſcharpffſinne zu erweiſen. Dann es jhm auch jetzund anfieng an die Bindriemen, wie dem Hercule, zugelangen: Da jm auff dem wegſcheid Fraw tugend mit Buch vnd Rocken, vnnd Fraw Wolluſt, mit Lauten vnd eim Weinkelch — — — — in der Offenbarung bekamen, vnd jede auff jhren weg jn bereden wolt, Derwegen ſolchen mut nicht vnder der Aſchen erſtöcket ligen zulaſſen, ſondern mit dem Blaßbalg ſtrenger anmanung vnd vnabläßlicher übung mehr auffzublaſen, richtet jm Kindlob ſein ſtudium auff ein ſemliche weiß an, daß er nit eine tagſtund vnnützlich verzeret, ſondern all ſein zeit inn Schrifftgründung vnd ehrlichen zu Weißheit förderlichen künſten vnd übungen zubracht. Alſo ward allewell Gargantua dahin gewänet, daß er vmb vier vhren morgens erwachet, vnd vnder deß er ſich mit eim helffenbeinen Sträl, von gantzen Helffanten zänen zuſammen gefügt, kämmet, vnd mit eim hölzinen Reißhürſtlein das Haubt krazet vnd rib, laß man jhm etwas auß heyliger Geſchrifft, mit verſtändlicher pronunciation durch einen jungen Knaben, bürtig aus dem Land, da man (Kompt jhr grüſſet, genannt Anagnoſtes) Darauff kondt er Gott des andachtiger anruffen: dann was der Mund annimmt zukauwen, daran hat der Magen zudauwen. Was darff man viel Bett-

glöcklein? feinds Pfiff oder Stoßgebettlein, so gibt eins jeden anligen genug Notpüff vnnd Notstöß zum Gebett: derhalben behulff er sich mit der Gebettformular, die heut ein jeder Cantzelstand vnd Predigstulbeschreiter zusammen klittert, damit er auch wie ein Schwalbennest am Hauß, an Doctor Geßners Bibliotheck oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber sie werden mir im andern theyl zur Liberei noch wol bekommen, vnd wird sie kein Lumroff schützen, es sey dann ein fronemul. Folgends gieng er zur heimlichen reinigkeit, sich der natürlichen däwungsmateri zuentladen. Demnach widerholet sein Preceptor was gelesen war worden, vnnd legt jm die schwer verständlichsten puncten auß. Kehrten alsdann wider vmb, vnnd besahen gelegenheit des himels ob er noch solcher gestalt, wie sie jhn den vorigen abend gemerckt, geschaffen: Vnd inn was zeichen Sonn vnnd Mon denselben tag gang, vnnd solche ohn die Nörnbergischen lebendigen Aeurlein, vnnd ohn ein Vhrwerck im Münster zu Straßburg: Allweil man diß vorhett, vnder des war er angethan, gestrält, vom Schuh biß zum hut, aufgebutzt, geräuchert vnnd erlabt, also das wann er nur gebeicht het, wer er mit dem nechsten Pergamenseligen in den Himmel gefahren.

Hierauff repetiert und repliciert man die Lection des vorigen tags, daß er die nicht im Schulsack, verliegen ließ. Da recitiert ers außwendig: goß, gründet vnd gab vmb mehr verstands willen desselbigen etlich Exempel von fürfallenden händeln vnnd geschäfften, die er oder andere practicirt hatten; Daß weret etwan auff zwo oder drey stunden, biß er sich gar außgerüst, eingenestelt, gefegt, inn die Händ gespeitzet, die Stümpff aufgebunden, außgebürstet, ersteubert vnd erblasen hett. Da kam man erst darnach auff den rechten butzen, that jm die ordenliche Lection auff drey stunden. Nach vollendung dessen, giengen sie hinaus auff Ferripfatetisch, conferierten vnd vnterredeten sich von inhalt der gehaltenen Lectur, vnd fügten sich hiemit auff das grün Bruch, oder auff die Schweitzermatten, die Reinisch Wisen, vnd die Schwäblisch Au, da spilten sie des Ballens, sprangen der Röck, stiessen der Böck, des Handballens, des vberkreyß'schenckens, der Grubenkinder, des Rucksprungs, des Häuschreckensprungs mit gleichen Füssen für sich, des Jungfrauwurffs durch die Bein, der Barr, des Wettlaufs, des einbeinigen Thurniers, des Garnwind, des Brennjagens, der fünff Sprüng der weitest, vnd anders, damit sie eben so weidlich den Leib übten, als sie zuvor das Gemüt vnd die Seel geübt hetten. Vnd stunden solche Spiel jnen frey, dann sie liessen dauon ab, wann es jnen gefal: Vnd hörten gemeinlich auff, wann sie vber den gantzen Leib vor schweiß tropffteu, wie ein Badschreyffer, oder sonst ermüdet waren. Darauff trockneten, wischeten vnd riben sie sich sehr wol, zogen frische hembder an, newe kleyder vber alte Filzläuß, vnd giengen damit alle gemachlich fuß für fuß zu hauß, zusehen ob der Imbiß fertig sey. Vnder deß sie nun warteten, brachten sie beredeter, diuisierlicher Discurirlicher, auliirlicher weiß die zeit zu, mit erkundigung vnnd erwegung allerlei zeitung, discutirung etlicher Antiquitteten, erzehlung etlicher schöner Sprüch, die sie auß der Lection behalten hatten. Welchs sie nicht lang triben, da

fieng ſie der Herr Happetit von Darmſtadt vnd Eßlingen an zureiten: Satzten ſich derwegen ordenlich zu Tiſch. Zu anfang des eſſens laſe man etwan ein luſtige Hiſtori von der alten Dapfferkeit: Biß er ein Trunck Weins gethan hett. — — — — —

Man hieng bißweiln vnſerm Durſtgurgeler zu oberſt eins Thurns, ein groß Camelſeyl an, das biß vff die Erd reichet, an demſelben haſpelt er mit beyden händen hinauff, darnach fuhr er widerumb ſo gewaltig vnnd gewiß herab, das einem das Geſicht darob vergieng. Man richtet jhm einen groſſen Gabelgalgen auff zwiſchen zwen Bäum geſperret, an demſelbigen hieng er ſich mit den Händen an, vnnd fuhr daran herumb vnnd herwider, wie ein anderer mürber braten am Spiß herumb, das er mit dem Fuß gar nichts berühret, ſo ſtarck war er inn den Armen: Er kondt auch auff eim Arm auff ein Stock ſich ſteuren, das der Leyb wie ein Kauffmänniſche Bilanz inn der Wagſtund, Auch auff das er das Gebürſt vnnd gelüng Exercieret, Schrye er wie tauſendt Teuffel, wie die Schifleut vber Rhein, als ob er im Heckelberg ſeß. Ich hab jhn einmal gehört, daß er ſeim Spießjungen Wolbeiart von Sanct Vitorsporten biß zu Montmartre ruffet, vnnd inn der Schlacht wider die Hutzelbutzen, auff dem Lechfeld hort man jhn ſchreyen biß gehn Langweit, etwas neher als das Geſchütz vor Metz, welchs man vber Rein zu Teutſch Laureto oder Lor gehört hat. Der berümbt Stentor hett lang kein ſolche ſtimm in der Schlacht vor Troi, noch Demoſthenes, der ſtein inn mund nam vnnd am Meervſer inn den Wind ruffet, als ob jhm der Halß ab wer, damit er das R. außſprechen lehre. Auch ſeine Glider vnnd Adern mehe zu ſteiffen vnd inn ſeiner ſtercke zu erhalten, worden jhm gemacht zwo groſſe Bleiene Kugeln, gröſſer als die Margraff Albrecht inn Franckfort geſchoſſen, ein jede acht tauſend, ſiben hundert Quintalpfung wigend, welche er Alteratzen vnd Zuckander nennet. Dieſelbe nam er von der Erden inn jede hand, hub ſie inn die höhe vber den Kopff, vnd hielt ſie alſo vnverwendet drey viertheil Stund, vnnd wol noch mehr, welchs ein vnnachzuthunige ſtärck iſt. Spielt mit den Glingſtangen, Sperrbäumen, Handſpacken vnd Sperrlingenriß mit den aller ſtärckeſten. Vnnd wann es zu dem fall kam, ſtund er ſo veſt auff den füſſen, daß er ſich eim jeden Waghals außbot, wa er jhn von der ſtett ziehe, wie vorzeiten der Fauſt beheb Milo that: Nach deſſen Exempel pflegt er ein Granatapffel in die Hand zunemmen, vnnd ſchanckt jn dem, der jhn jhm auß der Hand kondt bringen. Mit diſer weiß gewöhnet er ſich daß er nicht alleine ſtärcker ward, ſondern mit der ſtärcke auch jünger: wie König Maſiniſſa, der durch gleiche weiß ſich erjunget wie ein Adler, daß er auch neuntzigjährig einen Son erzielet: vnd kont 14 tag Poſtlauffen.

Wann er alſo nun die zeit hat zugebracht, vnd ſich getrocknet, geriben, gewiſcht gefriſcht, vnnd die Kleider geendet, zettelt er allgemach wider heim, nam den Weg durch etliche luſtige Wiſen oder andere krautbare Oerter, da hat er ſein Geſprech von Feld bawlichen Sachen, von des Liebalt: Meyerhoff, erfragt der Bienen Policei vnd Regiment, erwog, wie Stigelius an eim jeden kräutlin Gottes fürſehung, beſichtiget,

vnd ersuchet etliche Bäum vnd Kräuter, die heut etwas zweifels haben, vnd hielt sie gegen der Alten Bücher, die dauon geschriben, als Theophrast, Dioscorid, Marin, Plinius, Ricander, Macer vnd Galen: trugen auch der simplicien handvoll zu hauß: welcher ein junger Knab, Rhizotomus genant von Würtzburg bürtig, warten mußt mit Hackengraben, Schaufelen, Sichelen, Karstlen, Rattenkloen, Späden, Hebzapffen, Jettauen, Grabstickeln, Eggezincken, Gerthauen, Hippen, Pickeln, Zän-Gäblin, Gerteln, Bindmessern, Hagmessern, Häplin, Raupenhecklin vnnd anderm Gartnerszeug, wol zuarborisieren, vnd zuherbieren, zupflantzen, zubeltzen, zuversetzen, zuschripffen, zujetten vnd den bäumen zuschneutzen, zubeschneiden, zupfrupffen, zuschröten. So bald sie nun heim kamen, erholten vnnd sinnschöpfften sie etlichs was zuuor gelesen war worden, alle weil man das essen zurichtet, vnd sassen damit zu Tisch. Hie solt jhr mercken, daß er sich von diser Disciplin auch vber Tisch besserl: Dann seine Mal waren nüchtern, mäßig vnnd sparsam, sintenmal er der Speiß nur genoß den widerspennigen aufflauff des Magens zustillen; aber das Nachtmal war gemeinlich etwas flüssiger vnd weitleuffiger: vnd also solls sein: darumb haben die Alten das Nachtessen allein für ein recht Mal gehalten, den Mittagimbiß zu acht Vhren nur für ein Morgensupp: daher kompts daß man sagt: Ein Abend ist frölicher dann vier Morgen. Was auch der Troß anderer vieler vngehöfelter vnerbeutelter vnd schüpiger Artzet in der Sophisten Werckstatt abgerollet vnnd gewalblochet im gegentheil halten vnd rhaten. Vnter des man nun aß, ward die Lection zum Morgenjmbiß angefangen, vnnd als lang es jhenen gefellig vollzogen. Die vberige zeit ward mit guten gelehrten vnnd nutzlichen reden zugebracht. Nach dem nun der Tisch auffgehaben, vnnd Gott vmb seine Gaben danck gesagt gewesen, da fieng man widerumb an Musick artlich zusingen, auff zugestimpten Instrumenten zuspilen, quator, trium, Muteten, Vilanellen, ꝛc. oder die kleine kurtzweilchen auff Karten, Würfeln vnd Brettspiel vorzunemmen: Vnd dabei bleiben sie mit grossem lust vnnd gutgeschirrig, vnnd übten sich zuzeiten biß sie die stund zuschlaffen scheidet. Bei weilen besuchten sie gelehrte belesene Leut, wolgeschickte Versamlungen, Historicos, Poëtas die einen vnsterblich machen können, entweders Jambisch oder Heroisch, Dann Carmen amat quiquis carmine digna gerit: Wer Lobswürdig kan thun vnd beweisen, der liebet die so einen können loben vnd preisen. Oder sie besprachten Leut, welche frembde Länder gesehen hatten.

Inn mitteler Nacht, ehe sie sich zur ruh begaben giengen sie zuvor an das lufftigste ort, welchs offen vnnd frey stund, des Himmels wesen vnnd enderung zu beschauwen, vnnd da gaben sie acht auff die Planeten, Cometen, Figuren, leger, gelegenheit, Aspect, ansehen, Oppositzen, vnd coniunctionen des Gestirns. Darauff recapitulirt, vnnd vberschlug er kurtzlich auff Pythagorische weiß mit seinem Lehrweiser alles was er die gantze Tag zeit durch gelesen, gesehen, erfahren, gehört, gethan vnnd vernommen hat. Ja er trutiniert sich auch vnnd legt sein Leben vnd wandel desselben Tags auf die Wag des Vergilischen. Vir bonus et sapiens, etc. Wann du dich legst zu süsser rhu, vnd dir wöllen gehn

LXVI.

Aus Johann Pauli's Schimpf und Ernst. *)

(1551.)

Von Schimpff, das iiij.

(Blatt 3.)

ZV Rom war ein grosser Römer, da derselbig starb, bleib er viel schüldig, vnd ward viel an jhm verloren. Da man jhm nu sein gut schetzet, vnd verkauffet, das man die Leut bezalet, redet man ob dem Tische daruon. Da saß der Keiser vnnd verwundert sich drob, vnnd sprach zu einem Ritter der vor jhm stund, gehet hin, vnnd kaufft vns sein Beth, darauff er gelegen ist. Der Herrn einer sprach, Herr habt jhr nicht ein besser Beth, denn er? Der Keiser sprach, Nein. Ist dieser so viel tausent, Ducaten schuldig gewesen, vnd darauff mögen schlaffen, so ists freilich ein gut Beth, ich möcht vielleicht auch baß darauff schlaffen, denn auff meinem Beth. — — —

Von Ernst, das lj.

(Blatt 17.)

AVff ein zeit hetten die Jungen Räth die alten vertrieben inn einer Stadt, was Sechtzig järig war vnd drüber. Vnd die Jungen Räth wolten ein Ordenung machen, das des Raths freund solten ein sonder Kleidung tragen, dabey man sie erkent, wo sie giengen, Der Jung sagt es seim Vatter daheim an, den er in das Daubhauß verborgen het. Der Vatter sprach, wenn du morgen in den Rath kompst, so spriche das man es nit machen solt, denn wo es sich begeb, daz ein Gemein mit dem Rath vneins wurde, als sich leichtlich begeben mag, So hette man euch gut todt zu schlagen, denn man kennet euch wol bey der Kleidung. Da nun dieser Jung in den Rath kam, vnd er dieses sagt wie jm sein Vatter befolhen het, da verwunderten sie sich der grossen weißheit, die er erkleret het mit der Kleidung, vnd hernach mit der Tafeln, vnnd sie wolten wissen, von wem er die weißheit hett, da sprache er, er hette sein Vatter daheim verborgen, der hets jhn gelert. Da namen die Jungen Rahts Herren die Alten widerumb in die Stadt. — — —

Von Ernst, das lxxv.

(Blatt 27.)

VMb die Jar vngefehrlich, da man zält, Tausent Vierhundert, vnd sechs, begab sich, als warhafftige leut gesagt haben. Es ist ein

*) „Schimpff vnd Ernst, Durch alle Welthändel, mit viel schönen vnd warhafftigen Historien; kurtzweiligen Exempeln, Gleichnüssen vnd mercklichen Geschichten fürgestellt. Jetzund von Newem weiter denn vormals gemehrt, mit schönen Figuren vnd Gleichnüssen, sehr kurtzweilig vnd nützlich zu lesen. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Herman Gülfferichen. 1551." 8.

Eine andre Ausgabe ist von M. DCII. Franckfort. Hartmann.

Kauffman geritten gen Franckfurdt in die Meß, da iſt jm der Wetſcher vom Sattel empfallen, darinn waren Acht hundert Gülden. Da iſt ein Zimmerman kommen, vnnd hat den ſelben Wetſcher gefunden, vnd het jn mit jm heim getragen, vnd da er heim iſt kommen, da hat er den Wetſchger auff gethan, vnd hat geſehen was darinn war, vnd hat jn heimlich behalten, ob jemand darnach fragen würd. Am nechſten Sonntag darnach, hatte der Kirchherr im ſelben Dorff, darin der Zimmerman, daheim ware, auff der Cantzelen verkündet, es ſeien Achthundert Gulden verloren worden, vnd wer dieſelben funden hat, dem wöll man hundert Gülden ſchencken wenn ers wider gebe. Vnd der Zimmerman war nit in der Kirchen geweſen zum ſelben mal, Vnd da man vber Tiſch ſaß, da ſagt ſein Haußfraw, wie Acht hundert Gülden verloren weren. Ach, ſagte ſie, hetten wir den Sack funden, das vnns die hundert Gulten wurden, Der Mann ſprach, fraw, gehe hinauff in vnſer kammer, vnder der Banck bey dem Tiſch, auff dem Abſatz von der Mauren, da ligt ein llderer Sack, den bringe herab: Die Fraw gieng hinauff, vnd holt jn, bracht jn dem man, der Mann thet den Sack auff, da waren die Achthundert Gülten darinn, wie der Pfaff verkündt het. Der Zimmerman gieng zu dem Pfaffen, vnd ſagt jhm, wie er verkündt het, ob es alſo wer, das man einem hundert Gülden ſchencken wölte? Der Pfaff ſprach ja. Da ſagt der Zimmerman, Heiſſet den Kauffherrn komen daz Gelt iſt da, Da war der Kauffman fro vnd kam. Nach dem als er daz Gelt gezelt, da warff er dem Zimmerman fünff Gülden dar, vnd ſprach zu jm, Die fünff Gülden ſchenck ich dir, du haſt ſelber Hundert genomen, vnd haſt dir ſelber gelonet, es ſeindt Neun Hundert Gülden geweſen. Der Zimmerman ſprach, mir nicht alſo, ich hab weder ein Gülden, noch Hundert genommen, ich bin dieſer ſach vnſchuldig. Das Gelt wardt hinder das Gericht gelegt, vnd ſie kamen mit einander an das Gericht, Nach manchen Gerichtstagen wardt ein tag geſetzt des außſpruchs. Da kamen viel frembder leut dar die wolten den außſpruch hören. Vnd man fraget den Kauffman, ob er das Recht dörfft darumb thun, vnnd ein Eid ſchweren, das er Neunhundert Gülden verloren hat? Sprach der Kauffman, ja. Da ſprach das Gericht, hebe auff und ſchwer, Der Kauffmann ſchwur. Darnach fraget das Gericht den Zimmerman, ob er ein Eid möchte ſchweren, das er nicht mehr, denn Acht Hundert Gülden funden het. Sprach der Zimmerman ja, vnd ſchwur auch ein Eid. Da erkandten die Vrtheil Sprecher, das ſie beide recht geſchworen hetten, der Kauffman, der die Neunhundert Gülden het verloren, vnnd der Zimmerman, der nur Achthundert funden het, vnnd der Kauffman ſolt einen ſuchen, der Neunhundert Gulden funden het, es wer nicht der Sack, er het nicht recht Warzeichen geſagt, vnd der arm Zimmerman ſolte das Gelt brauchen, biß einer kem, der nur Achthundert Gülden verloren hette. Diß vrtheil lobet jederman, vnd war zu loben, Wenn vntrew ſchlug ſein eigen Herren. Vnd ward das Sprichwort war, wer zu viel will haben, dem wirdt zu wenig. — — —

Von Schimpff, das lxxxvj.

(Blatt 31.)

AN einem Rechten hett ein armer Bawersman ein sach, vnd kam zu seinem Fürsprechen, vnd schenckt jhm ein Hafen mit guter Milch. Der ander kam vnd schencket jhm ein Saugferlin, oder Spinferlin, das gut zu braten war. Das Vrtheil gienge wider den, der dem Fürsprechen die Milch het geben. Da sprache der selbig Bawr, Wo ist mein gute Milch hin gekommen? Der Notarius odder Fürsprech antwortet, Das Saugferlin hat sie auß getruncken. Das Saugferlin war besser, denn die Milch darumb hat er mehr Rechts denn du.

Es ist vmb ein Zungenkrämer vnd Fürsprechen, gleich als vmb ein Wag. Ein Wag hat zwo Schüsseln, auff jeglicher seiten eine, vnnd hat oben ein Zünglin, das neigt sich stets dem schwersten theil nach. Also hat ein Fürsprech zwo Hend, vnd wenn er die zwen Arm außstreckt, vnd die Zung steht oben in dem Mund, als in der Wag, vnd inn welche Hand du am meisten legest, da henckt sich die Zunge hinnach, Vnd wenn du ein Pfund in die linck Hand legest vnd legst darnach zwey Pfund in die recht Hand, so geht die Zung der rechten Hand nach, vnnd wenn du darnach drey oder vier Pfund in die rechte Hand legest, vnd legest Fünff oder Sechs Pfund inn die linck Hand, so geht die Zung der lincken Hand nach. Also ist es war, das der Prophet sagt: **Omnes diligunt munera.** — — —

Von Schimpff, das cxiij.

(Blatt 41.)

KEiser Sigmund het gelert leut sehr lieb, vnnd het alwegen Doctores bey jm, vnd in sein Rath, Das verdroß seine Edlen vnd Ritterschafft, daß er die Doctores also inn grösse ehren hette, die sprachen auff ein mal zu jm, Gnädiger Herr, warumb haltet ihr so viel Baretles leut? Sein wir nit also witzig als sie sein? Der Keiser sprach, jr kondet fechten vnnd stechen, aber in Vrtheil vnd Gerechtigkeit gegen den armen, da bedarff ich grosser Kunst, die muß ich suchen, wo ich sie find, die haben gelette Doctores, darumb hab ich sie lieb, vnnd halt sie in ehren denn jr künd mir die Kunst nit geben. Die alten König vnd Keiser haben Kunst vnd gelert Leut, Baretles leut, auch lieb gehabt. Jr seit schuldig jhn den Preiß zu geben. Traianus het Plutarchum. Nero het Senecam. Alexander het Aristotelem. Denn da Alexander geboren wardt, da schreibe jhm Philippus ein Epistel, mit ist ein Son geboren, das danck ich den Göttern, als wol das er zu der zeit deines lebens geboren ist, als wol als er geboren ist, Ich hoff, er soll noch von dir gelert vnd vnderwiesen werden, das mein Reich nütz vnd gut sey. Er sprache Seneca, Du solt nicht aufhören zu leren, der tage deines studierens sol sein der letste deines lebens. Darumb saget einer ein mal, wenn ich schon ein Fuß in dem Grab het, vnd den andern noch herauß, so wolt ich noch lernen. — — —

Von Schimpff, das cccxlvij.

(Blatt 167.)

Auff ein mal ſaſſen gute Geſellen bey dem Wein, ſpielten mit einander, vnd redten von Seelen. Da ſprach einer, Wie ſeind wir ſo groß Narren, das wir vnns die Pfaffen alſo verfüren laſſen, das wir glauben, das ein ander Leben ſey nach dieſem Leben, vnd das ein Seel ſey. Ich hab doch on das verſpielt, kauff mir mein Seel ab. Keiner wolte ſie kauffen. Da kame ein Mann zu der Thür hinein, vnnd fragt, was ſie mit einander redten? Sie ſagten es jhm. Er ſagt, Ich will ſie kauffen, vnnd gab jhm ein Gülden darumb, da ſpielt er wider. Da ſie heim wolten gehn, da ſprach der Kauffmann, Ihr Geſellen, iſt es nicht billig, wenn einer ein Pferdt kaufft, ſo kaufft er den Zaum damit, das er es daran führen kan? Die Geſellen ſprachen, Ja. Da ſprach der Kauffmann, das war der Teuffel, Ich hab die Seel kauffet, ſo hab ich den Zaum, das iſt dein Leib, auch gekauffet. Alſo nam der Teuffel Leib vnd Seel, vnd fuhr damit daruon. Da erfure der, das ein ander leben war nach dieſem leben.

Alſo wer es noch manchem noth, das er ſolche ding betrachtet. ———

LXVII. Aus dem Volksromane Fortunatus.*)

(1551.)

Wie die Jungfraw Fortuna Fortunatum mit einem Seckel begabt, dem nimmer Gelts gebrach.

Doch ſo war jhm ſchlaffens ſo not, das er ſich legt neben den todten Beren, vnd entſchlieff, vnd thet ein guten ſchlaff, biß morgens gegen tag da erwacht er, vnd ſah vor jm ſtehn gar ein ſchön weibsbild.

Fortunatus hub an Gott inniglich zu loben, vnnd ſprach, O Allmechtiger Gott, ich ſag dir lob vnd danck, das ich doch ein Menſch hab mögen ſehn, für meinem Todt, vnd ſprach, O liebe Jungfrawe, Ich bitt euch durch die Ehr Gottes, jr wöllet mir helffen vnd rathen, das ich auß dieſem Wald komme, denn es iſt heut der dritt tag, das ich in dieſem Wald vmbgehe, on alle ſpeiß, vnd ſaget jhr, wie es jm mit dem Beren gangen war, Sie hub an, vnd ſprach, Von wannen biſtu? Er ſprache, Ich bin auß Cypern. Sie ſaget, Was geheſt du hie vmb? Er ſprach, mich zwingt armut, das ich hie vmbgeh, vnd ſuch ob mich Gott berathen wolt, vnd mir ſoviel glückes verleihen, das ich die zeitliche narung möcht haben. Sie ſprach, Fortunate erſchreck nicht, ich binn Fortuna, vnd durch die einflieſſung des Himels, der Stern, vnd der Planeten, ſo iſt mir verliehen ſechs tugend, die ich forthin verleihen mag, eine, zwo, mehr oder gar, nach den ſtunden vnd Regierungen der

*) „Fortunatus, Von ſeinem Seckel, vnnd Wüntſchhütlin, Jetzundt von newem, mit ſchönen lüſtigen Figuren zu gericht. Sehr kurtzweilig, vnd nützlich zu Leſen. Gedruckt zu Franckfurdt am Mayn, durch Hermann Gülfferichen. 1551.“ 8.

Planeten, daz iſt Weißheit, Reichthumb, Sterck, Geſundheit, Schöne, vnd langs Leben.

Da erwöl dir eins, vnder den Sächſſen, vnd bedenck dich nicht lang, denn die ſtund des glücks zugeben, iſt gar nahe verſchienen. Alſo bedacht er ſich nit lang, vnd ſprach, ſo beger ich Reichthumb, das ich allweg Gelts genug habe, zu ſtund zohe ſie herfür einen Seckel, vnd gab den Fortunato, vnd ſprach, nimb den Seckel, vnd ſo offt du darein greiffſt, in welchem Land du jmmer biſt, vnd kompſt, was denn in dem Land leuffig ſeind, als offt findeſtu zehen ſtück Goldt, desſelben Lands werung. Vnd dieſer Seckel ſoll dieſe tugent haben, dein vnd deiner Kinder lebtag, Gott geb wer jn hab, andere oder jr, aber wenn jr geſterben, nit mehr, darumb ſo laß dir jn lieb ſein, vnd hab ſorg. Fortunatus, wie ſehr jn hungert, ſo gab jm der Seckel vnd die hoffnung ſo er darzu het, ein krafft, vnd ſprach, O aller tugentreichſte Jungfraw, ſo jr mich nu als löbelich begabt habt, So iſt doch billich, das ich vmb ewret willen, auch etwas pflichtig ſey zu thun, vnd der guthat nicht vergeß, ſo jr mir gethan habt. Die Jungfraw hub an, vnnd ſprach gar gütlich zu Fortunato, ſeiten mal du ſo willig biſt, mir etwas zu wider gelten, vmb die gutheit ſo dir von mir geſchehen iſt, ſo will ich dir drey ding befehlen, die du dein lebtag allweg auff den tag, als heut iſt, durch meinet willen thun ſolt. Das erſt, du ſolt auff den tag feiren, auff den tag all Jahr, inn welchem Land du ſeiſt, rath haben, wo ein arm Mann ein Tochter habe, die Mannbar ſey, jr gern einen Mann geb, vnnd es vor armut nicht vermag, die ſoltu ehrlich bekleiden, jhren Vatter vnd Mutter, vnd ſie begaben, vnd erfrewen, mit Vierhundert ſtück Golds, des ſelben Lands werſchafft, in gedechtnus, als du heut erfrewt biſt worden von mir, ſo erfrew du alle jar ein arme Jungfraw. Fortunatus antwort jr vnd ſprach, O aller tugentreichſte Jungfraw, jr ſolt on zweiffel ſein, ich wil diß ding ehrlich vnd vnuergeßlich halten, denn ich es jetzt in mein hertz getruckt, vnd gefaſſet hab, zu einer vnuergeßlichen gedechtnuß, Doch bei dem allem lag Fortunato auch an, wie er auß dem Wald kem, vnnd ſprach, O wolgeſtalte Jungfraw, nun rathen vnd helffen, das ich doch auß dieſem Wald komme, ſie ſprach, das du jrrig in dieſem Wald gegangen biſt, vnd du für ein vngefell gehabt haſt, daſſelbig iſt dir zu einem glück gerathen, vnd ſprach zu jm, folge mir nach, vnd füret jn alſo zwerchs durch den Waldt, an einen getriebnen weg, vnnd ſprach zu jm, dieſen weg gehe gerad fur dich, ker dich nit vmb, lug auch nicht wo ich hinkomme, vnnd thuſtu das, ſo kommeſt du auß dem walde gar bald, alſo thet Fortunatus nach der Jungfrawen rath, vnd gieng den weg für ſich eilend, ſo er beſt mochte, kam auß dem wald, vnd er ſah vor jm ein groß hauß, daz war ein herberg, da gemeinglich die leut aſſen, welch durch den wald wolten gehen oder reiten, vnd als Fortunatus nah zu der herberg kam, da ſaß er nider, vnd zoh den Gabſeckel auß dem buſem, vnd wolt beſehen, ob es war wer, waz jm geſaget war, vnd auch, das er wißt dauon zu zeren, denn er ſonſt kein Gelt mehr het, griff alſo in den Seckel, vnd zoh herauß zehen Cronen, des ward er gar fro, vnnd gieng mit groſſen Freuden

in das Wiertshauß, ſprach zu dem Wiert, daz er jm zu eſſen gebe, denn jn hungert ſehr, vnd daz ers jm wohl erböt, er wolt es jm wol bezalen, das gefiel dem Wiert ſehr wol, trug jhm ehrlich auff, das beſt ſo er hette.

LXVIII.

Aus dem Volksroman Tyll Eulenſpiegel. *)

(1551.)

Die XIIII Hiſtory.

Wie Vlenſpiegel ſich außgab, das er zů Magdenburg von der Lauben fliegen wolt.

Alſo bald nach dieſer zeit, als Vlenſpiegel ein Meßner was, kame er gen Magdenburg vnd trib vil anſchleg, dauon ſein Namme ward von erſt bekannt, das man von Vlenſpiegel wußt zůſagen, vnd ward angefochten von den fürnembſten der Burger von der ſtatt, das er etwas abenthewriges treiben ſolt, da ſagt er, er wolt es thůn, auff dem Rhat haus, vnnd von der Lauben herabfliegen, machet ein geſchrey in der ſtatt, das ſich jung vnd alt ſamleten auf dem Marckt, vnd wolten es ſehen. Alſo ſtůnd Vlenſpiegel auff der Lauben vor dem Rhathauß, vnd beweget ſich mit den armen, gleich als er fliegen wolte, die leůte ſtůnden, theten jre augen vnd meuler auff, vnnd meyneten er wolt fliegen. Vlenſpiegel lacht vnnd ſprach, Ich meynt es were kein Thor oder Narr mer in der welt, dann ich, ſo ſihe ich wol, das hie ſchier die gantz ſtatt vol thoren iſt, vnnd wann jr mir alle ſagten, das jr fliegen kündt, ich glaubte es nicht, ich bin doch weder ein Ganß noch Vogel, ſo hab ich nicht Flügel, vnnd on federn kan niemandt fliegen, nun ſehet jr offenbar, das es erlogen iſt, vnnd lieff alſo von der Lauben, ließ des volcks ein theil flůchen, das ander lachen, vnd ſprachen das iſt ein ſchalcksnarr, dannocht hat er war geſagt.

Die XIX Hiſtory.

Wie Vlenſpiegel zů Braunſchweyg ſich verdingt zů einem brodtbecker.

Da nun Vlenſpiegel gen Braunſchweyg kame, zů der Becker ſtuben, wohnet ein Becker nah dabei, der rüfft jm in ſein hauß, vnnd fragt jn, waz er für ein geſell were, er ſprach ich bin ein Beckerknecht, der brotbecker ſprach, ich hab eben yetzt kein knecht wilt du mir dienen? Vlenſpiegel ſagt ja. Als er nun zwen tag war bei jm geweſen, hieß jn der Becker bachen auff den abendt, dann er kundt jm nicht helffen biß an den morgen, Vlenſpiegel ſprach ja, was ſoll ich aber bachen, der Beck was ein ſchimpfflich Mann, waz doch zornig vnd ſprach in ſpott, biſtu ein Beckerknecht, vnd fragſt erſt was du bachen ſolt? was pflegt

*) „Seltzamme Vnd Wunderbarliche Hiſtorien Tyll Vlenſpiegels, eines Bawren Son, Bürtig auß dem land zů Braunſchweyg. Newlich auß Sächßiſcher ſprach auff gůt Hochteutſch verteutſcht, ſehr kürtzweilig zů leſen, mit ſchönen Figuren. Zů Straßburg, Jm Jar, M. D. LI." —

ſich darnach reſolvirt in Tröpfflein. Auch dienet vns der ſtarke Donner, Blitzen, Hagel, ꝛc. daß wir Gottes Gewalt darinnen erkennen, beten vnd GOtt dancken, wann er vns errettet hat im ſchrecklichen Wetter, wie der 18. Pſ. lehret. Sihe die mancherley art der Winde an, die regieren die Schiffart, vnd wo ein Wind hinſtreicht, da fähret das Schiff mit als ein Vogel, der durch die Luft fleucht. Dardurch können aller Orter und Heimlichkeiten der Welt beſucht werden, auf daß nichts verborgen bleibe, das Gott dem Menſchen zu gut geſchaffen. Sihe die mancherlei Art der Fiſche im Meer an, die haben jhre Zeit vnd Monden, wann ſie kommen, ſo präſentirn ſie ſich an, geben ſich aus der Tieffen herfür in die höhe, ſtehen da als ein Herde Schafe, ja ſo dicke als das Geträlde auff dem Felde, als ſprächen ſie: Jetzo iſt vnſere zeit, jetzo iſt die Erndte des Meers, greifft zu ihr Menſchen. Alſo iſt's auch mit den Vogeln, wann jhre zeit iſt, fliehen ſie bey hauffen turmatim, vnd zeigen ſich den Menſchen. Sihe die Erde an, die groſſe Speiſe vnd Schatzkammrr Gottes, die gibt herfür Speiſe vnd Tranck, Artzney vnd Kleidung, vnſere Häuſer vnd Wonung, vnd die mancherley Metallen, Gold vnd Silber. Ein jeder Mond gibt ſeine Blümlein, die treten herfür, als ſprächen ſie: Hier ſind wir, vnd bringen vnſere Gaben vnd Geſchenck, vnd verehren euch ſo gut als wirs von vnſerm Schöpffer empfangen haben. Ja ſihe den Wald an, welcher eine Behauſung iſt des Wildes, das hat GOtt den Menſchen in jhre Hand gegeben, vnd ſie zu Herren darüber geſetzet. Vnd wann man alle leibliche Wolthaten Gottes zehlen ſolte, were es ja vnmüglich eines einigen Landes Wolthaten alle zu zehlen. Denn es iſt ja nicht der geringſte Apffel, oder ſonſt eine Frucht, es iſt eine Wolthat GOttes, die zehle nur einer, iſt er ſo geſchickt, vnd wir ſolten den wolthätigen und gütigen Gott nicht daraus lernen erkennen? Wann ein groſſer Potentat vnd Herr ſein gantzes Reich, alle ſeine Herrſchaft, Ritterſchaft vnd Gewaltigen, ja alle ſeine Vnterthanen dir dienſtbar machte vnd geböte, daß ſie dich behüten, bewahren, kleiden, artzneyen, ſpeiſen, tränckten ſolten, vnd bey Leibesſtraffen zu ſehen, daz dir nichts mangele, wolleſtu jhn darumb nicht lieb haben, vnd für einen wolthätigen, liebreichen Herrn halten? Ein Narre müſte ſein, der das nit thäte. Wie kanſtu dann Gott deinen HErrn nicht lieben, der dir alles, was im Himmel, vnd vom Himmel iſt, was auff Erden vnd allenthalben iſt, zu deinem Dienſt verordnet hat, vnd jhm nichts vorbehalten? Dann er darff keiner Creaturen für ſich, vnd hat nichts außgenommen aus allen Herrſcharen der heiligen Engel, vnter den Sternen vnd allen ſeinen Geſchöpffen, daß dir nicht dienen ſolte. Wann wir nur wollen, ſtehen ſie vns zu Dienſte, ja auch die Helle muß vns dienen, in dem, daß ſie vns eine Furcht vnd Schrecken einjagt, daß wir nit ſündigen, ja in dem ſie alle Gottloſen vnd vnſere Feinde ſtraffet vnd peiniget mehr dann ein Menſch wündſchen möchte. 2. Laſſet vns nun an der Leiter der Creaturen zu Gott dem Schöpfer hinauff ſteigen, hat nicht die H. Dreifaltigkeit, ein jeder Perſon inſonderheit, dem Menſchen groſſe Gnade vnd Wolthat erzeigt; Der Vater hat vns ſeinen Sohn geſchencket, wie ſolt er vns

nicht alles mit jm schencken? Hat sich nit Gott der Sohn vns selbst gegeben in allem, was er ist, vnd was er hat, Rom. 5. Darumb preiset Gott seine Liebe gegen vns, daß Christus für vns gestorben ist, da wir noch Sünder waren, ꝛc. Ist nicht der H. Geist in vns der vnsere Seele erleuchtet, reiniget, lehret, tröstet, schmücket vnd zieret mit seinen Gaben? Roman. 8. Gibt Zeugniß, daß wir Gottes Kinder seyn. Summa GOttes Barmherzigkeit geusset sich gar vber vns aus vnd lesset nichts vnterwegen, dardurch sie den Menschen zur Liebe Gottes bewegen könne. So viel Wolthaten als vns Gott erzeiget, so viel Boten sendet er vns, wir sollen zu jhm kommen, vnd seiner Liebe geniessen. Wann du Gottes Wort, Engel, alle Propheten, Apostel, vnd alle Heiligen Gottes fragest, ja alle Creaturen fragen wirst, wo kompt jr her? So werden sie sagen: Wir sind Boten der Barmherzigkeit GOttes, wir tragen Fewer vnd Flammen, damit des Menschen Hertz, so mit einer tödtlichen Kälte erfroren vnd vbereiset ist, möchte in Gottes Liebe wider erwärmet werden: Dennoch vermügen so viel fewriger vnd flammender Boten Gottes nicht, das todtkalte vnd erfrorne Hertz zu erwärmen. Vnd ist demnach dieses das höchste Wunderwerck des Teuffels, das er kan, daß er ein menschlich Hertz so Eiskalt machet, daß es so viel Flammen der Liebe Gottes nicht erwärmen können. Darumb mercke auff du menschlich Hertz vnnd sihe, wohin dich dein Schöpfer gesetzet hat? Mitten vnter so viel fewrige Wolthaten, da die leuchtenden Engel umb dich hergehen mit jhrer fewrigen Liebe, da so viel Creaturen, vnd Boten Gottes sein, die dir alle seine Liebe ankündigen. Was hat nun der allmächtige Gott wider dich gesündiget, womit hat ers verschuldet, daß du jhn nicht lieben vnd loben wilt oder kanst? Ists zu wenig, was er gethan? Sihe, so erbeut er sich noch mehr zu thun, er wil dir noch einen newen Himmel vnd eine newe Erde schaffen, vnd eine newe schöne himmlische Stadt erbawen, welche seine Herrlichkeit erleuchten sol, ja er wil dich mit seiner Herrlichkeit vnd Licht erleuchten. Sage mir, wie könte ein junges Weibsbild so erkaltet sein, daß sie nicht lieben solte einen jungen schönen Bräutigam, dessen Schönheit vnd Frömmigkeit sie Tag vnd Nacht hörete rühmen, Ja der sie vom Tode errettet, vnd sie schön schmückte vber allen Schmuck? were sie nit eine grosse Närrin, wann sie denselben nicht wolte lieben? Darumb erkenne du menschliche Seele, wie du vom Teuffel erkaltet bist, daß du gar nicht kanst in der Liebe Gottes erwärmet werden. Vnd dieweil ja GOtt allen Menschlichen Hertzen die Liebe eingepflantzet hat, so sage mir, wann deine Liebe zu kauffen were, wem woltestu sie lieber verkauffen dann Gott deinem HErrn? Meynestu aber, Gott hat dir deine Liebe nit thewer gnug abgekaufft vnd bezahlt, hat er dir nicht seinen lieben Sohn darfür gegeben, vnd Himmel vnd Erde darzu? Dann alles, was du von der Welt hoffest vnd erwartest, das sie dir für deine Liebe geben solt, ist nichts dagegen, was dir Gott gegeben hat, vnd was er künfftig bereitet hat denen, die jhn lieb haben. Die Welt gibt dir etwa eine Hand voll Ehre vnd Reichthumb, vnd damit viel Schmertzen, noch liebestu sie, warumb liebest du GOtt nicht viel mehr, der das ewige Gut ist? Ist

aber deine Liebe vmbſonſt zu erlangen, wie kan jhr etwas beſſer anſtehen dann daß ſie das höchſte ewige vnd ſchönſte Gut liebe. Dann ein jedes Ding, das man liebet, das iſt ſeine ſchönheit vnd ſchmuck. Wirſtu Gott lieben, ſo wirſtu kein beſſer ſchönheit vnnd ſchmuck haben können. Vnd letzlich ſo iſt ja billich, daß wir den lieben, der vns zuerſt geliebet hat. Rechne alle Wohlthaten zuſammen, ſo wirſtu befinden, daß alle Creaturen voll ſeyn der Liebe Gottes, dieſelbige henget dir nach, vnd vmbgibt dich, daß du dich derſelben gar nicht erwehren kanſt, vnd kanſt dich nicht für jhr verbergen, ſie iſt zu ſtarck, ſie vberwindet dich, du muſt jhr genießen, es were dann, daß du nicht leben wolteſt. Nun lieben ja alle Thiere die, von welchen ſie geliebet werden, wolteſtu dann ärger ſeyn dann ein Thier, vnd deinen Liebhaber haſſen? In deſſen Liebe du lebeſt vnd webeſt, ſteheſt vnd geheſt, ſchläffeſt vnd wacheſt. Gleich wie man aber dasjenige, das man anzünden vnd anbrennen wil, ſo lang zum Fewer halten muß, biß es brennen wird: Alſo muſtu auch dein Hertz ſo lang halten zu dem Fewer der Liebe GOttes, biß es in derſelben entzündet vnd brennend werde, welches geſchicht durch ſtetige Betrachtung der Wolthaten Gottes. Vnd wie vor zeiten die Prieſter mit heiligem Fewer die Opffer müſten anzünden: Alſo muß der ewige Hoheprieſter Chriſtus JEſus durchs Fewer ſeines H. Geiſtes das Opffer deines Hertzens anzünden. Vnd hat diß heilige Fewer ſeiner Liebe von Ewigkeit her gegen vns gebrandt, Dann für der Welt Grund wir in Chriſto geliebet ſeyn. Es hat ſich aber darnach herlich eräuget in des HErrn Menſchwerdung vnd Geburt, vnd ſonderlich in ſeinem H. Leyden vnd Sterben, dadurch er vns die höchſte Liebe erzeiget, vnd wird das Fewer ſeiner LiebesFlamme auch in ewigkeit gegen vns nicht erleſchen. Zu demſelben Fewer halte dein kaltes Hertz daß du erwärmet vnd mit der Liebe Chriſti entzündet vnd vereiniget werdeſt.

2. GOtt iſt über alle Dinge lieblich.

OB jemand gedächte, wie er anzeigen möchte, daß GOtt über alle Dinge lieblich ſey? Des Frage iſt verantwortet, ſo er allein zu Hertzen nimmt, daß GOtt GOtt iſt, und alſo nicht allein aller Vollkommenheit voll, ſondern die Vollkommenheit ſelbſt, in welcher, durch die, aus der, alle Vollkommenheit iſt, fleuſt und ausgehet. Daß er auch ſelbſt die Liebe iſt, darüber nichts liebliches kan empfunden werden. Ja daß er die Liebe iſt, die alles lieblich machet, worauf ſie fällt. Fällt ſie auf einen häßigen Feind: wird er ein lieblicher Freund. Fällt ſie auf die grauſame Finſterniß, alſobald wird ſie das wonnigliche Licht. Fällt ſie auf nichts, ſo muß es gleich etwas, und was Gutes werden. Und iſt unmöglich, daß unliebliche ſey, das von GOtt geliebet iſt. Es begreifft auch ein jeglich Hertz, daß auſſer dieſer Liebe ſonderlich nichts lieblich iſt, und nichts unliebliches aus ihr flieſſen kan, darum daß ſie die ſelbſtſtändige weſentliche Liebe iſt, die in ihr ſelbſt gut iſt. Unſere Liebe nimmt ihrer Güte Maaß, von des Geliebten Güte, Iſt gut, wann ſie etwas gutes liebet; beſſer, ſo ſie ein beſſers liebet? allerbeſt, wann ſie das höchſte Gut liebet, und iſt böſe, wann ſie liebet, das nicht gut iſt. Sie falle

aber dennoch aufs Gute oder aufs Böse, nichts deſtoweniger bleibet lieben lieblich und ſüß, in ihm ſelbſt. Machet darüber alles träglich und leicht, das ohn ſie zu tragen ſchwer war, wo nicht gantz unträglich. Nun wie möchte dann die höchſte, beſte, unverkehrliche ſtete Treue, ewige Liebe, die GOtt ſelbſt iſt, unlieblich, ſauer und hart ſeyn? — — —

LXX. Aus Matthe's Quad von Kinkelbach teutſcher Nation Herrlichkeit. *)

(1557 — 1609.)

Berge und Wälder Deutſchlands.

(S. 6.)

Es hat aber Teutſchlant viel groſſer vnnd fürnehmer Berge vnnötig alle zu erzehlen. Das furnembſte gebirg ſind die Alpen, das hohe Schweizergebirg, zwiſchen Italia vnd Germania, darnacher gegen Morgen das Sarmatiſch gebirg, der Carpathus genant, auß welchem gegen Mitternacht die Weixel entſpringt. Der Carpathus aber gehet von dannen gegen Mittag zu der Donaw, vnnd zeucht ſich gegen Morgen durch Dacklam und Meſiam, vnnd zeiget dieſe Grentze an, daß ein gutes theil von Vngern und Polen mit an Teutſchlandt gehören: Es hat diß Gebirg viel reiche Ertzgruben von Kupffer, Silber vnd Golt: vnnd umb das Gebirg wohnen ſehr viel Teutſchen. Es hat auch ſehr viel Wäld in Germania: der furnembſt iſt der Hartz waldt, (Sylva Hercinia in den Lateiniſchen Hiſtorien genant, vnd hat den nahmen vom Hartz, zu Latein Reſina genant). Die alten, als Jul. Cäſar, haben dieſen Waldt in die lenge biß an die Grentzen Aſia erſtrecket. Vnd bekombt diß Hartz gewälde nach gelegenheit der Landſchafften daran es ſtöſſet, andere vnd andere nahmen. Dann es heißt der Schwartzwaldt, es heißt der Oden oder Othenwaldt, der Thüringer Waldt, vnd Bohmer Waldt. Dieſer Hartzwaldt hat ſich hin vnnd wider durch Germaniam außgeſtreckt, daher von alten Jahren für ein rauh, berglſch, wäldiſch vnd ſchier vnbewohntes Landt gehalten worden, vnd die Einwohner für wilde, grobe Waldleuth geacht: ſolchs aber meiſt von Germania magna verſtandten wirdt, welches mit dem Rhein vnd der Donaw eingeſchloſſen war.

*) Teutſcher Nation Herlichkeit. Ein außführliche beſchreibung des gegenwertigen, alten, vnd vhralten Standts Germaniae, nemlich jhr erſtes auffkommen, zunemen, vnd jetzige gelegenheit der Regierung vnd Herrſchung, Statt, Policey, Kirchenſtandts, Flecken, Schlöſſer, Dörffer, Fruchtbarkeit der Velder, Berge, Walde, Fluß, vnd Lachen. Item etlicher furnehmen perſonen (welche vns das edle Teutſchlandt vnſer allgemeines liebes Vatterlandt ans Liecht gebracht) herkomen, leben vnd abſchiedt ſampt andern nützlichen materien zu billichen lob vnd ruhm Teutſcher dienlich. Alles in richtiger Ordnung, beſchrieben vnd an tag geben, Durch Mathis Quaden von Kinckelbach. Gedruckt zu Cölln am Rhein. In Verlegung Wilhelm Lutzenkirchens. Im Jahr 1609. fol.

Dieser Hartzwaldt, welcher in die lenge sechstzig, vnd in die breite neun Tagreise begriffen hat, ist nun an vielen orten verwüstet vnd außgerottet: vnnd seindt die örter des Hartzwaldes nun mit schönen lustigen Stetten, Clöstern, Schlössern, vnd Flecken gezieret, daß Germania nun keiner bequemer vnd fruchtbaren Landtschafft weichet. Der Hartzwaldt fehet zu dieser zeit gegen Halberstadt an, vnd zeucht sich in der Länge vom Morgen gegen Abent, von der Elbe gegen der Weser zu: und hat auff der seitten gegen Mittnacht zu, dieser ort folgende Stett, als Halberstat, Brunswigk, vnd Hildesheim. Auff der Mittägiger seiten, Erffurdt, vnd das Thüringer Land: Darnach wendet sich dieser Waldt von Mitternacht gegen Mittag an der Weser das Hessenlandt hinauff, welches Reuier noch der Schwartzwaldt heisset. Darnach in Thuringen bey Koburg gehet ein stück dieses Hartzwaldes in die lenge von Abent gegen Morgen nach dem Böhmerland zu, vnd als lang er durch Thüringen streichet, heißt er daselbst der Thüringer Waldt. Darnach theilet er sich, vnd gehet ein Theil zur rechten nach den Mayn vnnd Franckenlandt, das andere Theil aber nach der Elbe, vnd streichet langs Meissen hin, und scheidet dasselb von Böhmen ab. Dieß Reuier wirdt das Bömisch Gebirg, oder der Böhmer Waldt genant. Darnach zwischen dem Necker vnd dem Mayn, wirdt dieser Wald der Odenwald genant, hab jn auch anderst nie hören nennen, daz es ein Ode vnd sehr vnpewonte Wildnuß ist. Andern den diese Formatio etwaz zu schlecht ist, nennen jn den Otenwaldt, von einem Keyser oder Fürsten Othone der an demselben ort offt mall sein gejägt gebraucht hett. Hab aber weiter nie etwas dauon zu hören oder zu lesen können bekommen, wer derselb Otto vnd zu was zeiten er gelebt habe. Dises Odenwaldt Grenzen an der Bergstraßen gegen Abend da es sich endet, sindt sehr fruchtbar von Wein vnnd anderen Früchten: deßgleichen auch an der Tauber gegen Morgen vnd gegen Mittag bey Heilbrun: darnach den Necker hinauff gehn Rothweil, nicht fast weit von der Donaw, hastu abermals ein stuck von diesem Hartzwald, vnd heißt daselbst der Schwartzwald, vnd giebt viel Hartzes. Hie ist eine herliche Viehzucht, vnd haben die Schwartzwäldische bawren solche herliche feiste Oxen, das sie mit dem fleisch die Vngrische, Böhmische, vnd Polnische Oxen vbertreffen Dieser Hartzwald laufft vber ebene vnd gebirge hin, wie ers ankompt dann es streckt sich zu bei den seiten des Rheins ein herlich schon gebirg von Godesberg ein weil oben Bonn gelegen, bis an die Naw vnd den Mayn zu, welches hinden aus vom Rhein ab zu beiden seiten mit lauteren wälden bedeckt ist: dauon das gewiltnus vff der Westerseiten des Rheins der Westerwalt genant wirt, vnd sich vom Rhein ab bis in Galliam hinein streckt. — — —

LXXI. Aus Adam Reißner's Geschichte der Frundsberge. *)

(1568.)

Die Schlacht von Pavia 24. Feb. 1525.

Georg von Frundsberg ordnet in Vorzug auß seinen Hauptleuten Vrichen von Hörckheim, vnd auß Marx Sittichen Regiment Egloffen Scheller, mit zwey tausend Landsknechten. Zu denen gab der Marggraff tausend Hispanier, alle die nicht Harnisch hetten, haben jre Hembder vber die Kleyder angelegt, die nicht Hembder hetten, haben Papyr auff die Brust gebunden, auff daß sie einander möchten kennen, denn sie wolten in der nacht den reysigen Zeug vberfallen, damit der Hauff, darauß der Harnisch scheinet, bey nacht desto grösser vnd schrecklicher were anzusehen, aber der Tag war da, vnd schwang sich der Nebel auff. Diesen Vorzug hat der Marggraff von Piscari selbs geführt, vnd dem von Guasta nachgefolgt. Der Vice Roi, Carl de La Noi, vnd Hertzog Carl von Bourbon, haben den reysigen Zeug hineyn geführt den nechsten auff Mirabell, darauf folget das Feldgeschütz, das man mit Ochsen vnd Rossen mit mühe hineyn bracht, vnd vergeblich, denn die Frantzösische Reuter habens abdrungen, daß es die Keyserischen nicht gebraucht, vnd sind die Reysigen jenseyt deß Grabens bey Mirabell zusammen kommen. Der von Frundsberg hett den Nachzug, ließ Marx Sittichen von Embs mit seinem Hauffen voranhin ziehen, vnd ist er mit dem vbrigen Hauffen hernach kommen, Er hat viel vom Teutschen Adel vnter seinem Hauffen gehabt, die in dieser gefährlichen Schlacht gewesen, mit namen Alexander, Graff zu Ortenburg, Laßla Graff zum Hag, Johan, Graff zu Vierneberg, Sebastian, Herr zu Losenstein, Niclas, Herr von Fleckenstein, vnd viel andere. Als aber das Geschütz durch der Feind vberfall außgespannen vnd verhindert, hat der von Freundsberg das Geschütz wider lassen anspannen, sich etwas gehindert, vnd den gefährlichen Cynzug gethan, denn der Frantzoß rückt mit allen hauffen auff jn, ließ das groß Geschütz vor jm für vnd für abgehen, wiewol dasselb nicht viel

*) Historia Herrn Georgen Vnnd Herrn Caspars von Frundsberg, Vatters vnd Sons, beyder Herrn zu Mündelheym, ꝛc. Keyserlicher Oberster Feldt Herrn. Darin neben jren Ritterlichen, mannlichen vnd löblichen Kriegßthaten, auch der fürnembsten Händel vnd trefflichen Kriege, so vom jar 1492. durch Maximilian den Ersten, vnd hernacher durch desselben Enckel, Carln den Fünfften, Keysern, beyde hochlöblichster gedächtnuß, biß auf das 1536. jar, nicht allein in Hoch vnd Nider Teutschland, sondern auch wider die hochste frembde Potentaten vnd Herrschafften, als die Römischen Bäpste, Franckreich, Venedig, Meyland, Genua, Florentz, vnd andere mehr, geführt, vrsprung, vrsach, endtschafft, sampt allen vmbstenden, gründlicher, warhafftiger, summarischer vnd bestendiger Bericht, begriffen. Jetzt wider auffs neuw vbersehen, vnd allen Historienliebern, auch Kriegßleuten, zum besten abermals in den Druck vnd an den tag gegeben. Zu end ein Historia von den letzten Fürsten von Schwaben. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn. M. D. LXXII." fol.

Schadens gethan, denn der von Frundsberg hat sich mit seinem Fußvolck in ein klein thal, eins Ellenbogen hoch, her diphalb deß Grabens, vor dem Geschütz nider gethan.

Franciscus, König in Franckreich, der sein gute Macht vnd Ordnung hett, war vnerschrocken, ließ zum Krieg auffblasen. Da er nun sahe, daß die Keyserischen nicht angriffen, sondern auff Mirabell eyleten, hat er bald die Schweitzer vnd die Teutschen Knecht herfür gestellt, die Frantzösische Fußknecht, darüber Ambosius Hauptmann war, hieß er im Läger still stehen, vnd ließ die Italische Fußknecht an jrem ort, Antonio Leua, wenn er auß dem Schloß wolt fallen, zum Widerstandt bleiben. Der König aber rückt selbs mit gerüster Schlachtordnung auff den von Frundsberg vnd seinen Hauffen. Die Schweitzer kamen bald herzu in jrer Ordnung, hetten auff der einen Seyten das Geschütz, auff der andern ein Reisigen zeug. Neben jnen war ein Hauff Teutscher Landßknecht, die dem Frantzosen dieneten, so man die schwartzen Teutschen nennet, die waren auch auff beyden Seyten mit Geschütz vnd Reutern bewart. Der König war frölich, vnd verhoffet gewissen Sig. Da haben Reysig vnd Fußvolck an manchem ort auff einander gedrungen, dergleichen in keinem Krieg nie geschehen. Im letzten Keyserischen Heer vnd Nachzug waren siehen Welsche Fähnlin, die haben die fünff Mauwerbrecherin verwart. Als sie kaum in Thiergarten kommen, vnd den Vorgehenden schwerlich mögen gefolgen, darumm, daß es ein wässeriger Boden, vnd die Räder an Wägen eyngesunken, da geschahe es, daß die Letzten die Ersten waren, die von den Frantzosen angegriffen sind worden. Als der König sahe den letzten Hauffen weit von den andern, hat er Philippum Brionium vnd Fridericum Bosulum mit den Küristern, mit Schützen vnd Fußvolck auff sie gesandt, die haben diesen Hauffen, als sie mit dem Geschütz vmbgiengen, angegriffen. Die Keyserischen, die mit Geschütz vnd Pferden vberwältigt waren, sind in das nechste Wäldlin geflohen, deren sind vil erschlagen, vnd den Rossen vnd Ochsen die Spannadern abgehauwen worden. Dieser erste Sig hat die Frantzosen stoltz gemacht, daß sie die andern Feind veracht, vnd vermeynt, sie habens schon im Sack. Da nun der Margraff von Piscari sahe, daß das Fußvolck bey dem Geschütz niderlag, hat er zum Vice Roi, zum Hertzogen von Bourbon, vnd Niclas Graff von Salm, gesandt, sie sollen die Feind angreiffen. Da hat der Marggraff von Guasta das ort Mirabella verlassen, vnd ist wider zum Flnß Vernacula kommen. Zu dem sprach der Marggraff von Piscari: Du hast recht gethan, Bruder, greiff die Feind dapffer an zur lincken Hand, vnd hab fleiß, daß der Sig auff deinem ort glücklich anfahe. Hierauff sind die Keyserische ringe Pferd erstlich vnder dem wasser Vernacula abgetrieben worden. Das Frantzösisch Geschütz ist gewaltig auff sie abgangen, daß die Hispanier sich auff die Erden mußten legen, vnd das Geschütz vber sie außgehen lassen. Der Vice Roi vnd Larcon mit den Reysigen, haben sich hinder Bauwern Häuser gehalten, dardurch die Kugeln auffgehalten worden. Der König hofft, diser anfang wer ein gut zeichen deß Sigs, vnd hat zur Schlacht aufblasen lassen, vnd mit den Hauptleuten, ange-

griffen. Der von Vallſa, der Oberſt vber den erſten Hauffen der Küriſſer, iſt ſchnell vber die Keyſeriſche Reuter gerennt, vnd ſie zur rechten Seyten mit groſſer vngeſtümme angegriffen, vnd mit jrem eylen haben ſie die Schweitzer vnd ſchwartzen Hauffen der Teutſchen dahinden gelaſſen, vnd das Geſchütz auffgehalten, denn die Büchſenmeiſter mußten ſtill halten, daß ſie nicht die Frantzöſiſchen beſchädigten. — — —

Die Teutſchen Landßknecht auff des Frantzoſen ſeyten, der Schwartz Hauff genannt, haben ſich herzu gethan, vnd mit groſſem Neyd den Keyſeriſchen Fußknechten zugeſetzt. Sie wolten Ehr eynlegen, vnd jrem König, der jnen viel jar viel Kronen zur Beſoldung gegeben, redlich beyſtehen. Dargegen waren die Keyſeriſchen Landßknecht vnder dem von Frundsberg auch begirig wider ſie, darumb, daß ſie dem Keyſer vnd dem Teutſchen Namen zuwider dem Frantzoſen, der ein ſtäter Feind deß Keyſers war, wider die Teutſchen, jre Brüder vnd Blutfreund kriegten.

Georg von Frundsberg iſt nach ſeinem brauch mit dem gantzen Hauffen Landßknecht auff die Knie gefallen, Gott vmm hilff und beyſtandt angeruffen vnd gebeten, Deßgleichen im andern Hauffen Marx Sittich von Embs auch gethan, Vnd als ſie auffgeſtanden, ſind ſie ſtill vnd gemach auff die Ordnung deß Frantzöſiſchen Fußvolcks gerückt. Da nun beyde Hauffen an einander kamen, trat auß dem Schwartzen Hauffen herfür jr Hauptmann, Hans Langenmantel von Augſpurg, vnd mit auffgeworffenem Arm vnd lauter Stimm fordert er in ein Kampff den von Frundsberg vnd den von Embs, aber mit mancher ſtimm iſt er verworffen, geſcholten, vnd mit viel Waffen nidergeſchlagen worden, vnd ein Knecht hat ſein abgehauwene Hand mit der Armſchienen, vnd die Finger mit den gülden Ringen, als ein Sigzeichen auffgeworffen. Da haben die Keyſeriſchen angefangen zu ſchreyen, vnd zun ſchwartzen Knechten vnd Schweitzern geſtochen vnd geſchlagen. Marggraff von Piſcari, welcher mitten im Feld auff einem hohen Pferd in einem Fußknecht Harniſch war, als beyde Hauffen einander angegriffen, rennt bald hinzu, ſchrey vnd ſprach tröſtlich dem von Frundsberg zu, in welchen er alle Hoffnung vnd Sig ſtellet, vnd ermant jn, daß er nit wolt nachlaſſen, vnd jmmer nachdrücken, vnd wie er in allen Kriegen groſſe Ehr eingelegt, daß er jetzt die aller gröſte Victoria wöll erlangen, vnd ein glücklich End machen. Als nun beyde Heer gegen einander traffen, vnd der Marggraff mit ſeinem Pferd auff die Schweitzer ſprengt, iſt er mit einem langen Spieß durch das offen Helmlin in ſeinen Halß verwundt, ſein Roſſz erſtochen, vnd ſein lincker Fuß mit einer Heltenparten durchſtochen worden vnd er wer vnter ſolchem zuſammen ſtechen vndergangen, wenn nicht ſeiner Reuter einer, vnd denn die nechſten Hauptleut vnd Fähndrich, mit groſſer künheit jn herauß geriſſen, vnd beym leben erhalten hetten.

In dieſem angriff haben Georg von Frundsberg vnd Marx Sittich von Embs mit wunderbarlicher geſchicklichkeit die Feind beſchloſſen, Denn der von Frundsberg ſetzt vnder augen in die Feind, Marx Sittich von Embs aber hat ſich mit ſeinem Hauffen auff die eine ſeyten, vnd ein Heerflügel hett ſich auff die ander ſeyten geſchwungen, haben alſo an

dreyen orten der Feind Hauffen biß in die mitte angegriffen, vnd sie alle erschlagen, daß schier keiner auß den schwartzen Fußknechten davon kommen. Reichart, ein geborner Fürst zu Suffolchia, deß Königlichen Geschlechts auß Engelland, von der weissen Rosen genannt, der in Brittannia Land vnd Leut hett, vnd von seiner Kriegßgeschickligkeit wegen Oberster vber den schwartzen Hauffen war, der ist da umbkommen. Item Francise, Hertzogs Anthoni zu Lothring Bruder, ein junger Fürst, der in der ersten Ordnung seinen köstlichen Harnisch vnd Federbusch hett, Dietrich von Schamberg, Nicolai Bischoffs zu Capua Bruder, eines Teutschen Fürsten Bottschafft, Aber Graff Wolff von Lupffen, Herr Hans von Brandeck, vnd viel andere vom Adel, die auff deß Frantzosen seyten waren, auch Graff Carl zu Ortenburg, deß vorgemeldten Alexanders, Graffen zu Ortenburg, Bruder, die sind erlegt, verwundt vnd gefangen worden. Wie nun Herr Georg von Frundsberg vnd Marr Sittich von Embs die Frantzösische Landßknecht geschlagen, ist alles gethan, vnd das Feld behalten worden, das vbrig Frantzösisch Volck, Landßknecht, Schweitzer vnd Guasconier, haben sich in ein gewaltige Flucht begeben. Mitter weil, als der von Frundsberg vnd der von Embs die Frantzösische Fußknecht geschlagen, vnd gar vndergetrieben, ist deß Königs Reysiger Zeug durch die Schützen, vnd von den Keyserischen Reutern, die immer abwechselten, zertrennt vnd erlegt worden, da wolt jeder Hauptmann den König helffen retten, vnd wich von seinem ort. Der Herr von Palisa, als im sein Rossz erstochen, der ein schwär alter vnd Harnisch auff im hett, ist kaum zu den Schweitzern kommen, vnd von dem Suggar gefangen worden, Vnd als er sich ergeben hett, kam ein Hispanier, hat im die Büchsen an das Hertz gesetzt, vnd jn erschossen. Es ist auch Ludwig von Tramuli, ein alter Kriegßmann mit zweyen Kugeln erschossen worden. Es war ein blutige Schlacht, vnd die Frantzosen musten fallen, denn die geschwinde Hispanier vmbgaben sie, vnd haben allenthalben bleyern Kugeln vnder sie geworffen, vnd tödtlich verwundt. Sie hetten nicht gemeine Handror, wie vor der brauch, sondern lange Ror, die man Hacken, vnd solche Schützen Arcabuster nennet, haben in einem Schuß etlich Mann vnd Rossz erschossen, daß alles Feld voll todter Pferd lag, daß die andern darvor nicht von statten kondten, vnd nicht fliehen mochten.

Der König von Franckreich, so Königliche triumphier Kleider, von Silber vnd Gold, mit Federbüschen auff dem Helm hett, der hat, als ein streffiger Kriegßmann, seinen Hauptleuten zugesprochen, die Feind angesprengt, sonderlich wo er einen Hohen in Sammat vnd Gold ersahe, Vnd einen Edlen Hauptmann, Ferdinand Castriot, vom Königlichen stammen auß Macedonia, mit seiner Hand erstochen. — — — — —

Franciscus der König, als er seines Volcks vnd aller hülff entblöst, vnd so viel neben im erschlagen, vnd viel Keyserische Reuter, weil er Königlich bekleidt war, im nachhenckten, hat er immer mit seinem Schwerdt sich gewehrt, vnd ob er wol Wunden empfangen, doch widerstand gethan, vnd hat wöllen bey seinem Volck tod bleiben. Als er vber ein Brücklin wolt, ist im sein Pferd geschossen worden, vnd

gefallen. Niclas, Graff zu Salm, hat ſich mit ſeinen Reutern hart vmb den König angenommen, dem König ſeinen Hengſt erſtochen, vnd jn in die rechte Hand verwundt, Dargegen hat der König Graff Niclaſen durch ein Schenckel geſtochen, vnd ſich faſt gewehrt, Als aber der Hengſt vnder dem König gefallen, kame der von Motta, Carolus, deß von Bourbon Hofmeiſter, der kennet jn von angeſicht, wiewol er gantz blutig war, vnd ermahnet jn; Er ſolt ſich dem Hertzog von Bourbon, der nicht weit wer, gefangen geben. Der König war ob dieſem Namen vnwirß, vnd ſprach: Ich kenne keinen Hertzogen von Bourbon, denn mich ſelbs, vnd wil mich niemand gefangen geben, denn dem Römiſchen Keyſer, ehe wil ich ſterben. Da iſt ein Hiſpanier hinzu gerückt, hat jn beym Helmlin erwüſcht, vnd vom Pferd wöllen reiſſen, den hat der König von jm geſtochen, daß dem Hiſpanier einstheils von deß Königs Ermel vnd Feder vom Haupthelm in der Hand blieben. Der König befahl, man ſolt den Vice Roi heiſſen kommen, Carl de La Roi, Der Vice Roi kam bald, hat den Reyſigen, die vmb den König ſtunden, abweichen heiſſen, vnd den König mit der rechten Hand vom Pferd gezogen vnd auffgericht, dem hat der König an ſtatt deß Römiſchen Keyſers gefänckнuß gelobt, vnd hat den rechten Harniſch Händſchuh zum Zeichen der Gefänckнuß geben: Die andern Hiſpanier vnd Teutſchen haben ſich vmb deß Königs Kleyder vnd Kriegßrock geriſſen, etliche die Gürtel, die andern Sporn, davon gebracht, ein jeder hat etwas vom König wöllen haben. Darauff das Keyſeriſch Kriegßheer nach deß Königs gefänckнuß in allem Läger geſchrien: Victoria, der Sig iſt erlangt. Da iſt den vbrigen Frantzoſen die Krafft entgangen, vnd flohen auf allen ſeyten. — — —

LXXII. Aus Chriſtoph Lehmann's Speieriſcher Chronik.*)

(1568—1638.)

1. Die Weiber von Weinsberg.

(S. 493.)

Kaiſer Conradts löbliche Milte gegen ſeine abgeſagte Feindt, vnnd Exempel groſſer Trew vnd Lieb einer Hertzogin auß Beyern vnnd anderer tugendthafften Weiber gegen jhre Männer.

*) „Chronica Der Freyen Reichs Statt Speyr, Darinn von dreyerley fürnemlich gehandelt, ERſtlich vom Vrſprung, Vffnemen, Befreyung, Beſchaffenheit deß Regiments, Freyheiten, Privilegien, Rechten, Gerechtigkeiten, denckwürdigen Sachen vnd Geſchichten, auch vnderſchiedlichen Kriegen vnd Belägerungen der Statt Speyr: Zum andern, von Anfang vnnd Vffrichtung deß Teutſchen Reichs, deſſelben Regierung durch König vnnd Kayſer, vnnd was es jeder Zeit insgemein mit demſelben, vnd inſonders mit den Erbarn Frey vnnd Reichs Stätten vor Geſtallt gehabt, auch von deß H. Reichs vnd deſſen Gliedern Handlungen, Ordnungen vnnd Proceſſen, mancherley Veränder-

KAiser Lotharius ist ohne Leibs-Erben verstorben, darumb er vor seinem End die Königliche Kleinodia seinem Tochtermann, Hertzog Henrichen zu Beyern vnnd Sachsen vbergeben, vnnd jhne hiemit an seine Statt zum Nachfolger am Römischen Reich verordnet, demnach aber Hertzog Cunradt von den Reichs Fürsten erwehlt, hat er mit derselben Hülff, diesen mächtigen Fürsten, die Regalia dem Reich wider zuzustellen, mit Gewalt angehalten, vnnd wegen seiner erzeigten Widersetzigkeit, beyder Hertzogthumb Beyern vnd Sachsen offentlich in Versammlung der Reichs Ständt zu Goßlar entsetzt, vnnd Sachsen, Marggraue Albert zu Brandenburg, Beyern, Marggraue Leopoldt zu Oesterreich eingeraumbt, darüber gedachter Hertzog Henrich auß Vnmuht vnd Bekümernus des folgenden Jars 1139 sein Leben geendet. Vmb diese zeit hat Rogerius in Sicilien dem Kaiserthumb daz Königreich Apulien thätlich entzogen, vnd sich zum König eingesetzt, damit er nun dasselb desto ruhiger möcht in seinen Händen behalten, hat er Hertzog Welffen zu Beyern, deß abgeleibten Hertzog Henrichs Bruder bewegt, daß er gegen dem Kaiser wegen der abgestrickten vnnd veräusserten beyder Hertzogthumb, Beyern vnd Sachsen Rebellion, Krieg vnd Empörung, mit Beystandt der Sachsen fürgenommen, dieweil es jme aber am Nachtruck vnd Kräfften zu Vollstreckung seines Fürhabens ermangelt, ist jhme König Rogerius mit einer grossen Summen Geldts zu Hülff kommen, der gestalt, daz er hiedurch dem Kaiser viel Trangsal vnd Beschwernus zugefügt, vnd man zu beyden theilen viel Scharmützel mit grossem Blutvergiessen gehalten, Anno 1140 als der Kaiser Hertzog Welffen im Schloß Weinsperg belägert, ist derselb vnuersehens in einem Sturm in die Kaiserische außgefallen, vnd hat seinem Volck die Losung geben hie Welff. Hertzog Friederich zu Schwaben, des Kaiserischen Feldobristen, als jhme im Treffen diese Losung für Ohren kommen, hat er hingegen den seinen zur Losung geben, hie Gibeling, von einem Dorff in Schwaben, da er Hertzog Friederich in seiner Kindheit erzogen worden. Diese beyde Namen seynd hernach von den Italianischen historicis vielfaltig gebraucht, vnd durch die Welffische, diejenige so deß Bapsts Sachen vertheidigt, vnd durch die Gibellinische, die Kaiserliche jederzeit verstanden, vnnd noch. In solchem treffen hat Hertzog Welff viel der seinen verloren, sich kümmerlich in Weinsperg zuruck wider durch die Flucht errett, darinn verschantzt, vnd so gut er könt, befestigt: Demnach aber der Kaiser die Belägerung *) beharret, vnnd die im Schloß grossen Mangel aller Notturfft vnnd Victualien erlitten, vnd solchen fürter nicht vberstehen vnd erleiden können, hat sich der Hertzog sampt

so darein gefallen, sampt vielen außerlesenen guten vnd nutzlichen Historien, Politischen Reguln vnd Exempeln: Zum dritten, von Anfang vnd Beschreibung der Bischoffen zu Speyr, vnnd deß Speyrischen Bisthumbs. Mit Fleiß zusammengetragen Durch Christophorum Lehman. Getruckt zu Franckfurt am Mayn bey Niclas Hoffmann, in Verlegung Jonas Rpsen. Anno M.DC.XII." Fol.

*) Vergleiche die nachfolgende Erzählung mit Bürger's Gedicht: die Weiber von Weinsberg.

den seinen anff des Kaisers Gnad ergeben: Ob nun wol der Kaiser sich gegen deß Hertzogen Gesande in der Handlung gar gnädig erzeigt, vnd bewilligt, daz derselbe mit seinem Volck durchs Läger möcht passieren, hat doch des Hertzogen Gemahel die Fürsorg getragen, die weil derselb den Kaiser offt vnd schwerlich beleidigt, es möchte jme solcher Trutz mit Ernst beschwert werden, damit sie dann für sich dieser Sorg enthebt, vnd der Hertzog solcher Gefahr gesichert sein könt, hat sie diesen Weg erfunden, sie hat durch Gesande den Kaiser gebetten, jr vnd andern jrem Frawenzimmer zu erlauben, was ein jede tragen könt, ohn alle Gefährlichkeit vnd beleydigung an gewarsame Sicherheit zu bringen. Diß Begeren hat der Kaiser gern vnd williglich verstattet, in dem man nun dieses Außzugs im Läger gewärtig, ist die Hertzogin sammt andern Weibern, deren Fürsten, Graven, Herren vnd adelichen Personen, die sich schwerlich wider den Kaiser vergriffen, auß der Statt daher gezogen kommen, vnd haben jhre Männer auffm Rücken mit grosser Bemühung getragen. Im Läger hat niemandt anders können gedencken, dann deß Hertzogen Gemahel vnnd dero Gefährten, würden jren Schmuck, Gelt vnd Kleinodien retten, aber deß listigen Handels hat sich niemands versehen, der Kaiser aber nachdem er auß hohem Verstandt der Weiber Trewhertzigkeit der Gestalt erwogen, daz sie jre Männer vber alles Gelt, vnd für jren höchsten Schatz lieb vnd werth gehalten, hat solche Tragfahrt dermassen zu Gemüht geführt, daß jhme das Gesicht mit Thränen vberflossen, vnd der halben den Weibern nit allein hierumb groß Lob gesprochen, sondern im Läger zu Gast behalten, sich vber solcher Sach insonders erlustigt, vnd mit Hertzog Welffen vnd andern Feinden, beständigen Frieden vnd Verträge auffgericht. Hertzog Friderich vnd andere haben diese Trew der Weiber zum Betrug des Kaiserlichen versprechens gedeut, vnnd den Kaiser vermahnt, diesen arglistigen Fundt nicht zu verhängen, denen hat derselb mit dieser runden Antwort begegnet, **non decet verbum regium immutari**, es sey gar nicht ziemlich, daß der König solt etwas versprechen vnnd nicht halten.

---

2. Albertus Magnus.

(S. 602.)

Ein abendthewerliche Gastung, so zu Cölln König Wilhelmo von Alberto Magno Anno 1248. im Winter in einem Garten gehalten worden.

ALbertus Magn. ein sehr berühmter vnd gelehrter Münch hat den Kaiser, als er in berürtem Jahr zu Cölln auff den Tag der drey König angelangt, in einen Garten beym Prediger Kloster gelegen mit seinem gantzen Hof zu Gast gebetten, dem der Kaiser gern willfahrt. Es ist aber auf berührten Tag nicht allein grosse vnleidtliche Kält, sondern auch ein tieffer Schnee eingefallen, Deßhalben die Kaiserliche Räht vnd Diener beschwerlichs Mißfallen an deß Münchs vnordentlicher Ladung getragen, vnnd dem König auffer dem Closter vnterm Himmel zu so strenger Winterlicher Zeit Mahlzeit zuhalten widerrahten, haben aber doch denselben von seiner Zusag nicht wenden können, son-

dern hat sich sampt den seinen zu rechter zeit eingestellt. **Albert.** der Münch hat etliche Taffeln sampt aller Bereitschafft in Klostergarten, darinn Bäum, Laub vnd Graß alles mit Schnee bedeckt gewesen, mit grossem befrembden männiglichs vber die visierlichen vnd widersinnigen Anstalt lassen stellen, vnd zum auffwarten eine gute Anzahl von Gestallt deß Leibs vberaus schöne ansehnliche Gesellen zur Handt bracht, In dem nun der König, sampt Fürsten vnd Herrn zur Tafel gesessen, vnd die Speisen fürgetragen vnnd auffgestellt, der Tag aber obenrab vnversehens heiter vnnd schön worden, ist aller Schnee zusehends abgangen, vnd gleich in einem Augenblick ein lustiger lieblicher Sommertag erschienen, alles Laub vnd Graß augenscheinlich, deßgleichen allerhand schöne Blumen außm Boden herfür gebrochen, die Bäum haben anfahen zu blühen, vnnd gleich nach der Bluht ein jeder sein Frucht zutragen, darauff allerhandt Gevögel nidergefallen, vnnd den gantzen Ort mit lieblichem Gesang erfüllt, vnnd hat die Hitz deß Tags dermassen vberhandt genommen, daß fast sich männiglich der Winterlichen Kleyder zum Theil entblössen müssen. Es hat aber niemandt gesehen, wo die Speisen gekocht vnnd zubereyt worden, auch niemandt die zierliche vnnd willfahrige Diener gekennt oder Wissenschaft gehabt, wer vnnd wannen sie seyen, vnd sich jedermänniglich mit grosser Verwunderung vber aller Anstaltung vnnd Bereitschafft erfrewet. Demnach aber die Zeit der Malzeit herumb, seyen erstlich die wunderbare köstliche Diener deß Münchs, baldt die liebliche Vögel, sampt Laub vnnd Graß auff Bäumen vnnd Boden verschwunden, vnnd ist alles wider mit Schnee vnd Kält, dem anfänglichen Winter ähnlich worden, also daz man die abgelegte Kleyder wider angelegt, vnnd die strenge Kält dermassen empfunden, daz männiglich dauon, vnd zum Fewer vnd warmen Stuben geeilet. Vmm solcher abenthewerlichen Kurtzweil willen hat Kaiser Wilhelm **Albertum Magnum** vnnd sein Conuent Prediger Ordens mit etlichen Gütern reichlich begabt, vnd denselben wegen seiner grossen Geschicklichkeit in grossem Ansehen vnd Werth gehalten.

LXXIII. Jakob Böhme.

(1575—1624.)

1. Aus der Vorrede der Aurora. *)

Günstiger Leser.

1. JCH vergleiche die gantze **Philosophiam, Astrologiam** und **Theologiam** samt ihrer Mutter einem köstlichen Baum der in einem schönen Lustgarten wächst.

*) „Morgenröte im Aufgang, Das ist die Wurtzel oder Mutter der Philosophiae, Astrologiae und Theologiae, Aus rechtem Grunde. Oder Beschreibung der NATUR, wie Alles gewesen und im Anfang worden ist: wie die Natur und Elementa Creatürlich worden seynd; auch von beyden Qualitäten Bösen und Guten, woher alle Ding seinen Ursprung hat, und wie es jetzt stehet und würcket, und wie es am Ende dieser

2. Nun giebt die Erde, da der Baum inne ſtehet, dem Baum immer Safft, davon der Baum ſeine lebendige Qualität hat: der Baum aber in ſich ſelbſt wächſt von dem Safft der Erden, und wird groß, und breitet ſich aus mit ſeinen Aeſten.

3. Nun gleich wie die Erde mit ihrer Krafft an dem Baum arbeitet, daß derſelbe wachſe und zunehme, alſo arbeitet der Baum ſtets mit ſeinen Aeſten aus gantzem Vermögen, daß Er möchte immer viel guter Früchte bringen.

4. Wenn aber der Baum wenig Früchte bringet, darzu gantz klein, madig und wurmſtichicht, ſo iſt die Schuld nicht an des Baumes Willen, daß derſelbe vorſätzlich begehre böſe Früchte zu tragen, dieweil Er ein köſtlicher Baum guter Qualität iſt, ſondern die Schuld iſt, daß offt große Kälte, Hitze, Mülthaw, Raupen und Ungeziefer auff ihn fället, denn die Qualität in der Tieffe, von den Sternen außgeworffen, verderbet ihn, daß Er wenig guter Früchte bringet.

5. Nun hat aber der Baum dieſe Arth an ſich, daß je gröſſer und älter der Baum wird, je ſüſſere Frucht träget Er: in ſeiner Jugend träget er wenig Früchte, denn das macht die raue und wilde Arth des Erdbodems, und die überley Feuchte in dem Baum, und ob Er gleich ſchön blühet, ſo fallen doch im Gewächſe ſeine Aepffel meiſtentheil abe, es ſey dan Sache, daß er gar in einem guten Acker ſtehet.

6. Nun hat der Baum auch eine gute ſüſſe Qualität an ſich, dargegen auch drey andere deme zuwider, als bitter, ſauer und herbe. Nun wie der Baum iſt, alſo werden auch ſeine Früchte, biß ſie die Sonne würcket und ſüſſe machet, daß ſie einen lieblichen Geſchmack bekommen, und müſſen ſeine Früchte beſtehen im Regen, Wind und Ungewitter.

7. Wan aber der Baum alt wird, daß ſeine Aeſte verdorren, daß der Safft nicht mehr in die Höhe kan, ſo wachſen unten umb den Stamm viel grüne Zweiglein auß, letzlich auch auff der Wurtzel, und verklären den alten Baum, wie Er auch ein ſchönes grünes Zweiglein und Bäumlein geweſen iſt, und nun gar alt worden. Dan die Natur oder der Safft wehret ſich, biß biß der Stamm gar dürre wird, dan wird er abgehawen und im Feuer verbrandt.

Nun merke, was ich mit dieſem Gleichnüs angedeutet habe:

8. Der Garten dieſes Baumes bedeut die Welt; der Acker die Natur; der Stamm des Baumes die Sternen; die Aeſte die Elementa; die Früchte, ſo auff dieſem Baume wachſen, bedeuten die Menſchen;

Zeit werden wird; Auch wie Gottes und der Höllen Reich beſchaffen iſt, und wie die Menſchen in jedes creatürlich würcken. Alles aus rechtem Grunde. in Erkäntnüß des Geiſtes im Wallen GOttes mit Fleiß geſtellet Durch Jacob Böhme, In Görlitz, im Jahr Chriſti 1612. ſeines Alters 37 Jahr, Dienſtag in Pfingſten. Alles von neuem überſehen, und mit Fleiß nach des Authoris eigenem Manuscripto corrigiret und verbeſſert. Zu Amſterdam. Gedruckt im Jahr Chriſti, 1682." 8,

Die Ausgabe, von welcher die Aurora einen Band ausmacht, beſteht aus elf Bänden. Amſterdam. 1682. 8.

der Safft in dem Baume, bedeut die klare Gottheit. Nun seind die Menschen aus der Natur, Sternen und Elementen gemacht worden, GOTT der Schöpffer aber herrschet in allem, gleich wie der Safft in dem gantzen Baume.

9. Die Natur aber hat zwey Qualitäten in sich biß in das Gerichte GOttes, eine liebliche, himmlische und heilige; und eine grimmige, höllische und durstige.

10. Nun qualificiret und arbeitet die gute immer mit gantzem Fleiß, daß sie gute Früchte bringe, darinnen herrschet der heilige Geist, und giebt darzu Safft und Leben: Die böse quillet und treibet auch mit gantzem Fleiße, daß sie immer böse Früchte bringt, darzu giebt ihr der Teuffel Safft und höllischen Loh.

11. Nun dieses beydes ist in dem Baum der Natur, und die Menschen seynd aus dem Baum gemacht, und leben in dieser Welt in diesem Garten zwischen beyden in großer Gefahr, und fället auff sie bald Sonnen-schein, bald Regen, Wind und Schnee.

12. Das ist, so der Mensch seinen Geist erhebet in die Gottheit, so quillet und qualificiret in ihme der H. Geist; so Er aber seinen Geist sinken lässet in diese Welt, in Lust des Bösen, so quillet und herrschet in ihme der Teuffel und der höllische Safft.

13. Gleich wie der Apffel auf dem Baum madig und wurmstichicht wird, wan Frost, Hitze und Mühlthau auff ihn fället, und leicht abfället und verdirbet: also auch der Mensch, wan Er lässet den Teuffel mit seiner Gifft in ihm herrschen.

14. Nun gleich wie in der Natur Gutes und Böses quillet, herrschet und ist, also auch im Menschen: der Mensch aber ist Gottes Kind, den er aus dem besten Kern der Natur gemacht hat, zu herrschen in dem Guten, und zu überwinden das Böse. Ob ihm gleich das Böse anhanget, gleich wie in der Natur das Böse am Guten hanget, so kan er doch das Böse überwinden; so Er seinen Geist in GOtt erhebet, so quillet in ihm der heilige Geist und hilfft ihm siegen.

15. Gleich wie die gute Qualität in der Natur mächtig ist zu siegen über die böse, dan sie ist und komt aus GOtt, und der heilige Geist ist Herrscher darinnen: also auch ist die grimme Qualität mächtig zu siegen in der boßhafftigen Seelen, dan der Teuffel ist ein mächtiger Herrscher in der Grimmigkeit, und ist ein ewiger Fürst derselben. — — —

2. Vom Unterschiede der Seelen. *)

(S. 278.)

— — — Es ist aber ein grosser Unterscheid zwischen den Seelen, darumb ist auch die hinnenfahrt gar ungleich. Etliche werden durch wahre Buße und Rew ihrer Ubelthat, durch ihren Glauben, ins Hertze Gottes gesetzet, in Zeit ihres Leibes wider new gebohren durch die

*) Aus der „Beschreibung der drey Principien Göttliches Wesens. Das ist Von der ohn Ursprung ewigen Gebuhrt der H. Dreyfaltigkeit GOttes u. s. w."

Gebuhrt Jesu Christi, und die verlassen alsbalde mit des Leibes Zerbrechung alles irrdische, und legen auch alsbald ab das Sternen Region, und fassen in ihre Essentien des ersten Principii die Barmhertzigkeit GOttes des Vatters, in der freundlichen Liebe Jesu Christi, und die stehen auch in Zeit ihres Leibes nach der Seelen Essentien, so sie vom Leiden und Tode Christi bekommen in den Thoren des Himmels; und ist ihr Abschiedt vom Leibe gar ein freundlicher Eingang ins Element vor GOTT, in eine stille Ruhe, wartend ihres Leibes ohne Verlangen: Da dann wird wieder grünen daß Paradeis, welches die Seele gar wohl schmecket, aber keine Quaal verbringet, biß der erste Adam vorm Falle wieder an ihr stehet.

27. Diesen heiligen Seelen folgen auch ihre Werke nach, in ihrer Tinctur des Seelen-Geistes, im heiligen Element, daß sie sehen und erkennen, wie viel sie guts haben alhier gewürcket, und ist ihre höchste Lust und Begierde in ihrer Liebe noch immermehr guts zu würcken, wiewol sie ohne den Paradeisischen Leib, welchen sie erst werden in der Wiederkunfft bekommen, nichts würcken, sondern ihre Quaal ist eitel Lust und sanfftes Wolthun. — — —

3. Vom Segen Gottes in dieser Welt. *)

(S. 294.)

— — — 7. Der Mensch hat freyen Willen, er mag sich auff Erden in einem Wercke erlustigen, worinnen er wil, es stehet alles in GOttes Wunder, der Mensch thue was er wil: Ein Sewhirte ist ihme so lieb als ein Doctor, so er nur fromm ist, und sich nur in seinen Willen vertrawet: Der Albere ist ihme so nütze als der Weise, denn mit dem Weisen regieret er, und mit den Albern bauet er: Sie sind allzumahl seine Werckleute zu seiner Wunderthat: Ein jeder hat Beruff, darinnen er seine Zeit vertreibe, sie sind vor ihme alle gleich; Alleine der Geist dieser Welt hat seine Hochheit, die theilet er aus in seiner Macht, gleich wie der Geist GOttes im Himmel, da sind auch grosse Unterscheid, alles nachdem der Geist oder Seele ist mit Göttlicher Krafft angethan, also ist auch seine Hochheit im Himmel, auch seine Schönheit und Klarheit, aber alles in einer Liebe: Ein jeder Engel und Seele hat Frewde an des andern Krafft und Schönheit.

8. Gleich wie die Blumen der Erden einander nicht mißgönnen, obgleich eine schöner und kräfftiger ist als die andere, sondern stehen freundlich untereinander, und geneußet je eine der andern Krafft: Und wie ein Arzt mancherley Kräuter durcheinander thut, darinnen jede Krafft seine Tugend von sich giebt, und dienen alle dem Krancken: Also auch gefallen wir alle GOTT, die wir nur in seinen Willen eingehen, wir stehen alle in seinem Acker: Und wie nun Dorn und

*) Aus den „Hohen und tieffen Gründe von dem DReyfachen LEben des Menschen, nach dem Geheimnüß der dreyen Principien Göttlicher Offenbahrung. Geschrieben nach Göttlicher Erleuchtung durch Jacob Böhmen, sonsten Teutonicus genandt, im Jahr 1620."

Disteln auß der Erden wachsen, und verdecken und zerreissen manch gut Kraut und Blume: Also ist auch der GOttlose, der GOTT nicht trawet, sondern bawet in sich, und dencket, ich habe meinen GOTT im Kasten, ich wil geitzen, und meinen Kindern große Schätze lassen, daß sie auch in meiner Ehre sitzen, das ist ja der Weeg, und zerreisset damit manch Hertze, daß es auch leichtfertig wird, und dencket, das ist ja der gute Weeg des Glücks, daß einer Reichthumb, Macht und Ehre habe, der hats ja gut; Und wan man das bedencket, so gehets einem als dem andern, und wird doch die arme Seele damit verlohren, denn dem Reichen schmecket sein köstliches nicht besser, als dem Hungrigen sein bissen Brod: Es ist überal Sorge, Kummer, Furcht, Kranckheit, und endlich der Tod: Es ist nur ein Spiegelfechten in dieser Welt, der Gewaltige sitzet im Regiment des Geistes dieser Welt, und der GOTT fürchtet, sitzet im Regiment der Göttlichen Krafft und Weißheit: Das Regiment dieser Welt endet sich mit dem Leibe, und das Regiment in GOttes Geiste bleibet ewig stehen. — — —

4. Das Wachsthum der Pflanzen. *)

(cap. 8. §. 22.)

Also dringet die äussere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äussere, und ist ein eitel Geschmack und Liebhaben, eine Essentz die andre, Saturnus macht sauer, Jupiter macht lieblichen Geschmack. Mars macht bitter von seiner peinlichen Art, Venus macht süsse, Mercurius unterscheidet den Geschmack, Luna fassets in ihren Sack und brütets, denn sie ist irrdischer und himmlischer Eigenschaft, und giebt ihme das **Menstruum**, darinn die Tinctur liegt; Also ists ein Treiben im Geschmacke, jede Gestalt eilet dem süssen Wasser und der Sonne nach, Jupiter ist freundlich, und gehet mit der Liebe-begierde oben aus, im süssen Qvalwasser, darinnen wütet Mars, und denket er sey Herr im Hause, weil er den Feuergeist im Sulphur führet, dessen erschrickt Mercurius, daß ihm Mars Unruh macht, und Saturnus machet den Schrack nach seiner gestrengen **Impression** leiblich, das sind die Knoten am Halme, und ist der Schrack salnitrisch, nach der dritten Gestalt in der ersten **Impression** zum Geistleben, als in der Angstgestalt, darvon der Sulphur urständet; und im Schrack gehet Mercurius im Salniter auf die Seite, und nimmt in sich mit die Venus, als die Liebebegierde, davon wachsen Zweige und Aeste am Halme, Stengel oder Bäume, und was das dann ist, Kräuter, Bäume oder Halmen, und ist jeder Ast alsdann gleich dem ganzen Gewächse.

*) Aus der Schrift: „de Signatura rerum.“

5. Vom Vber-Sinnlichen Leben, *)

Iſt ein Geſpräche eines Meiſters und Jüngers,

(S. 143.)

1. DEr Jünger ſprach zum Meiſter: Wie mag ich kommen zu dem über-Sinnlichen Leben, daß ich GOtt ſehe und höre reden?

Der Meiſter Sprach: Wan du dich magſt einen Augenblick in das Schwingen, da keine Creatur wohnet, ſo höreſt du was GOtt redet.

2. Der Jünger ſprach: Iſt das nahe oder ferne?

Der Meiſter Sprach: Es iſt in dir, und ſo du magſt eine Stunde ſchweigen von allem deinem Wollen und Sinnen, ſo wirſt du unaußſprechliche Worte Gottes hören.

3. Der Jünger ſprach: Wie mag ich hören, ſo ich von Sinnen und Wollen ſtille ſtehe?

Der Meiſter ſprach: Wan du von Sinnen und Willen deiner Selbheit ſtille ſteheſt, ſo wird in dir das ewige Hören, Sehen und Sprechen offenbahr, und höret und ſihet GOtt durch dich: Dein eigen Hören, Wollen und Sehen verhindert dich, daß du GOtt nicht ſieheſt noch höreſt.

4. Der Jünger ſprach: Womit ſoll ich GOtt hören und ſehen, ſo er über Natur und Creatur iſt?

Der Meiſter ſprach: Wan du ſtille ſchweigeſt, ſo biſt du das, was GOtt vor Natur und Creatur war, darauß er deine Natur und Creatur machete: So höreſt und ſiheſt du es mit deme, damit GOtt in dir ſahe und hörete, ehe dein eigen Wollen, Sehen und Hören anfing.

5. Der Jünger ſprach: Was hält mich dann auff, daß ich nicht dahin kommen mag?

Der Meiſter ſprach: Dein eigen Wollen, Hören und Sehen, und daß du wider das ſtrebeſt, darauß du kommen biſt: Mit deinem eignem Willen brichſt du dich von Gottes Wollen ab, und mit deinem eignen Sehen, ſieheſt du nur in dein Wollen. Und dein Wollen verſtopffet dir das Gehör mit Eigen-ſinnligkeit irrdiſcher, natürlicher Dinge, und führet dich in einen Grund ein, und überſchattet dich mit dehme das du wilſt, auff daß du nicht magſt zu dem Uber-natürlichen, Uber-ſinnlichen kommen.

6. Der Jünger ſprach: So ich in Natur ſtehe, wie mag ich aber durch die Natur in den über-ſinnlichen Grund kommen, ohne Zerbrechung der Natur?

Der Meiſter ſprach: Darzu gehören drey Dinge. Das erſte iſt,

*) „Der WEeg zu Chriſto, Verfaſſet in neun Büchlein — — — Geſtellet aus Göttlichem Erkäntnüß Durch Jacob Böhme, von Alt Seidenburg, Teutonicus Philosophus genannt.“ Das Bruchſtück iſt dem ſechſten Büchlein entlehnt, welches folgenden Specialtitel führt: „Das Sechſte Büchlein, Vom Vberſinnlichen Leben, Iſt ein Geſpräche eines Meiſters und Jüngers. Wie die Seele möge zu Göttlicher Anſchauung und Gehör kommen: Und was ihre Kindheit u. ſ. w. Geſtellet Durch Jacob Böhme; von Alt Seidenburg.“

daß du deinen Willen GOtt ergebeſt, und dich zu Grund in ſeine Barmhertzigkeit erſenckeſt. Das ander iſt, daß du deinen eigenen Willen haſſeſt, und nicht thueſt wozu dich dein Wille treibet. Das dritte iſt, daß du dich dem Creutze unterwerffeſt, auff daß du die Anfechtung der Natur und Creatur ertragen mögeſt: Und ſo du das thuſt, ſo wird dir Gott einſprechen, und deinen gelaſſenen Willen in ſich, in den übernatürlichen Grund einführen, ſo wirſt du hören was der HErr in dir redet.

7. Der Jünger ſprach: So müſte ich die Welt und mein Leben verlaſſen, ſo ich das thäte.

Der Meiſter ſprach: So du die Welt verläſſeſt, ſo kommeſt du in das, daraus die Welt gemacht iſt: Und ſo du dein Leben verleureſt, und in Ohnmacht deines Vermögens kommeſt, ſo ſtehet es in dehme, umb deßwillen du es verläſſeſt, als in Gott, daraus es in Leib kam.

8. Der Jünger ſprach: GOtt hat den Menſchen in das natürliche Leben geſchaffen, daß er herrſche über alle Creatur auf Erden, und ein Herr ſey über alles in dieſer Welt, darum ſo muß er es ja eigentühmlich beſitzen.

Der Meiſter ſprach: Iſts daß du allein äuſſerlich über alle Creaturen herrſcheſt, ſo biſt du mit deinem Willen und Herrſchung in Thieriſcher Art, und ſteheſt nur in bildlicher vergänglicher Herrſchung: Auch führeſt du deine Begierde in thieriſche **Essentz**, davon du **inficiret** und gefangen wirſt, und auch thieriſche Art bekommeſt: Iſts aber, daß du die bildliche Art verlaſſen haſt, ſo ſteheſt du in der Uber-bildlichkeit, und herrſcheſt in dem Grunde über alle Creaturen, aus dehme ſie geſchaffen ſind, und mag dir auff Erden nichts ſchaden, denn du biſt mit allen Dingen gleich, und iſt dir nichts ungleich — — —

LXXIV. Aus Zacharias Theobald's Hiſtorie von dem Huſſitenkrieg. *)

(1584 — 1627.)

Der Prozeß und Tod des Hieronymus zu Koſtnitz.

(Erſt. Th. S. 124.)

DEn erſten Tag des Brachmonats, bot man die gantze Stadt Coſtnitz auff, daß ſie in der Rüſtung were, wann man M. Hieronymum verbrennet. Der Biſchoff von Riga führet jhn inn die Domkirchen,

*) „Huſſiten Krieg: Darinnen begriffen, Das Leben, die Lehr, der Todt M. Johannis Hussi, auch wie derſelbe von den Böhmen, beſonders Johann Ziſchka, iſt gerochen, vnd ſeine Lehr iſt hernacher inn dem Königreich erhalten worden. Alles auß glaubwürdigen Geſchichtſchreibern, alten Monumenten, vnd Manuscripten mit fleiß zuſammen getragen, Auff ein newes überſehen, corrigiret, mit zweyen Theilen vermehret, biß auff Sleidanum continuiret, mit einem notwendigen Regiſter aller drey Theil verſehen, vnd Teutſcher Nation zu einem nötigen Bericht, neben angehängter rechter Böhemiſcher Confeſſion in Truck verfertigt Durch M. Zachariam Theobaldum Schlacowaldensem Bohemum. Nürnberg, Getruckt und verlegt durch Simon. M.DC.XXI.“ 4.

darinnen wurde er vermahnet zu widerruffen, besonders das, so er vnlängst geredet. Da fieng er vnerschrocken an zu reden, vnd saget: Ich ruffe Gott zum Zeugen an, ich bezeuge auch euch, daß ich alle Artickel deß Glaubens mit der rechtglaubenden Kirchen halte, aber darumb soll ich verbrennet werden, daß ich nicht wil bewilligen in den Tod deß heiligen Manns, der vnschuldig verdammet, allein, daß er ewer Leben gestrafft. Darauff recitirt er den Christlichen Glauben, die Bekandtnuß Athanasij, vnd der Versamblung zu Nicea. Es verwunderten sich alle über seiner Beredsamkeit, es giengen viel mehr hinzu, vermahneten jhn, daß er solt zurück gehen, man würde jhm bald ein ander Formular der Revocation raychen, aber er wolte kurtzumb nicht. Darumb stund der Bischoff von Lugdun auff, hielt ein Sermon auß dem letzten Capitel Marci, da stehet: Zu letzt, da die Eylffe zu Tisch sassen, offenbaret er sich, schalt jhren Vnglauben, vnnd jhres Hertzen härtigkeit, daß sie nicht geglaubet hetten denen ꝛc. Darauff sagt er: Gleich wie dieses heilige Concilium zu Costnitz verschienenerzeit Johann Wicleph vnnd Johann Hussen verdammet hat, also verdammet es auch jren Nachfolger Hieronymum, einen halsstarrigen, ehrgeitzigen, frechen, inn seiner Boßheit verstockten Menschen, damit die andern ein Exempel an jhme haben, vnd sich daran stossen, auch verhütet werde, daß solches hinfüro nicht geschehe. So aber je hervor wollen, die mit dergleichen Ketzerey die Kirch Gottes beflecken, so sey Gewalt gegeben, wider sie Zeugen zu führen, so aller Missethaten jhnen bewusst seyn, oder offentlich geschändet worden, als Mörder, Hurer, Huren, Büteln, Schelmen, vnnd Dieben, auch so solches nicht kan erwiesen werden, soll man sie peinlich fragen, den Irrthumb erforschen, verbrennen, doch so sie Buß thun, das Leben schencken. Aber von dir Hieronyme, ist solches mit nichten zu verstehen, weil du deine vorige Revocation, gleich einem Hund, wider hinein geschlucket, nicht ohne ärgernuß vnd hoher Schand dieses Concilij. Derhalben was vor ein Vrtheil auch von dem Concilio über dich fallen wird, das ist all zu just und billich. Da er auff diese weiß außgeredet, antwortet Hieronymus: So mir vnbewusst, daß jhr andern gelehrten, verständigen, heiligen Männern, es also mitgespielet, so must ich gedencken, ich hette es verschuldet, weil jhr, über alle maß, wider mich, ohne vrsach, wütet vnnd tobet. Es weiß weder ich noch jhr, einen einigen Punct, darinnen ich Ketzerisch gewesen, oder gelehret, oder anders, als die Christliche Kirch, gesinnet bin. Vielleicht meynet jhr, das sey eine Todsünde, so ich lobe, daß gelerte Männer, die stoltzen, hoffertigen, geitzigen, gottlosen Pfaffen gestrafft haben. Aber ist das eine rechte Vrsach, mich zu tödten? Ihr gebt mit dem genugsam zu verstehen, daß jhr falsche Richter seyt, auch nicht werth, welchen man glauben solte, weil jhr alle Proceß wider mich vnbillich anstellet. Da er endtlichen sahe, daß er sterben muste, fieng er an: Jhr habt beschlossen, ehe an mir was thätlichs erfunden, mich falsch vnd vnbillich zu tödten. Wolan, ich wil nach meinem Tod einen Stachel inn ewren Hertzen, vnnd nagenden Wurm, in ewren Gewissen lassen. Ich appellir

auch zu dem gerechten Richterſtuel Jeſu Chriſti, daß jhr nach hundert Jahren mir darauff antwortet. Es wollen etliche, deren manuscripta allein vorhanden, es habe es Huß gethan, aber es iſt falſch. Etliche ſagen, es habe Huß dergleichen, da er den Pfal gegen Mitternacht geſehen, geprophecevet, vnd geſagt: Heut bratet jhr ein Ganß, über hundert Jahr wird ein weiſſer Schwan kommen, den werden jr nit tödten können. Dem ſey nun wie jhm wölle, ſo iſt doch gemeldte Prophecey nit Huſſens, ſondern allein die letzte (ſo ſie ſein anders iſt, vnd von jhme alſo geredet) dawider ich nicht ſtreite.

Damit ich aber zur Sach komme, als ſolches verrichtet, verlaß man wider Hieronymum das Vrtheil, welches ſo viel begreifft; Das heilige Concillium zu Coſtnitz, welches folget der Lehr Chriſti, der ſaget: Wer nicht in mir bleibet, ſoll hinauß geworffen werden, vnd verwelcken: verdammet Hieronymum von Prag, der freyen Künſte ein Magiſter, wegen ſeines Irrthumbs, falſcher Lehr, auch weil er vorhin widerruffen, vnnd zu mercklichen Vnehren dieſes Concilij, ſeinen Gifft, den er herauß geſpeyet, wider hinein geſchlucket. Schlieſſen darneben, daß er, als ein dürrer Aſt, ſoll abgehawen werden, damit man mit jhme, als einem verfluchten vnnd vermaledeyten Ketzer, handeln kan. Es übergibet jhn der weltlichen Obrigkeit, welche jhn nach gebür ſtraffen ſoll, bittet darneben, daß die Straff, doch, daß er mit dem Leben nit davon komme, gemiltert werde.

Darauff ward jhm eine Kron, wie Huſſen, gebracht. Er aber, M. Hieronymus, nam ſeinen Mantel, warff jhn mitten vnter die Pfaffen, weil ſie ſich ſonſt für jhm geſchewet, mit jhm nicht reden wollen, ſetzte die Cron ſelbſten auf, auch als er hinauß geführet, ſang er mit heller ſtimme, fröhlichem Geiſt, den Glauben, vnd andere Chriſtliche Geſäng, biß er zu dem ort kam, darauff Huß verbrennet, da er vor den Pfal geſtellet, daran er ſolt gebunden werden, betet er lang knyend davor heimlich, biß jn der Hencker auffrichtet, da zog er ſich auß, ſtellet ſich ſelbſten an die Säul, ließ ſich anbinden. Da er erſahe einen einfältigen Bauersmann Holz zutragen, lachet er, vnd ſagt: O du heilige Einfalt, wer dich betreuget, der hat es tauſendtfältige Sünde. Letztlichen, als er mit Holz bis an den Hals verſchichtet, auch der Hencker, das Holz, von hinden wolte anzünden, damit er deſto weniger erſchrecke, ſprach Hieronymus: Was macheſtu. Da gehe her, vnd zünde an, wann ich mich vor dem Feuer hette geſchewet, were ich an die ſtell nicht gebunden. Als er aber anfing zu brennen, ſchrey er Böhmiſch: Mein HERR Gott, erbarme dich mein, vnnd vergib mir meine Sünde, du weiſt daß ich deine Gebot allezeit geliebet habe. Vnnd darauff: HERR, inn deine Hände, befehle ich dir meinen Geiſt. Da aber das Fewer überhand nam, betet er bey ſich bey einer guten halben viertel Stund, vnd ſtarb. Wie diß geſchehen, verbrenneten die Hencker, was er bei ſich in der Gefängnuß gehabt, als Betth, Stro,

ludens auff Karren, vnnd schütteten es inn den Rhein, wie fast vor einem Jahr, ebener gestalt, mit M. Johann Hussen geschehen, damit nicht dieses die Böhmen für Heiligkeit hielten, welche gleichwol hernach die Erden, darauff solches geschehen, inn Böhmen getragen vnd auffgehoben haben.

LXXV. Aus Feyerabendt's Buch der Liebe.*)

1. Aus der ersten Erzählung: „Ein schöne vnd kurtzweilige Histori, vom Keyser Octauiano, seinem Gemahel vnd zweyen Sönen, wie sie in das Elend verschickt, vnd nachmals wunderbarlich in Frankreich, bey dem frommen Könige Dagoberto widerumb zusammen kommen sind."

a. Wie ein Löwin das ander Kind bey dem vorgenannten Brunnen nam, vnd auch hinweg trug.

(S. 5.)

GEnugsam habt jhr von dem einen Son gehöret, der da Florens genannt ward. Nun folget hernach von dem andern Son, seinem Bru-

*) Der vollständige Titel heißt: „Das Buch der Liebe, In haltendt Herrliche Schone Historien Allerley Alten vnd newen Exempel, dar auß menniglich zu vernemmen, beyde was recht ehrliche, dargegen auch was vnordentliche Buleriſche Lieb sey, Wie so gar wunderbarlicher weiß, die so wol hohes als nidern stands Personen offtermals eyngenommen, Auch mit was seltzamen Abenthewren, vnd grosser Leibs vnd Lebens gefahr, sie solch jhr fürnemmen ins Werck gericht, biß jhnen endtlich durch Glücks schickung, zum theil ein frölich gewündscht endt, zum theil aber ein erbärmlicher außgang erfolget. Wie dann solchs auß den Exempeln der vnschuldigen Princessin, Keysers Octauiani Gemahel, sampt der keuschen Hertzogin in Britannien, welche beyde bey höchster vnschuldt zu dem grimmigen Todt deß Feuwers vervrtheilt, Aber doch endtlich durch Gottes deß gerechten Richters versehung jhre vnschuldt hell an Tag kommen, So auch vnzehlich viel anderer hohen stands Personen, als Königin, Fürstin, Gräuin, vnd vom Adel, deren diese Historien meldung thun, augenscheinlich zu ersehen. Demnach, welcher gestallt die vom Adel, vnd andere so zu Hof seyn, Ritterschafft vben, oder sonst nach hohen Ehren streben, sich zu verhalten, damit sie bey grossen Potentaten gnad vnd gunst erwerben, so auch bey menniglich Lob vnd Preiß erlangen mögen. Ferner, wie in allen Weltlichen Händeln, bevorab in Liebssachen vnd Ritterspielen, das Glück sogar wanckelmütig vnd vnbestendig, vnd jetzt durch offentliche gewalt, dann mit heimlichen Tücken der Tugendt vnd Frömbkeit zu zusetzen pflegt, vnd dadurch von jhrem guten fürsatz abwendig zu machen vermeynet. Letztlich, wie in solchen Fällen, Tugendt vnd Frömbkeit, jre Nachfolger vnd Liebhaber, vngehindert allerhand anstöß vnd widerwertigkeit, allwegen herauß zureissen, vnd endlich mit grossen Freuden in Ehrenstandt zu bringen vnd setzen pflegen. Allen hohen Standts personen, Ehrliebenden vom Adel, züchtigen Frauwen vnd Jungfrauwen, Auch jederman in gemein so wol zu lesen liehlich vnd kurtzweilig, als liebs vnd leyds nahe verwandtschafft, Glücks vnd Vnglücks wunderbarliche wechssel,

der, wie es jhm ergieng, alsdann vor gesagt ist, wie die Keyserin bei dem Brunnen entschlaffen war, ward jhr das eine Kind vom Affen gestolen.

Nun bald hernach kam ein Löwin durch den Wald gelauffen, vnnd sahe das ander Kindlein so sanfft bey seiner Mutter schlaffend ligen, schlich sich bald hinzu, vnd nam das Kind in jr Maul, vnd wollte es jren jungen Löwelein zu essen bringen, in dem sie aber das Kindtlein in jhr Maul fasset, da erwachet die Keyserin, vnnd sahe jhr Kind hinweg tragen, vnnd meynet, die Löwin hette das eine Kindtlein gefressen, vnd würde dem auch also thun, fienge derhalben an gantz jämmerlich zu weynen vnnd zu schreyen, vnd sprach: Ach ich arme vnd gar verlassene elende Fraw, was sol ich nun anfahen, so ich meine zwey lieben Kinder also schändtlich verloren habe, Ach Gott, nun werde ich sie nimmermehr sehen, O Allmächtiger Ewiger GOtt, was hab ich doch wider dich gethan, daß ich eine solche Pein leiden muß. Vnnd als bald nam sie jhr Pferdt, vnnd zäumet es auff, vnnd saß darauff, vnd schwure bey dem Gott, der alle Ding geschaffen hat, sie wolt nit auffhören zu reiten, biß daß sie die Löwin, die jhr einen solchen schaden gethan, gefunden, vnd sich genugsam an jhr gerochen hette. Also reit die gute fromme Keyserin allein durch den Wald, aber die Löwin war jhr zu behendt, vnd lieff vor jhr hin, hörete auch nicht auff zu lauffen, biß sie deß walds ein ende war, vnd drauß kam.

b. Wie ein starker Greiff die Löwin vnnd das Kind miteinander vber Meer in ein Insel führt.

Alſo verschwandt die Löwin in dem Walde, daz die betrübte vnd leydmütige Keyserin nit wissen kondte, wo sie hin kommen war. Der Diebstal aber gerewete gar bald die Löwin, dann so bald sie vor den Wald kam, da ersahe sie ein starker Greiff, vnd floge mit aller stärck auff sie, vnd erwüschet sie vnd das Kind so gewaltiglich mit seinen Klauwen, daß sich die Löwin nicht regen mochte, Er pfetzt sie auch so hart, daz sie grossen schmertzen hatt. Der Greiff schwang sein Gefieder auff das aller stärckest, vnnd eylet also zur Insel zu, Die Löwin aber wolte in keinen weg das Kind verlassen, wie groß auch der Wehthumb vnd schmerzen war, vnd vom Greiffen vber Berge vnd Thal, Wälde vnd Wasser getragen ward, Gott wolte auch das Kindlein behüten, dann jhm geschahe kein leydt. Nun (wie jhr gehört habt) wurde die Löwin vom Greiffen in die Insel, welche im Meer lag, vnd mit Wasser gar vmbgeben, getragen; allda ließ sich der Greiff nider zu der Erden. Als sich aber nun die Löwin auff der Erden empfande, legt sie das Kind

---

vnd dann die kräfftige Hülff Gottes in nöten hierauß zu erkennen, vnd in dergleichen fällen sich desto bescheidener zu verhalten, fast nützlich vnd verträglich. In gegenwertiger Form vnd zierlicher Teutscher Sprach, mit kurtzen verständlichen Summarien vber alle Capitel, auch schönen Figuren, auffs new zugericht, vnd in Truck geben, dergleichen vor nie gesehen. Franckfurt am Mayn, in verlegung Sigmund Carln Feyerabendts. M. D. LXXXVII." fol.

nider auff den Sandt, vnd von grimmigem Zorn ergriffe die Löwin den Greiffen bey dem hindern Schenckel so starck vnd grausam, daß sie jhm den Schenckel alsbald entzwey brach. Der Greiff fiel auff die Erden nider, dann der Schmertz thet jm weh, doch wehret er sich auffs best so er mocht, vnd schlug gegen der Löwin dar mit seinen Flügeln vnnd scharpffen Klauwen, wie ein grausames Thier, aber es halff jhn alles nichts, dann die Löwin eylete sich so fest vnd hefftig auff jhn, daß der Greiff gar nichts mehr mochte noch kundte schaffen, dann er warde durch sein Fleisch vnd Adern mit den spitzigen Klauwen vnnd Zänen der Löwin gestochen. Vnd auffs kurtzest davon zu reden, so ward der Greiff daselbst vmbgebracht vnd die Löwin mit seinem Fleisch gespeiset, vnnd geschahe auch dem Kind von der Löwin noch vom Greiffen kein Leydt, dann wen Gott der HERR behüten wil, dem mag auch kein Leyd widerfahren.

2. Aus der sechsten Histoire von Florio und Bianceffora.

c. Wie der König die Jungfrauw Bianceffora den Kauffleuten verkauffet, vnd die Kauffleut jm grossen Reichthumb für sie gaben.

(S. 148.)

DA der Künig vernam, das Bianceffora bereit was, gieng er mit zweyen Kauffleuten in seine Kammer vnnd sprach, Jr werd jetzt sehen ein hübsche Jungfrauw, die wil ich euch für ein theil euwerer Wahr geben, Nach dem gebot der König, daß die Königin mit Bianceffora kommen solt, Also sprach die Königin zu Bianceffora, gehe mit mir, wir wöllen geben zu vnserem Herren dem König, Also giengen sie beyde allein mit einander in die Kammer da die Kauffleut waren, vnnd der König, Als die Kauffleut die Jungfrauw ansahen, so düncket sie, daß sie auff Erden kein hübscher Mensch gesehen hetten, Vnd alsbald gieng der Kauffleut einer hin, vnnd verschuff, daß man jhm den Schatz bringen solt, Vnnd also setzten sie den dem König für, vnd hiessen jhn nemmen für die Jungfraw so viel er selber wolt. Vnnd also nam der König ein theil vom Schatz, vnd gab ihm das ander wider, noch dunckt die Kauffleut er hette zu wenig genommen, vnnd schenckten jhm einen gülbenen Kopff dazu. Vnnd also sprach der König zu Bianceffora: Mein liebe Tochter, hie habe ich dir einen Mann geben, der dich in allen ehren halten wirdt, darumb so gehe mit jnen, Aber der König befahl den Kauffleuten gantz heimlich, wenn sie die Jungfrauw Bianceffora in dem Schiff hetten, so solten sie als balt jhre Segelbäum auffrichten, vnnd den nechsten Weg auff Alexandria zu schiffen, damit niemandts mercken möchte, wo die Jungfraw hin käm, denn er forcht sich, seine falschheit möchte an tag kommen, als wie zum ersten geschach, da er das falsche Vrtheil vber sie geben hatte, mit dem Pfauwen.

LXXVI. Aus Jul. Wilhelm Zincgref's Apophthegmata. *)

(1591—1635.)

1. Bapſt Adrianus der ſechſte, von Utrecht bürtig, hiebevor Keyſer Carlen deß fünfften Lehrmeiſter.

(Erſter Theil. S. 1.)

Als er erſtmals nach Rom kommen war, den Bäbſtlichen Stul einzunemmen, vnd **Salomonius**, ein Juriſt vnd Römiſcher Ritter, ihm, anſtatt der gantzen Römiſchen Burgerſchafft die Füß küſſete, jhn auch, als den newen Bapſt, mit einer Gluckwünſchung wegen ſeiner wahl vnd glücklichen ankunfft empfieng, antwortet Adrianus vnder anderem auch dieſes: Ein Fürſt oder Regent, der vber die Fürſtliche ehr noch etwas weiters, vnd nicht der Vnderthanen nutzen allein ſucht, iſt kein Fürſt, ſondern ein Tyrann. Mein Mund begnügt ſich mit wenig ſpeiß, mein Leib mit wenig Kleidern: was mir dann von dem Bäbſtlichen einkommen vbrig ſein würdt, ſoll alles widerumb ins gemein der Chriſtenheit zum beſten angewendet werden.

Man hat ihn offt ſagen hören: Wann er einen Feind hette, wüſte er demſelben kein gröſſere plag oder vbels anzuwünſchen, als daz er Bapſt ſein ſolte.

Mit dieſem ſtimpt auch folgende ſeine denckwürdige rede zu, da er ſagt: Es ſey jhm in ſeinem gantzen Leben nichts vnglückſeeligers widerfahren, als daß er hette Regieren müſſen. Dannenhero auch ſein Epitaphium genommen, das alſo lautet; **Hadrianus VI hic situs est, qui nihil sibi infelicius in vitâ, quàm quod imperaret, duxit.**

Seine verwandten hat er nicht gern zu beneficien befürdert, wie etwan andere Päpſt zuthun pflegten, nicht darumb das er denſelben abhold were, vnd jhnen nicht, wann ſie anderſt ſonſt geſchickt darzu waren, jhre befürderung gegönnet hette, ſondern darumb, weil man Sion, wie er ſagte, nit mit dem Geblüt erbawen ſolle: daz iſt: das man in

*) „Teutſcher Nation Klug-außgeſprochene Weißheit, Das iſt, Deren auß Teutſchen Landen erwehlten vnd erbornen Bäpſt, Biſchoff, Keyſer, König, Chur vnd Fürſten, Grafen vnd Herrn, Edlen, Gelehrten vnd jedes ſtands wolbenahmter perſonen Lehrreiche Sprüch, geſchwinde außſchläg, artige Hoffreden, denckwürdige Schertzfragen, antworten, gleichnuſſen, vnd was dem allem gleichförmig, von Griechen Apophthegma genant iſt, Sampt einem Anhang Weiſer Sprüchreden der vhralten Teutſchen, vnd deren zugewandten Völcker, Teuthonen, Cimbern, Scythen, Gothen, Wandelen oder Wenden ꝛc. Auß allerhand Schrifften zuſammen getragen, Durch Julium Wilhelm Zincgrefen, der Rechten Doctor. Straßburg, M.D.CXXVI. Bey Joſiae Riheln Sel Erben." 8.

Der zweite Theil hat folgenden Titel: „Teutſcher Nation Denckwürdiger Reden Apophthegmata genant, Anderer Theil Durch D. Julium Wilhelm Zincgrefen. Straßburg, Anno M.DC.XXXI. Bey W. Ch. Glaſern." 8.

Geistlicher ämpter bestellung nicht auff die verwantschafft, als welche hierin kein platz hat, sehen sol, darumb er auch diese wort darzu setzte: Man müsse nit Fleisch vnd Blut, sondern Gott vorziehen, vnd seine Freund nit lieber haben, als die Ehe Christi. — — —

2. Carolus der Grosse, erster Teutscher Keyser.

(S. 10.)

Wann man jhn, wegen seiner grossen Kriegsthaten, zu sehr loben wolte, pflegt er solche alle Gott dem HErren zuzuschreiben mit diesem spruch. Christus regiert, Christus vberwindet, Christus Triumphiret. Gestalt er auch, nach vberwindung der vnglaubigen Sachsen, bey der auffrichtung des Stiffts Hamburg, daz nun gen Bremen versetzt, gesagt hat: Gott hat vns den Sieg verliehen, wider diese Völcker, derohalben wollen wir auch, daz sie jre alte Freyheit behalten, vnd nit vns, sondern Gott dem Herren dienen.

Sein Jnsigel hatte er auff seinem Wehrknopff, vnd pflegte darvon, wann er etwas siegelte, also zusagen: Was dieses Schwert mit dem Jnsigel bekräfftiget, das wird es auch mit der schärpff gegen alle widerwertige verthedigen vnd Handhaben.

Von einem Bischoff von Mentz, der ein gulden mit Edelgesteinen versetztes Creutz machen liesse, sagt er: Die deß armen Christi Creutz also tragen, vnnd gern dem Keyser gleich sein wolten, tragen wenig sorg vor jhre Schaaf.

Einem Bischoff hat er das Bistumb strack deß andern tags, nach dem ers jhm geben, wieder genommen, dieweil er deß Abends zuvor ein grosse gastung angestellt, sich beweinet, vnd das H. Ampt darüber verschlaffen hatte: zu dem sagt er: Bistu gleich am ersten tag so farlessig, wie würdestu dann erst sein, wann du nun im Bistumb würdest erwarmet vnd ruhig sein, würdestu nichts thun dann Gott erzürnen.

Einem andern Bischoff, der so gar fertig zu Pferd sprang, entzog er das Bistumb auch wider, vnd sagte zu jhm: Du dienest besser zu einem Soldaten, als zu einem Geistlichen, ich darff deiner in Kriegen, da kan ich dich besser brauchen, da deine stärck vnd Mannheit von männiglich erkant werden mag, wehre schad, daß ein so dapfferer Reuter daheim verligen solte, lasse einen schwachen, der sonst ohne das zu nichts nutz ist, dieses daheim versehen.

Ein Ehrgeitziger Capellan liesse bey diesem Keyser durch dessen Gemahlin Hildegard vnnd die Hoffdiener vmb ein Bistumb, welches er gern gehabt hette, anhalten: aber der Keyser gab jhnen diese antwort: Jch hab es schon einem armen, doch geschickten Mann, versprochen, gebüret also einem Keyser, was er zusagt, das ers auch halte, vnd Gott dem HErren niemand aufftringe, dessen leben, vnnd sitten er nicht kennet, daß er zu einem solchen hohen ampt geschickt vnd tauglich genug sey.

Als er die Schul zu Paris besichtigte, vnd die jugent examiniren halff, aber befande, daß die Adelichen Kinder von den Burgers vnnd Baurs söhnen weit vbertroffen wurden, redet er diese also an: Wolan,

jhr Jüngling, die jhr vns gefolget habt, fahret fort, wie jhr angefangen, deß fleiſſes lob vnd lohn zuerwerben, euch will ich Gelt vnd Gut verſchaffen, vnd für andern werth halten, auß euch will ich machen Stifftsherren, Biſchoff vnd Bäpſt, jr ſolt Land vnd Leut regieren, vnd die Ehr haben zu dieſer meiner rechten zu ſitzen. Jhr vbrige zärtling aber (ſprach er zu den jungen Edlen) die jhr alſo mit gezierten auffgepüfften Haaren herein ziehet, euch auff ewrer Eltern Reichthumb, Ehr vnnd Stand verlaſſet, dem müſſiggang vnd den wollüſten nachhanget eines Römiſchen Keyſers befelch vnd Majeſtät weder achtet noch folget ſolt mir nicht gut genug ſein (weil jhr die studia hindan ſetzt, vnd auß anderer exempel vnd guten Lehren ewern verſtand nit zu Lob, Tugend vnd Weißheit vnderrichten laſſen wolt) daß ich mich ewer annehmen ſolte, vnd ſollen dieſe arme geringe euch an allen Ehren vorgezogen werden, jedoch da ich ſolte ſpüren, daß jhr es den fleiſſigen mit der zeit werdet gleich thun, ſolt jhr billich, auch wegen ewers Stands, andern vorgezogen werden.

Eginhardus Keyſer Caroli Schreiber oder **Secretarius** (wie man es heut nennet, da die Schreiber nit mehr ſchreiber heiſſen mögen, weil es gar zu Teutſch iſt, vnd jeder ein frembden nammen haben will, gleich als ob er dann mehr were, als er vor dieſem geweſen) hatte ſich in ſeines Herren vnd Keyſers Tochter, Ima genant, vnd dieſe ſich hinwider in jhnen verliebt. Als nuhn dieſer Liebhabende Menſch ſich nach dem abendeſſen etwas lang in die Nacht bey jhro im Frawenzimmer verſpätet, vnnd wider in ſein gemach gehen wolte, zu dem er vber einen Hoff zugehen hatte, werden ſie gewahr, daß vnder deſſen ein groſſer Schnee gefallen. Weil ſie alſo beide förchteten, man möchte ſeiner Fußſtapffen gegen dem tage wahrnemmen, erdenckt deß Keyſers tochter dieſe liſt, nimbt jhren liebſten auff den rücken, trägt jhn alſo vber den Hoff hinüber, vnd gehet ſie widerumb durch jhre gemachte Fußſtapffen zuruck in jhr gemach. Keyſer Carlen, der bey nacht offt auffzuſtehen pflegte, ſahe dieſen handel vngefehr durchs Fenſter, ſchwiege aber ſtill, biß deß andern tags, da er ſeine Räth zuſammen kommen ließ, jhnen die begangenſchafft, doch vnvermeldt der perſonen, erzählete, vnd jhren außſpruch begerte, was nemblich ein Diener, der ſeinem Herren dergleichen ſchimpff, vnd ein Tochter, ſo jhrem Vatter dergleichen ſchand anthete, verdienet hetten? Sie antworteten alle: den Tod. Da ließ der Keyſer beide Liebhabende zuſampt vorführen, vnd ſprach: Seht hier, dieſe ſein es, die ein ſolches begangen haben, was ſagſtu nuhn, Eginharde? vnd du meine Tochter, die jhr ſo frech ſein dörffen? dieſe Herrn haben euch zum Todt verdampt, ſoll ich nuhn das Vrtheil vollziehen laſſen oder nicht? Auff der einen ſeiten iſt nur ſchwere Miſſethat, die euch bey mir, als einen Richter, anklagt, auff der andern ſeiten, die erbarmung, die mich als einen Vatter anrufft. So erkennet nun ein Gnädigen Herrn vnd Vatter an mir, weil ich der ſachen tieffer nachgedacht, vnd befunden, daß durch ewre beſtraffung, die ſchmach, die Vnſerer Keyſerlichen Hocheit durch euch auffgeladen, nicht abgethan, ſondern gröſſer vnd kundbarer gemacht, auch die ſchuld dieſer Mißhandlung zum theil mir ſelb-

ſten zuzumeſſen, daß ich dich meine Tochter nicht bey zeiten Verheuratet, als wollen Wirs euch verzeihen, doch mit dem geding, daß du Eginharde dieſe deine Trägerin zum Weib nemmeſt, vnd jhr euch deß tragens halben hinfort in andere weg mit einander vergleichet, ꝛc. Welches geſchehen vnd hat Keyſer Ludwig hernach dieſem Eginhardo Michelſtatt vnnd die vmblag auff dem Othemwald geſchenckt.

Als die Teutſchen vnd Francken der Wahlen oder Gallier, vnder denen ſie kriegten, jhre kurtze Röcklin oder Manteeglin zutragen anfiengen, vnd Keyſer Carl dieſes ſahe, ſagt er im zorn zu jhnen: Sehet dann meine Teutſchen vnd freye Francken, das bedeutet nichts guts, daß jhr derjenigen Kleydung an euch nemmet, die jhr doch vberwunden habt, jhr nembt jhnen jhr Kleydung, ſo werden ſie euch ewer Hertz nemmen, was ſollen dieſe welſche lumpen, die kaum den halben leib bedecken, vnd weder vor Hitz noch vor Kält gut ſein?

Als er ſahe, das ſeine Hoffleut von den Venediſchen Kauffleuten viel Seidene gewandt kaufften, vnd darinn prangten, führt er ſie zu Regenszeit mit jhm auff die Jagt, durch Hecken vnd Stauden, daß alſo die kleyder nicht allein verriſſen, ſondern aller naß wurden, führte ſie hernach heim, vnd muſten gleich beim Camin zur Tafel ſitzen. Als nuhn die Kleyder von der hitz noch mehr verderbt wurden, zeigt er jhnen ſeinen Wolffsbeltz, welchen er wider am Lufft trücknen laſſen, dem nichts wahre, vnd ſagt: Jhr läppiſche Leut, weſſen Kleyd iſt nuhn nutz, daß mein, das mich ein ſchilling ſteht, oder das ewer, darauff jhr ewer gantz Vätterlich Erb verwendet habt?

Seinem Sohn Ludwigen, der nach jhm Keyſer worden, hat er offentlich bey der Krönung folgende Lehren gegeben: Erſtlich, Gott den Allmächtigen zu förchten, zu lieben, vnd ſeine Gebott zuhalten. 2. die Kirch zubeſchützen, vnnd vor falſcher Lehr zubewahren. 3. Seinen Brüdern, Schweſtern vnd Blutsfreunden liebs vnd guts zuerweiſen. 4. Die Geiſtlichen in ehren zuhalten. 5. Seine vnderthanen gleich als ſeine Kinder zulieben. 6. Gottsförchtige, trewe, fleiſſige Räth vnd Diener zuhalten, die vnrechtmäſſige geſchenck meiden. 7. Keinen Diener vnbedachtſam oder ohne erhebliche vrſach zuverendern. — — —

8. Keyſer Otto der erſt, genant der Groß.

(Erſter Theil S. 20.)

Als jhm der König in Franckreich trewlich zuentbote, er wolte ſo mit einem ſtarcken zeug in Teutſchland kommen, daß er den Rein außſauffen wolte, enthote ihm der Keyſer hinwider: Er wolte ſein gantz Königreich Franckreich nur mit Schaub- oder Strohüten zudecken: Dann die Teutſchen damals dergleichen Hüte ſehr zutragen pflegten, inſonderheit auch auß befelch Keyſer Otten jeder Kriegsmann, der mit gen Paris zoge, einen vber ſeinen Helm oder Sturmhut haben müſte. Von dieſen deß Frantzoſen träuworten hat er pflegen zu ſagen: Träuwort ſeyen nur wort, vnd ſtünden derohalben weiſen Fürſten vbel an, als die da mit wercken vmbgehen, vnd ſonſt wol wiſſen ſollen, daß der

außgang deß Kriegs vnd der Sieg nicht in jhrer, sondern in Gottes Hand stehet.

Er hat auch offt zu den seinigen pflegen zu sagen: Ihr wißt nicht, meine liebe Männer, was ein last es sey, daß Römisch Reich verwalten, glaubt mirs der ich es versucht hab, ich wolte lieber sterben, als länger regieren.

Wann er seine Keyserlichen zierat vnd schmuck tragen muste, bettete er allzeit Gott zuvor vmb ein demütig Hertz, damit er sich dieser herrlichkeit nicht vberhübe.

Er hatte das fest Castel Brisach belegert. Als aber etlich Bischoff deß nachts heimlich mit jhrem Volck darvon zogen, entfiel auch seinem vbrigen Volck der muth, vnd hetten jhn gern beredet, daz er auch abziehen solte, dann sie allein nicht streiten wolten. Da sprach er jhnen alsozu: Ey warumb seyd jhr so verzagt? vertrawet Gott, der kan vnd wird helffen, der Sieg stehet in seiner Hand, ist vnser stund kommen, so wollen wir alle herrlich vnd Christlich sterben, vnd vns die schand der flucht nicht anthun, denn es ist ja besser vmb Gerechtigkeit willen sterben, als mit schand vnd schaden Feldflüchtig werden, thut jhr das ewre, so wird auch GOtt das seine bey vns thun. Machte also dem Volck wider ein Hertz, vnd erhielt den Sieg.

Ein fürnehmer Graf, der jhm viel Volcks zugeführet hatte, als er sahe, das dem Keyser, wie gesagt, viel Volcks entwiche, meinte er, jetz hette er den Keyser im Sack, er würde jhm nichts dörffen abschlagen. Begerte also an jhn, er solte jhm das Kloster Lors schencken. Dem antwortet der Keyser vor dem gantzen Volck: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Gleich wie es sich nuhn nit geziemet, seinem befelch zuwider, die Perlin vor die Säw zu werffen, also gebüret es auch einem irdischen Keyser vnd weltlichen Potentaten, gantz vnd gar nicht, dasjenig, was einmahl Gott gewiedmet ist, auß Heyligem gebrauch widerumb zum Weltlichen zuziehen, soltu derohalben weder dieses dein vermessen begeren, noch irgend etwas anders von mir erlangen, vnd weil ich sehe, das du dieses nit demütiger bittweiß, sondern gleichsam träwend begerst, so du je wilt mit den vbrigen auch darvon lauffen, solauff hin, je ehe je besser.

Ein junger Hertzog auß Schwaben nam einen Osterfladen von der Keyserlichen Tafel, ehe sich der Keyser gesetzt hatte, deß Keysers Marschalck schlug jhn drumb mit einem Stecken auff den Kopff. Henrich von Kempten, deß Hertzogen Hoffmeister, erstach den Marschalck drüber vor der Tafel. Der Keyser kompt darzu, befilcht also bald, man solte jhm das Haupt abschlagen. Kempten fält auff die Knie, bitt vmb aufschub deß geschwinden vrthels, weil das Osterfest wehre, der Keyser verbarrete auff seiner meinung, befahl jhn nachmals, angesichts, ohne vrtheil vnd Recht, zutödten. Der Edelman geriethe drüber in solche bestürtzung, das er halb von sinnen kam, fiel dem Keyser in den Bart, ...fft jhm ein gut theil dessen auß, bracht jhn auch vnder sich zur ...en, truckt jhm fast die Gurgel zu, als wolt er jhn erwürgen, biß der Keyser bate, er solte jhn lassen, vnd ihm nichts am Leben

zuthun verhieſſe. Als aber die Räth anhielten, der Keyſer ſolte den frefel ſtrafen, antwortet er: Nein, ich hab jhm zu viel gethan, ich ſolt jhn zuvor für ordentlich Gericht zu verhör vnd antwort haben kommen laſſen, vnd das vrtheil zum wenigſten vmb deß feſtes willen auffgeſchoben haben, darumb hat Gott meine geſchwinde Raachgierigkeit durch jhn geſtrafft.

Als Berengarius ſampt ſeinem Weib vor Hugo dem Capler auß Italien in Teutſchland, zu Keyſer Otten geflohen, vnd Hugo dem Keyſer durch Geſandten ein groſſe Summa golds angebotten, daß er jhm den flüchtigen Berengarium lifern ſollte: gab jhm der Keyſer dieſe antwort: Die Teutſchen pflegen mit Eyſen, vnd nit mit Gold zu Kriegen, demjenigen, der bey jhnen zuflucht ſucht, vnd ſich auff trew vnd glauben in jhren ſchutz vnd ſchirm ergibt, jhr obdach vnd Herberg nicht zuverſagen, vielweniger denſelben zuverrathen, oder ſeinen Feinden zu vbergeben.

Im Jahr 955. wahren die Vngern ſtarck in Teutſchland eingefallen, vnnd bereit biß vor Augſpurg gerucket, denen zog Keyſer Otto mit acht Regimenten entgegen, vnd als er nuhn ſahe, daß es an ein Haupttreffen gehen würde, ſprach er ſeinen Kriegsleuten alſo zu: Ihr liebe Soldaten, nicht laſſet vns jetzo in vnſerem Vatterland vnder ligen, die wir bißher allzeit in frembden Landen obgeſiegt haben, wie ſolten aber wir wohlbewehrte vnd wohlbewaffnete von jhnen vnbewaffneten, vberwunden werden? wie ſolten wir vns vor jhnen entſetzen? dann ob ſie vns ſchon vbertreffen an der meng, vbertreffen ſie vns doch nicht an der Tugend. Sollen wir jhnen weichen, die ſich auff jhre Thumbkünheit allein verlaſſen, da hingegen wir vns auff Gotteskrafft? Es iſt beſſer wir ſterben Ehrlich ſtreitend, als das wir den Feinden vnderworffen und dienſtbar ſeyen. Aber es iſt vnnoth vieler wort: Die tugend geht mit wercken vmb. Laſt vns die ſach mit der that angreiffen ꝛc. Hat alſo in ſie geſetzt vnd ſie auff das Haupt erlegt. — — —

4. Keyſer Maximilian der Erſte.

(Erſter Theil. S. 77.)

Als er erſtlich die krönung empfangen, wolten jhm die Juden allenthalben hero verſamlet einen Spitzhut verkauffen, lieſſen einen zierlichen korb von lauterem Gold, vnd den voll guldene Eyer machen, den verehrten ſie dem Keyſer zur Glückwünſchung, der Keyſer aber ließ alle die, ſo jhm den korb gelifert, verwarlich vnd doch wol halten. Sie die Juden begerten demüthig zuwiſſen, werumb man jhnen ſolcher geſtalt begegnete, darauff antwortet der Keyſer: Solche Hüner, die ſo ſchöne Eyer legen, ſein eim nit ſo ſchlecht hinzulaſſen, ſondern wol zubewahren. — — —

Als er ein Bündnuß mit den Venedigern auffgericht, ſol er geſagt haben: Der König in Franckreich ſey ein König der Eſel, dann was er ſein vnderthanen aufflege, das müſſen ſie thun, der König in Engelland ein König der Leut, dann was er jhnen aufferlegte, das theten ſie gerne, hetten jren Herrn lieb, Er ſelbſt aber der Keyſer, were ein

König der König, wann er seinen Fürsten etwas befehle, so theten sie es, wann es jhnen gefiele. — — —

5. Landtgraff Philips der Eltere von Hessen.
(Zweiter Theil. S. 21.)

Hat vnder anderen Lehren in seinem Testament seinen Nachkömlingen auch diese, sie dardurch vor frembden Dienern zuwarnen, gegeben, welche wohl vor ein Apophthegma passiren kan: Sie solten sich hüten, mit frembden, vnd sich befleissen, mit eigenen vnd heimischen Ochsen zupflügen. — — —

6. Fridericus Taubmannus.
(Zweiter Theil. S. 39.)

Als er mit dem Churfürsten in Sachsen frühestücken solte, vnd keinen Löffel hatte, sagte der Churfürst: Ein Schelm, der nicht mit suppet. Taubmann schnitte geschwindt ein Rinde von einem Hoffbrot ab, isset damit Suppe, vnd als die außgessen ware, isset er die Rinde mit, sagendt: ein schelm der seinen Löffel nicht isset.

Als er gefragt wardt, was doch die vrsach, daß so vil frommer Jungfrawen, hingegen so vil zänckfüchtiger Frauen gefunden wurden. Antwortet er: Es könne einer gar wohl bey den schönsten Bienenstöcken ohn einige oder doch sonderbahre verletzung vorbey gehen, wo ferner sie nicht selbst reitzet, so baldt er aber vil nach jnen schlagen, stossen, oder in jhren Stock stüelen will, wirdt er das sausen vnd brausen, nicht ohne verletzungen empfinden. — — —

7. Anonymi, Oder vngenante Personen.

Ein Kriegs-Commissarius wolte bey einer Musterung einen Soldaten nicht vor denjenigen, dessen Namen er gelesen, passiren lassen, sondern sagte, er were nicht derselbige, dann der hette in letzt vergangener Musterung eine Zahnlucke gehabt. Da tratte der Hauptmann herfür vnd sprach: Herr Commissari, jhr seyt so lang mit der Zahlnng außblieben, daß dem Kerlen vnder dessen der Zahn wider gewachsen ist. — — —

Als etlich Fahnen Volcks in Hessen durch ein Dorff zohen, fragte ein Soldat ein altes zum Fenster außsehendes Weib: Alte Her was macht der Teuffel? die Alte antwortet; Er macht Schubkärch, euch ruchlosse Burst in die Hölle zuführen. — — —

LXXVII. Aus Martin Opitz von Boberfeld Buch von der deutschen Poeterei. *)

(1597 — 1639.)

1. Von etlichen sachen die den Poeten vorgeworffen werden; vnd derselben entschuldigung.

(S. 6.)

AVß ob erzehlten sachen ist zu sehen, wie gar vnverstendig diejenigen handeln, welche aus der Poeterey, nicht weiß ich, was für ein geringes wesen machen, vnd wo nicht gar verwerffen, doch nicht sonderlich achten, auch wol vorgeben, man wisse einen Poeten in offentlichen ämptern wenig oder nichts zugebrauchen; weil er sich in dieser angenehmen thorheit vnd ruhigen wolluſt so vertieffe, das er die andern künste und wissenschafften, von welchen man rechten nutz vnd ehren schöpffen kan, gemeiniglich hindan setze. Ja wenn sie einen gar verächlich halten wollen, so nennen sie jhn einen Poeten, wie dann Erasmo Roterodamo von groben Leuten geschahe. Welcher aber zur antwort gab: Er schetzte sich dessen lobes viel zu vnwürdig; denn auch nur ein mittelmässiger Poete höher zuhalten sey als zehen Philosophrastri.

Sie wissen ferner viel von jhren lügen, ärgerlichen schrifften vnd leben zu sagen, vnd vermeinen, es sey keiner ein guter Poet er müsse dann zugleich ein böser Mensch seyn. Welches allerseits vngegründetes vrtheil ich kaum einer antwort würdig achte; vnd jhnen alleine für daß erste zu bedencken gebe, wer Solon, Pythagoras, Socrates, Cicero vnd andere gewesen, die sich doch des Poeten namens nie geschämet haben. Ich könte auch sonsten viel vortreffliche Leute erzehlen, die auff diese Kunst (wo ich sie eine Kunst nennen soll) jhren höchsten Fleiß gewendet haben, vnd dennoch dem gemeinen nutze mit vnsterblichen lobe vergangen sind. So ist auch ferner nichts närrischer, als wan sie meinen, die Poeterey bestehe bloß in jhr selber; die doch alle andere künste vnd wissenschafften in sich helt. Apuleius nennet den Homerus einen vielwissenden vnd aller dinge erfahrenen Menschen; Tertullianus von der Seele: einen Vatter der freyen Künste. Plato, welcher in Tragoedien schreiben so weit kommen, das er auch andern kampff anbieten dörffen, hat vermischet, — — die Pythagorische vnd Socratische eigenschafft, hat die Geometrie von Theodorus Cyreneus, die wissenschafft des Gestirnes von den Egyptischen Priestern erlernet, vnd ist aller dinge kündig gewesen. So hat man vnsere Musen zu mahlen pflegen, als sie mit zusammen gehenckten Händen in einem reyen tanzten, jhnen auch den namen

*) **Prosodia Germanica, Oder Buch von der Teutschen Poeterey, In welchem alle jhre Eygenschafft vnd Zugehör gründlich erzehlet, vnd mit Exempeln außgeführet wird. Verfertiget Von Martin Opitzen. Jetzo aber von Enoch Hannman an vnterschiedlichen Orthen vermehrt vnd mit schönen Anmerckungen verbessert. Nunmehr zum sechstenmahl correct getruckt: Franckfurt am Mayn, In Verlegung Christian Kleins. 1645. 12.**

er antwordt ihm, nein, denn er wehr kein Diener, sondern ein Fürst vnter den Geistern, ein Teuffel sey er, vnd wenn er ihm das leisten wolle, was er ihm werde fürhalten, so wolle er ihm einen Geist schicken, der jhm biß an sein ende dienen solle, vnnd nicht von ihm weichen, soll ihm allen Dienst vnd wilfahrung thun, was er begehre. —

2. Das Siebenvnd Dreyssigste Capitel.

Doktor Faustus schencket den Studenten zu Leipzig ein faß Weins. etc.

Es hatten etliche frembde Studenten auß Vngern, Polen, Kernten vnnd Oesterreich, so zu Wittemberg mit Doct. Fausto viel vmbgiengen, ein bitt an ihn gelegt, als die Leipziger Meß angangen, er solt mit jhnen dahin verrücken, sie möchten wol sehen, was da für ein gewerb were, vnd vor Handelsleuth zusammen kämen, so hatten auch jhr etliche vertröstung, Geld alda zu empfahen, D. Faustus bewilligte, kam mit jhnen dahin, vnd am andern tag gieng er mit sölchen Studenten spatzieren, die Stadt zu besehen, indem giengen sie bey einem keller fürüber, da die Weinschrötter ein Faß Wein, vngefehrlich 16 oder 18 äymer haltend, heraußschroten, welches sie nicht kundten fortbringen, D. Faustus vnd seine geferten stünden stil, dem zuzusehen, vnd sprach D. Faustus spöttisch zu den Schrötern, wie stellet jhr euch so leppisch, sindt ewer so viel, vnd könnet ein sölches Faß nicht zwingen? solt doch einer allein ein faß ermeistern, wenn er sich recht darzu schiekte, Die Schröter, wie es denn ein vnnütz gesind ist, waren solcher red vnwillig, würfen, dieweil sie jhn nicht kanten, mit unnützen worten vmb sich, wenn er es denn besser, denn sie, wüste solches Faß zu erheben, so solte er jhnen ins Teuffels namen helffen, was er sie viel zu vexiren hette, in dem kam der Weinherr darzu, vnd höret solchem streit zu, vnd sprach zu Fausto vnd seinen Gesellen, wolan ich wil den streit richten, welcher nun vnter euch das Faß allein wirdt heraußbringen, dem sol es sein. Faustus war nicht faul, gieng bald in den Keller, satzt sich auff daz faß, als auff ein Pferdt, vnd ritt es also schnel auß dem keller, darüber sich jedermann verwundert, deß erschrack auch der Weinherr, vermeinet nicht, daß sölches wer müglich gewesen, muste aber seine zusagung halten, vnd Fausto das faß mit Wein folgen lassen, der gab es seinen wandersgeferten vnd Studenten zum besten, die berufften andere gute freunde darzu, waren frölich, vnnd gutes muths, wolt auch keiner daruon, biß dem faß der boden lehr war. —

LXXIX. Hans Michael Moſcheroſch.

(1600 — 1669.)

Aus dem zweiten Geſicht: Vom „Welt-Weſen.“ *)

(Erſter Theil. S. 50.)

Aber mein Sohn, **) haſtu luſt die Welt zuſehen, wie ich mercke, ſo komme mit mir, ich will dich in derſelben vornembſte Straſſe führen, in welcher alles das beyſammen zufinden, was ſonſt hin vnd wider durch die gantze Welt nur ſtucksweiſe iſt anzutreffen. Ich will dir die Welt nicht in einem Spiegel oder gemälde weiſen, ſondern in ſich ſelbſten, wie ſie in jhrem weſen iſt: dann was du bißher geſehen, iſt nur die bloſſe ſchelffe, vnd ein entlehnter ſchein deſſen ſo ich dir will fort erzeigen.

Wie heiſſet dann, oder Teutſch zu reden, wie wird dann die vornembſte ſtraſſe der Welt genannt? ſie wird ſprach er, genannt **Hypocriſia**, Es iſt die gröſſeſte in der Welt: dann ſie von dem Obern Thor biß zu dem vndern Thor, vom **freto Anian** biß zum **freto Magellanico**, von **Nova Zembla** biß in **novam Guineam**, von **Quinsay** biß nach **Sevilia**, von Grönland biß nach **Sumatra**, von **Cabo Bonae Spei** biß nach **Smolenska** gehet; vnd iſt Niemand vnder den Menſchenkindern, der nicht ein Hauß, oder Wohnung, oder doch auffs wenigſte eine Kammer oder Auffenthalt in derſelben habe. Etliche wohnen beſtändig darin; andere je zu zeiten; andere ziehen nur durch ohne ferners auffhalten, nach Art vnnd Manier der Gäſte.

Zum Exempel; den du dort an jenem Eck ſtehen ſieheſt, iſt ein Ertzheuchler, ein Pfefferſack; will einen Jungkern **agiren**, vnd ſein Vatter iſt ein Schneider geweſen; da er doch billich ſeines Herkommens warnehmen, vnnd vielmehr bedencken ſolte, wie er ſeinen Worten Krafft geben, als wie er den **Lacquayn** der ihm nachpaſſet, in ſondere **liberey** kleiden möchte. Hat kaum ſo viel im Seckel gehabt, daß er den Adelbrieff bezahlen, vnnd einen Stall, **reverenter** zumelden, kauffen können: ſich doch vngeachtet aller Ehrbarkeit, nicht mehr Metzger, nicht mehr Wagner, nicht mehr Müller, nicht mehr Hert, nicht mehr Frett, nicht mehr Trett, nicht mehr Hett, nicht mehr Meſſer; ſöndern Herren von Metz gern, Herren von Wage gern, Junckern von der Mühlen, Herren von Hertten, Herren von Fretten, Herren von Tritten, von Hetten, von Meſſern will **tituliret**, **titilliret**. **respectiret**, **reputiret**,

*) „Visiones de Don Quevedo. Wunderliche vnd Warhefftige Geſichte Philanders von Sittewalt. In welchen Aller Welt Weſen, Aller Mänſchen Händel, mit jhren Natürlichen Farben, die Eitelkeit, Gewalt, Heucheley vnd Thorheit, bekleidet: offentlich auff die Schauw geführet, als in einem Spiegel dargeſtellet, vnd von Männiglichem geſehen werden. Zum andern mahl auffgelegt. Von Philander ſelbſten, vberſehen, vermehret vnd gebeſſert. Straßburg. Gedruckt bey Johan Philipp Mülben. M.DC.XXXXJJ.“ 8. Zwei Theile.

**) Ein alter Mann, dem er den Namen Expertus Robertus giebt, fährt herum und verſpricht ihm das eigentliche Weſen der Welt zu zeigen.

reveriret, ceremonisiret haben, damit er nicht nur vnder die Altgeborne vom Adel, vnder die Alte Ritterschafft, **Ancienne Cheuallerie** genannt, gerechnet, sondern auch denselbigen möchte vorgezogen werden.

Sihe dort einen anderen, der sich stellet als ob er eines grossen Fürsten vnd Potentaten Rath were, der doch mit all seinem verstand kaum einen Hund könte auß dem Offen locken: damit er aber für den jenigen angesehen vnd gehalten werde, der er sein will, so stellet er sich gar ernstlich, siehet sawr, redet nicht viel, wiewol er sonst vber alle massen als eine Atzel beschwätzt ist, mischet je zu zeiten ein Italianisch oder Spannisch Wort mit vnder, damit man dafür halten solle, alle diese Nationen habe er gefressen, gehet langsam, vnd so zu reden, nach dem tact, Fuß für Fuß, als ob all seine Schritt vnnd tritt durch den **Euclidem** abgemessen weren, besihet sich selbst hinden vnd fornen, ob er sich noch kenne? ob er der noch seye, der er gewesen? oder ob er der Mann seye, vor den er sich jetzo halte?

Per totam Felix holosericus ambulat Vrbem:
Qui vix toto Vrbes vidit in Orbe duas.

Aber im Werck ist er nur ein Heuchler, will der witzigste sein, vnd anderen rathen, da es jhm doch zu mehr mahlen an dem **sensu communi** selbsten ermanglet, **o quam ridiculum est togam saltanti personae induere!**

Sihe ein wenig beyseit vnd betrachte diese alte Narren dort, welche damit sie in allem, insonderheit bey dem Vrtheilfälligen Frawenziffer, einem Jungen Mann gleich geachtet würden, jhre Haar vnd Bärte mit schwartzer farbe vnd Bleyinen Strählen **accommodiren!** alle tag die Backen mit dem Schermesser schinden vnnd schaben lassen, die Thoren meinen vnd bilden sich ein, dergestalt den Todt zu **persuadiren**, ob sie noch lang zuleben hetten, eben als ob er die Zahl jhrer Monden nicht solte wissen.

Mentiris juvenem tinctis, Lentine Capillis:
tuam subito Corvus, qui modo Cygnus eras.
Non omneis falles: scit te Proserpina Canum.
Personam capiti detrahet illa tuo.

Siehe dort gegen vber etliche Junge **Messieurs**, die sich stellen, als ob sie bereits die Witz alle gefressen, wollen männiglichen mit jhrem **aequivociren** vnnd **scholastisiren** in ein Bockshorn treiben, wissen auß nichts als **Bartolo** vnnd **Baldo, Galeno** vnnd **Cesso**; von nichts als **attributis, reservatis** vnd **casibus Conscientiae** zuerzehlen; schewen sich auch nicht, den Alten erfahrenen vorzumahlen, was vnd wie sie jhre sachen **in rerum statu** anordnen vnnd bestellen sollen; wollen wissen vnd Rathen, vnd wissen nicht **quod Senatus à Senio, à Juvenibus dicatur Juvenatus,**

a senibus Prisci sumtum — — — —

Weißlicher handlen diejenige, welche daß Alter wegen seiner Erfahrenheit, welche allein einen verständigen Mann machet, **respectiren** vnd Ehren. Ein elende Blindheit der Jugend, wann sie sich duncken

laſſet, vnd jhre vnwiſſenheit nicht erkennet! Mercke du dieſes, iſt dir nicht auch alſo? — — —

Durch groſſes pralen vnd Auffſchneiden wird keiner Weiſe, ſondern gibt nur ſeinen vnverſtand den Menſchen deſto mehr zu erkennen. — —

Stillſchweigen iſt der Jugend beſte Kunſt:
Red vngefragt, macht der Jugend vngunſt.

Solteſtu wol glauben das jener köſtlicher dort ein Schneider were? gleichwol iſt er ein Schneider, vnd bleibt auch ein Schneider, ſein leben lang, ob er ſchon an Kleidung einem vom Adel nichts will bevor geben: dieſer iſt auch ein Ertz-**Hypocrit.** Zu Sonn- vnd Feſttagen verſtellet er ſich dergeſtalt in Seiden, Sammet, Attlas, in Silber vnd Güldne flecken, ſtücker, Neſtel, Schnür vnd Bändel, daß wo man alle Ehlen in der Welt, alle Scheren, Nadlen, Fingerhüte vnd Wachsknollen zu rath fragen ſolte, wer dieſer Eſel were, ſie jhn nicht mehr kennen wirden; Denn ſein Stand vnnd Tracht können ſich in Ewigkeit nicht zuſammen reymen.

Iſt derowegen die loſe Heucheley eine allgemeine ſeuche in allen Ständen, auch bey den geringſten Handwercken, die alle ſich in jhrem Weſen ſelbſt ſchmeichlen vnd Liebkoſen, ſo, daß keiner ſich ſelbſten mehr recht kan oder will erkennen.

Ein kahler Schuhflicker haltet jetzt in ſeinem Sinn von ſich ſelbſten ſo viel, daß an ſtatt ſeines gebührlichen Namens er ſich einen **Conſervatorem Calceitatis**, einen Herrenſchuſter, Hoffſchuſter, Stiffelſchuſter vnnd Stiffelmacher darff träumen laſſen.

Der Kieffer düncket ſich auch eines beſſern Namens werth ſeyn, vnnd nennet ſich deßwegen, deß **Bacchus** Hofſchneider, alldieweil er dem Wein ſeine Kleidung zu werck richtet.

Der Stallknecht träumet ſich einen Stallmeiſter. Der Cammerdiener einen Hoffmeiſter. Der Hencker **supremum Judicem**, einen Hochrichter. Der Gauckler einen Zeitvertreiber. Das Zechhauß Rathſtube, **de virtute in virtutem**, von einem Wirthshauß in das andere. Der Zöllner Schatzmeiſter. Der Schöffen Stattmeiſter. Die Huren freundliche Jungfrawen. Die Kupplerinnen Gottesförchtige Matronen. Der Gauch, geduldiger Job. Hurerey, Freundſchafft. Wucher, Häußlichkeit. Betriegerey, Geſchwindigkeit. Lügen, Auffrichtigkeit. Die Boßheit, Wackerkeit. Ein Bernheuter, Friedliebender. Dollkühnheit, Dapfferkeit. Der Edelknab oder **Page**, Ehrenhold. Der **Lacquay**, Trabandt. Der Schalcksnarr, Höfling. Ein ſchwartzer Schleppſack, Brauns Annelein. Ein Eſel, **Doctor.** Ein jeder langer Mantel will Herr **Candidatus.** Ein jeder Balger Herr **Capitain.** Der nur ein gut Kleyd an hat, Veſter Juncker. Ein jeder Glöckner, Ewer Würde. Ein jeder Dintenfreſſer, **Secretarius.** Ein jeder Blackvogel, Edel, Ehrenveſt vnnd Hochgelehrt, **tituliret** werden. Aber vnder dieſen allen iſt keiner das, was er ſeyn will. Keiner will ſeyn, was vnd wer er iſt. Alſo iſt eytel Heucheley, Lügen vnnd Triegerey in allen Ständen, vnd nachmahlen heiſſet es, **Mundus opinione regitur, Mundus titulis titillatur.**

Vnd wann man eben die Teutſche Warheit reden will, ſo haben Zorn, Schwälgerey, Stoltz, Geitz, Vppigkeit, Faulkeit, Mord, vnd viel tauſend andere Sünden, einig vnnd allein jhren Vrſprung von der Heucheley. Wie grob auch ein Menſch fehlet vnd jrret, will er doch ſolches alles **sub specie, praetextu et apparentia alicuius boni, vel necessitatis causa** bemäntelen, vnd zu entſchuldigen ſich vnderſtehen.

Aber die Hoffnung der Heuchler wird verloren ſeyn, dann ſeine Zuverſicht vergehet, vnd ſeine Hoffnung iſt ein Spinnweb. Dann weil er ein Heuchler vnnd Böſſwicht iſt, wie kan er Hoffnung haben? Weil er ſich außgibt vnnd haltet für den der er nicht iſt, wie kan er Hoffnung haben? Iſt alſo ein Gleißner vnder allen Sündern der hochmütigſte vnd trotzigſte: dann alle andere Sünder ſündigen nur wider GOtt: aber ein Heuchler ſündiget wider GOtt, mit GOtt, vnd in GOtt. Stellet ſich heilig, iſt doch ein Schalck im Hertzen. **Togas induunt etc.** — — —

In wehrendem **discurs** kamen wir in mitte dieſer groſſen Gaſſe, darinnen ich ſahe alles das, ſo der Alte mir vorgeſagt hatte: begaben vns deßwegen auff einen hohen Ort, da man alles wol beſchawen vnd vberſehen kondte.

Daß erſte ſo mir zu Geſicht kame, war eine Todtenleiche, ſo man zu Grab truge, ſampt einer groſſen mänge Verwandter, Schwäger, Vettern vnd Bäßlen, vnnd anderer erbettener, die der Leich nachfolgeten, vnd zu Ehren einem jhrer Freunde, dem Witwer, wegen ſeines verſtorbenen Weibs das Geleidt gaben. Er, der Leidige, war mit einem ſchwartzen Tüchen Mantel verhüllet biß auff den Boden, hatte eine lange Trawrbinde vmb ſeinen Hut herab hangen, den Kopff vnder ſich haltend, ob er die Schlüſſel ſuchete, wie jener Apt: gienge langſam, vnd als ob er vor Mattigkeit erligen wolte. Ich, auß bewegnuß vnd mitleiden, wie iſt, ſprach ich, der gute Mann zubetrauren, daß er in ein ſo groſſes Haußcreutz gerathen. O ein ſeelig Weib, die ſo jnniglichen von jhrem Mann vnd Freunden wird betrauret! Ach, ſprach der Alte, mein Sohn, nur gemach, nicht Vrtheile ſo bald, dann dieſes alles ſo du ſihrſt, iſt eine eytele Heucheley, eine eytele **vanität.** Alles was da geſchicht, iſt angenommener gezwungener weiß, es gehet nicht von Hertzen, iſt lauter Scheinſal, vnnd wirſt du baldt erfahren, wie ſehr daß jnnerliche dem euſſerlichen ſchein ſo gar nicht **correspondire.** Leſe die **Carmina funebria** ſo der verſtorbenen zu Ehren gemacht, höre das gepräng der Abdanckung vnnd **parentation,** warin deß rühmens der Perſon, Geburt, Herkommens, Stammens, Namens vnnd Standts titul, deß trauwrens, deß klagens kein ende iſt. — — —

Wer wolte nicht meinen vnd ſagen, daß alles dieſes Prächtige weſen vmb hoher Vrſachen vnnd **consideration** wegen angeſtellet vnnd warhafftig wahr ſeye! Aber wiſſe, daß dasjenige ſo in dem Sarck liget, iſt weniger als Nichts, dann ſchon bey ſeinen Lebzeiten war der Menſch Nichts, vnd ſolches Nichts iſt durch den Todt noch mehr geringert vnnd zu Nichts worden: Iſt alſo auch alle Ehr vnnd Pomp, ſo deß wegen

angewendet wird, lauter Nichts, vnnd ſo wol im Todt deß Menſchen, als in deſſen Leben, die eytele vanität daß beſte. Die groſſe ſcheinbare Traur, ſo die nachfolgende ſehen laſſen, gehet weder von Hertzen noch zu Hertzen, geſchicht allein darumb, weil es alſo der brauch vnd gewonheit iſt, vnd ſie zu ſolcher letzten Ehre vnd Begängnuß ſeind beruffen vnd geladen. Wünſchten theils vielleicht lieber, auß einer oder der anderen jhnen bekandten Vrſach, daß der Teuffel den Todten ſampt der gantzen Freundſchafft hinweg hette. An ſtatt daß ſie ſich bey dieſem Exempel erſpieglen, ſich der Sterblichkeit vnnd jhres Endes erinneren vnnd dazu ſchicken ſolten, ſo fangen ſie an von der verſtorbenen **disposition** vnd jhrem Teſtament vnd der verlaſſenſchafft zu **discuriren.** Der eine ſagt, er were in ſtreit vnnd Mißverſtand mit dem Leidigen, auch zu dem der Verwandtnuß nach jhme ſo nahe nicht beygethan, nehme jhn Wunder, warumb man jhn zur Begräbnuß beruffen laſſen, bevorab weil er andere vnd wichtigere Geſchäfft dadurch verſaumet hette.

Die andere ſagt, man hette jhr die gebührende Ehre nicht angethan, hette Ehren vnd Verwandnuß wegen wol weiter davornen gehen ſollen, der Teuffel ſoll alſo ins künfftige mehr einem Freund dienen. Einem iſt die verſtorbene ein ſtattliche Haußhälterin geweſen; dem anderen eine ſchleyffe vnd kötſch.

Der Wittwer ſelbſten iſt ſo bekümmert nicht wie er ſich ſtellet, vnd du jhn dafür anſieheſt: iſt meiſt darumb traurig, daß er ſo viel Vnkoſten bey der Begräbnuß auffwenden muß, die doch eben wol mit minderem gepräng vnd wenigerem ſeinem ſchaden hette geſchehen können. Sagt bey ſich ſelbſten, daß weil ſein Weib je hab ſterben ſollen vnnd wollen, ſie es wol vor langem hette thun können, ehe der Doctor vnnd Apotheker ſo viel koſten auffgewendet hetten. So hoch iſt der gute Mann bekümmert, daß er ſich tauſenterley Gedancken macht, wiebald? wie? wo? vnd welche? er eheſt widerumb Freyen wolle? kommen jhm viel ſchöne vnnd vorträgliche **subjecta** in Sinn, viel werden jhm tröſtlich angetragen, ſo daß er nicht weiß weſſen er ſich reſolviren ſolle. Wird alſo das groſſe Leid bald in Frewd: die Trauwer vnd der Todt in eine Newe Aufferſtehung verwandlet werden.

Ich ſtunde da vnd hörete dem Alten ſo fleiſſig zu, daß ich meiner ſelbſten darob vergaß vnd daß Maul auffſperte wie ein Narr: vnnd in dem ich mich wider erholet, ſprach: ja freylich iſt das Anſehen Menſchlichen Weſens ſeiner Natur gar nicht gleich: will deßwegen mich in das künfftige wol bedencken ein Vrtheil von ichtwas zu fällen; vnnd die ſachen ſo mir am ſcheinbahreſten vorkommen, will ich hinfort vor die verdächtigſte vnd betrieglichſte halten. — — —

LXXX.

Aus Adam Olearius orientalischer Reise.*)

(1600 — 1671.)

1. Die Tortur der Russen.

(S. 169.)

——— Sie haben allerhand grewliche arten zu torquiren, vnd die Warheit peinlich außzupressen. Vnter andern (wie hierbey E.**) verzeichnet ist) daß sie einem die Hände auff den Rücken binden, in die Höhe zieben, vnd einen schweren Balcken an die Füsse hängen, auff welchen der Scharffrichter zum öfftern springet, vnd dem Sünder also die Glieder wol außeinander recket; Vnter den Füssen wird darzu ein Fewr angezündet, welches durch Hitze die Füsse, vnd durch Rauch das Gesichte peiniget, vnd lassen bißweilen darzu oben auff den Kopff, da sie eine Platte scheren, kalt Wasser treufflen. Auch nach Beschaffenheit der Sache in solcher **positur** peitschen, vnd über die Wunden mit glüenden Eysen fahren.

Es wird über nichts so sehr **Justitz** gehalten, als über die Schuldner. Wer nicht bezahlen wil oder kan, der wird Pristafet, das ist: Er muß bey eines Richters Knechte im Hause sitzen, gleich wie bey uns im Gehorsam oder **arreste.** Erfolget die Zahlung gleichwol nicht, so wird Er ohne ansehn der Person, es sey Russe oder Frembder, Mann oder Weib, Geistlicher oder Weltlicher, in den Schuld-Thurm gesetzet, vnd täglich eine Stunde vor die Canceley auff einen öffentlichen Platz geführet, vnd mit einem schwancken Stecken als eines kleinen Fingers dicke auff die Schienbeine geschlagen das die Leute offt wegen grossen Schmertzen überlaut schreyen. Bißweilen thut der **Executor**, wenn er **poschul** bekömpt, gelinde vnd Fehlschläge; Etliche stecken auch wol starck Blech oder Eysen in die Stieffeln vor die Schienbeine, welches die Schläge aufffangen muß. Nach außgestandener solcher Pein vnd Hohn muß der Schuldner entweder wieder in den Thurm, oder Bürgen stellen, daß er den andern Tag zu gewisser Zeit, sich wieder einstellen, vnd ferner schla-

*) „Offt begehrte Beschreibung Der Newen Orientalischen Reise, So durch Gelegenheit einer Holsteinischen **Legation** an den König in Persien geschehen. Worinnen Derer Orter vnd Länder, durch welche die Reise gangen, als fürnemblich Rußland, Tartarien vnd Persien, sampt ihrer Einwohner Natur, Leben vnd Wesen fleissig beschrieben, vnd mit vielen Kupfferstücken, so nach dem Leben gestellet, gezieret. Item ein Schreiben des Wol Edeln ꝛc. Johan Albrecht Von Wandelslo, worinnen dessen Ost Indianische Reise über den **Oceanum** enthalten. Zusampt eines kurtzen Berichts von jetzigem Zustand des eussersten Orientalischen König Reiches **Tzina.** Durch **M. Adamum Olearium, Ascanium Saxonem,** Fürstl: Schleßwig-Holsteinischen Hoff-mathemat. . . . Schleßwig, Bey Jacob zur Glocken. Im Jahr 1647." fol. Mit vielen vortrefflichen Kupferstichen, Pläne, Städtansichten, Volksfeste, Genrebilder, Portraits darstellend.

**) Die Buchstaben weisen auf eine Tafel, worauf die verschiedenen Straffen vollzogen werden.

gen laſſen wil, vnd daß heiſſen ſie auff die Prawe ſtellen. Wie ſolche art der Straffe neben andern **generibus suppliciorum** im Kupffer, ſo das Schloß von hinten **praesentiret, sub lit. A** iſt angedeutet worden. Iſt die Schuld aber groß, daß der Schuldner durchauß keine Mittel zur Zahlung weiß, muß Er des **Creditoris** ewiger Slave werden, vnd dienen.

Die andern gemeinen **Executiones**, ſo man wieder die Verbrecher ergehen leſſet, ſeynd **Battoki**, Naſen aufſchlitze, vnd die Knud geben. Die **Battoki** mag ein jeglicher Herr ſeinem Knechte, oder dem, über welchen man nur ein wenig Macht hat, geben laſſen. Es muß der Verbrecher den Rock ausziehen, ſich auff den Bauch zur Erden nieder legen. Dann ſetzen ſich jhrer zwene, einer auff den Kopff, der ander auff die Beine, vnd ſchlagen mit ſchwancken Ruten auff den Rücken, über welches nur das bloſſe Hembde: vnd iſt anzuſehen als wie die Körßner die Felle außkloppen.

Die Naſen pfleget man denen auffzureiſſen, welche wieder Verbott Schnuptobak genoſſen. Derer etliche, die alſo beſtraffet waren, ſeynd vns offt begegnet.

Die Knut geben, war für vnſern Augen ein **barbariſche manir** zuſtraffen, vnd ſtehet im Kupffer bey **lit. E.** Solche **Execution** habe ich den 24. **Sept. Anno** 1634 an 8 Mannes vnd einer Weibes Perſon, welche das Großfürſtliche Gebot überſchritten, Toback vnd Brandwein verkaufft hatten, verüben ſehen. Dieſe muſten vor der Canceley jhren Leib biß auff die Hufften entblöſſen, vnd einer nach dem andern ſich dem Scharffrichters Knechte über den Rücken legen, vnd vmb deſſen Halß die Arme zuſammen ſchlagen: Die Beine wurden jhm zuſammen gebunden, vnd von einem andern gehalten, daß Er ſich weder oben noch vnten rühren kunte. Hinter dem Sünder ſtund der Scharffrichter bey 3. guter Schritte zurücke, vnd hieb mit einer langen dicken Knutpeitſchen, was er auß vollen Leibeskräfften vermochte, daß nach jeglichem Hieb das Blut mildiglich vom Rücken herunter lieff, Dann forne an der Peitſchen ſeynd drey Riemen eines Fingers lang, von harter vngegerbeter Elendshaut, die als Meſſer durchſchneiden. Es ſtund des Richters Diener darbey, laß auß einem Zettel, wie viel Schläge ein jeglicher bekommen ſolte, vnd wenn die beſchriebene Zahl erfüllet, rieff Er: **Polno**, es iſt gnug. Es bekam aber jeglicher 20. in 26. das Weib aber kaum 16 Schläge, vnd fiehl darüber in Ohnmacht. Jhre Rücken behielten nicht eines Fingers breit gantze Haut, ſie ſahen als wie die geſchundene Beiſter.

Darauff wurde jeglichem, den Toback-Krämern ein Briefflein mit Toback, den Brandwein-Brennern eine Flaſche an den Halß gehänget, je zwey vnd zwey mit den Armen zuſammen gebunden, auff beyden ſeiten geleitet vnd alſo ferner zur Stadt hinauß, vnd wieder hinein auffs Schloß (bey einer guten halben viertel Meile) gepeitſchet. Es werden auch etliche deren Verbrechen groß, auff ſolche **manier** gantz zu Tode geſchlagen, wie des obgedachten **General** Scheins Sohne wiederfuhre.

Man ſagte, daß etlicher gepeitſchten Freunde, das von einem

LXXX.

Aus Adam Olearius orientalischer Reise.*)

(1600 — 1671.)

1. Die Tortur der Russen.

(S. 169.)

——— Sie haben allerhand grewliche arten zu **torquiren**, vnd die Warheit peinlich außzupressen. Vnter andern (wie hierbey E.**) verzeichnet ist) daß sie einem die Hände auff den Rücken binden, in die Höhe zieben, vnd einen schweren Balcken an die Füsse hängen, auff welchen der Scharffrichter zum öfftern springet, vnd dem Sünder also die Glieder wol außeinander recket; Vnter den Füssen wird darzu ein Fewr angezündet, welches durch Hitze die Füsse, vnd durch Rauch das Gesichte peiniget, vnd lassen bißweilen darzu oben auff den Kopff, da sie eine Platte scheren, kalt Wasser treufflen. Auch nach Beschaffenheit der Sache in solcher **positur** peitschen, vnd über die Wunden mit glüenden Eysen fahren.

Es wird über nichts so sehr **Justitz** gehalten, als über die Schuldner. Wer nicht bezahlen wil oder kan, der wird Pristafet, das ist: Er muß bey eines Richters Knechte im Hause sitzen, gleich wie bey uns im Gehorsam oder **arreste**. Erfolget die Zahlung gleichwol nicht, so wird Er ohne ansehn der Person, es sey Russe oder Frembder, Mann oder Weib, Geistlicher oder Weltlicher, in den Schuld-Thurm gesetzet, vnd täglich eine Stunde vor die Canceley auff einen öffentlichen Platz geführet, vnd mit einem schwancken Stecken als eines kleinen Fingers dicke auff die Schienbeine geschlagen das die Leute offt wegen grossen Schmertzen überlaut schreyen. Bißweilen thut der **Executor**, wenn er **poschul** bekömpt, gelinde vnd Fehlschläge; Etliche stecken auch wol starck Blech oder Eysen in die Stieffeln vor die Schienbeine, welches die Schläge aufffangen muß. Nach außgestandener solcher Pein vnd Hohn muß der Schuldner entweder wieder in den Thurm, oder Bürgen stellen, daß er den andern Tag zu gewisser Zeit, sich wieder einstellen, vnd ferner schla-

*) „Offt begehrte Beschreibung Der Newen Orientalischen Reise, So durch Gelegenheit einer Holsteinischen **Legation** an den König in Persien geschehen. Worinnen Derer Orter vnd Länder, durch welche die Reise gangen, als fürnemblich Rußland, Tartarien vnd Persien, sampt jhrer Einwohner Natur, Leben vnd Wesen fleissig beschrieben, vnd mit vielen Kupfferstücken, so nach dem Leben gestellet, gezieret. Item ein Schreiben des Wol Edeln ꝛc. Johan Albrecht Von Wandelslo, worinnen dessen Ost Jndianische Reise über den **Oceanum** enthalten. Zusampt eines kurtzen Berichts von jetzigem Zustand des eusserſten Orientalischen König Reiches **Tzina**. Durch **M. Adamum Olearium, Ascanium Saxonem**, Fürstl: Schleßwig-Holsteinischen Hoff-**mathemat.** . . . Schleßwig, Bey Jacob zur Glocken. Jm Jahr 1647." fol. Mit vielen vortrefflichen Kupferstichen, Pläne, Städtansichten, Volksfeste, Genrebilder, Portraits darstellend.

**) Die Buchstaben weisen auf eine Tafel, worauf die verschiedenen Straffen vollzogen werden.

gen lassen wil, vnd daß heissen sie auff die Prawe stellen. Wie solche art der Straffe neben andern **generibus supplicionum** im Kupffer, so das Schloß von hinten **praesentiret, sub lit. A** ist angedeutet worden. Ist die Schuld aber groß, daß der Schuldner durchauß keine Mittel zur Zahlung weiß, muß Er des **Creditoris** ewiger Slave werden, vnd dienen.

Die andern gemeinen **Executiones**, so man wieder die Verbrecher ergehen lesset, seynd **Battoki**, Nasen auffschlitze, vnd die Knud geben. Die **Battoki** mag ein jeglicher Herr seinem Knechte, oder dem, über welchen man nur ein wenig Macht hat, geben lassen. Es muß der Verbrecher den Rock ausziehen, sich auff den Bauch zur Erden nieder legen. Dann setzen sich jhrer zwene, einer auff den Kopff, der ander auff die Beine, vnd schlagen mit schwancken Ruten auff den Rücken, über welches nur das bloffe Hembde: vnd ist anzusehen als wie die Körßner die Felle außkloppen.

Die Nasen pfleget man denen auffzureissen, welche wieder Verbott Schnuptobak genossen. Derer etliche, die also bestraffet waren, seynd vns offt begegnet.

Die **Knut geben**, war für vnsern Augen ein **barbarische manir** zustraffen, vnd stehet im Kupffer bey **lit. E.** Solche **Execution** habe ich den 24. **Sept. Anno** 1634 an 8 Mannes vnd einer Weibes Person, welche das Großfürstliche Gebot überschritten, Toback vnd Brandwein verkaufft hatten, verüben sehen. Diese musten vor der Canceley jhren Leib biß auff die Hufften entblössen, vnd einer nach dem andern sich dem Scharffrichters Knechte über den Rücken legen, vnd vmb dessen Halß die Arme zusammen schlagen: Die Beine wurden jhm zusammen gebunden, vnd von einem andern gehalten, daß Er sich weder oben noch vnten rühren kunte. Hinter dem Sünder stund der Scharffrichter bey 3. guter Schritte zurücke, vnd hieb mit einer langen dicken Knutpeitschen, was er auß vollen Leibeskräfften vermochte, daß nach jeglichem Hieb das Blut mildiglich vom Rücken herunter lieff, Dann forne an der Peitschen seynd drey Riemen eines Fingers lang, von harter vngegerbeter Elendshaut, die als Messer durchschneiden. Es stund des Richters Diener darbey, laß auß einem Zettel, wie viel Schläge ein jeglicher bekommen solte, vnd wenn die beschriebene Zahl erfüllet, rieff Er: Polno, es ist gnug. Es bekam aber jeglicher 20. in 26. das Weib aber kaum 16 Schläge, vnd fiehl darüber in Ohnmacht. Jhre Rücken behielten nicht eines Fingers breit gantze Haut, sie sahen als wie die geschundene Beister.

Darauff wurde jeglichem, den Toback-Krämern ein Briefflein mit Toback, den Brandwein-Brennern eine Flasche an den Halß gehänget, je zwey vnd zwey mit den Armen zusammen gebunden, auff beyden seiten geleitet vnd also ferner zur Stadt hinauß, vnd wieder hinein auffs Schloß (bey einer guten halben viertel Meile) gepeitschet. Es werden auch etliche deren Verbrechen groß, auff solche **manier** gantz zu Tode geschlagen, wie des obgedachten **General** Scheins Sohne wiederfuhre.

Man sagte, daß etlicher gepeitschten Freunde, das von einem

geschlachteten Schaffe noch warmes Fell über des verwundeten Rücken ziehen, vnd also wieder heilen sollen. Nach außgestandener Straffe ist der Sünder so ehrlich als andere Leute, mag mit jhnen wieder vmbgehen, essen vnd trincken, wie Er wil: Denn es wird in Rußland solche **Infamia** nicht so groß, als bey vns Deutschen, geachtet; Auch der Scharffrichter wird nicht so vnehrlich geschätzet: Sintemal etliche Kauffleute sich darzu begeben, vnd selbige Handtierung an sich kauffen sollen, weil es guten **profit** gibt. Dann weil diese vnd andere **Executiones** auch wolhabende Leute zum offtern trifft, bekömpt Er nicht alleine Geld von der Obrigkeit, sondern auch von den Missethäter, daß Er jhn etwas schonen, vnd nicht zu hart **tractiren** sol. Wann sie dann ein ziemliches darbey auffgeleget, vnd des Handwercks überdrüssig seyn, verkauffen sie es wieder an andere — — —

2. Die Perser.

(S. 462.)

Was derwegen die Perser in gemein betrifft, seynd dieselbe von Statur mittelmessiger grösse, starck von Gliedern, schwartzbraun vnd gelbicht von Angesichte, haben gemeinlich krumme erhabene Nasen, vnd lange herunter hangende Knebel, ohne vnter-Bart. Gleich wie sie jhre Pferde, Schaffe vnd alle Dinge bund färben, also auch etliche jhre Hände vnd Füsse, vnd zwar rothgehl, sonderlich an hohen Fest-Tagen. Die Negel an den Händen sehen, wie bey vns der Lohgärber, ist bey jhnen ein sonderlicher Zierath; Sie tragen lange von Seiden oder Catun gemachte vnd mit Baumwolle durchgenehete Röcke, so biß auff die Waden hangen; Auff den Köpffen, die meisten dicke, von Katun über einander gewundene Bunde, Mendil genant, etliche aber von kostbaren langhärichten Bucharischen Schaff Fellen gemachte Mützen. Die Weibes Personen tragen gleich den Männern Hosen am blossen Leibe, lassen das Hembde vnd Rock drüber hangen. Es gehet keine Weibes Person auff der Strassen mit offenem Gesichte, sondern alle mit weissen biß vnter die Waden herunterhangenden Catunen-Tüchern bedecket. Weil sie vermüge jhrer Religion die eusserliche Reinigung lieben, halten sie nicht allein jhr Gemächer, sondern auch jhre Kleider sauber vnd rein, vnd so sie etwa mit einer Vnsauberkeit beflecket, müssen sie alsbald gewaschen, oder bey etlichen, die es im Vermügen haben, gar abgeschaffet werden; — — — Die Perser seynd von Natur Sinnreich, Klug, Lehrhafft, Leutselig, freundlich in Gebärden, höflich im Reden, gehen aber sparsam mit der Warheit vmb, gutthätig vnd freygebig, sonderlich wo sie wieder was zu hoffen haben.

Sie haben ihre eigene Sprache, welche mit der Arabischen grosse, mit der Türckischen aber wenige Verwandschafft hat. Gebrauchen die Türckische so wol als jhre Mutterspracht, sonderlich zu Hoffe vnd in den Städten, so biß seit Ispahan gelegen; Sie haben vor alten Zeiten ihre eigene Buchstaben vnd Schrifft gehabt. Nach dem aber Mahumeds Religion vnd der Alcoran, welcher in Arabischer Sprache beschrieben, eingeführet wurde, haben sie zugleich die Arabischen **Characteres**

vnd Schrifft mit angenommen. Der gemeine Mann gebrauchet in gemein die Indian-, die Gelärten aber die Arabische Zahl.

Ihre Jugend halten sie fleissig zur Schulen, welche sie im Lesen vnd Schreiben, Item im Alcoran, vnd bißweilen in Philosophischen Disciplinen, als da ist; **Oratoria, Poesis, Geometria, Astronomia, Astrologia, Physica, Ethica, Juris prudentia** vnd **ars medica,** vnterrichten lassen, bißweilen, sage ich; denn ihrer gar wenig Studieren, vnd wer solcher Disciplin Wissenschaft hat, wird **Filosof** genant, vnd hochgehalten. Sie haben die **Philosophiam Aristotelis,** (welche sie **Poculum mundi** nennen) gleich andern Disciplinen Arabisch beschrieben. Dann selbe Sprache wird bey jhnen, gleich bey vns die Lateinische vnd Griechische, worvon sie gar nichts wissen, gehalten.

Am allermeisten wird die Schreibekunst geübet, vnd findet man wenig Persianer, die nicht lesen vnd schreiben können. Dann weil sie keine Druckerey in gantz Persien haben, vnd alle Bücher müssen geschrieben werden, seynd viel tausend: die sich von Bücherschreiben ernehren.

Die Jugend aber wird in den **Mestziden,** welche zugleich jhre Schulen seynd, von dem **Molla** oder Pfaffen gelehret. Der **Molla** sitzt in der mitten, die Knaben alle an den Wänden herumb. Lesen bißweilen laute vnd zugleich alle einen Text; Im Lesen wenden sie sich von einer seiten zur andern, gleich wie der Wind das Rohr wehet.

Die Knaben, wenn sie gesündiget, werden nicht mit Ruten, sondern mit Stecken geschlagen. Ist das Verbrechen groß, müssen jhrer zween dem Verbrecher die Füsse mit einem Rimen an einen Stecken binden vnd dem **Praeceptori** fürhalten, welcher etliche starcke Schlege auff die Fußsolen thut.

Ihr Glaube ist Mahumetisch, sie haben den Alcoran so wol als die Türcken, aber mit diesem Vnterscheid. Weil der Alcoran in vielen Stücken dunckel vnd schwer zu verstehen, haben sich jhrer zwene, nemblich **Tzafar Saduk,** einer von den Nachkommen **Aly,** vnd dann **Hanife,** so des **Aali discipul** sol gewesen seyn, darüber gemachet, vnd denselben in vnterschiedlichen ja offt wiederwertigen Meinungen erkläret, vnd die kurtz angedeutete Historien verlängert. Die Perser folgen des **Tzafars,** die Türcken aber **Hanife** Erklärung. Sonst **disputiren** sie auch; welchem die erste **Succession** nach dem Mahumed im **Califatu** gebüret hätte. Die Türcken sagen: dem **Abubeker** Mahumeds Schwigerwatern, **Omar** vnd **Osman,** wie sie auch nach einander gefolget seynd. Die Perser aber dem **Aaly,** als Mahumeds Schwiger-Sohn, welchem das Regiment vom Mahumed im Testamente were vermachet worden. Er aber hette erst, nachdem diese 3 gestorben, darzu gelangen können. Vnd was der Dinge mehr seynd.

Sie glauben einen Gott, der die Welt erschaffen hat, aber nicht 3 Personen in der einigen Gottheit. Sagen, das Christus zwar ein grosser Prophete, aber nicht Gottes Sohn gewesen sey. Gott hette keine Frawe, darumb könte Er auch keinen Sohn zeugen. Dann sie keine andere, als natürliche Geburt zugeben wollen. Sie halten darfür das Gott, wie auch die H. Engel vnd Teuffel, als die Menschen Leiber

haben. Dann **Aaly** habe einstmals einen Teuffel mit seinem Sebel niedergehawen vnd umbgebracht. Item das die Engel sündigen, vnd die Teuffel sich bekeren können, wie denn ein Teuffel sich sol bekehret, vnd den Mahumetischen Glauben angenommen haben. Von Erschaffung der Welt, Jüngstem Gerichte, Paradis vnd ewigen Leben, Item von zweyen Engeln **Harut** vnd **Marut**, welche den König Salomon haben wollen zum Hanrey machen, vnd dergleichen, haben sie viel seltzame, vngereimbte vnd lächerliche Fabeln, Worvon an einem andern Orthe. — — —

LXXXI.

Aus dem Volksbuch: „Die Schiltbürger.“ *)

(1605.)

Wie die Schiltbürger das graß auff einer alten Mawern durch ihr Viehe wöllen lassen abschaffen.

(S. 154.)

Die Schiltbürger waren ernsthafft in ihrem Thun, sonderlich in betrachtung deß gemeinen nutzes, damit derselb allenthalb auffgieng vnd zunehme, vnd nirgend schaden lidte. Auff ein zeit giengen sie hinauß, ein alte Mawren zu besehen, welche von einem alten Gebäw noch vberblieben war, ob sie vielleicht die stein davon zu nutz abwenden könten. Nu war auff der Mawer schon lang graß gewachsen, das betawet die Bawern, daß es solte verloren werden, vnd niemand zu nutz kommen, hielten derowegen rath, wie man es solt zu ehren zihen. Davon fielen nun vielerley Meinungen: die einen vermeinten, man solte es abmeyen, aber niemand wolt sich eins solchen vnterstehen, vnd sich auf die Mawren wagen: andere vermeinten, wann schützen vnter jhn weren, so were es am besten, daz man es mit einem pfeil abschüsse. Endlich wüschet der Schultheis herfür, vnd rieht, man solt Viehe darauff lassen gehen, das würde es abessen so dörfte man es weder abmeyen noch abschiessen.

Solchem Rath, alß dem besten, fiel die gantze Gemeinde zu, vnnd zur Danksagung ward ferner erkandt, deß Schultheissen Kuh solt die erste deß guten Raths geniessen: welchs der Schultheis gern gestattet.

Also machten sie der Kuh ein starckes seil vmb den Hals, warffens vber die Mawren, vnd fangen sie am andern Orte zu ziehen. Als aber der strick zugieng, fing die Kuh an zu erwürgen, vnd wie sie schier hinauff kam, streckt sie die Zunge herauß. Solches sahe ein grosser Schil-

*) Der Schiltbürger Wunderseltzame Abentheurliche, vnerhörte, vnd bißher unbeschriebene Geschichten vnd Thaten der obgemelten Schildbürger in Misnopotamia hinder Vtopia gelegen. Jetzund also frisch Männiglichen zu Ehrlicher Zeit verkürtzung, aus unbekannten Authoren zusammen getragen, vnd aus Vtopischer auch Rohtwelscher in Deutsche Sprach gesetzt. Auffs Newe gemehret vnd gebessert. Durch M. Aleph Beth, Gimel der Festung Ypsilon Bürger Amptmann: — — — Gedruckt in Verlegung des Authoris der Festung Misnopotamia, **1605**.“

bürger, der schrey: Zieht, zieht, Leib vnd Seel hanget an einander. Zieht noch ein mal, zieht, sprach der Schultheis, sie hat das graß schon geschmeckt, vnd die zungen darnach außgestreckt. Zieht zieht sie ist bald droben: sie ist so dölpisch vnd vngeschickt, daß sie jhr selberst nicht helffen kan: es solt sie ewer einer zu vollem hinauff stossen.

Aber vergebens wars, die Schiltbürger kunten die Kuh nicht hinauff bringen, liessen sie herab, da war sie todt. Deß waren sie fro, nur daß sie etwas zu schinden vnd zu metzgen hetten.

LXXXII. Aus Heinrich Buchholz. *)

(1607—1671.)

Beschreibung eines Freistechens.

(Erstes Buch C. XXIV. S. 225.)

So bald der Sonnen Vorbote den Himmel roht, und die Erde feuchte gemacht, waren diese beyde schon wache, und liessen sich aufs allerbeste ausputzen. Fr. Sophia merkte, daß das Fräulein nie so grossen Fleiß auf ihren Schmuck, als dißmahl angewendet, und daß ihr einfältiges frommes Hertz immer zuthätiger ward, daher sie um so vielmehr ihr Vorhaben ins Werk zu richten sich entschloß, so bald einige Gelegenheit sich ereignen würde.

Es war gar ein schöner lustiger Tag, und weil die Stechebahn nahe vor der Stadt war, wolten sie sich der Gutschen nicht gebrauchen, sondern zu Fusse hinaus gehen, da der Stathalter vnd sein Gemahl voraus traten, und folgeten nach der Ordnung, Ladisla mit seinem Gemahl, Herkules mit Frl. Sibyllen, der junge Fabius mit Fr. Ursulen, und hinter ihnen die Böhmischen Gesandten. Herkules war wegen versicherter Liebe seiner Frl. Valisken so voller Vergnügung, daß er sich nicht mäßigen kunte; und weil er Frl. Sibyllen in so trefflicher Zierde neben sich sahe, lag ihm die andere so viel stärcker im Gedächtniß, daher er mit dieser sich desto freundlicher geberdete, dessen Fr. Sophia fleissig wahr nahm.

Auf der Schau-Bühne nahmen sie den Sitz nach der Ordnung des Ganges, aber Frl. Helena, da sie Herkules nicht zum Begleiter haben solte, sondern Frl. Sibylla ihr vorgezogen ward, stellete sie sich krank und ging nach Hause. Die drey Geschenke so den Ueberwindern solten eingereichet werden, waren ein Halsband am Wehrt 3000; ein Armband 1600; und ein Ring 1000 Kronen; welche Fr. Sophia, Frl. Sybilla und Fr. Ursul austheilen solten; auch waren so viel grüne, mit trefflichen Perlen durchzogene Kräntze dabey gelegt. Die Gesetze wurden abgelesen, und öffentlich aufgehenkt; als I. Solte weder scharff

*) „Des christlichen Teutschen Groß-Fürsten Herkules Und Der Böhmischen Königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte, In acht Bücher und zween Theile abgefasset, Und Allen Gott- und Tugendliebenden Seelen zur Christ- und ehrlichen Ergetzlichkeit ans Licht gestellet. Braunschweig. Schröder. 1728." 4.

noch feindseelig, sondern mit stumpfen Speeren gestochen werden. II. Der Gefällete solte seinen Gegner nicht weiter bemühen. III. Schwerdt-Streit wäre allerdings verboten.

Hierauf hielten die Ritter ihren Einzug in die Schranken, CXXV an der Zahl. Der erste war ein ansehnlicher Herr, der auf seinem Helm einen Engel führete, in dessen Rechten ein Schildlein hing mit dieser Schrifft: **Bene si honeste.** Gut genug, wanns erbar ist. In seinem Schilde stund ein Ritter, der einen Riesen umbrachte, und diese Worte dabey: **Robur cedat fortitudini.** Leibeskrafft muß der Hertzhafftigkeit weichen. Seine Feldbinde war Karmesihnroht, mit trefflichen Perlen durch und durch gesticket, und die Pferdedecke gleicher Farbe mit Silber durchwircket; sein Harnisch blau angelauffrn, mit silbern Sternichen, und sein Pferd weiß mit braunen Flecken, als mit Aepffeln beworffen. Wie er auf die Bahn ritte, schlug er den Helm auf, und erwieß den Zusehern grosse Ehr und Höfligkeit im grüssen, daß niemand zweifele, er müste ein grosser Herr seyn, wie er dann sechs wolgeputzete reitende Diener hatte; unter dem Angesicht war er schwartzbraun, doch lieblicher Gestalt, seines Alters ohngefähr von XXIIX Jahren. — — —

Als die Schranken geschlossen waren, stellete sich ein ungewapneter Reuter vor die Schaubühne, und fragete: Ob von dem Römischen Stathalter ihm vergünstiget wäre, eine Frage vorzubringen? Und als ihm von demselben mit ja geantwortet ward, sagte er: Es wäre ein vornehmer Herr unweit von hinnen, welcher vor etlichen Wochen einen sehr lieben Freund, Namens Silvan der Großthätige, durch Unfall verlohren hätte; weil dann derselbe willens wäre, den Tod seines Freundes an dem Thäter zu rächen und aber er denselben nicht ausforschen könte, als bäte er diese hochlöbliche Versamlung durch Ritters-Ehre, da ihrer einem solcher Täter kund wäre, und wo er anzutreffen, ihn dessen zu verständigen, damit er seinem Vorsatz ein Genügen tuhn könte.

Herkules hörete bald, daß es eine ertichtete Frage war, bat den Stathalter um Urlaub zu antworten, und sagte zu dem Abgeschickten: Mein Freund, ich erinnere mich, mit einem Silvan Händel gehabt zu haben, welcher aber kein Großtähtiger, sondern ein Straffen-Räuber und ein gewalttähtiger Menschen-Dieb war, auch besser des Büttels- als eines Ritters-Schwerdt verdienet hatte, welchen demnach kein redlicher Ritter zu rächen vornehmen wird; jedoch, wann dein Herr gleichwol solch unsauber Blut seiner Rache würdig achten solte, kan er sich melden, und sein Heyl versuchen, welches in solchen ungerechten Sachen sehr geringe pfleget zu seyn.

Dieser gab zur Antwort: es würde seinem Herrn sehr lieb seyn, daß er seinen Mann angetroffen, und wann derselbe bei dem Stathalter könte erhalten, daß er sich weder vor noch nach dem Kampffe nennen und sein Angesicht zeigen dürffte (es wäre dann daß sein Feind ihn dazu zwünge) wolte er sich innerhalb zwo Stunden einstellen, und seiner Verpflichtung ein Genügen tuhn. — — —

Es wolte aber Herkules demselben kein Wort, weder böses noch gutes zureden, sondern je mehr derselbe an Kräfften abnam, je hefftiger

er ihm zusetzete; worüber er ihm mit dem Schwerdt hinter den Schild kam, und ihn am linken Arm so hart verwundete, daß er den Schild fallen ließ, daher dieser ihm die Rechnung einer kurtzen Niderlage leicht zu machen hatte, verwunderte sich aber, als er sahe, daß sein Feind den Schild auch von sich legete, und zwar bloß nur darum, daß er keinen Vortel vor ihn haben wolte; noch dannoch war der Rächer so frevelmühtig, daß er kein Wort reden wolte, weßwegen Herkules ihm dergestalt um die Ohren ging, daß ihm geschwand, welches er merkend, zu ihm trat, ihm den Helm vom Kopffe reiß, und zu ihm sagete; Nun habe ich dich gezwungen, mir dein Angesicht sehen zu lassen, und melde mir ja bald deinen Namen oder unser Streit muß ein Kampff ohn Gnade seyn.

Der Rächer bisse die Zähne im Kopffe, und weil er bey dem Kayser keine Gnade zu hoffen hatte, setzete er stillschweigens auf Herkules mit höchster Wuht, welches aber einen kurtzen Lauff hatte, massen er gar bald einen Stoß ins rechte Auge bekam, daß er zu Boden fiel. Er fragete ihn also liegend, ob er lieber seinen Namen von sich geben oder den Kopff verlieren wolte? Und als dieser an stat der Demuht noch Schmähe-Wort vernehmen ließ, schlug er ihm das Haupt mit einem Streiche herunter; wischete sein Schwerdt, und ging gantz unverwundet nach seinem Ladisla zu, welcher ihm mit einem ledigen Pferde entgegen rante, worauff er sich setzete, und den Stathalter bat, daß er den Reutern ihres todten Herren Leichnam wegzuführen gönnen möchte; welches er leicht erhielt.

Die anwesende Ritterschafft verwunderte sich zum Höchsten über Herkules Tapfferkeit, und rieffen ihm alle Glück zum Siege zu, denen er mit blossem Häupte, und frischen freundlichen Angesicht dankete; bat auch den Stathalter, daß das Stechen alsbald seinen Fortgang wieder gewinnen möchte, nach dem er seine Ubung geendiget, deren er sich nicht vermuhten gewest wäre. — — — —

LXXXIII. Aus Joh. Balthasar Schuppius lehrreichen Schriften. *)

(1610 — 1661.)

Von der Einbildung, oder vorgefasten eingebildeten Meynungen der Menschen.
(Erster Thl. S. 531.)

Ha! ha! ha! Die opinion hat viele betrogen. Das weibliche Geschlecht, das hat je und allezeit geherrschet, und herrschet noch immer,

*) Die älteren Ausgaben haben kein eignes Titelblatt; auf dem ersten Blatt ist ein Schiff, auf dessen einem geschwellten Segel die Worte stehen: „Doct. Joh. Balth. Schuppii Schrifften.“ 8. Angehängt ist: „Etliche Tractätlein, Welche theils im Namen Herrn Doctor Joh. Balthasaris Schuppij gedruckt, vnd von Ihm nicht gemacht worden. Theils auch contra Herrn Schuppium geschrieben, darauß zu ersehen, wie sie denselben, dargegen zu schreiben, veranlasset. Hanau. Anno MDCLXIII.“ 8.

entweder durch Liſt, oder mit Gewalt, oder doch fein heimlich. Wolt ihr und eben die Stiefel zu Nürnberg verdienen? Doch trollen ſich diejenige, die da ſagen Eheſtand, Weheſtand. Denn ſagen ſie, hat nicht der fromme **Socrates** mit der frömſten **Xantippe** hinter ſich auß ſich müſſen ſchleppen? und iſt bei dem Ehebette nicht immerdar Zanck, Sturm und Streit? aber ſolche Leute möchten wol ein wenig Hauptpillulen ſchlucken zu ihrer Geſundheit, doch wie kan doch ſolcher Stand unglücklich ſeyn, darinnen eine ſolche **Königin** herrſchet, die viel hurtiger und wachſamer iſt, als die Gänſe zu Rom im Capitolio geweſen, die im Hauß herumb laufft, wie ein lebendiger Bratſpieß, die es vor Capital hält, wenn jemanden wider ihren Willen ſolte ins Hauß ſchmecken, es müſte ſolchem nicht anders gehen als dem **Remo**, der die Mauren der Stadt Rom überſtiegen hatte, und muſte darüber den Kopff hergeben. Eines Mannes Hertz darff ſich auff ſie verlaſſen. Ihr Liecht verleſcht nit, wann ſie nur Oel genug hat. Da regnets eitel Glück, daß man im Koth ſitzt biß über die Ohren, da hagelts mit Reichsthaler zu, daß es Beulen gibt. Da bauet man da brauet man: ſumma da ſitzt S. Peter auff dem Tach und wirfft Biren herab, und S. Clauß faul Aepffel wieder hinauff. Viele ſitzen auf dem Rahthauß und ſind groſſe Hanſen, weil ſie für ſolche gehalten und angeſehen werden. Fragſtu wer ſie ſo hoch bringe? Der erſte Beförderer iſt freſſen und ſauffen, ihr beſter Lehrmeiſter, mit machen. Wenn darzu kombt die Gunſt und der Zeit Gelegenheit, komt man alsdann bald hoch ans Bret. Es iſt die verwegene Künheit glücklicher als der mühſame Fleiß gelehrter Leute. Es fragte einsmalen ein Teutſcher Fürſt ſeinen Hof-Juncker, der ihme lange Zeit, aber vergeblich gedienet, indeme er gleich andere ſeine Cameraden mit keinem Ambte verſehen worden, und ſprach, hör, wann wilt du einmal witzig werden: hierauff antwortete er, gnädiger Fürſt und Herr, ich bedarff jetzo den Witz noch nicht, wann ich aber ein vornehm Ampt hätte, und hätte alsdann ſchon ſo viel Schifern im Kopf, daß man ein Tach mit decken könte, ſo würde man mich doch Amptswegen für einen klugen Mann halten. Warum? Darum: **Mundus vult decipi opinionibus**; die Welt wil betrogen ſeyn, der Holländer aber, de Werlet wil beloft ſin. Ich habe offt bei mir angeſtanden und gedacht, wer doch nützlicher ſey, ein böſer **politicus** mit guter **opinion**, oder ein rechtſchaffener aber von böſer **opinion**? Die Urſach zu zweiffeln iſt, daß auch die Herren Geiſtliche durch **opinionen** betrogen und verführet werden; da mancher zum Pfarrambt kembt und erhoben wird, dann durch Freundſchafft, dann durch Gifft und Geben, dann durch andere Urſachen, doch rühmen ſie ſich deß göttlichen Berufs, Gottes Bottſchaffter, Außleger göttlicher Geheimnüſſe, Gottes Haußhalter. Was meynet ihr, ſolte Gott durch ſolche Leute ſeine Heerde verkauffen? ſolten ſolche nicht ehender dem **Aristoteli** als den Märtyrern den Himmel bauen? In dem ſie die Bibel auß der **Metaphysic**, dieſe aber auß der Bibel erklären. Solten dieſe nicht durch **opinion** betrogen werden, indeme ſie, damit ſie was zu thun haben, die Türcken, Barbaren und andere bekehren wollen, die ſie nit geſehen, auch nit ſehen werden.

Saget mir, liebe Zuhörer, wo ihr jemalen geleſen, daß der Teuffel vor einem elenden Syllogismo gelauffen, du ſeyeſt gleich wer du wölleſt, wann du mit dem Teuffel und ſeinen Anhang zu thun haſt, kanſt du nicht anderſter, als durch die Furcht Gottes gegen ihnen beſtehen und ſicher ſeyn. Wann bey der zu Franckfurt jüngſthin entſtandener Feuersbrunſt alle Poſtillen verbrant waren, würden viel dafür halten, daß ſo viel Menſchen nicht könten zu Gott bekehret werden, aber ſie werden von der opinion betrogen werden. Bekant iſts, worinnen das rechte Kunſtſtück eines rechtſchaffenen Predigers beſtehe? nicht in groſſer invention oder künſtlicher Abtheilung der Predigt. Das iſt die beſte Richtſchnur aller Kunſt unnd Geſchicklichkeit, die der H. Geiſt, wann er fleiſſig angeruffen wird, dargibt. Diejenige Predigt die mehr auß der Poſtilla als auß rechtem Hertzen geſchöpffet wird, iſt nicht ſo warm und hitzig. Dann es nach dem Poeten heiſſen ſollte:

In uns iſt Gottes Geiſt, der uns Weiſt,
Der Geiſt und Muth regieret; und uns zum Himmel führet.

Es beſtehet auch nicht in prächtiger uud mit Fleiß angenommener pronunciation und Ausſprach. Es iſt genug mit der Sprache reden die Gott giebet und formieret.

Viel ſchreyen überlaut und ruffen auff der Cantzel,
Nicht anders, als wann Hans ſeine Grete führt zum Tantze.

So beſtehet die Predigtkunſt auch nit in ſeltzamer und vielfältiger Bewegung. Die action oder Bewegung auff der Cantzel iſt die ziemenſte, wann Beſcheidenheit vor die abentheurliche Geberden gebrauchet wird; ſondern ſtehet vielmehr in heiligen Leben und Wandel, vergebens lehret, der fliehet, daß er thun, und thut was er fliehen ſol. Eine rechteyferig gemeynte Predigt, ob ſie gleich gering und ſchlecht, bauet mehr als tauſend hochkünſtliche alamodiſche. Daß die Wolredenheit etwas hierbey außrichte, geſtehen wir gerne, aber auß der Poſtilla nicht genommen. Wie ſehr werden doch ſo lieblich von der opinion betrogen und angeführet die Päbſtler, wann ſie des Fegfeuers Straffen nach dem Stundenglaß abzircklen. Die Calviniſten in Holland disputiren um Hals und Kopff, der Menſch habe ſeinen freyen Willen auch in weltlichen Dingen verloren: werden aber von der opinion betrogen. Dieſes aber iſt wahr und wol zu glauben, daß die Männer bey ihren Weibern ſolchen verloren haben: den die Weiber in aller Vollkommenheit beſitzen und genieſſen, welches keiner ſo nur in Amſterdam gegucket in Abrede ſeyn wird, und gefraget wer hier oder dar wohne, daß ihm nit geantwortet worden ſeye, Cornelius wohne da. Die heiligen Cloſter brüder (wollen nicht unwillig werden, daß ich ſie heilig nenne) wie betrügen ſie doch die arme Leute mit ſo heiligen und ſcheinbaren opinionen und Einbildungen. Sie fliehen Ehre und Reichthumbe, haben aber nichts liebers als daß man ſie damit jaget. Wer iſt der nicht gerne höre, er ſeye bey ſeinen Zuhörern in groſſem Lob und Anſehen. In den Büchern die ſie ſchreiben von Verachtung Hoheit, Ehr und Reichthumb. unterſetzen ſie ihre Namen mit groſſem Gepräng, Pomp und Tituln. Es

werden gefunden, die da meynen; sie können kein Recht finden, sie haben dann ein halb tausend Thaler in einer Sach verrecht, oder ein halb dutzent Rechtsgelehrten reich gemacht, werden aber von der bösen opinion eßlich betrogen. Die besten Richter werden zu Hof in der Küchen gefunden, da wird jedem sein jus, verstehe das Frühestück wol und genau abgemessen und zugetheilet. Drey Hauptstücke sind bey der Medicin, die Wissenschaft, die Erfahrenheit und die opinion und Einbildung. Beyde erste aber ohne opinion und nichtige Dinge. Ich habe im Kriege einen vornehmen Befehlhaber gekennet der schriebe seinen Soldaten, die das Fieber hatten einen Zettel mit diesen Worten: Ein Wolffsbeltz und ein Bernhaut sind vor das Fieber und Friesen gut. Die guten Tropffen bildeten ihnen ein, dieses were ein bewehrte Arzneykunst auß deß Hipocratis geheimsten Schule genommen: und wurden alleine von der Einbildung curiret. Es rühmete sich ein trefflicher aber recht versoffener Goldmacher, er könt das Trinckgold bereiten; aber O elender Künstler, entweder betrüget dich die falsche opinion, oder ist dein gebichter Magen gantz eine Ertz- und Berggruben. Die Wundärtzte heilen offters einen Schaden mit geringen und verachteten Mitteln, fordern doch für eine so nichtige Cur einen sehr grossen Lohn, unterlassen nichts, daz sie nur die Leute mit opinion betrügen. Die Philosophi oder Weltweisen halten das spitzfindige disputiren höher und besser seyn, als erbar, weißlich leben; werden aber von der närrischen opinion betrogen. Lehret uns dann die Natur nichts mehr, kann der angeborne Gemüthsverstand uns nicht die Wahrheit zeigen, daz man nur immerdar zu den eytelen disputanten lauffen müste, und die um Wahrheit fragen? Clauß Narr sah eine Ziege auff der Mauer umbspatzieren, und forchte, sie möchte den Hals entzwey brechen, wurffe geschwind die Leiter an und wiese ihr die Sprossen herabe zu gehen, aber der Schneidergeist funde balden ein andern Weg und achtet der Leiter wenig, kamè doch ohne allen Scharden davon. Die Mathematici oder Sternseher so offt sie der Erden überdrüssig, verstecken und verkriechen sie sich in das Gestirn hinein, und wollen desselben Grösse, Zahl und Weite mit dem Finger und Schnur abmessen, die doch offters nicht wissen an welchem End und Ort sie leben, wann sie nicht die Erdkugel zur Hand nehmen. Sie wollen der Sonnen, wo sie gehen solle, den Weg zeigen. Erstlich durch den Widder, bald durch den Stir, dann durch Zwilling, letzlich durch den Krebs, und so fort. Daß aber solche durch opinion betrogen werden, schweret Stein und Bein das Mond-Männlein, der Menippus. Die Physici und Naturkündiger so offt sie von der opinion betrogen werden, nehmen ihren recurs und Zuflucht zu den verborgenen qualiteten und Eigenschafften als zu einer wol verwahrten Festung der Unwissenheit, wie Pierius redet. Die Politici und Weltverständige bilden ihnen ein, es seye keiner zu dem Regiment geschickt genug, er wisse dann wol und genau zu disputiren, ob der Regierungsstand, da einer alleine im Regiment sitzet, vorzuziehen seye dem, wan die Vornehmst- und Verständige regieren? Ob die freye Wahl zum Regimente besser seye, als wann einer Erbnams Weise

regieret und so fort? aber sie werden von der opinion betrogen. Es hat bisweilen auch der hinter den Pflug gehet, etwas gerathen, und ist der kein rechter Weltkluger, der nit auß andern Menschen Thun und Vorhaben seinen Verstand formiret. Wiewohl in Weltsachen ich wenig verstehe und versiret bin, dannoch wann man mich fraget! welches meine besten Lehrmeister darinnen gewesen? Antw. Die Welt. Welches aber die Bücher? Antw. Vielerley ingenia, mit welchen ich umgehen und conversiren müssen. Von den Logisten (die mit künstlichen Schlußreden umgehen, und geschäfftiger sind als die Mauß in Kindelbett) ist besser wenig, als viel zu reden, die so hefftig von nichtigen Dingen disputiren, als wann deß gantzen Röm. Reichs Wolfahrt daran gelegen. Ich glaube daß eher der Persianer mit dem Türken versöhnet würde, als der Aristoteles mit Petro Ramo. Es gibt der distinctionen so viel bey ihnen als Juden zu Prag und zu Frankfurt, ja daß derer unzehlig mit dem Xerxe über Meer in Griechenland marchiret sind. Doch wird solcher mühsamer Müssiggang nit getadelt, sondern hoch geachtet. Doch wolte man gerne wissen, worzu solche grosse Mühe und Arbeit dienete? als daß sie dem jungen Creuz und dem Alten ein Lachen machen und zurichten. Petrus Ramus als er zu Paris wolte Magister werden, brachte er ein neu ungewöhnliche Frage auff die Bahn, statuirte, daß alles was in dem Aristotele enthalten würde, erlogen were. Auß der Ursache haben die Herrn Scholarchen ihn Ramum tapffer hergenommen, dadurch er verursacht worden den Aristotelem wider wacker durch die Banck zu ziehen, und eine neue Logica zu machen. Wie trefflich die Metaphysici durch opinionen betrogen werden, als die mit lauter Entibus, oder wie jener saget, mit Enten umbgehen. Zu der Zeit als ich ein Knabe, war zu Giesen ein Frantzösischer Schneider, der einem studioso ein Wams machen solte, ich weiß aber nit auß was Unvorsichtigkeit er die Ermel zu kurtz geschnitten, derowegen der Schneider ein Lappetuch angesticket, und die Noth mit Seiden wol beworffen, und seltzam verriegelt hatte; als dieses die andern gesehen, meyneten sie es were alamodo, und zerstückelten alle Ermel, und hefften sie wider zusammen, und staffirten es auffs beste mit Seide auß. Nicht anders gehet es mit den Schullehrern heute zu Tage, die gleichsam in der Alten die in der Barbarie gelebet, seltzam gebrauchte Lehrwörter so geschworen haben, daß sie sich darbey todtschlagen liessen, ehe sie davon wichen. Die Antiquitet hat solche gleichsam geadelt, daß der heute für einen tapffern Philosaufaus gehalten und geehret wird, der mit dem Thoma de aquavino, sage ich Aquino, freve alte Phrazen an Tag geben kan. Dergleichen subtiliteten aber pflege ich den Nürnbergischen Leckkuchen zu vergleichen, welche an sich selbst gut, wann sie messig gebrauchet, wann sie aber zu viel gessen, werden sie unangenehm.

Wie greulich die Poeten die, wann sie mit deß Apollinis Geist angezogen und erleuchtet werden, auffhören Menschen zu seyn und Götter zu werden, von der opinion veriret werden, ist am hellen Mittage, daß mich schäme ein Poet zu heissen und genennet zu werden.

Dann es sind derer viel, die da meynen der Nam Poet und Narr seynd gleichförmig, und es könne ein jeder ein Poet seyn, wann er ein Maß guten Rheinischen Wein austrincke, dann **Poeta komme** her von **portare**, herumtrincken. O ihr erbare Witztölpel. Ein Poet sol alles wissen, und wer alles weiß, ist darumb kein Poet. Die Burgermeister werden zu Hamburg alle Jahr **creirt**, aber Könige und Poeten werden nicht alle Tage geboren. Was vor eitele **opiniones** herrschen und regieren in der Redener Kunst! Es unterwindet sich mancher andere zu unterrichten wie und welcher gestalt man den auffrührischen Pöbel, rebellische Kriegsfahnen stillen und tuschen solle, der doch zu Hauß seine Magreta nit weiß zu beruhigen, und wann man etwas reden solte das nicht alles **Ciceronianisch**, das were die Majestäten gelästert. Erasmus wurde einsmals gefraget, wen er **imitirete** im **peroriren**? antworte den Erasmum: nach meiner Meynung ist der dem Redner **Ciceroni** am allerehnlichsten, der da auß einer rechten Schlußrede seine Sache behaupte. Es kan ein **Cicero** wol geboren, aber nicht gemacht werden. Und sind diejenige außlachenswerth, und schaden ihnen und ihren **studiis**, die da in deß **Ciceronis** Wort gleichsam geschworen haben; alles was in **Cicerone** steht ist gut Latein: allein nit alles Latein stehet in **Cicerone**. Einsmals kam ein junger Student zu einem erfahrnen Juristen, begehrte ihme zu zeigen, wie er wol und glücklich die Rechten zu erlernen verfahren solte? da nahm der Jurist sein **Corpus juris** in die Hand, und lase etliche Blätter darauß abe, sagte endlich zu dem Studenten, **Fac quod me vides facere**, er solte dergleichen auch thun. Wann ihr mich fraget, wie in der **Oratori**- und Rednerkunst ihr wol zunehmen köntet, so thut, was ihr mich thun sehet, das ist viel lesen, Historienschreiben und andere. Jene seynd die glückseligsten Menschen. Wann wir im Garten der Historien und Geschichten spatzieren gehen, sehen und mercken wir, wie das wanckende Glück spielet, einen erhöhet, den andern zu Boden stösset. Es mögen diese oder jene dem **favor** und Gunst grosser Herren Höffe rühmen; andere die besuchen frembde Völker und Länder. Der Geschichtschreiber siehet und betrachtet dieses alles in seiner Studierstuben. Die Historien verwechslen die Sterblichkeit mit der Unsterblichkeit, welches der grosse Alexander in Mirakul der Welt, nicht thun noch geben konte. Wil man wissen und erforschen grosser Potentaten, mächtiger Städte und Länder Verrichtung? ist jemand begierig zu erforschen geführter Kriege Ursachen, vortrefflicher Feld-Obristen geheime Rathschläge, der Soldaten erwiesene hertzhafftige Tapfferkeit? wil man gleichsam die in einer Tafel abgemahlte heimliche Kriegsräncke, wie gantze Kriegsheer geschlagen und zu Boden geleget? wie viel eingenommene und geplünderte Städte? Zu Grund vertilgete und ausgerottete Königreiche und Fürstenthümer erforschen? Der gehe zu den Historien, welche da sind menschlichen Lebens Lehrmeisterin! und aller Ergetzlichkeiten kürtzlicher Außzug. Nichts desto weniger werden sie von der Einbildung verleitet und verführet, denn sie mehr und lieber der alten Tugenden Lober als Nachfolger seyn wollen.

Die **Critici** werden nicht weniger von närrischer Einbildung verleitet, denn sie werden vom Nachdencken genennet, da ihnen unterweilens nichts mehr als rechtes Nachsinnen mangelt, werden auch **Doctores** der Demuth und **humanitet** genennet, vielleicht weil sie göttliche Dinge wenig achten. Wir wollen hier hören was der vortreffliche Kayser Sigismundus davon gehalten. Der redete die auff dem zu Constantz versamleten Bischöffe also an. Sehet wol zu ihr lieben Väter, daß ihr die verdamliche Lehr **perniciosissimam schisma** recht außreutet, da Er solte sagen **perniciosissimum schisma**. Da war einer unter ihnen, der meynte, er müste den frommen Kayser deß Worts halben **corrigiren** und tadeln, fing an und sagte **schisma** ist **generis neutri**, fraget der Kayser, wer sagt das? Da antwortet er und sagte, **Alexander Gallus**? Der Kayser, wer ist **Alexander Gallus**? **Pater, Monachus**, sagte **Sigismundus**, und ich bin Römischer Kayser, und gelte etwas mehr als der arme Bettel-Mönch. Die Lateinische Sprache ist nicht zu verwerffen noch zu verachten. Gleichwol ist es nicht der geringsten Thorheit heut zu Tage eine, daß umb ein Wort zwey oder drey Latein halber zum öfftern die aller ungeschicktesten und gottlosesten Pfaffen einer Gemeine gleichsam auffgedrungen und auffgezwungen werden, wie auch bey den Regierungen, und wird ihnen auß keiner andern Ursachen die Kirche und Regierung anvertrauet, als daß sie ein wenig Latein zu wege samlen können, da andere ehrliche und verständige Leute hinten an stehen müssen, darum weilen sie nicht wissen, daß **Grammatica** eine Kunst seye. **Asopus** hatte nur seine Gärtners Hacke in der Hand? und lernete dadurch indem er gleichsam andere Sachen thäte, mehr, als solche **Beani** auß ihren Büchern, welche sie von Staub und Schimmel überwachsen, des Jahrs nur einmal ansehen. Wenn der Witz in der Lateinischen Sprache bestehet, wäre es genug gewesen, wenn uns Christus die Lateinische **Crammatic** als daß er das Evangelium hinterlassen. Von der Griechischen und Hebräischen welche, wolte Gott, daß sie besser getrieben, wil ich nicht reden, sondern nur von den gemeinen Sprachen, welche eben so wol zur Weißheit dienen, als die Lateinische. Die Italiäner und Frantzosen haben der gantzen Weißheit Wissenschaft in ihrer Sprache. Höret und vernehmet doch; Ihr Schul Regenten. Es ist keine Sprache an eine **Facultet** gebunden, auch keine **Facultet** an die Sprache; warum solt man nicht eben so wol in der Teutschen, als in der Lateinischen Sprache sehen, was recht oder unrecht seye? Ich halte man könne einen Kranken eben so wol auf Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch curiren. Und hätte mancher **Medicus** deß Würsungs oder Offenbachs Artzney-Buch nit, er stünde leider übel. Es ist der allergrossesten Thorheit eine, so unter den Gelehrten getrieben wird, daz man die Kunst Latein zu reden, der Jugend in Latein fürmahlet, ja daß man zehen oder mehr Jahr auff die Lateinische Sprache wendet, da man kaum 3 oder 4 Jahr sich auff die **Facultet** legen kan. Fraget ihr, ihr Herren **Scholastici**, warumb ich dieses in Teutscher Sprache zu euch rede? darum weil ich weis, daß viele unter euch die Lateinische Sprache lehren wollen, und selbst nit recht wissen, wie theuer

eine Elle: ſehet ein wenig nur zurück und in die vorige **Secula**, und betrachtet; was Gott ausgeübet und verrichtet hat, in dem Religions Werck. Aber den Gelehrten iſt dem gemeinen Sprichwort nach gut Predigen! O daß Gott einen Mann ſendete, der die Schulen in unſerm Vaterland teutſcher Nation nicht aufrichtete, ſondern die ſchon aufgerichtete nur beſſerte und enderte. Es ſind Schulen genug, aber nit gute Schulen genug, und ſcheinet daß deren Vielheit dem gemeinen Weſen mehr ſchädlich als auffnehmlich. Doch ſind wir allhier ein wenig allzuſcharff gegen unſere Vorfahren, welche gutwillig deß Studierens ſich enthalten, ſie haben aber gleich in ihrer Jugend erlernet, was ihre Verrichtunge in ihrem alter ſeyn ſollen. Wir halbgelehrte Thiere aber heut zu Tage, dieweil wir in der Jugend verſäumet werden, lernen wir eines oder das andere, nur daz wir wieder etwas haben zu vergeſſen, das aber was uns zu thun ſeyn wolte, das unterlaſſen wir. Ich habe offt bey mir angeſtanden, ober die Niederländer dem König in Hiſpanien, der einen Fuß hat in Auffgang, den andern in der Sonnen Niedergang, mehr durch dero Stärke, als durch klugen Verſtand Abbruch gethan haben? Die haben ſo wolbeſtellte Schulen allenthalben, daß in allen Wiſſenſchafften, auch unter den gemeinen Handwerkern, die allergeſchickteſte gefunden werden, das der, ſo mit ihnen umgehet, ſich ſchämen muß, zu gedencken, daß er ſtudieret habe. Wenn aber die Handgewerbe wol floriren und im Schwange gehen, ſo muß denn auch das gemeine Weſen in gutem Auffnehmen ſeyn, und das Gold von andern Orten herbeygebracht werden.

Was iſt ſich zu verwundern, daß auch ehemalen deß **Bileams** unvernünfftige Eſelin die Wahrheit und zu deß gemeinen Weſens Wolfahrt geredet habe. Die Griechen und Römer haben vorzeiten den **Jovem**, **Martem**, **Mercurium** für Götter gehalten, aber von der opinion betrogen. Die Juden hingegen das aller verachteſte Volck, haben eine andere Meynung gehabt, und ſich wol dabey befunden. Ich werde berichtet, daß in Schlaraffen Land alle Dinge beſſer ſtehen, als in dem Paradieß vor dem Fall Adams. Da die **Senatores**, das iſt, die Herren Richter auff der Pfaltz werden nicht genennet **Senatores ab assentiendo**, daß ſie bloſſe Ja Herren ſeyn, ſondern Verſtändige und Verſchwiegene, und nicht Wäſcher und Plauderer. Die Herren vom Adel tapffer und Mannhaft, nicht aber aufgeblaſen und hoffärtig. Die Hofſchrantzen nicht Fuchsſchwäntzer und Trunkenbolde. Die Herren Geiſtliche bekümmern ſich nicht ſo ſehr umb den Zehenden, denn umb den Martins Groſchen, kommen auch nicht zu andern **per Genitivum** und **Dativum**, das iſt durch Gifft, Gaben und Schwägerſchafft. Ihre Zuhörer haben auffmerckende Ohren und nicht wäſchhafftige Zungen. Die Herren Juriſten hätten Sorge für ihr Gewiſſen, nicht aber für den Seckel wieder zu füllen. Die **Medici** hätten der Patienten und Kranken-Affecten und gute Wiſſenſchafft, und wären nicht mißgünſtig. Die **Politici** wären alle auffrichtige Leute und der groſſen Religion, das iſt da nichts geglaubet wird, nicht zugethan. Die **Philosophi** wären verſtändig, nit aber ſtolz und hochmüthig. Die Hiſtorienſchreiber vorſichtig,

nicht aber Fabel- und Wäschhafftig. Die Studenten lesen viel, und verschwätzen hingegen wenig. Die Unterthanen beteten fleissig für ihre Obrigkeit, und klügelten nicht alles so genau auß. Die Bürger lästerten nicht, sondern wären gehorsam. Der Baursmann wäre freundlich, und nicht treuloß. Die Ehemänner gedultig gegen ihre Weiber, und nicht eyfersichtig. Die Weiber wären nicht herrisch, und wüsten zu schweigen. Die Bettler wären Arbeitsam, und erfüllten nicht die Dörffer, Flecken und Städte mit unzeblichen Kindern. Die Musicanten und Buchbinder wären nicht so nasse Brüder und wendeten alles an die nasse Waare. Die Apotheker verkaufften nicht quid pro quo Mäusedreck für guten Pfeffer. Die Handwercksleute ziehen die Leute mit der Arbeit nicht 6. Wochen umb. Die Handelsleute wären nicht so in Geitz ersoffen. Die Goldmacher schnitten nicht mit dem grossen Messer. Die Richter liessen sich nicht so greulich schmieren und bestechen. Der aber vermeinen wolte, daß diese gute Sitten und Regeln überall in Europa einzuführen und in Schwang zu bringen wären, der wird von der Opinion betrogen.

LXXXIV. Andreas Gryph.

(1616 — 1664.)

Aus dem „Schimpff-Spiel, Herr Peter Squentz.“ *)

(Zweiter Band S. 236.)

Erster Auffzug.

Peter Squentz. Pickelhäring. Meister Kricks über und über. Meister Bulla Butän. Meister Klipperling, Meister Klotz-Georg.

P. Squenz. Edler, Wohledler, Hochedler, Wohledelgeborner Herr Pickelhäring, von Pickelhäringsheim und Salznasen.

Pickelhäring. Der bin ich.

P. Squenz. Arbeitsamer und Ammächtiger Meister Kricks, über und über, Schmied.

M. Kricks über. Der bin ich.

P. Sq. Tugendsamer, aufgeblasener und windbrechender Meister Bullabutän, Blasenbalkenmacher.

Bullabutän. Der bin ich.

P. Sq. Ehrwürdiger durchschneidender und gleichmachender Meister Klipperling, Wohlbestellter Schreiner des weitberühmten Dorffes Rumpels-Kirchen.

M. Klipperl. Der bin ich.

P. Sq. Wohlgelahrter, vielgeschwinder und hellstimmiger Meister Lollinger, Leinweber und Meister-Sänger.

Loll. Der bin ich.

*) „Deutsches Theater. Herausgegeben von Ludewig Tieck. Zwei Bände. Berlin. 1817.“ 8.

P. Sq. Treufleiſſiger, Wohlwürkender, Tuchhaffter Meſter Klotz-George, Spulenmacher.

M. Klotz-George. Der bin ich.

P. Sq. Verſchraubet euch durch Zuthuung eurer Füſſe und Niederlaſſung der hinderſten Oberſchenkel, auf herumgeſetzte Stühle, ſchlieſſet die **Repositoria** eures Gehirnes auf, verſchlieſſet die Mäuler mit dem Schloß des Stillſchweigens, ſetzt eure 7 Sinnen in die Falten, Herr Peter Squentz (**cum titulis plenissimis**) hat etwas nachdenkliches anzumelden.

P. H. Ja, ja, Herr Peter Squentz iſt ein tiefſſinniger Mann, er hat einen Anſchlägigen Kopff, wenn er die Treppen hinunterfällt, er hat ſo einen anſehnlichen Bart, als wenn er Konig von Neu Zembia wäre, es iſt nur zu bejammern daß es nicht wahr iſt.

P. Sq. Nachdem ich zweiffel ohn durch Zuthuung der alten Phöbuſſin und ihrer Tochter der großmäuligen Frau Fama Bericht erlanget, daß Ihr Majeſt. unſer Geſtrenger Juncker König ein groſſer Liebhaber von allerley luſtigen Tragödien und prächtigen Commödien ſey, als bin ich willens, durch Zuthuung euer Geſchicklichkeit eine jämmerlich ſchöne Comödi zu tragiren, in Hoffnung, nicht nur Ehre und Ruhm einzulegen, ſondern auch eine gute Verehrung für uns alle, und mich in **specie**, zu erhalten.

B. B. Das iſt erſchrecklich wacker! ich ſpiele mit, und ſolte ich 6 Wochen nicht arbeiten.

P. H. Es wird über alle maſſen ſchöne ſtehen! wer wolte nicht ſagen, daß unſer König treffliche Leute in ſeinem Dorffe hätte.

M. K. über u. über. Was wollen wir aber für eine tröſtliche Comödi **tragiren**?

P. Sq. Von Piramus und Thisbe.

M. Kl. G. Das iſt übermaſſen trefflich, man kan allerhand ſchöne Lehre, Troſt und Vermahnung draus nehmen, aber das ärgeſte iſt, ich weiß die Hiſtorie noch nicht, geliebt es nicht E. Herrlichkeit dieſelbe zu erzehlen.

P. Sq. Gar gerne. Der Heil. alte Kirchen-Lehrer Ovidius ſchreibet in ſeinem ſchönen Buch **Memorium phosis**, das Piramus die Thisbe zu einem Brunnen beſtellet habe, inmittelſt ſey ein abſcheulicher häßlicher Löwe kommen, vor welchem ſie aus Furcht entlauffen, und ihren Mantel hinterlaſſen, darauf der Löwe Jungen ausgehecket, als er aber weggegangen, findet Piramus die blutige Schaube, und meinet der Löwe habe Thisben gefreſſen, darum erſticht er ſich aus Verzweiffelung, Thisbe kommt wieder und findet Piramum todt, derowegen erſticht ſie ſich ihm zu Trotz.

P. H. Und ſtirbet?

P. Sq. Und ſtirbet.

P. H. Das iſt tröſtlich, es wird übermaſſen ſchön zu ſehen ſeyn; aber ſaget Herr P. Sq. Hat der Löwe auch viel zu reden?

P. Sq. Nein, der Löwe muß nur brüllen.

P. H. Ey so wil ich der Löwe seyn, denn ich lerne nicht gerne viel auswendig.

P. Sq. Ey Nein! Monſ. Pickelhäring muß eine Hauptperſon agiren.

P. H. Habe ich denn Köpffs genug zu einer Hauptperſon?

P. Sq. Ja freylich. Weil aber vornehmlich ein tapfferer ernſthaffter und anſehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, ſo wil ich dieſelbe auff mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spieles, das iſt, Anfang und das Ende ſeyn.

M. Kr. über und über. In Wahrheit. Denn weil ihr das Spiel macht, ſo iſt billich, daß ihr auch den Anfang und das Ende dranſetzt.

M. Klip. Wer ſol denn den Löwen nu tragiren? Ich halte er ſtünde mir am beſten an, weil er nicht viel zu reden hat.

M. Kricks. Ja mich dünckt aber, es ſolte zu ſchrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingeſprungen käme, und gar kein Wort ſagte. Das Frauenzimmer würde ſich zu hefftig entſetzen.

M. Klotz-G. Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rathſam wegen ſchwangerer Weiber, daß ihr nur bald anfänglich ſagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, ſondern nur Meiſter Klipperl, der Schreiner.

P. H. Und zum Wahrzeichen laſſet das Schurtzfell durch die Löwen-Haut hervorſchlenkern.

M. Lol. Wie bringen wir aber die Löwen-Haut zuwege? Ich habe mein Lebtage hören ſagen, ein Löwe ſehe nicht viel anders aus als eine Katze. Wäre es nun rathſam, daß man ſo viel Katzen ſchinden lieſſe, und überzüge euch nackend mit den noch blutigen Fellen, daß ſie deſto feſter anklebeten?

M. Kr. über und über. Eben recht. Es wäre ein ſchöner Handel, ſind wir nicht mehrentheils Zunfftmäßige Leute? würden wir nicht wegen des Katzenſchindens unredlich werden.

M. B. B. Es iſt nicht anders. Darzu habe ich geſehen, daß die Löwen alle gelbe gemachet werden, aber meine Lebetage keine gelbe Katze gefunden.

P. Sq. Ich habe einen andern Einfall. Wir werden doch die Comödi bey Lichte tragiren. Nun hat mich mein Gevatter, Meſter Ditloff Ochſenfuß, welcher unſer Rathhaus gemahlet, vor dieſem berichtet, daß Grüne bey Lichte gelbe ſcheine. Mein Weib hat einen alten Rock von Früß, den wil ich euch an ſtatt einer Löwen-Haut umbinden.

M. Kr. Das iſt das beſte ſo zu erdencken, nur er muß der Rede nicht vergeſſen.

M. Kl. G. Kümmert euch nicht darum lieber Schwager, Herr Peter Squenz iſt ein geſcheidener Mann, er wird dem Löwen wol zu reden machen.

Meſter Klipperl. Kümmert euch nicht, kümmert euch nicht, ich wil ſo lieblich brüllen, daß der König und die Königin ſagen ſollen, mein liebes Löwichen — brülle noch einmal.

M. P. Sq. Laſſet euch unterdeſſen die Nägel fein lang wachſen,

habe. Ja, was mir noch tihffer zu herzen gehet, daß ich wiſſen muß, daß ich ihr einig und allein, und ſonſt keiner auf der gantzen Welt ihren königlichen ſtamm und gebuhrt vermälden kan. So wiſſet demnach; hiermit verging ihr die ſprache, daß ſie nicht ferner fortreden konte. Lätslich aber, als ſie vermärkte, daß ihre augen mit einer dunkeln wolke bezogen warden, und die wenige wärme, die ſich noch üm das herz herüm aufhielt, ſollend gahr entweichen würde, ſo täht ſie noch einen kräftigen verſuch wider die töhdtlichen anfechtungen: mein freund, hub ſie wiederüm ſo ſchwach und ſo ſtamlend an, daß man es kaum hören konte, ſaget zu ihr, ich bitt euch, daß ſie ihre mutter die königin Sof..... Hierüber blieb ſie ſtükken, und man kont es ihr leichtlich anſehen, daß ſie gerne mehr geredet hätte, wann ſie das andänken diſer Königin nicht ſo häftig bewäget hätte, daß ſie auch, indem ſie nur das ehrſte wortglid ihres namens ausſprächen konte, ſehl und geiſt aufgäben muſte. — — —

LXXXVI.

Samuel Greifenſon von Hirſchfeld, genannt Schleifheim von Sulzfort.

(1622—1669.)

1. Des Simplicius bäueriſch Herkommen und gleichförmige Auferziehung. *)

(Erſten Theiles, Erſtes Buch, 1. Cap.)
(S. 2 ꝛc.)

Zwar ungeſchertzt, mein Herkommen und Aufferziehung, läſt ſich noch wol mit eines Fürſten vergleichen, wann man nur den groſſen Unterſcheid nicht anſehen wolte, was? Mein Knän (denn alſo nennet man die Vätter im Speſſert) hatte einen eigenen Pallaſt, ſowol als ein andrer, ſo artlich, dergleichen ein jeder König, Er mag auch mächtiger, als der groſſe Alexander ſelbſt ſeyn, mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, ſondern ſolches in Ewigkeit wol unterwegen laſſen wird; er war mit Laimen gemahlet, und an ſtatt deß unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleyes, und rothen Kupffers, mit Stroh bedeckt, darauff das edle Getraid wächſt, und damit er, mein Knän, nur auch mit ſeinem hochgeachteten, und von Adam ſelbſt herſtammenden Adel und Reichthumb recht prangen möchte, ließ er die Maur umb ſein Schloß nicht mit Maurſteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbet, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebränt werden können, (wie andere groſſe Herren zu thun pflegen,) aufführen, ſondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum, als worauff Bratwürſte und fette Schuncken wuchſen, biß zu ſeinem vollſtändigen Alter, über 100 Jahre erfordert: Wo iſt ein Potentat der ein gleiches ins Werck

*) „Der aus dem Grabe der Vergeſſenheit wiedererſtandene Simpliciſſimus. Nürnberg. Felßecker. 1685.“ 8.

zu richten begehret? Seine Zimmer, Säle und Gemächer, hatte er inwendig vom Rauch gantz erſchwärtzen laſſen, nur darum, dieweil diß die beſtändigſte Farbe von der Welt iſt, und dergleichen Gemählde biß zu ſeiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künſtlicher Mahler zu ſeinen trefflichen Kunſtſtücken erheiſchet. Die Tapezereyen, waren das zärteſte Gewab auff dem gantzen Erdboden, dann diejenige machte uns ſolche, die ſich vor Alters vermaß, mit der Minerva ſelbſt umb die Wette zu ſpinnen. Seine Fenſter waren keiner andern Urſach halber dem Sanct Nitglaß gewidmet, als darum, dieweil er wuſte, daß ein ſolches vom Hanff oder Flachsſamen an zurechnen, biß es zu ſeiner vollkommen Verfertigung gelanget, weit mehrere Zeit und Arbeit koſtet, als das beſte und durchſichtigſte Glas Muram dann ſein Stand machte ihm ein Belieben zu glauben, daß alles dasjenige, was durch viel Mühe zuwege gebracht würde, auch eben darum höchſtſchätzbar und deſto köſtlicher ſey, was aber köſtlich ſey, das ſey auch dem Adel am anſtändigſten und ſtimme mit demſelben am allerbeſten überein. An ſtatt der Pagen, Laqueyen und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes ſein ordentlich in ſeine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offt auff der Weid auffgewartet, biß ich ihres Dienſtes ermüdet, ſie von mir gejaget und heimgetrieben, die Riſt- oder Harniſch-Kammer war mit Pflügen, Kärſten, Aexten, Hauen, Schauflen, Miſt und Heugabeln genugſam und auff das beſte und zierlichſte verſehen, mit welchen Waffen er ſich täglich übete. Dann Hacken und Reuthen war ſeine **disciplina militaris**, wie bey den alten Römern zu Friedens-zeiten: Ochſen anſpannen, war ſein Hauptmannſchafftliches Commando, Miſt außführen, ſein Fortification-Weſen, und Ackern ſein Feldzug, Holtzhacken war ſein tägliches **Exercitium Corporis**, wie auch das Stall-außmiſten, ſeine Adliche Kurtzweile, und Turnier-Spiel. Hiermit beſtritte er die gantze Weltkugel, ſo weit er reichen konte, und jagte ihr damit alle Erndten eine reiche Beute ab. Dieſes alles ſetze ich hindan, und überhebe mich deſſen gantz nicht, damit niemand Urſache habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobiliſten, auszulachen, dann ich ſchätze mich nicht bäſſer, als mein Knän war, welcher dieſe ſeine Wohnung an einem ſehr luſtigen Ort, nemlich im Speſſert (allwo die Wölffe einander gute Nacht geben) liegen hatte. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knäns Geſchlecht, Stamm und Namen vor dißmal erwähne, beſchiehet umb geliebter Kürtze willen, vornemlich, weil es ohne das allhier umb keine Adeliche Stifftungen zu thun iſt, da ich ſoll auffſchwören genug iſt es, wann man weiß, daß ich im Speſſert geboren bin.

Gleichwie nun aber meines Knäns Haußweſen in allen Stücken ſehr Adelich vermerckt wird, alſo kan ein jeder Verſtändiger auch leichtlich ſchlieſſen, daß meine Aufferziehung derſelben gemäß und ähnlich geweſen, und wer ſolches darvor hält, findet ſich auch betrogen, dann in meinem zehen-jährigen Alter, hatte ich ſchon die **Principia** in obgemeldten meines Knäns Adelichen **Exercitien** begriffen, aber der Studien halber, konte ich neben dem berühmten Ampliſtidi noch ſo mit hin

paſſiren, von welchem Suidas meldet: Daß er nicht über fünff zehlen konte. Dann mein Knän hatte vielleicht einen viel zu hohen Geiſt, und folgete dahero dem gewöhnlichen Gebrauch jetziger Zeit, in welcher viel vornehme Leuthe mit leben, und auch nicht viel ſtudiren, oder wie ſie es nennen, mit Schulpoſſen ſich nicht viel zu bekümmern pflegen, weil ſie ihre Leute haben, der Plackſcheiſſerey abzuwarten; Sonſt aber war ich auch ein trefflicher Muſikus auff der Sackpfeiffe, mit deren ich ſchöne Jalemj Geſänge machen konte, auch darinnen dem vortrefflichen Orpheus nichts nach gab, alſo, daß wie dieſer auff der Harpffe, ſo ich auff der Sackpeiffe **excellirte.** Aber die **Theologiam** anbelangend, laſſe ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der gantzen Chriſten-Welt geweſen ſey, der mir darinne hätte gleichen mögen, dann ich kante weder Gott noch Menſchen, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teuffel, und wuſte weder Gutes noch Böſes zu unterſcheiden: Dahero unſchwer zu gedencken, daß ich vermittelſt ſolcher **Theologiae** wie unſere erſte Eltern im Paradiß, recht unſchuldig ſo butt hin gelebet, die in ihrer Unſchuld von Kranckheit, Todt und Sterben, weniger von der Aufferſtehung nichts gewuſt, O edeles Leben! (ich möchte wohl Eſelsleben ſagen) in welchem man ſich auch nichts umb die **Medicin** bekümmert. Eben auff dieſen Schlag kan man meine vortreffliche Erfahrenheit in dem **Studio legum** und allen andern Künſten und Wiſſenſchaften, ſo viel in der Welt ſeyn, auch verſtehen. Ja ich war ſo **perfect** und vollkommen in der Unwiſſenheit, daß mir unmüglich war zu wiſſen, das ich ſogar nichts wuſte. Ich ſage noch einmal, O edeles Leben, daß ich damals führete! Aber mein Knän wolte mich ſolche Glückſeligkeit nicht länger genieſſen laſſen, ſondern ſchätzte billich zu ſeyn, daß ich meiner Adelichen Geburt gemäß, auch Adelich thun und leben ſolte; derowegen fieng er an, mich zu höhern Dingen anzuziehen, und mir ſchwerere **Lectiones** auffzugeben. ————

2. Simplicius Reiterleben und was er bei den Croaten geſehen und erfahren.

(Erſten Theiles, Zweites Buch, 15. Cap.)

(S. 161.)

OB zwar nun die Hanauer gleich Lermen hatten, ſich zu Pferd heraus lieſſen, und die Croaten mit einem Scharmützel etwas auffhielten und bekümmerten, ſo mochten ſie ihnen jedoch nichts abzugewinnen, dann dieſe leichte Wahre gieng ſehr vortheilhafftig durch, und nahm ihren Weg auff Bündingen zu, allwo ſie fütterten, und den Bürgern daſelbſt die gefangene Hanauiſche reiche Söhnlein wieder zu löſen gaben, auch ihre geſtolene Pferde und andere Wahre verkaufften, von dannen brachen ſie wieder auff, ſchier ehe es recht Nacht, geſchweige wieder Tag worden, giengen ſchnell durch den Bündinger-Wald dem Stifft Fulda zu, und nahmen unterwegs mit, was ſie fortbringen kunten, das Rauben und Plündern hinderte ſie an ihrem ſchleunigen Fortzug im geringſten nichts, dann ſie kontens machen wie der Teuffel, von welchem man zu ſagen pflegt, daß er zugleich lauffe und hofire, und doch nichts am Wege verſäume; maſſen wir noch denſelben Abend im Stifft Hirſchfeld,

allwo sie ihr Quartier hatten, mit einer grossen Beute ankamen, das ward alles partirt, ich aber ward dem Obristen Corpes zu theil.

Bey diesem Herrn kam mir alles widerwärtig und fast Spanisch vor, die Hanauische Schlecker Bißlein hatten sich in schwartzes grobes Brod, und mager Rindfleisch, oder wanns wohl abgieng, in ein Stuck gestolnen Speck verändert; Wein und Bier war mir zu Wasser worden, und ich muste, an statt deß Bettes, bey den Pferden in der Streu vorlieb nehmen; vor das Lautenschlagen, das sonst jedermann beluſtiget, muste ich zu Zeiten gleich andern Jungen, untern Tisch kriechen, wie ein Hund heulen, und mich mit Sporen stechen lassen, welches mir ein schlechter Spaß war; vor das Hanausche Spatzierengehen, dorfte ich mit auff Fourage reiten, Pferde strigeln und denselben ausmisten; das Fouragiren aber ist nichts anders, als daß man mit grosser Mühe und Arbeit, auch offt nicht ohn Leib- und Lebens-Gefahr hinaus auff die Dörffer schweiffet, drischt, mahlt, backt, stilt, und nimmt was man findet, trillt und verderbt die Bauren, ja schändet wol gar ihre Mägde, Weiber und Töchter! (Zu welcher Arbeit ich aber noch zu jung war,) und wann den armen Bauren das Ding nicht gefallen wil, oder sie sich etwan erkühnen därffen, einen oder den andern Fouragirer, über solcher Arbeit auff die Finger zu klopffen, (wie es dann damals dergleichen Gäste in Hessen viel gab,) so hauet man sie nieder, wann man sie hat, oder schicket auffs wenigste ihre Häuser im Rauch gen Himmel. Mein Herr hatte kein Weib (wie dann diese Art Krieger keine Weiber mitzuführen pflegen, weil die nechste die bäste deren Stell vertretten müssen) keinen Page, keinen Kammerdiener, keinen Koch, hingegen aber einen Hauffen Reutknechte und Jungen, welche ihn und den Pferden zugleich abwarteten, und schämete er sich selbst nicht, ein Roß zu fatteln, oder demselben Futter für zu schütten, er schlieff allzeit auff Stroh, oder auff der blossen Erde, und bedeckte sich mit seinem Beltz-Rock, daher sahe man offt die Müllerflöhe auf seinen Kleidern herumb wandern, deren er sich im geringsten nicht schämete, sondern noch darzu lachte, wann ihm jemand eine herab laß: er trug kurtze Haupt-Haar und einen breiten Schweitzer-Bart, welches ihm wol zu statten kam, weil er sich selbst in Bauren-Kleider zu verstellen, und darin auff Kundschafft auszugehen pflegte. Wiewol er nun, (wie gehöret,) keine **Grandezza** speisete, so ward er jedoch von den Seinen und andern, die ihn kanten, geehrt, geliebt, und gefördchtet. Wir waren niemals ruhig, sondern bald hier, bald dort, bald fielen wir ein, und bald wurd uns eingefallen, so gar war keine Ruhe, da, der Hessen Macht zu ringern, hingegen feyrete uns Melander auch nicht, als welcher uns manchen Reuter abjagte, und nach Cassel schickte.

Dieses unruhige Leben schmäckte mir gantz nicht, dahero wünschte ich mich offt vergeblich wieder nach Hanau; mein gröstes Creutz war, daß ich mit den Burschen nicht recht reden konte, und mich gleichsam von jedwedern hin und wieder stossen, plagen, schlagen und jagen lassen muste, die gröste Kurtzweile, die mein Obrister mit mir hatte, war, daß ich ihm auff Teutsch singen, und wie andere Reuter-Jungen, auffblasen

muſte, ſo zwar ſelten geſchahe, doch kriegte ich alsdann ſolche dichte Ohrfeigen, daß der rothe Safft hernach gieng, und ich lang genug daran hatte, zuletzt fieng ich an, mich des kochens zu unterwinden, und meinem Herrn das Gewehr, darauff er viel hielt, ſauber zu halten, weil ich ohn das auff Fourage zu reiten noch nichts nutz war, das ſchlug mir ſo trefflich zu, daß ich endlich meines Herrn Gunſt erwarb, maſſen er mir wieder aus Kalbfellen ein neu Narrenkleid machen laſſen, mit viel gröſſern Eſels-Ohren, als ich zuvor getragen, und weil meines Herrn Mund nicht eckelicht war, bedorffte ich zu meiner Koch-Kunſt deſtoweniger Geſchicklichkeit; dennoch mirs aber zum öfftern an Saltz, Schmaltz, und Gewürtz mangelte, ward ich meines Handwercks auch müde, trachtete derowegen Tag und Nacht, wie ich mit guter Manier ausreiſſen möchte, vornemlich, weil ich den Frühling wieder erlanget hatte. Als ich nun ſolches ins Werck ſetzen wolte, nahm ich mich an, die Schaf- und Kühkütteln, (deren es voll umb unſer Quartier lag,) fern hinweg zu ſchläiffen, damit ſolche keinen, ſo üblen Geruch mehr machten, ſolches ließ ihm der Obriſte gefallen, als ich nun damit umbgieng, blieb ich, da es dunckel ward, zuletzt gar aus, und entwiſcht in den nächſten Wald. — — —

LXXXVII. Sigmund von Birken.

(1625 — 1681.)

Aus dem Spiegel der Ehren des Erzhauſes Oeſtreich.*)

1. Konradins Gefangennehmung und Tod.

(S. 192.)

— — — **Conradinus**, ſamt Herz. Friedrichen von Oeſterreich, und noch andern dreyen, verkleideten ſich als Hirten, und krochen drey

*) „Spiegel der Ehren des Höchſtlöblichſten Kayſer- und Königlichen Erzhauſes Oeſterreich oder Ausführliche Geſchicht Schrift von Deſſelben, und derer durch Erwählungs- Heurat- Erb- und Glücks-Fälle ihm zugewandter Kayſerlichen Höchſt Würde, Königreiche, Fürſtentümer, Graf- und Herrſchaften, Erſter Ankunft, Aufnahme, Fortſtammung und hoher Befreundung mit Käyſer- König- Chur- und Fürſtlichen Häuſern; auch von Derer aus dieſem Haus Erwählter Sechs Erſten Römiſchen Käyſern, Ihrer Nachkommen und Befreundten, Leben und Groſzthaten: mit Käyſ. Rudolphi I Geburts Jahr 1212 anfahend, und mit Käyſ. Maximiliani I Todes Jar 1519 ſich endend. Erſtlich vor mehr als C Jahren verfaſſet; Durch Den Wohlgebornen Herrn Herrn Johann Jacob Fugger, Herrn zu Kirchberg und Weiſſenhorn, der Röm. Käyſ. und Kön. Maj. Maj. Caroli V und Ferdinandi I Raht; Nunmehr aber auf Röm. Kayſ. Maj. Allergnädigſten Befehl, Aus dem Original neu-üblicher ümgeſetzet, und in richtige Zeit-rechnung geordnet, aus alten und neuen Geſchichtſchriften erweitert, in etlichen Stamm Tafeln bis auf gegenwärtiges Jahr erſtrecket mit derer vom Erzhaus abſtammenden Chur- und Fürſtlichen Familien Genealogien, auch vielen Conterfäten, Figuren und Wappen-Kupfern (von Arnold gezeichnet von Ph. Kilian geſtochen), gezieret und in Sechs Bücher eingetheilet,

tage lang in den wäldern herüm, wuſten nicht wo aus oder ein. Endlich kamen ſie an die Römiſche See-gegend in ein gehölze, nicht weit von **Astura**, und fanden daſelbſt einen Fiſcher mit ſeinem Nachen, den baten ſie, daß er ſie nach **Pisa** führen wolte, und verſprachen ihm groſſe belohnung. Der Fiſcher, ließe ſich leichtlich bereden. Weil ſie aber mit brod nicht verſehen waren, auch zu allem unglück ihrer keiner kein geld hatte: zoge **Conradinus** einen köſtlichen Ring hervor, gabe ihn dem Fiſcher, daß er denſelben in der Stadt verkauffen, und brod dafür kauffen ſolte. Als dieſer mit dem Ring nach **Astura** kam, und denſelben verhandelte, und ihn der kauffer fragte, wo er mit einem ſo ſtattlichen Ring herkäme? Sagte er ihnen, entweder aus einfalt, oder etwan aus furcht, die ganze warheit, wie daß nämlich ihme ſolchen zween ſchöne und adeliche, aber übelgekleidete, Jünglinge gegeben, auch darneben ſein Schiff gedinget hätten. Nachdem er ſich mit brod verſehen, kehrte er zu ſeinem Schiff wieder, hieß die fünfe darein ſteigen, und fuhre mit ihnen davon. Inzwiſchen war das geſchrey von dieſem Ring, dem Stadt-Obriſten, **Joh. Frangepan**, einem Römer, zu ohren gekommen: und weil er die wahrheit mutmaſſete, ſchickte er ihnen alſobald ein Rennſchiff nach, und ließ die armen flüchtlinge in die Stadt holen. **Carolus**, als er dieſe Geſchicht in erfahrung gebracht, belägerte alſobald die Stadt **Astura** zu waſſer und land, damit ihm dieſe hoch verlangte beute nicht entgehen möchte: wiewol der Stadt-Obriſte ſeines volks ware, und ihme die Gefangenen alsbald auslieferte. Alſo brachte, eine zweyfache unbedachtſamkeit, dieſe edle aber elende Jünglinge, ům den Sieg, um die Freyheit, und folgends ům hals und Leben. **Carolus** führte ſeine Gefangene faſt ein jahr lang zum ſchauſpiel im land herüm, und brachte ſie endlich nach Neapels. Unter deſſen beriehte er ſich nicht allein mit ſeinen Rähten, ſondern er holete auch anderswoher bedenken ein, weſſen er ſich gegen dieſelben verhalten ſolte. Papſt **Clemens**, der zu ausgang des vorigen jahrs geſtorben, ſoll vorhero an **Carolum** dieſe worte geſchrieben haben: **Vita Conradini, Mors Caroli; Mors Conradini, Vita Caroli.** — — —

Carolus lieſſe, im folgenden 1269ſten jahr, auf dem markt zu **Neapels**, bey der Carmeliter Kirche, ein Gerüſte mit rothem ſammet bekleiden. Auf daſſelbe wurden den 26 (andere ſagen den 29) Octob. geführet, **Conradinus**, Erb-König in **Sicilien**, zu **Neapels** und Jeruſalem, Herzog in Schwaben, **Fridericus**, Herzog in Oeſterreich. **Henricus Infant** von Caſtilien, **Gerhardus** Grav zu Piſa, Heinrich Truchſes von Waldburg, **Hurneis** ein Teutſcher Ritter, **Richardus Rebursa, Johannes Grutta, Marinus Capeccius**, und **Rogerius Bussus**, vier Italiäniſche Herren.

Der grauſame Tyrann ware damit nicht vergnügt, daß er dieſes edle häufflein zum Tod verdammet, ſondern er wolte auch mit ihrer

---

Durch Sigmund von Birken, Röm. Käyſ. Maj. Comitem Palatinum, in der Hochlöbl. Fruchtbringenden Geſellſchaft den Erwachſenen. Nürnberg. M. und Joh. Fr. Endtern. Anno Christi clɔ Iɔc LXVIII." fol.

hinrichtung seine blutdurstigen augen ersättigen: zu solchem ende, begab er sich auf einen Thurn daselöst, da er alles sehen, auch von jedermann gesehen werden konde. Nahe bei dem Gerüste, war ein stul gesetzet: auf denselben trate offentlich auf, sein **Protonotarius Robertus Barius**, und verlas das Urtheil dieses innhalts: Daß **Heinricus** von Castilien, (weil ihn ein Abt gefangen, und des lebens versichert hatte, oder vielmehr, weil Keyser **Alphonsus** sein Bruder ware) in ewige Gefängnis gehen, die andern 9 aber, mit dem schwerd und strang vom leben zum Tod solten gerichtet werden. Ursachen dieser Verurtheilnng wurden vornehmlich angezogen, daß **Conradinus** den Kirchen-Frieden gestöret, sich des Königlichen Tittels angemasst, und dem König nach dem Leben getrachtet: die andren aber, seine ungerechte sache verfochten hätten.

Conradinus, ein ausbündig-schöner Herr, von neunzehen jahren, erwiese sich hierbey seiner ankunft*) gemäs, dapfer und unerschrocken. Als das Urtheil abgelesen, sagte er auf Lateinisch zum **Protonotario**: — — Du verrätherischer Böswicht, du schändlicher Böswicht, darfst du des Königs Sohn verurtheilen? weist du nicht, daß gleicher über gleichen nicht zu gebieten habe? Darnach kehrte er seine Rede zum Volk, dessen eine unzählliche mänge von allen orten her, dieses unerhörte Gerichte anzuschauen, sich dahin eingefunden hatte. **) — —

Hierauf wendete er sich gegen K. Carln, und bate ihn mit dapfrer stimme, daß er ihn vor seinem Tod, noch einer bitte gewähren wolte. Als ihme der Tyrann solches verwilligt, begehrte er, daß einem von seinen mitverurtheilten, nämlich Herrn Heinrich Truchseßen von Waldburg, das leben und die freyheit möchte geschenkt werden. Also wurde dieser, auf freyen fus gestellet. **Conradinus**, zoge seinen Handschuh und Wappenring ab, überreichte sie dem Truchseß, und befahl ihme, solche Herrn **Petro** von Arragon, seinem Schwager, welcher seines Vettern **Manfredi** Tochter **Constantiam** zur Gemahlinn hatte, (andere setzen, **Friderico** von Castilien) zu überbringen, mit dem anhang, wie daß er ihn zum Erben seiner Königreiche und Erblande hiemit einsetze und benenne. Nach diesem gesegnete er Herz. Friedrichen, und als demselben am ersten das Haubt abgeschlagen worden, nahm er solches in seine hand, druckte es an die brust, küsste und netzte es mit seinen threnen, und klagte sich selber an, daß er ihn gleichsam aus der Mutter schoß gerissen, und zu seinem tod hieher geführet hätte. Darnach rieffe er gen Himmel, um vergebung seiner Sünden, empfahle seine Seele in die Hand Gottes, und streckte endlich seinen schönen, schneeweisen hals aus, welcher ihme durch den Scharfrichter vom leibe gelöst wurde. Also ward mit zweyen streichen der altlöbliche Stamm beyder häuser, Schwaben und Oesterreich, abgehauen und zur erden geleget. Und ist merkwürdig, daß diese beyde junge Herren, von einer Urmutter, Frau **Agnes**, Keys. **Henrici IV** Tochter, in gleichem grad auffstammend, (wie aus hernachfolgender Stammreihe zu ersehen,) in einer Stunde, an einem

*) Muß wohl „Abkunft" heißen. **) Hier folgt eine ihm in den Mund gelegte ziemlich lange Rede.

Orte, und eines Tods gestorben. Nach ihnen, wurden noch zween von den mitverurtheilten enthaubtet, die vier letzten aber, so Apulier warent, mit dem strang erwürget. H. **Fugger** nennt zwar diese Herren auch also, wie wir sie zuvor benahmet, setzet aber, im beygefügten Gemähl, sieben andre Nahmen und Wappenschilde, so sonst hiebey von keiner geschichtfeder, auch von ihm selber nicht, sondern allein von dem pinsel des mahlers benennet worden: welche dann auch, ohne weitere erklärung, dißorts dem Leser vor augen gestellt werden.

Der Scharfrichter wurde alsobald von einem andern gleichfalls niedergehauen, auf **Caroli** anstalt: damit er sich nicht rühmen könde, so ein edles und Königliches blut vergossen zu haben. Also wurde auch nochmals **Robertus, Barius** von Gr. Roberten erstochen, ům daß er das ungerechte Urtheil abgelesen hatte: welcher dann mit seinem Schweher, dieser that wegen, ganz übel zufrieden war.

Carolus zürnte auch noch mit den todten Leichnamen der beyden Fürsten, welche man allererst abends aufgehoben, und bey den Carmelitern daselbst begraben. — — —

2. K. Maximilian auf der Martinswand.

(S. 379.)

K. Maximilian, gleich wie er zu allen Gefärden, doch selbige ohne seinen Schaden zu überstehen, schiene gebohren zu seyn, also hat er auch, die gefärlichste unter allen Jägereyen, nämlich das Gemsengejäide, am meisten geliebet, und darbey soviel Todesgefärden glücklich überstanden: daß daraus ein sonst unerhörtes hohes beyspiel zu nehmen ist, wie das Himmlische Engelgeleite einen Gottgeliebten und Gottliebenden Fürsten auf den händen zutragen und zu schützen vermöge. Von der gröſten unter disen Gefärden am ersten zusagen, so gipfelt sich, an der Landstrasse von Augsburg nach Insbruck, ein gäher überhoher Felse an die Wolken hinauf: welcher, von dem anligenden Dorf Zirle, der Zirlberg, auch, von der nächsten Kirche und altem Schloß zu S. Martin, und weil er gleich einer gemaurten Wand emporsturzet, S. Martins Wand genennet wird. Auf diese Wand verstiege sich **Maximilianus** in seiner jugend, als er den Gemsen nachklätterte: also, daß er weder fürter, noch wieder zurücke, steigen konde. Wie ihm dazumal müsse zu muht worden seyn, ist leichtlich zuvermuten. Wo er sich hinwendete, da hatte er den Tod vor augen. Sahe er überſich, so droheten ihm die überhangenden Felsen, welche sich abreissen und sein Leichstein werden konden. Sahe er unterſich, so erschreckte ihn eine grausame Tieffe von mehr als hundert klaftern, die ihm sein Grab vorbildete. Sahe er um sich, so ware er mit Felsen umgeben, welche viel zu hart waren, sich seiner erbarmen zu können. Mit einem Seil und andern Werkzeug ihme zuzukommen, verbote aller Welt die grausame höhe des orts. Einen Weg, zu ihm zukommen, hätten alle Steinbrecher in monatsfrist nit öffnen können. Er sahe zwar seine Hofdiener, unten im grunde, in neugebohrner Kindergrösse, sich über seinem Unglücke krümmen und winden: aber Menschen konden hier nit helfen. Er hoffete zwey ganzer tage und

nächte, und sahe sich augenblicklich um, ob irgendwo her eine hülfe kommen möchte: aber er konde nichts erhoffen. Endlich erkennte er, daß dieser ungeheure Fels ein Rachen des Todes wäre, ihn zu verschlingen, und sahe, gleich dem Prophetes Jonas, sich in einen steinernen Wallfisch begraben. Der Rückweg zur Erden, ware zwar seinem Leibe verschlossen: aber nicht seiner Seele, das Seufzen gen Himmel, dem er auch damals sich näher befande, und der über ihm offen stunde. Er konde sich trösten, daß er, wie Moses, auf einen hohen Berg gestiegen, um in den Schoß des Allerhöchsten begraben zu werden. Und weil vor seinen Leib keine Speise vorhanden war, das irdische Leben zu fristen: als begunte er nach Speise vor seine Seele zutrachten, damit er mit Reisezehrung zum Himmlischen Leben versehen seyn möchte. Demnach ruffte er, so stark er konde, und befahle den seinen, daß man die Priester mit dem H. Sacrament kommen lassen, und ihm dasselbe zeigen, solte: da er dann, die sein Mund mit erlangen konde, seinen Geist mit der allerheiligsten Speise der Unsterblichkeit sättigte, und hierauf sich zum Sterben rüstete. Inzwischen erscholle, die betrübte zeitung von diesem Unfall, durch das ganze Land, und ward in allen Kirchen Göttliche Allmacht um rettung angeflehet: welche auch das Gebet erhörte, und nicht zuliesse, daß die höchstlöblichste Erz-Fürstliche Familie, in diesem ihrem allerfürtrefflichsten letzten Stammzweig, also erbärmlich verderben solte. Demnach am dritten Tag, als der fromme Herr nun allein mit Sterbgedanken umgienge, hörte er in der nähe ein geräusche; und als er nach selbiger seite sich gewendet, sahe er einen Jüngling in Bauernkleidern daherkriechen, und einen Weg im Felsen machen. Dieser, als er zu ihm gelanget, bote ihm die hand, und sagte: Seit getrost, Gnädiger Herr! GOtt lebet noch, der euch retten kann und will. Folget mir, und fürchtet euch nicht! ich will euch dem Tod entführen. Also tratte Maximilianus seinem Führer nach, und kame in kurzem auf einen Steig, der ihn wieder zu den seinen brachte. Mit was freuden er, als gleichsam aus dem Grab, wieder hervorkommend, empfangen worden, ist leichtlich zu ermessen: und in solchem gedränge, verlohre sich der Jüngling sein Führer, den man nachmals nirgend finden konde, und dannenhero vor einem Engel und Hülfboten Gottes achten muste. Man labte ihn erstlich in etwas mit Speis und Trank, hube ihn folgends ganz matt und blass auf ein Pferd, und brachte ihn also wieder nach Insbruck: daselbst sein Vetter Erzh. Sigmund ihn frölich gewillkommet, und ein grosses Dank Fest angestellet. K. Maximilian liesse, nach der zeit, diesen ort in die vierung aushauen, und zum gedächtnis Göttlicher Gnad hülfe, ein hölzernes Crucifix bei 40 schuh lang, (welches unten, wegen der höhe, etwan 2 schuch — länge zu haben scheinet,) samt den Bildnisen der Mutter Gottes und S. Johannis, dahin setzen. — — —

LXXXVIII. Kaspar von Stieler.

(1632 — 1707.)

Aus der Vorrede zu „der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs.“ *)

An den Teutschliebenden Leser.

1.

TEutsch reden und schreiben wird in Teutschland vor eine der geringsten Künste geschätzet. Der Gelehrte bekümmert sich allein um ausländische Sprachzierde und Fertigkeit, in denen Gedanken stehend, daß die Römische und Attische Sprachen ihme zu Erlernung mancherley Weysheit: Die Morgenländische zu Begreifung der göttlichen Geheimnüße: Die Franzöische, Welsche und Spanische aber samt andern ausländischen, zur Bezier- und Erhebung scharfer Gedanken und Erfindungen die einzige Begleitsmänninnen und Anweiserinnen seyn können. Der Nichtgelehrte vermeinet, es lange das Teutsche, so er mit der Muttermilch eingesogen, und zu seiner Notdurft durch den alltäglichen Gebrauch gefaßet, zu seinem Auskommen überflüssig hin, daß er einer weiteren Anfürung zum Reden nicht benötiget wäre. Gleichwie aber dieser der Unkundigkeit seiner Mutterſprache eher nicht gewahr wird, als wann ihm bey einem feinen Manne, auch nur etwas zu bitten, worvor zu dancken, sich eines Fehlers halber zuentschuldigen, oder einen geringen Glückwunsch abzulegen, vorfället: Also wird auch der auswärts-Gelehrte alsdann erst innen, was ihm ein gutes Teutsch nütze, wenn er in dem gemeinen Wesen sich einen Teutschen erweisen, und seine Person würdig spielen soll, und, daß die Teutsche Sprache die einzige und gröste Künstlerin sey, durch deren Anleitung er dem gemeinen Wesen hinlänglich vorzustehen habe. Da prediget, lehret, vermanet und tröstet der Geistliche Teutsch: Der Statsmann träget die ihm anvertraute Geschäfte Teutsch vor, rahtschlaget, erörtert, ordnet und verrichtet alles, worzu ihn sein Amt verbindet, Teutsch: Der Arzt spricht Gesunden und Kranken auf Teutsch zu, und, obwol der Weltweysheitergebener mehr an denen sinnlichen Wißenschaften, als wirklichen Künsten hanget; So ist es doch üm so vielmehr, wenn er anders sich verständlich machen

*) „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutscher Sprachschatz, Worinnen alle und iede teutsche Wurzeln oder Stammwörter, soviel deren annoch bekant und ietzo im Gebrauch seyn, nebst ihrer Ankunft, abgeleiteten, duppelungen, und vornemsten Redarten, mit guter lateinischen Tolmetschung und kunstgegründeten Anmerkungen befindlich. Samt einer Hochteutschen Letterkunst, Nachschuß und teutschem Register. So Lehrenden als Lernenden, zu beider Sprachen Kundigkeit, nötig und nützlich, durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren gesamlet, von dem Spaten, Nürnberg. In Verlegung Johann Hofmanns — — 1691.“ 4.

will, einer gründlichen Kunde der Teutschen Sprache bedürfig, um wie viel seltener die darzu behufige Worte im gemeinen Leben bekant und durchgängig seyn: Da gehöret zu einer Kunstrede ein reicher Wortvorraht, eine kluge Wahl auserlesener, wolklingenden Redarten, eine ungezwungene, leichtfließende Deutlichkeit in Ausdrückung hoher Gedanken, samt einer mannigfaltigen Durchschießung geschicklicher Worte, und ist in einem Gelehrten allerdings unverantwortlich und höchstnachtheilig, wann er mit der Sprache, so ihm angeboren, beßer nicht, als der gemeine Pöfel, ümzugehen gelernet hat. Es haben ie, durch Anwendung unsäglichen Fleißes und scharfsinnigen Nachdenkens underschiedliche fremde Völker ihre zum teil arme und übelklingende Sprachen zu einem so hohen Gipfel herrlichen Ansehens und verwunderlicher Zierde, erhoben, daß sie, nicht allein zu deren Erlernung weitentlegene Leute an sich gelocket, sondern auch dermaßen sinnreiche, und die menschliche Vernunft gleichsam übersteigende Lehren, heraus gebracht, welcher Erklär- und Beybringungen man in andern Sprachen vor allerdings unmüglich geachtet. Nun ist nicht ohne, daß, zumal in diesem Menschenalter, vortreffliche Geister sich hervorgetahn, welche sich des Teutschen Sprachwesens mit aufrichtigem Landsmännlichen Ernste und unverdroßenem Kunstfleiße, angenommen, es auch, vermittelst reifen Nachsinnens und munterer Handanlegung, so weit gebracht, daß unser hochwehrtes Teutsch schon jetzo dem majestätischen Latein, dem unerschöpflichen Griegischen, dem leichtfließenden Französischen und denen tiefsinnigen Welschen und Spanischen Sprachen die Spitze bieten kann: Gleichwol ist solche höchstrümliche Arbeit noch kaum zur Mitte gefüret, und zu deren Vervollkommung annoch ein weiter Weg zutuhn, und ein sehr hoher Berg zu er ersteigen übrig, welches denenjenigen, so aus andern Sprachen in die unsere etwas zierlich zu übersetzen beginnen, nicht lange verborgen seyn mag. Dannenhero auch redliche Teutsche Mutterkinder sich lobwürdig bemühen, nach denen Verstandsgaben, so ihnen GOtt und die milde Natur verliehen, das Ihrige arbeitsam beizutragen und sorgfältig mitzuteilen, damit dieses Kunstgebeude nicht nur täglich mehr erhoben, sondern auch auf das zierlichste ausgebutzet und verschönert werden möge. Ich, der wenigste under allen, wiewol hierzu, kraft tragenden Ordens und Namens, hochverbundener, ob ich gleich angeregten Sprachpallast weder zu erheben, noch mit prächtigen Bilderseulen auszuschmücken, mich fähig befinde, underwinde mich dennoch gegenwärtig einige Gerätschaft an Steinen und Balken zuzufüren, wolvergnüget, wann durch solche Handlangung ich den Rum eines treuen Mitarbeiters zu erlangen vermöchte. — — —

2.

— — — Daß die Lateinische und Griegische Sprache mit der unsern ofters übereinklinge, ist kein Wunder, weil Javon, von dem die Griechen stammen, und Aszenas, der Teutschen Erzvater, zweyer Brüder Kinder gewesen: Rom aber vierzehenhundert Jahr, nachdem die Teutsche schon ihre Könige, Regiment und Sprache vollkommen gehabt, erst gebauet, und der Anfang zu ihrer Flicksprache gemacht worden. Weß-

halber dann kein einziges Teutſches Stammwort von dem Lateiniſchen immermehr entſprißen kan, ſondern, was etwa gleiches Lauts mit dem Teutſchen in der Lateiniſchen Sprache befindlich, notwendig entweder von den Griechen zur Rechten- oder von denen Teutſchen zur Linkenhand, entſprungen ſeyn muß: Sintemal, daß die nahegelegene **Tusci** oder **Hetrusci** im Grunde Teutſch geredet haben, von underſchiedlichen tapfern Schriftmeiſtern handgreiflich und zur gnüge dargetahn worden. Ein anders iſts mit denen Lateiniſchen Worten, welche bey der Bekehrung der Teutſchen eingefüget, und keinen Grund in der Teutſchen Sprache haben, welches auch von denen fremden Gewächſen, Zeugen, Kleidungen, Saitenſpielen, Arzeneyen, Aemtern, Künſten und Tieren zuverſtehen: Nur iſt daran gelegen, daß man erſt den Teutſchen Buſch wol ausklopfe, und die Brunnqvellen prüfe, ehe man dißfalls verſpielet gebe, und vor fremde Türen Brotſuchen gehe. Und eben üm der Urſachen willen, hat man zuweilen in dieſem Buche etwas weit zurück in das Alterthum greifen, und die verlegene Worte, als da ſind: Agh, Ee, Gay, Ild, Kam ꝛc. wieder hervor ſuchen müſſen, damit man den Grund derer zwey- und mehrgliederichten Wörter anzeigen könne. Denn diß iſt gewiß und unzweifelich zu glauben, daß kein zwey- oder mehrgliederich Wort, eine Teutſche Wurzel ſey, ſondern die Stammwörter allzumal nur in einem einzigen Gliede beſtehen. Und hierinnen tuht es die Teutſche Sprache allen Sprachen in der Welt, ja auch ſogar ihrer Eltermutter, der Hebräiſchen, vor, und iſt hierüm billig vor die vornemſte und fürtrefflichſte Haubtſprache zubeehren, als welche einfach, ſelbſteigen, lauter und rein iſt, und nicht allein alles, was die Welt begreifet, ohne Beyhülfe einer andern Sprache deutlich und vernemlich nennen, ſondern auch denjenigen Dingen, ſo noch täglich anderer Orten erfunden oder erdacht werden, ſolch einen bequemen Namen geben kan, der ſo bald von dem geringſten Menſchen, Weibern und Kindern, wann ſie denſelben nur einmal hören, verſtanden werden mag. Immer und ewig Schade iſt es, daß die neugierige Unkinder und Verrähter ihrer angebornen Sprache einen ſolchen unverdienten Neid auf dieſelbe werfen, und lieber halb-Biſchoff und halb Bader, das iſt, Stümmel- und Unteutſchteutſche ſeyn, als der Welſchen, Spaniſchen, Franzöſiſchen und Lateiniſchen Flickwörter müßig gehen wollen. Kein Ungar, Böme, Polak, Moskowit, wird ſeiner Rede ſolche bunte und närriſche Flicklappen ankleiſtern, als die ſchandkützliche Stiefteutſche zuthun pflegen. Die Römer, ob ſie gleich den halben Teil ihrer Sprache denen Griechen, die andere Helfte aber uns Teutſchen zu danken haben, hätten dennoch ſich eher in einen Finger gebißen, als in einer offendlichen Kunſtrede oder bey anſehnlicher Verſammlung ein Griechiſch Wort eingelappet, und, da die Griechen ſchon von den Römern bezwungen worden, haben ſie dennoch kein Lateiniſches Wort under ihre Schrifften gemenget. Der Franzos nimmet wol teutſche Soldaten an, und beſoldet ſie, er nimmet aber keine teutſche Wörter mehr an, iſt auch denenſelben dergeſtalt ſpinnenfeind, daß er die in ſeiner Sprache von Alters her gebrauchte Teutſche und Zeltiſche Wörter, immer nach und nach ausmuſtert, und davor andere

einschaltet, so, entweder aus dem zerbrochenen Latein entlehnet, oder aufs neue von ihnen erdacht werden. Man hat schon eine geraume Zeit her wieder solche Neugierigkeit der Teutschen gesungen und gesagt; Aber, da hilft weder warnen noch weisen, da muß employiren, engagiren, incaminiren, charge, parole etc. mit underpartiret werden, es gerahte oder verderbe. Ja es scheinet, als wann man wißens und willens barbarisch werden, und durch die Schande, so man der herrlichen und allerreichsten Teutschen Sprache antuht, eine Gloire (denn Rum, Preis und Ehre ist viel zu schlecht) erbetteln wolle. So toll und thöricht gehet der arme verfürte Teutsche mit sich selber üm, und verursachet damit, daß er von den Ausländern verlachet, und seine so geraume Sprache vor eine Landpracherin gehalten werden muß. Wer aber sich selbsten unehret, wer kann und will dem helfen? Vielmehr hat es das Ansehen, ob wolle sogar noch das Ubele ärger werden, nachdem man bey Fürstlichen Höfen Französische Trachten, Französische Gebehrden, Französische Diener siehet, und lieber Französisch, als Teutsch (die tapfere Ritterspracht) reden höret. Wo es nur nicht ein Vorspuk des Französischen Joches seyn möchte! — — —

LXXXIX. Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig Wolfenbüttel.

(1633 — 1714.)

Hochzeitsfeier des Kaiser Nero mit Statilia Messalina. *)

(Erster Theil. S. 880.)

Weil indem auf der gassen die musik sich hören ließe, eileten alle anwesende an die fenster, um die Kaiserliche braut-fürüber gehen zu sehen. Caledonia hatte den muht nicht, mit herfür zu tretten, aus ängstiger besorgung, daß Vardanes in Rom seyn und sie erblicken möchte. Es ware aber ein ungewönlicher und verwunderbarer anblick, daß eine witwe sich also in jungfräulichem brautschmuck zu ihrer hochzeit begleiten ließe. Was man an pracht nur ersinnen konte, das war allhier angewendet, um diesen tag herrlich zu machen. Man hatte nicht allein die paläste, sondern auch die gassen, mit gewirkten teppichen beleget, und stunde die Kaiserliche leibwacht von der Statilia Messalina palast an, bis an das Kaiserliche schloß, um allem besorglichen unwesen vorzubauen.

Die pfeiffer und sänger, welche die gewönliche hochzeitlieder sungen und spieleten, ließen sich, alle in des Kaisers hoffarbe gleich gekleidet, vorn-an sehen. Denen von den fürnemsten kindern der stadt zwei tausend folgten, alle mit myrten-kränzen gekrönet: die da nüsse ausstreueten, als ein zeichen der fruchtbarkeit. Diesen folgten sechs jünglinge, die ein grosses güldnes becken trugen, darin geröstet meel lage:

*) „Die Römische Octavia, in Sechs Bände. Der Hochlöblichen Nymfen-Gesellschafft von der Donau gewidmet. Nürnberg. 1711. 6 Theile." 8.

ſo die veſte bündniß der ehe andeuten ſolle. Dieſe waren Domitianus, der Flavia Domitilla jüngſter bruder, Ulpius Trajanus, Numidius Quadratus, Cornelius Tacitus, Acilius Glabrio, und Calviſius Tullus: hinter denen vierzig jungfrauen gingen, welche gleichfalls in güldenen geſchirren die kleinodien der braut und ihr geſchmeide öffentlich daher trugen.

Alles was die Kaiſerinnen Lollia Paulina, Valeria Meſſalina, Agrippina, und Poppea Sabina an ſchmuck hinterlaſſen, das war hier ſamt der Statilia eignem ſchmuck beiſammen: das dann alles bei hellem ſonnen-ſchein ſo herrlich glänzete, das es den zuſchauern faſt die augen blendete. Alle ſchätze von Orient waren hieher verſamlet, und ſagte Julius Denſus, daß dieſes die fahſtricke wären, die die Statilia in ihr jeziges unglück zögen. Unſere gute Prinzeßin Antonia (verſetzte Flavia Domitilla) iſt klüger geweſen, und hat weit mehr großmut, als dieſe, erwieſen, indem ſie den mörder der ihrigen nicht ehlichen wollen: da hingegen Statilia ſich nicht entfärbet, dieſen die ehliche Hand zu geben, der ihren ehmann, den Veſtinus, wie auch ihren einigen bruder, den Statilius Taurus, ermorden laſſen. Ich muß (ſagte hierzu Priſcilla) die neue Kaiſerin entſchuldigen: dann da ihr Veſtinus die untreu erwieſen, und die Prinzeßin Acte mehr als ſie geliebet, läſſet es ſich noch einiger maſſen verantworten, was ſie jetzt fürnimt. So ware auch an dem mord ihres bruders Agrippina mehr ſchuldig, als der Kaiſer, der damals noch als ein engel gelebet.

Die verehrung, (thäte Flavia Domitilla hinzu) die man aller obrigkeit ſchuldig iſt, machet, daß ich dieſes auch mitbillige. Das aber kann ich nicht gut heiſſen, daß die Sulpitia Prätextata ihren ſohn, den Craſſus Frugi, bei dieſen gepränge miterſcheinen läſſet, den ich dort einen von den fünf fackel-trägern daher treten ſehe. Der friſche tod der Antonia hätte ihn ja hiervon losſprechen können. Weil auch Prätextata ſo eifrig auf den Kaiſer iſt, daß ſie gegen ihn ſo gefährliche Dinge ſchmieden helfen, kann ich dieſe falſchheit an ihr nicht billigen. Man muß das nicht falſchheit nennen, (ſagte Priſcilla) was ſie vielleicht der ſchuldige gehorſam thun machet: und hätte man eure kinder, liebſte Claudia, begehret, ſo hätte ich ſolches auch müſſen geſchehen laſſen. Das würde gleichwol (erwiederte Claudia Ruffina) mir ſchwer angekommen ſeyn, ſie bei dieſen heydniſchen gebräuchen zu ſehen.

Indem ſie alſo mit einander redeten, wurden ſie gewahr, daß dem kleinen Craſſus Frugi, der neben andern die fichtene Fackel truge, die ſeinige ausloſchte: welches für ein gar böſes zeichen pflegte gehalten zu werden. Es entſtunde auch darüber kein geringes gemürmel unter dem volk: welches aber von dem glück-zuruff und dem gebräuchlichen wort Thalaſſio überſtimmet wurde.

Die Kaiſerliche braut erſchiene hierauf in einem weiſſen ſilberſtück-rocke, der überall mit perlen und ſaffiren geſticket war. Eine herrliche kron von diamanten bedeckte ihr haupt: und hatte ſie ſich auf zwo knaben, als den Severus Silius, und ſeinen bruder, den Silius, beide des regirenden burgermeiſters Silius Italicus ſöhne, gelehnet, die ſie

zu der reinigkeit der lehr nicht gekommenen, gemeinden, verborgen ligen, und in höchster gefahr mit furcht und zittern ihre seligkeit würken müssen: An dero jammer ohne innigliche bewegung von einer gottseligen Seele nicht gedacht werden kan.

Sondern wo wir allein bleiben bey unserer Evangelischen kirchen, die das theure und reine Evangelium, so durch den Seligen Rüstzeug GOttes **D. Lutherum** in dem vergangenem **Seculo** wiederum deutlich gezeiget worden, der äußerlichen bekanntnüß nach annimmt, und also in welcher wir deswegen die wahre Kirche allein noch sichtbar zu seyn erkennen müssen: So können wir doch auch auff dieselbe die augen nicht wenden, daß wir sie nicht so bald aus betrübnüß und scham wiederum niederschlagen müssen.

Dann sehen wir das leibliche an, so müssen wir bekennen, daß von ziemlicher zeit her die solcher Kirchen angehörige Reiche und Lande, obwol in unterschiedlichen graden und zu unterschiedlichen fristen, alle diejenige plagen in pest, hunger, und sonderlich stäts-währenden oder doch öffters wieder erneuerenden kriegen offtmahls erfahren haben müssen, mit welchen nach der Schrifft der gerechte GOtt seinen zorn zu bezeugen und anzudeuten pfleget. Ich halte aber gleichwohl solche trübsalen vor die geringste, ja vor eine Wolthat, dardurch Gott noch viele der seinigen erhalten, und dem schaden, daß derselbe nicht durch stätes leibliches wohlergehen noch verzweifelter würde, etwas gewehret hat.

Aber wie zwar fleischlichen augen unkanntbarer, also hingegen ist unvergleichlich schwehrer und gefährlicher das geistliche elend unserer armen Kirchen: Und solches vornehmlich auß zweyen ursachen.

Die eine besteht in den verfolgungen, welche die wahre lehre, sonderlich von dem Antichristischen Babel, leyden muß. Nun ist es zwar an dem, daß die verfolgungen nicht weniger ein herrliches mittel sind, dardurch der kirchen wachsthum offt befördert wird; Also, daß wir die Christliche kirche nimmermehr von der Apostel-zeit in besserem und vor GOtt herrlicherem stande antreffen, als sie unter den grausamsten verfolgungen gestanden ist, wo ihr gold ohnaufhörlich in den schmelzofen gelegen, dessen flamme keine schlacken daran wachsen lassen, oder je dieselbe bald verzehret hat. Aber wir sehen zweyerley an den bisherigen verfolgungen, so uns dieselbe betrübter machet.

Einmahl daß der teuffel, nach dem er erkannt, daß seine gewaltthätige und blutige verfolgungen nichts vermöcht, sondern die leute zu einer obwohl schrecklichen doch etwa kürtzern marter so freudig gewesen, daß sie ziemlichen theil mehr darzu geeilet als sich darvon zurück gezogen, nunmehr klüger worden ist, und eine andere art der verfolgung angefangen hat, die der wahren Religion zugethane mit langwierigen trangsalen, und stäts-anhaltenden einerseits trohworten, andererseits verheißungen und vorstellungen der welt herrlichkeit, sonderlich aber entziehung und vertreibung der wahren lehrer, allgemach, von der erkannten wahrheit abzuziehen, auffs wenigste die kinder und nachkömmlinge wieder zu falscher Religion zu bringen. Welche art der Verfolgung, gleich wie sie vor altem von dem heydnischen Kayser Juliano dem abtrünnigen

gebraucht worden, und der kirchen, obwol weniger blut vergoſſen worden, doch (wie Ruffinus klärlich bezeuget) viel gefährlicher als die vorige grauſamſte geweſen iſt; Alſo, hat ſie biß daher der Römiſche Bapſt auch gegen uns zugebrauchen mehr beliebet, daß er deswegen ſolche ins werk zu richten, die ſeines ſtuls devotion zugethane Häupter offters angefriſchet: Und dardurch wird mehrer ſchaden zugefüget, als wo feur und ſchwerd vor die Hand wären genommen worden.

Das andere iſt, ſo auß dem vorigen folget, da vor deme die verfolgungen allezeit dieſes gewürcket, daß die Chriſten ſich vermehret, und deßwegen das Blut der Märtyrer für die kräfftigſte Dinge derſelben gehalten iſt worden, daß die glaubige, ſo vor der welt unten zu liegen geſchienen, indem allein gleich wol weit überwunden, und einen ſieg nach dem andern darvon getragen haben: (Welches nach andern in ſeinem neulich hier gedruckten erbaulichen Creutz und Gedult-Spiegel, Herr Dr. Chriſtian Korthold, mein in dem HErrn vielgeliebter Freund, Cap. 14 aus der Kirchen-hiſtorie klärlich darthut) daß hingegen durch bißherige verfolgung das Römiſche Pabſtum unterſchiedliche Reiche und Provinzen, die entweder gantz die warheit der lehr erkannt, oder doch in welcher viel guter ſamen ausgeſtreuet geweſen, wiederum würcklich unter ſich gebracht, daß keine oder wenige bekenner der Evangeliſchen warheit mehr in denſelbigen ſind, auch etwa durch der noch übrigen allmählige abſterbung jenes weiter zu ſeinem zweck zu gelangen vorſiehet, und alſo den äuſſerlichen begriff der wahren kirchen immer enger eingeſpannet, ſeine grentzen aber weiter ausbreitet.

Dahero wir über ſolchen unglücklichen Succeſs der leydenden verfolgungen viel mehr, als über dieſelbe ſelbſten, zu klagen und uns zu betrüben haben. Nicht anders als dorten Joſua thät, weil ſein vorher ſieghafftes heer von denen zu Ai einen ob zwar geringen ſtreich erlitten: Sodann die Iſraeliten, da die vor Benjamin zwey mal hetten fliehen müſſen, und ſolche darauß abnahmen, daß um begangner ſünde willen der HErr von ihnen müßte gewichen ſeyn, und Ihn dahero mit demüthiger Buſſe wiederum ſuchten. Joſ. 7, 5. 6 ſeq. Richt. 20, 21. 22. 23. 25. 26. Wie dann ſolche macht, welche GOtt dem gegentheil verhänget, uns ein gewiſſes zeugniß iſt, daß unſere Kirche ſämptlich nicht in dem ſtande ſtehe, wie ſie ſtehen ſolte, und ſich alſo ſehr viel golds befinde, welches von auſſen gleiſſet, aber in dem ſchmelzen die Probe nicht haltet.

Die andere und vornehmſte urſach des jammers unſerer kirchen iſt, daß in derſelben ſelbſten (außgenommen daß uns GOtt noch nach ſeiner überſchwenklichen güte ſein wort und Heil. Sakramenten gelaſſen hat) es faſt an allen orten manglet. Wo iſt ein ſtand, den wir rühmen könnten, alſo zu ſtehen, wie die Chriſtliche regeln erfordern.

Sehen wir den weltlichen ſtand an, und in demſelben diejenige, welche nach Göttlicher von dem N. Teſtament gethanen verheiſſung Eſſa. 49, 23. pfleger und ſäugammen der kirchen ſolten ſeyn. Ach, wie wenig ſind unter denſelben, welche ſich erinnern, daß ihnen GOtt ihre ſcepter und regimentsſtäbe dazu gegeben, um ſich ihres gewalts zu

seines Reichs beförderung zu gebrauchen? sondern leben nicht die allermeiste, was grosse Herren anlangs, in denjenigen sünden, und allen welt wollüsten, welche das Hofleben meistens mit sich führet und fast als ohnzertrennlich darvon geachtet werden; Andere **magistraten** in suchung eignen nutzens; daß man aus solchem leben mit seufftzen abnehmen muß, daß wenig unter denselben nur wissen, was das Christenthum seye, geschweige, daß sie selbst solches an sich haben und üben sollten? Wieviel sind deren, welche sich um das geistliche durchauß nicht bekümmern, sondern mit jenem **Gallion** darvon halten, es gehe sie nichts an als das zeitliche? Auch unter denen, die sich noch der ersten Tafel annehmen wollen, und sich umb die kirche wol zu verdienen gedencken, wieviel sind wiederumb derjenigen, die es nicht alles nur auff dasjenige ziehen, daß die hergebrachte reine Religion möge erhalten, und vor eintrag der falschen verwahret werden, damit es gleichwol noch lange nicht ausgemachet ist. Ja, von wievielen ist zu sorgen, daß ihr noch zeigender eiffer vor unsre Religion, vielmehr darvor als vor eine **Faction**, auß absicht eines politischen **interesse**, als aus Liebe der wahrheit herrühre? Wie undankbar werden ihrer viele der grossen güte GOttes, welche sie des harten jochs der Päpstlichen Clerisey, welches vor etlichen hundert jahren die damals gelebte, auch gekrönte häupter, genugsam erfahren haben, befreyet, und was sie seyen, ihnen gezeiget hat: Dann sie hingegen jetzo ihre gewalt, so zu beförderung nicht aber unterdrückung der kirchen gegeben, durch eine unverantwortliche **Caesaro-papiam** mißbrauchen, und damit, wo etwa einige von GOtt gerührte diener der kirchen etwas gutes zu stifften meynen, solches muthwillig hindern. Also das zu bejammern ist, daß an einigen orten denen gemeinden besser gerathen, welche unter anderer obrigkeit lebende, in andern etwa viels leiden müssen, aber doch in der übung dessen, so zu erbauung dient. nicht eben ganz gehindert werden, als an demjenigen, welche die obrigkeit von ihrer Religion, aber von dero selben mehr hindernüß als fördernüß haben.

Wie es nun in dem weltlichen stande betrübt gnug außsiehet. Ach, so mögen wir Prediger in dem geistlichen stande nicht läugnen, daß auch dieser stand ganz verderbet seye, und also von unsern bey den obern ständen, die meiste verderbnüß unter die gemeinde ausbreche. Jener alte Kirchenvatter hat von dem also zu schliessen befohlen: Gleichwie wo du einen baum siehest, dessen blätter bleich sind, und er verdirbet, du darauß schliessest, es müsse ein mangel an der Wurtzel seyn: Also wo du siehest, daß das volk ohne zucht ist, so schliesse ohne zweiffel, daß es mangle an einer heiligen Priesterschaft. Ich erkenne gern unseres Göttlichen berufs heiligkeit; So weiß ich auch, daß GOTT in unserem orden die seinige übrig behalten hat, die das Werk des Herrn mit eyfer meynen. Ich bin auch nicht des Gemüths, mit einem Elia **Praetorio** auff die **extrema** zu gehen, und kind und bad zusammen außzuschütten. Sondern der allsehende Hertzenkündiger siehet, mit was betrübnuß meiner seelen ich offt hieran gedencke, und jetzo dieses schreibe: Daß ich gleichwol nicht anders sagen kan, als daß wir prediger in unserm Stande

ſo viele reformation bedürffen, als immer einiger ſtande bedürfftig mag. Wie gemeinlich GOtt, ſo oft er eine reformation, zum exempel in dem Alten Teſtament durch die gottſelige könige, vorgehabt, ſolche an dem geiſtlichen ſtand hat laſſen anfangen. Ich nehme mich auch nicht auß von der zahl derjenigen, welche in unſerm ſtand bißher des ruhms manglen, den wir vor Gott und der kirchen haben ſollten, ſondern ſehe mehr und mehr, woran es mir auch ſelbſt mangele, bereit auch von andern fernere erinnerungen brüderlich anzunehmen. Ja, es betrübt mich nichts mehr, als daß ich faſt nicht ſehe, wie in ſolcher greulicher verderbnuß unſer einer ſein gewiſſen retten möge.

Wir müſſen ja bekennen, daß nicht nur in unſerm ſtande hin und wieder leute gefunden werden, die gleichwol auch von öffentlichen ärgernüſſen nicht frey ſind, ſondern, daß etwa derjenigen viel weniger ſind, als das erſte anſehen zeigen ſolt, welche das wahre Chriſtenthum (ſo ja nicht bloß dahin in enthaltung von äuſſerlichen laſtern und einem äuſſerlichen Moral guten Leben beſtehet) recht verſtehen und üben: Sondern es blicket auch bei vielen deren leben, wo es mit gemeinen und von der welt mode eingenommenen augen angeſehen wird, untadelhaftig ſcheinet, gleichwol der welt geiſt in fleiſchesluſt, augenluſt, und hoffärtigem leben, obſchon etwas ſubtiler, jedoch alſo herauſſer, daß ſich erkennen läßt, man habe noch das erſte practiſche principium des Chriſtenthums, die verläugnung ſein ſelbſt niemahl mit ernſt vorgenommen.

Man ſehe auff die art der ſuchenden beförderungen, änderungen, lehr, und allerhand verrichtungen; aber mit ſo liebreichen als auch mit dem liecht des geiſtes erleuchteten augen. Was gilts, ob man nicht von vielen, von denen man gern auß Chriſtlicher liebe beſſer urtheilen wollte endlich doch dergleichen finden werden, was ſolche ſelbſt nicht ſehen, wie tief ſie noch in der alten geburt ſtecken, und die rechte kennzeichen der wiedergeburt in nichts thätlich haben? So möchte Paulus noch an vielen orten klagen Phil. 2, 21. Sie ſuchen all das ihre, nicht das Chriſti Jeſu iſt.

Nun gibt ſolches nicht nur groſſes ärgernuß, wo es erkannt wird. Ja, das größte ärgernuß iſt ſchon vorhanden, da es nicht erkannt wird, und die leute (die allzeit, nach der unart unſer natur lieber nach exempeln als der lehr urtheilen) in die gedanken kommen, das ſey ſchon das rechte Chriſtenthum, ſo ſie an ihren predigern ſehen, und dörften ſie nicht weiter gedenken. Sondern das aller betrüblichſte iſt, daß von ſolchen vielen Predigern ihr leben und der mangel der glaubens früchte anzeiget, daß es ihnen ſelbſt an dem glauben mangele: Und dasjenige, ſo ſie vor glauben halten, auch aus welchen ſie lehren, durchaus nicht der rechte, auß des Heiligen Geiſtes erleuchtung, zeugnüß und verſiegelung auß Göttlichem wort erweckte, glaube, ſondern eine menſchliche einbildung ſeye. Da ſie aus der ſchrifft, aber allein dero buchſtaben, ohne würkung des Heiligen Geiſtes auß menſchlichem Fleiß, wie andere in andern Studiis dardurch etwas erlernen, die rechte lehr zwar gefaßt, ſolcher auch beypflichten, und ſie andern vorzutragen wiſſen, aber von dem wahren himmliſchen liecht und leben des glaubens gantz entfernet ſind.

XCI. Daniel Caspar von Lohenstein.

(1635 — 1683.)

Aus dem Roman: Arminius und Tusnelda. *)

Die Schlacht im Teutoburger Wald.

(Erster Theil. S. 48.)

Der Feind war durch den Verlust Segesthens überaus bestürzt Hertzog Herrmann aber durch den zweyfachen Sieg dieser deutschen Amazone gleichsam beschämet, und dahero zu einem so eifrigen Gefechte angezündet, daß kein Feind seinen Sturm ausdauren konnte. Caldus Cäklus, welcher ihm begegnen wolte, ward von ihm mit dem Streithammer zu Boden geschlagen und darüber gefangen. Qvintilius Varus, als er ihn dem Römischen Haupt-Adler so nahe kommen sahe, machte sich mit seiner Leibwache, als denen äusserſten Kräfften des Römischen Heers gegen ihm herfür. Dieses waren tausend mit kupffernen Schilden und schupfichten Pantzern aus dem alten Kerne der Römischen Kriegsleute ausgelesene freywillige, welche schon ihre zwantzigjährige Dienste ausgestanden und ansehnliche Kriegs-Aemter verwaltet, auch keine Wache oder andere Arbeit mehr zu vertreten, sondern nur den Feldherrn zu beschirmen hatte, und auff ihren Schilden den Nahmen des Kayſers mit Golde eingeetzt führten. Diese thaten wohl ihr bestes unter ihrem streitbarem Führer Cäcina; und fochten nach Gelegenheit des engen oder geraumen Orts bald mit ihrem kurtzen, bald mit dem langen Spanischen Degen, wormit die lincke, wie mit jenem die rechte Seite versehen war. Alleine die Keckesten wurden unverlängt von der deutschen Reuterey zu Grunde gerichtet, und der Feldherr kam dem Varus so nahe, daß, obwohl die Römischen Kriegsleute ihn mit ihren Schilden auffs möglichste verdeckten, er ihm einen Wurffſpieß in die Schulter jagte; dem Qvintilius Manlius aber in Hals einen tödtlichen Stich versetzte, und mit eigner Hand ihm den Römischen Adler ausriß. Nachdem auch inzwischen beyde Römische Flügel gantz aus dem Felde geschlagen waren, drang Fürst Catumer und Sasttach mit der Reuterey auff den Varus loß. Wodurch der letzte noch stehende Rest des Römischen Heeres in öffentliche Flucht, Qvintilius Varus aber in eusserſte Verzweiffelung gebracht ward. Denn als er seine noch standhaltende Hand voll Volcks auff allen Seiten umringt, und nirgendshin einige Ausflucht mehr sahe, bezeugte er endlich grössere Hertzhafftigkeit zu sterben als zu kämpfen,

*) Daniel Caſpers von Lohenſtein Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann, Als Ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit, Nebſt ſeiner Durchlauchtigen Thuſznelda, In einer ſinnreichen Staats-Liebes- und Helden-Geſchichte Dem Vaterlande zu Liebe, Dem deutſchen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge In Zwey Theilen vorgeſtellet, Und mit annehmlichen Kupffern (von Sandrart) gezieret. Leipzig, Verlegt von Johann Friedrich Gleditſchen. 1689. 4.

und redete die nächſten mit dieſen Worten an: Laſſet uns, ihr ehrlichen Römer, dieſen letzten Schlag des veränderlichen Glücks behertzt ertragen, und lieber dem Tode friſch in die Augen ſehen, als aus einer bevorſtehenden Gefängniß noch einige Erlöſung hoffen, und alſo eine freywillige Entleibung einer knechtiſchen Dienſtbarkeit fürziehen. Der ſtirbt deſto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich geſtehe, daß uns Segeſthes und die Götter unſer Verderben vorher geſagt; allein wenn das Verhängniß an unſer Glücks-Rad die Hand anlegt, können uns keine vertrauliche Warnungen aus ſeiner Verfolgung entreiſſen, und der Scharffſinnigſten Anſchläge werden ſtumpff und verwirret. Jedoch laſſe ich gerne geſchehen, daß der Schluß der Götter mit meinem Verſehen bekleidet, und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht werde. Mein Großvater Sextus Varus hat in der Pharſaliſchen Schlacht durch ſeine eigene, mein Vater Varus Quinctilius in dem Philippiniſchen Kriege durch ſeines freygelaſſenen Hand ſich lieber hingerichtet ehe ſie ſich der Willkühr ihrer Feinde, die doch Römer waren, unterwerfen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieſer Barbarn Hände falle, und euch ein Beiſpiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlaſſen: Ob ich durch meine Schuld, oder durch ein beſonders Verhängnüß meines Geſchlechts alſo vergehe. Craſſus hat durch ſeine Niederlage gegen die Parther weniger Schande eingelegt, als, daß er nicht, wie Publius, Cenſorinus und Megabachus ihm ſelbſt das Leben verkürtzet, ſondern ſich in die verrätheriſchen Hände des Surena vertrauet, und des Maxarthes Sebel die Kehle dargereichet hat. Von dem Tode mehr Worte zu machen, iſt ein Stücke der Kleinmüthigkeit. Wie feſte ich mir zu ſterben fürgeſetzt, könnet ihr dahero ſchlüſſen, daß ich niemanden einige Schuld beymeſſe. Denn ſich über Menſchen und Götter beklagen, ſtehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein König aber ſoll ſeines Reiches, ein Knecht ſeines Herrn, ein Kriegsmann ſeines Oberſten, ein Feld-Hauptmann ſeines Heeres Wohlſtand nicht überleben. Hiemit umhüllete er mit ſeinem Goldgeſtückten Purpur-Mantel ſein Haupt, und ſtach ſeinen Degen ihm biß an den Griff ins Hertze. Alſo verhüllete ſich auch der ermordete Pompejus und Julius, wormit niemand ihre ſterbenden Ungeberden ſehen möchte. Die fürnehmſten und hertzhafftеſten thaten es ihrem Heerführer nach, und benahmen durch eigene Entſeelungen dem Feinde die Luſt und die Ehre von ſeinen Streichen zu fallen. Andere, welche gleich noch genugſame Kräffte zu fechten hatten, warffen ihr Gewehre weg, und reichten aus Verdruß zu leben, ihre Hälſe den feindlichen Schwerdtern hin. Zumal von denen neun Oberſten dieſer anderthalb Legionen, nur noch einer, von den neuntzig Hauptleuten mehr nicht als ihrer fünff übrig waren. Die Flüchtigen worden von der Reiterey zu Boden gerennt, die liegenden von den Pferden ertreten, die ſtehenden wie das Vieh zerfleiſcht, alſo, daß das Feld nunmehro keine Geſtalt eines Kampfplatzes, ſondern einer Schlachtbanck fürſtellte. Seſtius ward über des Varus und anderer Oberſten eigner Entleibung ſehr verbittert, weil er mit ſeiner Reiterey ſie lebendig in die Hände zu bekommen ihm eingebildet hatte, und

dahero sprang er selbst vom Pferde, schnitt den Kopf des Varus Leiche ab, und steckte selbten, nach der Deutschen und Gallier Gewonheit, und den Römern desto mehr Schrecken zu machen, auff eine Lantze. Das gantze Feld ward mit Todten bedecket, und die zwischen denen Hügeln dieses Forstes lauffenden Bäche von dem Blute der Erschlagenen auffgeschwellet, insonderheit an denen drey engen Furthen, wodurch das Römische Heer seine Flucht zurücke nahm. Ihr jämmerlicher Zustand aber ward dardurch vergrössert, daß Vala Numonius nnd seine zum ersten durchgangene Reuterey, Cäditius, welcher zwischen denen Pässen noch über zwölfftausend streitbare Männer wieder zusammen gezogen und in Ordnung bracht hatte, in Meinung mit der bald anbrechenden Nacht noch nach der Catten Festung zu entrinnen, ingleichen Britomar und Arbogast mit mehr als zehn tausend Galliern gerade auff den Hertzog Jubil traffen, welchen der Feldherr dem Feinde in den Rücken zu gehen befeblicht hatte. Es ist unschwer zu ermessen, was denen Römern die Müdigkeit von einer so hefftigen Schlacht, einem siegenden Feinde auff dem Rücken, und einem frischen von fornen zu begegnen, für Hinderniß schaffte, ja was die Furcht, allwo des Pöfels Träume sowohl als kluger Leute Gutachten gehöret werden, für seltzame Meinungen auff die Bahn brachte. Einer rieth sich durch den frischen und vielleicht nicht allzugrossen Hauffen des Hermunduriſchen Hertzogs durchzuschlagen, und, weil doch das zwar nähere Läger keine Sicherheit, die Festung Alison aber keinen genugsamen Raum und Lebens-Mittel schaffen könte, den Anfangs schon erkieseten Weg gegen der Cattenburg oder gar an den Rhein fortzusetzen. Ein ander hielt diß für ein verzweifelt Werck, und wolte, daß, nachdem Cejonius mit dem gröſten Theil des lincken Flügels und dem einigen noch erhaltenen Adler sich wieder in das Läger gezogen hätte, man dahin folgen, sich darinnen biß auff den letzten Mann wehren, und von denen zwey Legionen, welche Lucius Asprenas nicht allzuweit von ihnen unter seinem Gebiete hatte, Hülffe erwarten solte. Wie nun die Zwytracht in Begebenheiten, welche keine langsame Rathschläge erdulden, der geradeste Weg zum Verderben ist; also wartete Hertzog Jubil die Erörterung ihres Zweiffels nicht aus, sondern bediente sich der wider die Uneinigkeit höchst vortheilhafften Geschwindigkeit. Einem flüchtigen Feind jagt auch ein rauschendes Blat Schrecken ein. Was solte nicht dieser freudige Held, mit seinen streitbaren und unermüdeten Völckern, gegen die, welche zum ersten ausgerissen und allhier zwischen Thür und Angel waren, ausrichten? Fürst Jubil traff selbst in Person auff den Numonius, und durchrennete ihn mit seiner Lantze; also fiel dieser verzagte Ausreisser nicht nur schimpfflicher, sondern auch eh, als die, welche er im Stiche gelassen hatte. Britomar ward von ihm durch einen Wurffspieß hefftig verwundet, und nachdem von einer Seiten dieser Hertzog, auff der andern das gantze obsiegende Heer mit aller Gewalt nachdrungen, muste dieser Ueberrest des Feindes in den Wohnstädten der wilden Thiere ihre Sicherheit suchen, und ein Hauffen hier, der ander dort sich in die dickesten Wälder verkriechen. Alleine auch in diesen wären sie von ihren Feinden

nicht unverfolget blieben, wenn nicht die stockfinstere Nacht mit einem hefftigen Platzregen eingebrochen, und die schwartzen Wolcken das sonst volle Monden-Licht gantz verdüstert, und also dem Todschlagen nicht so wohl ein Ende, als einen Anstand gemacht hätte.

Der Feldherr ließ bey dieser Begebenheit selbst Befehl und Zeichen geben, daß die Deutschen bey so gefährlicher Finsterniß und schlüpfrigem Wetter ihren Feind in die morastigen Wälder nicht verfolgen, sondern mit der auffgehenden Sonnen der Römer und ihrer Gehülffen endlichen Untergang erwarten solten. Gleichwol besetzte er die Wälder um und um an denen Orten, wo er meinte, daß irgends der dieser Wildnüße kundige Feind zu entrinnen, ihm einigen Weg suchen dörffte. Er verordnete auch, daß aus denen umliegenden Flecken dem Heere, welches nun gleichsam den gantzen Forst belägerte, ein Ueberfluß von Lebensmitteln, welche der Deutschen Kriegs-Sold sind, zuführten. Wie sehr sie nun sonst auch dem Schlaffe ergeben sind, und von der langen Schlacht ermüdet waren, so ermunterte sie doch dieser herrliche Sieg dergestalt, daß wenig oder keiner ein Auge zuthat. Denn die, welche nicht ihre eigene oder ihrer Angehörigen empfangene Wunden zu verbinden, noch die Schwachen ins Läger zu führen hatten, machten sich auff der Wahlstatt und um den Forst herum bey etlichen tausend Wach- und Freuden-Feuern mit Gesundheit-Trincken, Jauchtzen und Lobgesängen ihrer Feld-Herren und Heerführer lustig. Unter die Kriegsknechte mischten sich nun auch die Barden, sangen von dem deutschen Hercules vielerley Lieder, und zohen mit einem freudigen Nachklange ihm endlich doch den großmüthigen Herrman für.

So vergnügt sich nun bey diesem Wolleben die Deutschen befanden; so elende ging es denen Ueberwundenen, wider welche der Himmel nunmehro selbst sich verschworen zu haben schien. Denn den entstandenen Regen begleitete ein solch erschrecklicher Sturmwind, welcher nicht nur die Aeste und Wipfel der Bäume zerbrach, sondern auch die stärkesten Stämme mit den Wurtzeln aus der Erden riß, und sie denen ohne diß halb todtgeschlagenen auff die Hälse warff. Die aber, welche diesem Ungewitter zu entkommen vermeinten, und aus dem Gehöltze hervor krochen, wurden von denen allenthalben wachsamen Deutschen wie die Hunde zerfleischet. Das gantze Gefilde erbebete von unauffhörlichem Widerschall, bald von dem Frolocken der Sieger, bald von dem Krachen der Bäume, bald von dem Angst-Geschrey der Zerschmetterten, und stellte auff einmahl den seltzamen Wechsel der irrdischen Dinge für, daß selten einer lachen könne, wenn nicht der andere weine. Dieses Unheil ward vermehret noch durch dieses Hertzeleid, daß gröſten theils der Römer ihre Weiber und Kinder, welche sie wider die alten Kriegs-Gesetze der Römer bey sich, und die Nacht zuvor aus dem Läger mitgeführet hatten, von diesem Sturm-Winde überfallen, die Weiber offt in den Armen ihrer Ehmänner, die säugenden Kinder auff den Brüsten ihrer Mütter zerqvetscht worden. Ja es brach einigen diß jämmerliche Schauspiel dergestalt ihr Hertze, daß sie, aus Erbarmniß, ihrer eigenen Kinder und Ehegatten Elend durch Mord zu verkürtzen sich entschlossen.

Dieſer Sturm nöthigte auch dieſelben Armenier, welche auff des Zeno Befehl Iſmenen gefangen hielten, ſich aus der innern Wildnüß herfür zu thun. Bei welcher Begebenheit ſie ihren Vortheil erſah, dem einen unvermerckt das Schwerdt aus der Scheide zoh, und durch die Rippen ſtieß. Die drey andern fielen ſie zwar hierüber ſo grimmig an, aber ſie verthädigte ſich mit unvergleichlicher Hertzhafftigkeit. Das hierdurch erregte Geräuſche zohe eine groſſe Menge derer im Wald irrenden Römer herzu, welche die theils abgehauenen Kieffern-Aeſte, theils von denen Römiſchen Wagen genommenen Hartz-Fackeln anfangs zu ihrem Lichte, nunmehr aber gegen die gleichfals ſich alldar verſamlete Deutſchen zu Schwerdtern brauchten, und weil ſie ſich iederſeits auff etliche hundert verſtärckten, in einen vollkommenen Streit mit einander geriethen. Die Verzweiffelung und das ſeltzame Feuer-Gefechte der Römer aber brachte die Deutſchen zum weichen; wiewohl die Fürſtin Iſmene, als eine groß-müthige Heldin, dem Feinde ſtets die Stirne bot, und denen weichenden Deutſchen verächtlich zurief: Ob ſie ein Bienenſchwarm wären, welche vom Rauche vertrieben würden? Ob ſie nunmehr für einem entwaffneten Feinde zu lauffen für keine Schande hielten, den ſie den Tag vorhero in ſeiner beſten Rüſtung geſchlagen hätten? Endlich kam der Ritter Waldeck mit zwey hundert Mann ſeiner Wache darzu, welche den Feind nach groſſem Verluſt wieder in Wald trieb, und dieſe Heldin zu groſſer Freude des gantzen Heeres zum Feldherrn brachte.

XCII. Abraham a Sancta Clara

(eigentlich **Ulrich Megerle.**)

(1642—1709.)

Aus: „Judas dem Erzſchelm.“ *)

1. Vom Eheſtand.

(Erſter Th. S. 11.)

Jenes **Confect**, in welches die erſten Eltern, wol rechte Stieff-Eltern gebiſſen, und auf ſolches Beiſſen das Büſſen gefolgt, iſt nach etlicher Lehrer Ausſag kein Apffel geweſt, ſondern ein Indianiſche Feigen,

*) „Judas Der Ertz-Schelm, Für ehrliche Leuth, Oder Eigentlicher Entwurff, und Lebens-Beſchreibung deß Ischariotiſchen Böſewicht. Worinnen underſchiedliche Discurs, ſittliche Lehrs-Puncten, Gedicht, und Geſchicht, auch ſehr reicher Vorrath Bibliſcher Concepten, Welche nit allein einem Prediger auff der Cantzel ſehr dienlich fallen, der jetzigen verkehrten, bethörten, verfehrten Welt die Wahrheit under die Naſen zu reiben: ſondern es kann ſich auch deſſen ein Privat- und einſamber Leſer zur erſprießlichen Zeit-Vertreibung, und gewünſchten Seelen-Hayl gebrauchen, Zuſammengetragen Durch Pr. Abraham à S. Clara, Auguſtiner-Baarfüſſer, Kayſerlicher Prediger, ꝛc. Lucern, Gottf. Hautten. Anno 1686.“ 4. 4 Theile. Zweiter Theil. Cölln. P. Alſtorff. M.DC.LXXXX. Dritter und vierter Band. Saltzburg. M. Haan. 1692 und 1695.

welche man noch heutiges Tags die Adams-Frucht nennet, ist aber im wenigsten gleich den Feigen unserer Länder, sondern gantz rund, und überauß schöner Gestalt, als hätte sie die Farben von einem Regenbogen entlehnet, und so man dieses Obst auffschneidet, findet man darin gantz natürlich das Creutz Christi mit allen Passions-Instrumenten, welches ja zu verwundern, und soll eben diese jene Frucht sein gewest, in welche Adam so unbedachtsam gebissen.

Dieses Obst ist ein eigentlicher Entwurff des Ehestands, welcher äusserlich den Schein hat, als seye er nichts als süß, ja ein lauters Zucker-Gewölb, ein Honig Faß, ein Hertzen-Fest, ein Freuden-Kalter, ein Alchermes Büchsen, ein Lust-Garten, ja ein Himmlisches Schlecker-Bissel, aber, aber, und widerum aber, das Inwendige stimmt nicht zu dem Auswendigen, dann inwendig im Ehestand nichts als Creutz und Leyden zu finden. Lieber Welt-Aff, verzeyhe es mir, daß ich dich also fremd titulire, gehe mit mir zur angenehmen Sommers-Zeit ein wenig hinauß, einen günstigen Lufft zu schöpffen, da wirst du gleich hören der Nachtigal ihr vielstimmiges Flötl, deß Gimpels sein abgeschmachtes Feilen, der Wachtl ihr schlagende Halß-Uhr, deß Guggu sein bäuerisches Wald-Geschray, der Amsel ihr gemeines Schleiffer-Liedl, der Lerchen ihr **Te DEUM laudamus**, deß Stigelitz sein **Passarello etc.** Da wirst du gleichförmig sehen der Wiesen ihr gestickte Arbeit, deß Waasen grünsammeten Töppich, der Felder ihr häuffige Fruchtbarkeit, der Wälder ihr lustiges Lauber-Fest, aller Erd-Gewächs fröliche Aufferstehung, deß gantzen Erd-Bodens hochzeitliches Gepräng; Gehe weiter, und geniesse der guldenen Zeit nach Genügen, laß uns ein wenig spatziren gehen auff der grünen Gestätten deß rauschenden Fluß, welcher mir und dir vorkommt, wie ein Spiegel in einer grünen Rahm, und wie ein flüssender Crystall, was noch mehr, wir sehen in diesem Wasser die schönen gefärbte Wolcken, die schöne stralende Sonn, den schönen blauen Zirck, das schöne helle Gewölb, den schönen Himmel selbsten; Demnach lieber Bruder hastu Lust in Himmel, so stürtz dich hinein, und schicke mir fein forderlich eine **Staffetta**, wie es im Himmel zugeht? Da antwortet dieser, daß er in solchem Spiel pflege zu päßen, dann so er sich möchte in dem Fluß hinein senken, wurde solcher den Namen verliehren, und nachmals ein Stockfisch-Brüh genennet werden, in Bedenckung seiner Thorheit, dann in diesem Wasser kein Himmel; sondern nur ein blosser Schein deß Himmels, ja anstatt des Himmels würde er das trübe Wasser sauffen, und gar den Untergang leyden.

Es gibt so viel ohnbesonnene Adams-Kinder, wann man vom Ehestand redet, so spitzen sie die Ohren wie der Schimmel, da er sicht den Habersack schüttlen, es schlägt ihnen die Puls, als wolt sie auf der Post reiten, wann nur die geringste Meldung geschicht von der Hochzeit, es dünckt ihnen, als seye in dem Ehestand ein lauterer Himmel; O Limmel! es ist weit gefählt, es ist nur alsso der blosse Schein, es ist nichts darin zu finden, zu gründen, als trübes Wasser, verstehe, Betrübnüssen und Widerwärtigkeit. — — —

2. Vom Hof-Leben.

(Erster Th. S. 41.)

Ich nahme meinen Weg durch ein vornehme Stadt, wolte meine vorwitzige Augen auf die Wayd führen, und einige schöne, wie auch seltzame Sachen sehen, damit ich nachmals in begebender Gelegenheit an gehörigen Orten auch weisen könnte, daß ich nicht wie ein Brüt-Henn stäts zu Hauß gehockt, sondern mir auch getraut fremdes Brod zu essen, mein erster Gang war nach Hof, allda die Beschaffenheit des Pallasts, die Tracht deß Adels, den Pomp deß Fürstens zu sehen, da ich mich dann nächst der Hofpforten befunden, seynd mir zwey grosse Thier begegnet, dergleichen ich mein Leben Tag nicht bin ansichtig worden; Eines war also speckfaist, daß es mit seiner Wohl-Wampen fast den Erd-Boden köhrte, das andere war dergestalt dürr, daß es ohne weitere Mühe dem Bain-Drärler unter sein Arbeit taugte, und weil ich vermerckt, daß solche Thier, wie deß Balaams Eselin reden konten, war ich so kühn oder vielmehr frech, unterstund mich zufragen, wie es zu Hof hergehe, weil dann das Faiste wegen überhäuffigen Schmeer-Last und schnauffen nicht konte reden, also gab mir das Dürre, ob zwar selbiger Ort die Teutsche Sprach nicht gebräuchlich, folgende Antwort: Ach, ach, ach, was wirst du für Wunder-Ding zu Hof sehen. Du wirst zu Hof sehen lauter Fechter, aber nur solche, die da über die Schnur hauen. Du wirst zu Hof sehen lauter Soldaten, aber nur solche, die Partheyen, oder ich hab gefehlt, Parthitereyen wissen zu führen. Du wirst zu Hof sehen lauter Mösner, aber nur solche, die mit der Sau-Glocken läuten. Du wirst zu Hof sehen lauter Fischer, aber nur solche, die mit faulen Fischen umgehen. Du wirst zu Hof sehen lauter Schneider, aber nur solche, die einem suchen die Ehr abzuschneiden, und ein Schandflecken anzuhencken. Du wirst zu Hof sehen lauter Kauffleuth, aber die nur mit Bärenhäuter-Zeug handeln. Du wirst zu Hof sehen lauter Drächsler, aber nur solche, die einem suchen eine Nase zu drähen. Du wirst zu Hof sehen lauter Hüter, aber nur solche, die unter dem Hütel wissen maisterlich zu spielen. Du wirst zu Hof sehen lauter Mahler, aber nur solche, die einem was Blaues für die Augen machen. Du wirst zu Hof sehen lauter Fuhrleuth, aber nur solche, die einen hinter das Liecht führen. Du wirst zu Hof sehen lauter Bildhauer, aber nur solche, die einem das Maul machen. Du wirst zu Hof sehen lauter Musikanten, aber nur solche, die das Placebo singen. Du wirst zu Hof sehen lauter Geiger, aber nur solche, die einen zu stimmen suchen. Du wirst zu Hof sehen lauter Köch, aber nur solche, die einem die Suppen versaltzen. Du wirst zu Hof sehen lauter Schlosser, aber nur solche, die einem wollen einen Riegel schiessen. Du wirst zu Hof sehen lauter Tischler, aber nur solche, die einem pflegen zu verleumbden. Du wirst zu Hof sehen, daß alldort die Redlichkeit, wie der Palm-Esel, welcher das Jahr nur einmal ans Licht kommt. Du wirst zu Hof sehen, daß man aldar mit den Wol-Meritirten umgehet, wie mit dem Nußbaum, zum Lohn, daß dieser Nüß trägt, wirfft man mit Prügl darein. Du wirst zu Hof sehen, daß all ort so

viel Treu zu finden, wie viel Speck in den Juden-Küchlen. Du wirst zu Hof sehen, daß man dort mit den Bedienten umgehet, wie mit den Lemonien, wann kein Safft mehr darin, so wirfft man sie hinder die Thür. Du wirst zu Hof sehen, daß allvorten die guten Freunde seynd, wie die Steine auf dem Bret-Spiel, welche nur den Namen Stein tragen, und seynd beynebens von Holtz. Du wirst zu Hof sehen, daß man allda die Nackende beklaidet, aber nur die Wahrheit, dann dieselbe blosser nicht darff erscheinen. Du wirst zu Hof sehen, daß man die Hungerige speiset, aber nur mit Worten. Du wirst zu Hof sehen, daß es mitten im Sommer Eyß gefroren, dann allda das schlüpffern und fallen gar zu gemein. Du wirst zu Hof sehen, daß allda wenig Metall, aber viel Ertz, viel Ertz-Dieb, Ertz-Schelmen, Ertz-Betrüger, ꝛc. Du wirst zu Hof sehen, daß allda schlechte Suppen, aber viel Löfflerey. Du wirst zu Hof sehen wenig Andacht, aber viel Verdacht.

Mit dergleichen langen Klag-Regiſter thäte sich das dürre Thier also abmatten, daß es mit der Sprach nicht mehr fort konte, und hab ich mich absonderlich sehr verwundert über die Wolredenheit dieses Thiers, daß es mit so annehmlichen Farben die Beschaffenheit desselbigen Hofs entworffen: Weil ich aber auch einmal auf dem Hof-Pflaster ein Blattern gangen, und mir alle Ding ohne das wol bekannt, also habe ich fernere Red von diß abgeschnitten, und Wunder halber hab ich das Thier gefragt, aus was Ursachen es also zaun-dürr, entgegen aber das andere speck-faist seye? Worauf ich die Antwort erhalten, wie daß sie beede die Hof-Tafel haben, und ich sagte, das Dürre ist lauter Lieb, finde aber wenig bei Hof, daß ich schier Hunger sterb; das andere aber frist lauter Neid, und findet solchen Ueberfluß, daß ihm schier der Bauch zerschnellet vor Futter. — — —

8. Vom Soldatenstande.

(Erster Th. S. 55.)

— — — Soldaten, welche da seynd wie der Sallat, wo mehr Oel als scharpffer Essig, die verdienen nichts. Soldaten, die ins Quartier eylen, wie die Schwalben ins warme Sommerland, verdienen nichts. Soldaten, die vor dem Feind zittern, wie ein Espenes Laub, verdienen nichts. Soldaten, die ein Grausen haben vor dem Streit, als hätten sie einmal ein Haar darinn gefunden, verdienen nichts. Soldaten, die da wünschen ihre Röß hätten 6 Füß, damit sie desto hurtiger möchten durchgehen, verdienen nichts. Soldaten, die weniger Wundmähl-Zeichen, als der Raab weisse Federn, verdienen nichts. Soldaten, die lieber tummeln als trummeln hören, verdienen nichts. Soldaten, die lieber den gülbenen Adler am Wirthshauß, als den schwarzen Adler am Kriegs-Fahn sehen, verdienen nichts. Soldaten, die mehr nach **Lachsi**, als **Courachi** trachten, verdienen nichts. Soldaten, die nur den Bauren zwagen, und mit glüender Schauffel also mit ihm Stock schlagen, daß den armen Tropffen von **Michaëli** bis **Georgi** nicht mehr Niedersitzen gelüstet, verdienen nichts.

Aber Soldaten, die sich tapffer und ritterlich halten, verdienen

alles, dann ein Feder-Busch auf dem Hut macht kein Soldaten, sonst wär auch der Wiedhopff ein Kriegs-Officier; Ein Scharpen um die Lenden macht kein Soldaten, sonst wären auch die Engel am Fronleichnams-Tag Soldaten. Die Beckelhauben auf dem Kopff macht kein Soldaten, sonst wären auch die Roth-Letchen Soldaten. Ein Spieß über die Achseln macht kein Soldaten, sonst wären auch die Landbotten Soldaten, sondern ein ansehnliche Tapfferkeit, ohnerschrockene Generosität, und ohnüberwindlicher Helden-Muth macht einen Soldaten.

4. Vom verlornen Sohn im Evangelium.

(Erster Th. S. 61.)

Was der verlohrne Sohn vor ein Landsmann geweſt, iſt eigentlich nicht bekannt, ich glaube aber ein Irrländer; Wie er geheiſſen hat, iſt nicht bewußt, ich glaube aber **Malefacius**; Von was vor einem Ort er ſich geſchrieben hat, allweil er ein Edelmann, hat man noch nicht erfahren, ich glaub aber wol von Mädlſperg und Frauhofen, ꝛc. Was er im Wappen geführt, hat es niemand beſchrieben, ich glaub aber wol ein Sau-Magen in grünem Feld; Dieſer Geſell raiſte mit wolgeſpicktem Beutel in die Länder und Provintzen, aber auß denſelben iſt er nicht frömmer, ſondern ſchlimmer kommen, und werden noch gar offt manchem Adelichen Jüngling die Länder in Elender verwandelt, auch raiſet nicht ſelten ein guter **Germanus** auß, und kommt ein ſchlechter **Hermanus** nach Hauß; Was Ehr und Ruhm iſt es dann dem anſehnlichen Fluß Donau, daß er in die Länder raiſt, durch Schwaben, Bayern, Oeſterreich und Ungarn, endlich aber in die Sau fließt; Der fromme Jacob hat auf ſeiner Raiß ein Laiter gen Himmel geſehen, aber layder viel auß unſerm Adel finden auf ihrer Raiß ein Laitter in die Höll; Wann der Zeit niemand geraiſt iſt, ſo hält man ihn für einen Stuben-Hocker, der ſein Laget hinder dem Ofen auffgeſchlagen, aber ſagt mir liebe Halb-Teutſche, dann gantze ſeyet ihr ſchon lang nicht mehr geweſt, iſt es nicht wahr? Ihr ſchicket eure Söhne auß, damit ſie in fremden Ländern mit groſſem Unkoſten frembde Laſter lernen, da ſie doch mit wenigerem Unkoſten zu Hauß die Tugenden erwerbten, ſpitzfindiger kommen ſie nicht zurück, außgenommen, daß ſie neue **Modi** von Spitzen mit ſich bringen, galanter kommen ſie nicht zurück, muſt nur ſeyn, daß **Galant** vom **Galanisiren** herrühret, herrlicher in Kleydern kehren ſie zwar oft nach Hauß, es wäre aber beſſer ehrlicher als herrlicher, neue **Modi**-Hüth, **Modi**-Barücken, **Modi**-Krägen, **Modi**-Rock, **Modi**-Hoſen, **Modi**-Strümpff, **Modi**-Schuh, **Modi**-Bänder, **Modi**-Knöpff, auch **Modi**-Gewiſſen ſchlaichen durch eure Raiß in unſer liebes Teutſchland, und verändern ſich eure Narren-Küttel täglich mit dem Mondſchein, es werden bald müſſen die Schneider ein hohe Schul auffrichten, worauf ſie Doctor-mäſſig gradiren, und nachmahls den Titul Ihr Geſtreng Herr **Modi-Doctor** erhalten, wann ich alle **Modi-Röck** von vier und zwantzig Jahren beyeinander hätt, ich wolt darmit faſt einen Führhang für die Sonnen machen, daß man beym Tag müſte mit der Laternen gehen, oder wenigiſt getraute ich mir

gantz Türkey darmit zu verhüllen, daß ihnen die **Constantinopolitaner** möchten einbilden, ihr **Machomet** wolt mit ihnen **Blind-Katzen** spielen, ꝛc. — — —

Nimmt also gar zu stark überhand der Kleyder-Pracht, welche mehrist andere **Nationen** uns mit höchstem Schimpff spendiren, bringt demnach das Ausschwaiffen in fremde Provintzen uns Teutschen offt mehrer Last als Lust ins Land, ꝛc. Auf gleichen Schlag hat wenig Guts erlernt der verlohrne Sohn in fremden Ländern, sondern sein Studieren war Galantiſiren, seine Bücher waren die Becher, sein Lateiniſch reden war **Proficiat**, sein Wälliſch reden war **Brindisi**, sein Böhmiſch reden war **Sasdravi**, sein Teutſch reden war geſegne es GOTT, ꝛc. Mit einem Wort, er war ein sauberer Bruder voller Luder, ein **Vagant**, ein **Bachant**, ein **Amant**, ein **Turbant**, ein **Distillant**, **etc.** Nachdem er nun dergestalten das Seine verschwendet in fremden Provintzen, und sammt dem Gewissen auch die Kleyder zerrissen, welcher wol mit Warheit hat können sagen dem Vatter, was die Brüder Josephs ohne Warheit dem Jacob vorgetragen, als ſie ihm den blutigen Rock gezaigt, **fera pessima**, **etc.** Ein übles Thieü hat den Joſeph also zugericht; Ein übles Thier hat den verlohrnen Sohn also zugericht, ein übles Thier der guldene Adler, ein übles Thier der guldene **Greiff**, ein übles Thier der guldene **Hirſch**, ein übles Thier der guldene Bär ꝛc. Dieſe Thier der Wirths-Häuſer haben das Bürſchel also zugericht, daß ihme die Hoſen also durchſichtig worden wie ein Fiſcher-Netz, daß ihm der Magen zuſammen geſchrumpfft wie ein alter Stiffel-Balg, und der Spiegel ſeines Elends auf dem ſchmutzigen Wammes-Ermel zu ſehen war, ꝛc. Nachdem endlich dieſem Früchtl das Sau-**Convict** nicht mehr geſchmeckt, ſeynd ihm heylſamere Gedanken eingefallen, er ſolle ohnverzüglich zu ſeinem alten Vatter kehren, und bey deſſen Füſſen ein glückliches Gehör ſuchen, welches ihme dann nach allem Wunſch von ſtatten gangen, und iſt dem ſchlimmen **Vocativo** ſein eigner Vatter gantz liebhafft um den Halß gefallen, dem ſonſt ein Strick am Halß gebühret, ja mit abſonderlichen Freuden und Jubeln iſt er in die vätterliche Behauſung eingeführet worden, alle ſchnelle Anſtalt gemmacht zur Kuchl und Keller, und muſte gleich das beſte und gemäſte Kalb geſchlacht werden, kocht werden, geröſt werden, braten werden, ꝛc. Auf die Seiten mit den zerriſſenen Lumpen, ein ſammeter Rock her, ein Huth mit Blumäſchi her, ein guldenen Ring her, Spielleuth her, **allegro**. Unterdeſſen kommt der ander Bruder nach Hauß, hört aber von fern Geigen, Pfeiffen, Leuren, Tantzen, Hupffen, Jugetzen, Jaugetzen ꝛc. Holla, ſagt er, was iſt das, potz Täubel, was iſt das? Es wird ja mein Schweſter nicht Hochzeit haben, hab ich doch heut frühe noch um kein Braut gewuſt; Indem er in dieſen Gedanken ſchwebet, ſo bringt ihm einer ein Glaß Wein zum Fenſter herauß, der Hauß-Knecht laufft ihm entgegen mit der Zeitung: Sein Bruder ſeye nach Hauß kommen, deme ſo ſchlecht in der Fremde gangen, er ſoll hurtig hinein gehen auf ein Kälbernes Brätl; Dieſer wurde alſobald hierüber gantz blaich vor lauter Neyd, um weilen man

ſeinem Bruder alſo aufgewartet, er ſetzte ſich vor der Hauß-Thür nieder, er kifflet die Nägel, er knarret mit den Zähnen, er kratzt im Kopff, er rumpfft die Naſen, er ſeüfftzet von Hertzen, er faſt und plaget ſich alſo durch den Neyd, daß wenig gefehlt, daß er vom Schlag nicht getroffen worden; O Narr! Wär dieſer Gispus lieber hinein gangen, hätte den Bruder bewillkommt, und ſo er ihm endlich auch ein Filtz hätt geben, der ohne das kein Huth mit ſich gebracht, hätt es wenig Schaden verurſacht, wär er mit ihm zu Tiſch geſeſſen, hätte den Kälberen Braten helffen verzehren, etliche Geſund-Trünck fain wacker Beſchaid gethan, auch bey der hell-klingen Schallmeyen, ꝛc. ein öfftern Hupff herum geſprungen, und anderthalb Schuh-Sohlen abgetantzt, ſo wär es viel beſſer geweſt, und GOTT nicht alſo belaydigt, aber mit ſeinem Faſten, mit ſeinem Neyd, der ihn mehr gequält, als die feurige Schlangen das Volck Iſrael, hat er die Höll verdient; Sonſt iſt Trübſal ein Straß zum Himmel-Saal, ſonſt iſt Leyden ein Weg zu'n ewigen Freuden, ſonſt ſeynd Smertzen allezeit ein Vortrab deß ewigen Schertzen, aber deß neydigen Lappen ſein Marter iſt ein Leykauff der ewigen Verdammnüß.

XCIII.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz.

(1646 — 1716.)

Unvorgreifliche Gedancken, Betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der Teutſchen Sprache.

(Collectanea etymologica Tom. VI. 2. P. 6.)

§. 1. Es iſt bekandt, daß die Sprach ein Spiegel des Verſtandes, und daß die Völker, wenn ſie den Verſtand hoch ſchwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber beyſpiele zeigen.

2) Die Teutſche Nation hat unter allen Chriſtlichen den Vorzug, wegen des Heiligen Römiſchen Reichs, deſſen Würde und Rechte ſie auff ſich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beſchirmung des wahren glaubens, die Vogthey der allgemeinen Kirche, und die Beförderung des Beſten, der gantzen Chriſtenheit oblieget, daher ihm auch der Vorſitz über andere hohe Häupter ohnzweiffentlich gebühret und gelaſſen worden.

3) Derowegen haben die Teutſche ſich deſto mehr anzugreiffen, daß ſie ſich dieſer ihrer Würde würdig zeigen, und es andern nicht weniger an Verſtand und Tapfferkeit zuvor thun mögen, als ſie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhaupts vorgeben. Derogeſtalt können ſie ihre Mißgünſtige beſchämen und ihnen wider ihren Dank eine innerliche Ueberzeugung und wo nicht äuſſerliche Bekäntniß der Teutſchen Vortrefflichkeit abdringen.

*) „Gothofredi Guillelmi Leibnitii Opera omnia, nunc primum collecta, in Classes distributa, praefationibus et indicibus exornata, studio Ludovici Dutens. Genevae. De Tournes. MDCCLXVIII." 6 Voll. 4.

Ut qui confessos animo quoque subjugat hostes.

4) Nachdem die Wiſſenſchaft zur Stärcke kommen, und die Kriegeszucht in Teutſchland aufgerichtet worden, hat ſich die Teutſche Tapferkeit zu unſern Zeiten gegen Morgen- und Abend ländiſche Feinde, durch groſſe von Gott verliehne Siege wiederum merklich gezeiget; da auch meiſtentheils die gute Parthey durch Teutſche gefochten. Nun iſt zu wünſchen, daß auch der Teutſchen Verſtand nicht weniger obſtegen, und den Preiß erhalten möge; welches ebenmäſſig durch gute Anordnung und fleiſſige Ubung geſchehen muß. Man will von allem dem, ſo daran hänget, anitzo nicht handeln; ſondern allein bemerken, daß die rechte Verſtandes-Ubung ſich finde, nicht nur zwiſchen Lehr- und Lernenden, ſondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter der groſſen Lehrmeiſterin, nehmlich der Welt, oder Geſellſchaft, vermittelſt der Sprache, ſo die menſchlichen Gemüther zuſammen füget.

5) Es iſt aber bey dem Gebrauch der Sprache, auch dieſes ſonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedancken, ſondern auch der Dinge Zeichen ſeyn, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unſere Meynung andern anzudeuten, ſondern auch unſern Gedanken ſelbſt zu helffen. Denn gleichwie man in groſſen Handels-Städten, auch im Spiel und ſonſten nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zeddel oder Marcken, bis zur lezten Abrechnung oder Zahlung bedienet; alſo thut auch der Verſtand mit den Bildniſſen der Dinge, zumahl wenn er viel zu denken hat, daß er nehmlich Zeichen dafur brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmahl ſo offt ſie vorkömmt, von neuen zu bedenken. Daher wenn er ſie einmahl wohl gefaſſet, begnügt er ſich hernach offt, nicht nur in äuſſerlichen Reden, ſondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbſt-Geſpräch das Wort an die Stelle der Sache ſetzen. — —

§. 9. Ich finde, daß die Teutſchen ihre Sprache bereits hoch bracht, in allen dem, ſo mit den fünff Sinnen zu begreiffen, und auch dem gemeinen Mann fürkommet; abſonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunſt- und Hand-wercks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten faſt allein mit dem Latein beſchäfftiget geweſen, und die Mutterſprache dem gemeinen Lauff überlaſſen, welche nichts deſto weniger auch von den ſo genandten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt ich dafür, daß keine Sprache in der Welt ſey, die (zum Exempel) von Ertz und Bergwercken reicher und nachdrücklicher rede, als die Teutſche. Dergleichen kan man von allen andern gemeinen Lebensarten und Profeſſionen ſagen, als von Jagt- und Waid-Werck, von der Schiffahrt und dergleichen. Wie dann alle die Europäer ſo auffm groſſen Weltmeer fahren, die Nahmen der Winde und viel andere Seeworte von den Teutſchen, nehmlich von den Sachſen, Normannen, Oſterlingen und Niederländern entlehnet.

§. 10. Es ereignet ſich aber einiger Abgang bey unſerer Sprache in denen Dingen, ſo man weder ſehen noch fühlen; ſondern allein durch Betrachtung erreichen kan; als bey Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laſter, und vieler Beſchaffenheiten,

ſo zur Sitten-Lehe und Regierungs-Kunſt gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkäntniſſen, ſo die Lieb-haber der Weißheit in ihrer Denckkunſt, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logick und Metaphyſick auff die Bahne bringen; welches alles dem gemeinen Teutſchen Mann etwas entlegen, und nicht ſo üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann ſich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in dergleichen faſt allein und in ſo weit zu viel befliſſen; alſo daß es denen Teutſchen nicht am Vermögen, ſondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutſch gegeben, ſo iſt kein Zweiffel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt von dieſen, wenn ſie gewolt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer in reinem Teutſch gegeben werden können.

§. 11. Nun wäre zwar dieſes Mangel bey denen Logiſchen und und Metaphyſiſchen Kunſtwörtern noch in etwas zu verſchmerzen ja ich habe es zu Zeiten unſer anſehnlichen Haupt Sprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage, und ungegründete Grillen nicht einmahl nenne (ignorat inepta.) Daher ich bey denen Italiänern und Franzoſen zu rühmen gepfleget; Wir Teutſchen hätten einen ſonderbahren Probierſtein der Gedanken, der andern unbekandt; und wann ſie denn begierig geweſen etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſere Sprache ſelbſt ſey, denn was ſich darinn ohne entlehnte und ungebrauchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſeye würcklich was Rechtſchaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müſſiger Gedancken, nehme die reine Teutſche Sprache nicht an.

§. 12. Alleine, es iſt gleichwohl an dem, daß in der Denk-Kunſt und in der Weſen-Lehre auch nicht wenig Gutes enthalten, ſo ſich durch alle andere Wiſſenſchafften und Lehren ergieſſet, als wenn man daſelbſt handelt von Begrentzung, Eintheilung, Schluß-Form, Ordnung, Grund Regeln, und ihnen entgegen geſetzten falſchen Streichen; von der Dinge Gleichheit und Unterſcheid, Vollkommenheit und Mangel, Urſach und Würckung, Zeit, Orth, und Umſtänden, und ſonderlich von der groſſen Muſter-Rolle aller Dinge unter gewiſſen Haupt-Stücken, ſo man Prädicamenten nennet. Unter welchen allen viel Gutes iſt, damit die Teutſche Sprache allmählich anzureichern.

§. 13. Sonderlich aber ſtecket die gröſte natürliche Weißheit in der Erkäntniß Gottes, der Seelen, und Geiſter aus dem Licht der Natur? ſo nicht allein ſich hernach in die offenbahrte Gottes-Gelehrtheit mit einverleibet, ſondern auch einen unbeweglichen Grunde leget, darauff die Rechts-Lehre ſo wohl vom Rechte der Natur als der Völcker insgemein und inſonderheit, auch die Regierungs-Kunſt ſamt den Geſetzen aller Lande zu bauen. Ich finde aber hierinn die Teutſche Sprache noch etwas mangelhaft, und zu verbeſſern.

§. 14. Zwar iſt nicht wenig Gutes auch zu dieſem Zweck in denen geiſtreichen Schrifften etniges tiefſinnigen Gottes-Gelehrten anzu-

treffen, ja selbst diejenigen, die sich etwas zu denen Träumen der Schwermer geneiget, brauchen gewisse schöne Worte und Reden, die man als güldne Gefässe der Egypter ihnen abnehmen, von der Beschmutzung reinigen, und zu dem rechten Gebrauch wiedmen könnte. Welchergestalt wir den Griechen und Lateinern hierinn selbst würden Trotz bieten können.

§. 15. Am allermeisten aber ist unser Mangel, wie gedacht, bei denen Worten zu spühren, die sich auff das Sittenwesen, Leidenschafften des Gemüths, gemeinlichen Wandel, Regierungs Sachen, und allerhand bürgerliche Lebens und Staatsgeschäffte ziehen: Wie man wohl befindet, wenn man etwas aus andern Sprachen in die unsrige übersetzen will. Und weilen solche Wort und Reden am meisten für fallen, und zum täglichen Umgang wackerer Leute sowohl als zur Brief Wechselung zwischen denselben erfordert werden; so hätte man fürnehmlich auff deren Ersetzung, oder weil sie schon vorhanden, aber vergessen und unbekandt, auf deren Wiederbringung zu gedenken, und wo sich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Worten der Ausländer das Bürger-Recht zu verstatten.

§. 16. Hat es demnach die Meynung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort, als eine Todt-Sünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräffte, und seiner Rede den Nachdruck nehme; denn solche allzu grosse Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister so lange feilet und bessert, biß er sie endlich gar verschwächet, welches denen geschicht die an der Perfectie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, darnieder liegen.

§. 17. Ich erinnere mich, gehöret zu haben, daß wie in Frankreich auch dergleichen Rein-Dünkler auffkommen, welche in der That, wie Verständige anitzo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht, da solle die gelehrte Jungfrau von Journay, des berühmten Montagne Pflege-Tochter gesaget haben; was diese Leute schrieben, wäre eine Suppe von klarem Wasser, nehmlich ohne Unreinigkeit und ohne Krafft.

§. 18. So hat auch die Italiänische Gesellschafft der Cruska oder des Beutel-Tuchs, welche die böse Worte von den guten, wie die Kleyen vom feinen Mehl scheiden wollen, durch allzu eckelhafftes Verfahren ihres Zwecks nicht wenig verfehlet, und sind daher die itzigen Glieder gezwungen worden, bey der letzten Ausgebung ihres Wörter-Buchs, viel Worte zur Hinterthür einzulassen, die man vorhero ausgeschlossen; weil die Gesellschafft anfangs gantz Italien an die Florentinische Gesetze binden, und den Gelehrten selbst allzu enge Schranken setzen wollen. Und habe ich von einem vornehmen Glied derselbigen, so selbst ein Florentiner, gehöret, daß er in seiner Jugend auch mit solchem Toscanischen Aberglauben behafftet gewesen, nunmehr aber sich dessen entschüttet habe.

§. 19. Also ist auch gewiß, daß einige der Herren fruchtbringenden, und Glieder der andern Teutschen Gesellschafften hierin zu weit gangen, und dadurch andere gegen sich ohne Noth erreget, zumahlen sie

den Stein auf einmahl heben wollen, und alles Krumme schlecht zu machen gemeinet, welches wie bei ausgewachsenen Gliedern (adultis vitiis) ohnmöglich.

§. 20. Anitzo scheinet es, daß bey uns übel ärger worden, und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auff der Cantzel, der Sachwalter auff der Cantzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichen Frantzösischen sein Teutsches verderbet; Mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wann man so fortfahret, und nichts dagegen thut, es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verlohren gehen, als das Engelsächsische in Engelland.

§. 21. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt und Helden-Sprache dergestalt durch unsere Fahrläßigkeit zu Grunde gehen solte, so fast nichts Gutes schwanen machen dörffte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freyheit und ein fremdes Joch mit sich geführet.

§. 22. Es würde auch die unvermeidliche Verwirrung bey solchem Uebergang zu einer neuen Sprache hundert und mehr Jahr über dauren, biß alles auffgerührte sich wieder gesetzet, und wie ein Getränke so gegohren, endlich auffgeklähret. Da inzwischen von der Ungewißheit im Reden und Scheiben nothwendig auch die Teutschen Gemüther nicht wenig Verdunklung empfinden müssen. Weilen die meisten doch die Krafft der fremden Worte eine lange Zeit über nicht recht fassen, also elend schreiben, und übel denken würden. Wie dann die Sprachen nicht anders als bey einer einfallenden Barbarey oder Unordnung, oder fremder Gewalt sich merklich verändern.

§. 23. Gleichwie nun gewissen gewaltsamen Wasserschüssen und Einbrüchen der Ströhme nicht sowohl durch einen steiffen Damm und Widerstand, als durch etwas so Anfangs nachgiebt, hernach aber allmählich sich setzet, und fest wird, zu steuern; also wäre es auch hierin vorzunehmen gewesen. Man hat aber gleich auff einmahl den Lauff des Uebels hemmen, und alle fremde auch sogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen. Dawider sich die gantze Nation, Gelehrte und Ungelehrte gestreubet, und das sonsten zum Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht, daß also auch dasjenige nicht erhalten worden, so wohl zu erlangen gewesen, wann man etwas gelinder verfahren wäre.

§. 24. Wie es mit der Teutschen Sprach hergangen, kan man aus den Reichs-Abschieden und andern Teutschen Handlungen sehen; Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein Teutsch; ausser weniger Italiänischer zum Theil auch Spanischer Worte, so vermittelst des Kayserlichen Hofes und einiger fremder Bedienten zuletzt eingeschlichen, dergleichen auch die Frantzosen bey sich Zeit der Catharina vom Hauß Medices gespühret, und damahls mit eignen Schrifften geahndet, wie denn etwas dagegen von Henrico Stephano geschrieben worden. Solches aber, wann es mässiglich geschicht, ist weder zu ändern, noch eben zu sehr zu tadeln, zu Zeiten auch wohl zu loben, zumahl

wenn neue und gute Sachen, zusammt ihren Nahmen aus der Fremde zu uns kommen.

§. 25. Allein wie der dreyssigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Teutschland von fremden und einheimischen Völkern, wie mit einer Wasserfluth überschwemmet worden, und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rapvuse gangen; und siehet man wie die Reichs Acta solcher Zeit mit Worten angefüllet seyn, deren sich freylich unsere Vorfahren geschämet haben würden.

§. 26. Bis dahin nun war Teutschland zwischen den Italiänern, so Kayserl. und den Frantzosen, als Schwedische Parthey, gleichsam in der Wage gestanden. Aber nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die Frantzösische Macht als Sprache bey uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit auffgeworffen, und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigne Heimath nicht gekennet, und deßwegen alles bey den Frantzosen bewundert; haben ihr Vaterland nicht nur bey den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helffen, und einen Eckel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachsenden Jahren und Verstand bedencken blieben; Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bey einigen nicht gefehlet; doch wegen ihrer Herkunfft und Reichthums, oder durch andre Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche frantz-Gesinnten viele Jahre über Teutschland regieret, und solches fast, wo nicht der frantzösischen Herrschafft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet) doch der Frantzösischen Mode und Sprache unterwürffig gemacht: ob sie gleich sonst dem Staat nach gute Patrioten geblieben, und zuletzt Teutschland vom Frantzösischen Joch, wiewohl kümmerlich, annoch etretten helffen.

§. 27. Ich will doch gleichwohl gern jedermann recht thun, und also nicht in Abrede seyn, daß mit diesen Frantz- und Fremd-enden auch viel Gutes bey uns eingeführet worden; man hat gleichwie von den Italiänern die gute Vorsorge gegen ansteckende Krankheiten, also von den Frantzosen eine bessere Kriegs-Anstalt erlernet, darin ein freyherrschender grosser König andern am besten vorgehen können; man hat mit einiger Munterkeit im Wesen die Teutsche Ernsthafftigkeit gemässiget, und sonderlich ein und anders in der Lebens-Art etwas besser zur Zierde und Wohlstand, auch wohl zur Bequemlichkeit eingerichtet, und, so viel die Sprache selbst betrifft, einige gute Redens-Arten als fremde Pflantzen in unsere Sprache selbst versetzet.

§. 28. Derowegen wann wir nun etwas mehr als bißher Teutsch gesinnet werden wolten, und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreyssig Jahr her in diesem gleichsam Frantzösischen Zeit-Wechsel (periodo) geschehen; so könnten wir das Böse zum Guten kehren, und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpffen, und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder herfür suchen, als solchen mit dem neuen äusserlichen, von den Frantzosen und andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffieren. — —

§. 31. Das Haupt-Absehen wäre zwar der Flor des geliebten Vaterlandes Teutscher Nation, sein besonderer Zweck aber und das Vornehmen (oder object) dieser Anstalt wäre auf die Teutsche Sprache zu richten, wie nehmlichen solche zu verbessern, aufzuzieren und zu untersuchen.

§. 32. Der Grund und Boden einer Sprache, so zu reden, sind die Worte, darauff die Redens Arten gleichsam als Früchte herfür wachsen. Woher dann folget, daß eine der Haupt-Arbeiten, deren die Teutsche Haupt-Sprache bedarff, seyn würde, eine Musterung und Untersuchung aller Teutschen Worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenige gehen soll, so jederman brauchet, sondern auch auf die so gewissen Lebens-Arten und Künste eigen; und nicht nur auf die so man Hochteutsch nennet, und die im Schreiben anjetzo allein herrschen; sondern auch auff Plat-Teutsch, Märckisch, Ober-Sächsisch, Fränkisch, Bayrisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich; Auch nicht nur was in Teutschland in Uebung, sondern auch was von Teutscher Herkunfft in Holl- und Engelländischen, wozu auch für nehmlich die Worte der Nord-Teutschen, das ist, der Dänen, Norwegen, Schweden und Ißländer (bey welchen letztern sonderlich viel von unser uralten Sprach geblieben,) zu ziehen: und letzlichen nicht nur auff das so noch in der Welt geredet wird, sondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das Alt-Gothische, Alt-Sächsische und Alt-Fränkische, wie sichs in uralten Schrifften und Reimen findet, daran der treffliche Opiz selbst zu arbeiten gut gefunden. Denn anders zu den wahren Ursprüngen nicht zu gelangen, welche offt die gemeinen Leute mit ihrer Aussprache zeigen, und sagt man, es habe dem Kayser Maximilian dem I. einsmahls sonderlich wohl gefallen, als er aus der Aussprache der Schweitzer vernommen, daß Habsburg nichts anders als Habichtsburg sagen wolle.

§. 33. Nun wäre zwar freylich hierunter ein grosser Unterscheid zu machen, mithin was durchgehends in Schrifften und Reden wackerer Leute üblich, von den Kunst- und Land-Worten, auch fremden und veralteten zu unterscheiden. Ander Manchfeltigkeiten des gebräuchlichen selbst anietzo zu geschweigen, wären derowegen besondere Werke nöthig, nehmlich ein eigen Buch vor durchgehende Worte, ein anders vor Kunst Worte, und letztlich eines vor alte und Land-Worte, und solche Dinge, so zu Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen, deren erstes man Sprachbrauch, auff Lateinisch **Lexicon**; das andre Sprachschatz, oder **cornu copiae**; das dritte **Glossarium**, oder Sprachquell nennen möchte.

§. 34. Es ist zwar auch an dem, und verstehet sich von selbsten, daß die wenigsten derer so an Verbesserung der Sprache arbeiten wolten, sich des Alt-fränckischen und des auisser Teutschland im Norden und Westen gleichsam walfahrenden Teutschen Sprach-Restes, so wenig als der Wayd-Sprüche der Kunstler und Handwerker, und der Landworte des gemeinen Mannes, anzunehmen haben wurden. Weil solches vor eine gewisse Art der Gelehrten und Liebhaber allein gehöret.

§. 35. Alleine es gehöret doch gleichwol dieſes alles zur vollkommenen Ausarbeitung der Sprache, und muß man bekennen, daß die Frantzoſen hierinn glücklich, indem ſie mit allen drey oberwähnten Werken, ſo ziemlich in ihrer Sprache nunmehr verſehen, indem die ſo genandte Frantzöſiſche Academie nicht allein ihr lang verſprochenes Haupt-Buch der läuffigen Worte heraus gegeben, ſondern auch was vor die Künſte gehöret, vom Furetiere angefangen, und von einem andern Glied der Academie fortgeſetzet worden. Und obſchon darinn aus dermaſſen viel Fehler und Mängel, ſo iſt doch auch ſehr viel Gutes darunter enthalten. Dieſem iſt das herrliche Werck des hochgelehrten Menage, wie es nun vermehret, beyzufügen, welcher den Urſprung der Worte unterſucht, und alſo auch das Veraltete, auch zu Zeiten das Bäuriſche, herbey gezogen.

§. 36. Es iſt bekandt, daß die Italiäniſche Sprach-Geſellſchafft, die ſich von der **Crusca** genennet, bald Anfangs auf ein Wörter-Buch bedacht geweſen. Und als der Cardinal Richelieu, die Frantzöſiſche Academie aufgerichtet, hat er ihr auch ſo fort ein ſolches zur Arbeit aufgegeben. Sie waren aber beyderſeits nur auff läuffige Worte bedacht, und vermeinten die Kunſt-Wörter an die Seite zu ſetzen; wie auch die **Crusca** würcklich gethan; ich habe aber in Franckreich ſelbſt etlichen vornehmen Gliedern meine wenige Meynung geſagt, daß ſolches nicht wohl gethan, und zwar, den Italiänern als Vorgängern zu gut zu halten, es werde aber von einer Verſammlung ſo vieler trefflicher Leute in einem blühenden Königreiche unter einem ſo mächtigen König mehrers erwartet; inmaſſen durch Erklärung der Kunſt-Worte die Wiſſenſchaften ſelbſt erläutert und befördert würden, welches auch einige wohl begriffen.

XCIV. Chriſtian Thomaſius. *)

(1655 — 1728.)

Aus Ch. Thomaſius erſtem deutſchen Programm vom Jahr 1687, welches folgenden Titel führt: „Chriſtian Thomas Eröffnet der Studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours, Welcher Geſtalt man denen Franzoſen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen ſolle? Ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln, Vernünftig, klug und artig zu leben."

(S. 3.)

Meine Herren!

Es iſt kein Zweiffel, und ſchon von vielen angemerket worden, daß, wenn unſere Vorfahren die alten Teutſchen anitzo aufferſtehen und in Teutſchland kommen ſolten, ihnen im geringſten nicht düncken würde,

*) „Chriſtian Thomaſens Allerhand bißher publicirte Kleine Teutſche Schrifften, Mit Fleiß colligiret und zuſammen getragen; Nebſt etlichen Beylagen und Einer Vorrede. Dritte Edition. Halle. C. Salfeld. Anno 1721." 8.

daß sie in ihrem Vaterlande und bey ihren Landsleuten wären, sondern sie würden sich vielmehr einbilden, daß sie in einem fremden Lande bey unbekandten und gantz andern Menschen sich aufhielten; so grosse Enderungen sind, ich will nicht sagen, in tausend, sondern nur in etlichen hundert Jahren darinnen fürgegangen, unter welchen nicht die geringste ist, daß, da für diesem die Franzosen bey denen Teutschen in keine sonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bey uns Frantzösisch seyn muß, Frantzösische Kleider, Frantzösische Speisen, Frantzösischer Hausrath, Frantzösische Sprachen, Frantzösische Sitten, Frantzösische Sünden, ja gar Frantzösische Krankheiten sind durchgehends im Schwunge. Sollten wir uns nun nicht billig schämen (so wir ja nichts anders hedencken wolten) daß, wenn unsere Vorfahren einen Blick in die itzige Welt thun solten, sie anstatt ihres gleichen in Teutschland anzutreffen dasselbe mit Teutschen Frantz-Männern besetzet finden würden, welche von denen uhralten Gebräuchen so gar abgewichen sind, daß von selbigen fast nicht das geringste mehr, welches uns von den vorigen eine Anzeigung geben könnte, übrig blieben; ich meyne ja, sie würden uns als unechte Kinder und Bastardte ansehen, und uns eher mit unsern Frantzösischen Bärtgen für feige und weibische Memmen, als ansehnliche wackere Männer achten, ich meyne, sie würden uns entweder einen derben und nachdrücklichen Verweiß geben; oder aber uns nicht einmahl ihres Zorns würdig achtende mit einem bittern Gelächter von sich stossen.

Auf diese Weise pflegt man öfters von unserer heutigen Lebens-Art und Wandel zu urtheilen; aber meines Bedünkens, wenn man keine andere Ursachen wider dieselbe fürbringen kan, möchte man wohl mit diesen in Ruhe stehen, und die guten alten Teutschen in ihren Gräbern ebenfals ruhen lassen. Es ist von Anfang der Welt in denen meisten **Republiquen** so hergegangen, daß die Sitten und **Manieren** zu leben sich hin und wieder verändert haben. Eines einzelnen Menschen Wille ist veränderlich, wie solten denn so viele Menschen, aus welchen das gemeine Wesen bestehet, stets während einerley Lebens-Art behalten? Aenderungen sind wohl insgemein gefährlich, aber deswegen nicht allemahl zu verwerfen, weil man auch das gute selten ohne Gefahr erhalten kan. Dannenhero ist ungereimt, wenn man ein geändertes Leben bloß wegen der Aenderung tadeln will, ohne zu sehen, ob man das Gute mit Bösen, oder dieses mit jenem verwechselt habe. Die alten Teutschen waren wegen eines und andern billig zu loben; aber wer wollte läugnen, daß wir nicht auch in vielen Stücken einen merklichen Vortheil für ihnen aufzuweisen hätten? Sollte nun ein Teutscher von der Gattung, wie sie uns **Tacitus** beschreibet, oder **Dieterich** von Berne der edle Held elende (wie ihn das sogenannte Helden-Buch zum öftern betittelt) uns unsere Gebräuche durch hecheln wollen; so halte ich gäntzlich dafür, daß ihnen ängster werden solte, als dem alten Hildebrand gewesen, da ihn der Riese bey seinem Bart erwischte, und über die Achseln schleuderte. Meine Herren, wenn sie etwan teutsche Bücher, so für ein paar hundert Jahren geschrieben worden, gelesen, und dabey

die herrlichen Holzschnitte bemerket haben; so stellen sie sich nur vor, wenn einer, der auf dieselbe altväterische Art gekleidet wäre, und den damahlen gebräuchlichen Teutschen dialectum (z. e. Es war ein Jungmann, der was ein groß hofflerer der Maydt u. s. w.) redete, und sich mit denen zu seiner Zeit gewöhnlichen Complimenten und Reverenzen nichts geringes zu seyn dünken liesse, uns itzo reformiren wolte, oder wenn M. Ortuinus Gratius und M. Irus Perlirus die grossen Fackeln jener Zeit eine Visitation auf unsern hohen Schulen anstellen wolte; wer würde wohl so dann für der gantzen erbahren Welt auslachens würdig seyn? So halte ich auch gäntzlich dafür, daß die Nachahmung derer Frantzosen für sich selbst an uns ohne sonderbahre Ursache gescholten werden könne. Eine Nachahmung ist allezeit lobenswürdig, wenn die Sache selbst nicht scheltwürdiges an sich hat, in Mittelding verdienet selbige weder Lob noch Tadel. Bey dieser Bewandniß nun gleichwie es mit denen frantzösischen Sünden und Krankheiten seine gewiesene Wege hat, und kein Mensch solche vertheidigen wird; auch beyde nicht für uns, sondern jene für die Herren Theologos gehören, diese aber denen Herrn Medicis zu curiren gelassen werden müssen; alsо sind die Frantzösischen Kleider, Speisen, Hausrath, Sprachen und Sitten solche Dinge, welche, wenn Sie von Hoffart, Uppigkeit Uberfluß, närrischer Affectation und andern Lastern entfernet seyn, mit nichten als denen Göttlichen Gesetze zuwider ausgeruffen werden können; zum wenigsten würde es mir und meines gleichen als ein unzeitiger Eyfer ausgedeutet werden, wenn ich meine Herrn von dem Frantzösischen Sprachmeister an des Schottelii teutsche Sprachen-Schul, von dem Tanzmeister auf die Kirchmessen, von unsern Mode-Schneidern an einen Dorfstörer, oder von denen Köchen, so die Speisen wohl zuzurichten wissen, auf die altväterischen Sudelköche, die einen guten Hirsenbrey mit Bire und dergleichen Leckerbißlein aus denen alten Kochbüchern anrichten können, verweisen wolte. Ein weiser Mann so in der Welt leben muß, muß nicht allein dasjenige, so nicht zu ändern ist, ohne murren mit Gedult ertragen, sondern auch vielmahlen was gutes zu stiften und andere zu gewinnen allen allerley werden, oder doch meistens auch dasjenige, was leichtlich mißbraucht werden kann, sich wissen zu nutze zu machen, und zum besten zu kehren.

Derowegen sey es so, man ahme denen Frantzosen nach, denn sie sind doch heut zu Tage die geschicktesten Leute, und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben. Sie verfertigen die Kleider wohl und bequem, und ersinnen solche artige Moden, die nicht nur das Auge belustigen, sondern mit der Jahreszeit wohl überein kommen. Sie wissen die Speisen so gut zu präpariren, daß so wohl der Geschmack als der Magen vergnüget wird. Ihr Hausrath ist reinlich und propre, ihre Sprache anmuthig und lebreitzend, und ihre ohn erzwungene ehrerbietige Freyheit ist geschickter sich in die Gemüther der Menschen einzuschleichen als eine affectirte bauerstaltze gravität. Nichts destoweniger ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn man jemand, der hochgeachtet wird, nachahmen will, man sich in Kleinigkeiten, welche nichts zur Sache thun,

nicht vertieffen muß, ſondern das Hauptwerk ergründen, durch welches ſich derjenige, ſo nachgeahmet wird, ſeine Hochachtung erworben. Männiglich lacht **Bassianum** aus, daß er mit aller Gewalt **Alexander** den Groſſen nach äffen wollen, ſo gar daß er den Kopf auf eine Seite zutragen ſich angewehnet, und des ehrlichen **Aristotelis** Bücher mit groſſen Leidweſen derer Herren **Peripateticorum** verbrennen laſſen, weil man ihn berichtet, ob wäre **Aristoteles** mit Urſache geweſen, daß der **Alexander** mit Gifft vergeben worden; da er doch im übrigen nicht die geringſte **qualität**, kraft welcher **Alexander** ſich den Nahmen des Groſſen verdienet, an ſich gehabt. Ich weiß nicht, meine Herren, ob es uns nicht auch ſo gehe. Denn wie kommts doch, daß wann von uns-Teutſchen jemand in Frankreich reiſet, ohnerachtet er **propre** gekleidet iſt, und ſehr geſchickt von einem frantzöſiſchen Braten oder **fricassee raisoniren** kan, auch **perfect parliret** und ſeinen Reverenz ſo gut als ein leibhafftiger Frantzoß zumachen weiß, er dennoch gemeiniglich als ein einfältiges Schaaf ausgelachet wird, dahingegen die Frantzoſen, ſo zu uns herauſſer kommen, durchgehends Liebe und Verwunderung an ſich ziehen? Es kan nicht fehlen, wir müſſen mit unſerer Nachahmung das rechte pflöckgen nicht getroffen haben, und iſt dannenhero hoch nöthig, wenn wir ihnen hinter die Künſte kommen wollen, wodurch ſie alle Welt ihnen Ehrerbietung zu bezeigen anlocken, daß wir der Sachen ein wenig reiffer nachdenken, ob wir den wahren Hauptzweck erreichen können.

XCV. Heinrich Anſelm von Ziegler und Klipphauſen. *)

(1665 — 1690.)

Aus der: „Aſiatiſchen Baniſe."

(Erſtes Buch. S. 1.)

Blitz, donner und hagel, als die rächenden werckzeuge des gerechten himmels, zerſchmettere den pracht deiner gold-bedeckten thürme, und die rache der Götter verzehre alle beſitzer der ſtadt, welche den untergang des Königlichen hauſes befördert, oder nicht ſolchen nach äuſſerſtem vermögen, auch mit darſetzung ihres blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könten meine augen zu donner-ſchwangern wolcken, und dieſe meine thränen zu grauſamen ſündfluthen werden: Ich wollte mit tauſend keulen, als ein feuerwerck rechtmäßigen zorns, nach dem hertzen des vermaledeyten blut-hundes werfen, und deſſen

*) Herrn Heinrich Anshelm von Zigler und Kliphauſen Aſiatiſche Baniſe, Oder blutiges doch muthiges Pegu, In Hiſtoriſcher und mit dem Mantel einer Helden und Liebes-Geſchicht bedeckten Warheit beruhende. Dieſem füget ſich bey eine aus dem Italiäniſchen überſetzte Theatraliſche Handlung, benennet Der tapfere Heraclius. Leipzig. Ch. G. Eckart. 1738, 8.

gewiß nicht verfehlen: Ja, es ſollte alſobald dieſer tyranne, ſamt ſeinem Götter- und menſchen-verhaßten anhange, überſchwemmet und hingeriſſen werden, daß nichts, als ein verächtliches andencken überbliebe. Doch, ach! wie irre ich? Was rede ich? Sollte wol ſolche rache ohne unterſcheid und ohne einiges bedencken vollzogen werden? wo bliebe denn die überirrdiſche Baniſe? um derentwillen einig und allein der himmel noch die abſcheulichſte ſtraffe über Pegu zurücke hält, und welche das gütige verhängniß noch ſonder zweifel, von dem gantzen Kayſerlichen ſtamme wird übrig, ach! wer weiß? ob nicht in der hand eines grauſamen beſitzers gelaſſen haben, um ſo viel mehr die geſchlagenen gemüther der faſt entſeelten treuen unterthanen wieder aufzurichten, und zu erinnern: es ſey noch ein ſtern vorhanden, welcher leicht wiederum zu einer ſonne werden könte, wenn man ihm aus ietziger finſterniß zu ſeinem vorigen glantze verhülfe. Auf! derowegen, Printz von Ava! erinnere dich desjenigen, womit du Baniſen verpflichtet biſt, und wiſſe, daß du die glückſelige beſitzung einer ſo himmliſchen ſchönheit nicht eher würdig genieſſen kanſt, du habeſt dich dann durch wirkliche rache an ihren feinden ſattſam um ſie verdienet gemacht.

Ach! aber, was ſchwärmeſt du noch weiter, unglückſeliger Printz! erinnerſt du dich nicht, daß du zwar ein König vom ſtande, doch nicht vom lande, biſt? Ein ohnmächtiger Printz, welcher das leben ſeines unbarmhertzigen vaters aller mittel beraubet hat, ſeine innigſt-geliebteſte Baniſe von ſchande und tod mächtigſt zu befreyen. Ich wünſche mir den tod, wenn ich bedencke, wie ich ihr in ietzigem zuſtande nicht mehr, als euer ihrer geringſten ſclaven, zu rathen oder zu helfen vermag, und wie hingegen auch der wenigſte verzug zu ihrem und meinem höchſten nachtheil gerathen kan. Jedoch, kan ich ihr nicht mit meinem leben dienen, ſo ſoll ſie doch mein tod von dem tyrannen befreyen. Ich will in die burg, mich mitten unter die feinde wagen, ja, ſo bald ich mich dem Mord-Könige dermaſſen genähert habe, daß ich ihn werde erreichen können, dieſe meine fauſt mit ſeinem mörderiſchen blute färben, und ſeinen ſchwartzen geiſt, als ein hölliſches rach-opfer, der brennenden finſterniß zuſchicken. Mit ſolchen verzweifelten worten ließ ſich Balacin vernehmen, als ihm bey aufgehender ſonne der glantz, derer auf der Kayſerlichen burg mit purem golde gedeckten thärme, die augen blendete, und er von einem hügel die groſſe und prächtige ſtadt Pegu überſehen konte: nachdem er die gantze nacht durch, bloß allein von tauſend widerwärtigen gedancken begleitet, geritten, und ſein ermüdetes Pferd in die weide geſchlagen, ſich aber ſelbſt, um ſeine ruh-bedürftige glieder in dem bethauten graſe zu erquicken, auf ſeinen mantel geleget hatte. Allein, bey endigung der letzten worte erſahe er drey verwegene Bramaner, mit entblöſten ſebeln, aus einem ſtrauche hervor geſprungen kommen, welche ihn ſo fort mit entſetzlichen geberden anſchrien: und du biſt der einige verräther, welchem das rechtmäßige verfahren unſers mächtigſten Kayſers mißfallen, und ſich, als ein ſclave, in feſſeln rächen will? Halt, dein Kopf ſoll uns tauſend Peſos gelten! So fort wurde Balacin von ihnen ohne ferneres wort-wechſeln überfallen, daß er kaum

auffspringen, und den ins graß gelegten sebel ergreiffen konte. Weil sich aber zu allem unglücke sein riemen über das gefässe geschlungen hatte, vermochte ihn Balacin nicht auf den ersten zug zu entblössen: dahero er von dem einen böswicht einen ziemlichen hieb in die lincke schulter bekam, daß sein himmel-blauer rock in kurtzer zeit mit blute gefärbet war. Doch der himmel, welcher diesen tapfern Printzen noch zu etwas grössern aufbehalten, als daß er von so schnöder faust liederlich verderben sollte, gab gnade, daß er bald seines sebels mächtig ward, und im andern streich den thäter so ungestüm an den hals zeichnete, daß er gleich zur erden stürtzte. Hierauf ersahe der Printz sein vortheil, und sprang, um den rücken zu versichern, an einen baum: da sich denn diese schelmen über den tod ihres mit-gesellen dermassen ereiferten, daß sie gleichsam als blind und rasend einzulauffen sich bemüheten. Dahero sich auch einer den vorgehaltenen sebel des Printzen unter der lincken brust dermassen einlief, daß er todt davon niedersanck, und den vorgesetzten streich nicht vollziehen konte. Es würde aber unsern Balacin noch ein gröfferer unfall betroffen haben, wenn nicht das verhängniß selbst vor ihn den streich ausgenommen hätte. Denn als er den sebel nicht so geschwinde, wie es die noth erforderte, aus dem leibe des eingelauffenen ziehen konte, versuchte der dritte durch einen grausamen hieb, den tod seiner cameraden zu rächen, und holte demnach aus allen kräften aus, dem Printzen den kopf zu spalten: welches ihm auch richtig gelungen wäre, wenn nicht ein treuer und über hangender ast den streich aufgefangen hätte. Denn als der mörder von raserey den ast nicht bemerckte, hieb er so grimmig hinein, daß er nicht allein den sebel muste stecken lassen, sondern auch, als Balacin hiedurch seinen sebel wieder zu gewinnen, zeit bekam, von selben einen schweren streich in die achsel empfing, daß er so fort, wo er nicht den andern beyden gleich werden wollte, das reiß aus spielen muste: Wiewol er leicht würde einzuholen gewesen seyn, wann nicht Balacin so wol wegen der fernen reise, als auch ziemlichen verwundung dermaßen ermüdet, daß er vor ohnmacht in das graß niedersanck, und sich in ziemlicher weile nicht zu entsinnen wuste, in was vor elendem zustande und gefährlichem orte er wäre.

Als nun der verwundete Printz fast bey einer stunde gantz entkräftet gelegen hatte, erholete er sich endlich in etwas wiederum, und bemerckte von fernen einige redende stimmen. Dahero er sich nicht unbillig eines fernern überfalls besorgte, und deßwegen einen sichern ort, allwo er nur etliche stunden der höchst-benöthigten ruhe, pflegen, und so dann des himmels schickung mit gedult erwarten könte, zu suchen bedacht war. In solcher entschliessung bemühete er sich zu erheben. Als er sich aber kaum auf einen schenckel steuerte, fiel er vor grosser schwachheit, so ihm der grosse verlust des geblütes verursachte, wieder dahin. Weil aber die stimmen sich näherten, versuchte er sein äusserstes, auf allen vieren diesen gefährlichen platz zu verlassen, indem er sich befürchtete, der entrissene möchte ein gröfferes unglück über ihn herbey führen. Derowegen kroch er voller mattigkeit und furcht bey dreyhundert schritte

fort, bis er an einen breiten fluß gelangte, welcher ihm hoffnung und flucht benahm. Nachdem er aber ein starckes geräusche hinter sich vernahm, entschloß er, sich dem sandichten ufer anzuvertrauen: welches, ob es zwar ziemlich erhöhet war, dennoch etliche schritte breit truckenen sand unter sich zeigete, und von einigen bäumen beschattet wurde. Dannenhero er sich, so viel seine schwachheit zuließ, sanfte am ufer herunter ließ, allwo ihm das glücke eine weite höle unter den wurtzeln der bäume, die das reissende wasser unterwaschen hatte, darbot, sich derer in dieser gefahr zu bedienen. Welche angenehme gelegenheit er williget ergrieff, und sich nach vermögen eilends darein verbarg: indem er bereits einige personen auf dem hohen ufer also reden hörte: Hätten wir unser vorhaben eine stunde eher beschleuniget, wir hätten den fremden vogel auf stücken zerreissen können. Inmittelst lasset uns fleißig suchen, wer weiß, ob nicht der fund die mühe belohnet. Welchem der andere antwortete: er kan nicht ferne von hier seyn, weil er gleichfalls sein theil bekam, daß er unmöglich weite sprünge wird haben machen können. Unterdessen lasset unsere entseelten cameraden dem ufer dieses flusses anbefehlen, derselbe mag sie bey anwachsenden wasser hinführen, wo ihr grab bestimmt ist. Bekommen wir aber den mörderischen verräther, so soll er ihnen ein grausames schlacht-opfer werden. Hiermit stürtzten sie die zwey vom Printzen entleibte cörper vom ufer auf den sand, daß sie gleich vor die höle zu liegen kamen, und giengen mit harten bedrohungen davon. Solches sahe und hörte Balacin alles an. Weil ihn aber die Wunde sehr schmertzte, und er des schlaffes sehr benöthiget war: also riß er den saum von seinem Japanischen rocke, verhüllte die wunde, so viel möglichen, daß nur das geblüt gestillet wurde, wickelte sich in den mantel, welchen er nebst dem sebel wohl bedachtsam mit sich genommen hatte, und schlieff also vor höchster mattigkeit ein. In solcher ruhe verharrte er bis an späten abend, da bereits der Mond mit vollem lichte aufgegangen war, vermittelst dessen er das silber des rauschenden flusses, und zugleich die zwey leichen auf dem sande ersehen konte. Hier kan sich ein furchtsames hertze die entsetzlichsten vorstellungen einbilden, welche auch der hertzhaftigkeit selbst eine furcht einzujagen vermögen: Eines theils quälte den Printzen die wund, und zugleich der hunger, welchen er in zweyen tagen durch stetes reisen und fasten erwecket hatte. Andern theils sahe er sich von der nacht, die ein schrecken an sich selbsten ist, an einem so unbekannten schrecklichen orte überfallen. — — —

XCVI. Gottfried Arnold.*)

(1666—1714.)

Die Wiedertäufer zu Münſter.

(Zweiter Theil. S. 17.)

Es wareu die ſogenannten Widertäuffer auch unter andern in Weſtphalen und nach Münſter kommen, hatten da groſſen beyfall funden, und lieſſen im jahr 1533 ein buch unter dem titel, **Restitution**, oder Herwiederbringung, ausgehen. Zuvor hatte ein Prediger Bernhard Rotmann in der Moritz Kirchen vor der ſtadt mit groſſem zulauff **Lutheri** lehre geprediget, war auch endlich, wiewol mit groſſem widerſtand der Papiſten, in die ſtadt genommen worden, alſo daß dieſer parthey zuſehends abnahm. Indeſſen kam ein ſchneider aus Holland mit namen Johannes, oder auff Niederländiſch **Jan Beukelsz** von Leyden. Dieſer **insinuirte** ſich bey denen Lutheriſchen Predigern **disputirte** mit ihnen von der Kinder-Tauffe, ſo daß Rotmann auff der Cantzel vor dieſer meinung warnete, aber hernach ſelber ein Wiedertäuffer ward. Der ſtreit kam endlich ſo weit, daß öffentlich eine **disputation** zwiſchen beyden partheyen gehalten wurde, und dieſe endlich ſo überhand nahm, daß die andern entweder ihnen beyfielen, oder aus furcht ſtille ſchwiegen und alles gehen lieſſen. Da bemächtigten ſich nun die Widertäuffer der vornehmſten dinge in der ſtadt, ruften die andern aus benachbarten orten zu hülffe und viele bürger hingegen entwichen. Alſo nahmen jene im jahr 1534 um die Faſten die gantze ſtadt ein, wehleten einen neuen rath, plünderten die kirchen, machten alles preiß und unter ſich gemein, gaben viele propheceyungen und andere dinge vor. Da ſonderlich der gedachte Johannes auch nach und nach auff alle weiſe die herrſchafft und ſonſt alle freyheit des fleiſches geſucht, und andere viel greuel mit unzucht, mord und grauſamkeit begangen haben ſoll. Ja er ließ ſich endlich gar zum könige machen, ſchickte unterſchiedliche geſandten aus, die an andern orten predigen ſollten, und ließ ſich durch kein mittel von der gefaßten einbildung abtreiben.

Man findet in denen gemeinen erzehlungen hievon, denen zwar nicht allemal zu trauen, ſehr viel zeichen der ſchrecklichen verwirrung dieſer elenden leute. Sie ſind auch ſelbſt untereinander ſehr uneinig geweſen, da zumal ein jeder getrachtet der vornehmſte zu ſeyn, und ſonderlich Knipperdolling und Joh. von Leiden einander **aemuliret**, dieſer auch nebenſt denen andern an ihren eigenen genoſſen viel gewalt und mord begangen ſollen haben. Deswegen ſie denn auch Gott in ihrer feinde hände gab, und die andere Widertäuffer, welche ihren grund-ſätzen

*) Gottfried Arnolds Unparteyiſche Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie, von Anfang des Neuen Teſtaments biß auff das Jahr Chriſti 1688. Franckfurt am Mayn, bey Thomas Fritſch. M. DC. XCIX. Fol. 4 Theile in zwei Bänden. Der zweite Band erſchien ebendaſelbſt 1700.

nach vor allem krieg einen abscheu hatten, sie niemals vor die ihrigen erkannt haben, wie in ihrer Historie soll gezeiget werden. Inzwischen nun hatte der Bischoff von Münster durch hülffe anderer Reichsstände die stadt belagert, welches biß ins andere jahr währete, ungeacht eine erschreckliche Hungersnoth in der stadt war. Endlich verriethen an. 1536 etliche überläuffer die örter, da man hinein kommen konte, daß die soldaten bey nacht die wache und in der stadt alles nieder hieben, den könig, wie auch Kipperdolling und Krechtingen lebendig fiengen, und Rotmannen in dem scharmutzieren erschlugen. Im gefängniß unterredeten sich des Landgraffen Philipps Prediger mit Johanne, der denn vor seinem tode seine sünde soll erkant und abgebeten, auch von allen vorgelegten puncten ein bekäntniß unterschrieben haben, da die andern hingegen es nicht gethan. Worauff er auf einem erhabenen ort an einen pfal gebunden, durch 2 hencker mit glüenden zangen über eine gantze stunde lang zerrissen und zerfleischet, und endlich durchstochen worden, dabey er die barmhertzigkeit Gottes stäts angeruffen. Dergleichen hat man auch mit den andern beyden gethan, sie in eiserne keffige eingeschlossen und an den höchsten thurm der stadt aufgehencket. Und also hat auch diese tragödie ein elendes end genommen, und die darinn vorgegangene greuel und verbrechen, wie auch etliche von ihnen bekannte an sich selbst gute lehren haben, der vernunfft und dem fleischlichen sinn einen stetigen deckmantel biß dato geben müssen, darunter sich so viel lästerungen wider viele göttliche warheiten und wercke zu verstecken pflegen. Jedoch nur von und bey denen, die nicht alles prüfen und das gute behalten, sondern gutes und böses, oder auch jenes nur unter dem schein dieses verwerffen gelernet, und zwar zu ihrer eigenen Verdammung. — — —

XCVII. Christian Freiherr von Wolf. *)

(1679 — 1754.)

Das höchste Gut und das höchste Uebel.

(S. 31.)

§. 44. Weil die gröste Vollkommenheit Gott eigenthümlich ist, und keiner Creatur mitgetheilt werden kann; so ist auch nicht möglich, daß ein Mensch, wenn er gleich täglich alle Kräfte anwendet, dieselbe jemahls erreichen kan. Er kan demnach nicht mehr erhalten, als daß er von einer besonderen Vollkommenheit zu einer andern fortschreitet, und die Unvollkommenheiten immer mehr und mehr vermeidet. Und dieses ist das höchste Gut, welches er erreichen kan, daß also das höchste Gut des Menschen oder seine Seligkeit mit Recht durch einen ungehinderten Fortgang zu grösseren Vollkommenheiten erkläret wird.

*) „Vernünftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen, Zur Beförderung ihrer Glückseeligkeit, den Liebhabern der Wahrheit mitgetheilet von Christian Freiherrn von Wolff. Halle. Renger. 1752. Neue (3) Auflage." 8.

§. 45. Da nun der Mensch immer zu grösseren Vollkommenheiten fortschreitet, wenn er sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einrichtet; so wird durch Beobachtung des Gesetzes der Natur das höchste Gut oder die Seeligkeit, deren man fähig ist, erhalten, und ist dannenhero seine Erfüllung das Mittel, wodurch wir das höchste Gut oder unsere Seeligkeit, deren wir auf Erden fähig sind, erlangen.

§. 46. Je mehr also der Mensch von dem Gesetze der Natur abweichet, je mehr entfernet er sich von dem höchsten Gut oder von seiner Seeligkeit. Und also machet man sich durch die Uebertretung des Gesetzes der Natur derselben verlustig, und verfället in einen unseeligen Zustand. Ja, wenn man nicht fortfähret sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der natur einzurichten; so gehet die bereits erlangte Seeligkeit verlohren: wie wir auch im Gegentheile aus dem unseeligen Zustande nicht anders können herausgezogen werden, als wenn wir das Gesetze der Natur anfangen zu halten.

§. 47. Ich rede hier als ein Welt-Weiser bloß von derjenigen Seeligkeit, die der Mensch durch natürliche Kräfte erreichen kann, und eigne demnach keinesweges der Natur zu, was unsere Gottes-Gelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen. Unterdessen da die Gnade die Natur nicht unterdrücket, sondern ihr aufhilft, ingleichen da sie ihr nicht zuwider ist, sondern mit ihr zusammen stimmet: denn wie könte wider einander seyn, was von einem Gott herkommet, der vollkommen weise ist? so werden Verständige, welche ohne Vorurtheile und Bitterkeit dem nachdencken, was ich von der irrdischen Seeligkeit des Menschen gesaget habe, zur Gnüge sehen, wie wohl die Weltweisheit mit den Lehrsätzen der Gottes-Gelehrheit zusammen stimmet und durch meine Lehren der Unterschied der Natur und Gnade und der Vorzug der Gnade für der Natur, und was mehr hierher gehöret, am allerdeutlichsten und gründlichsten gezeiget werden kan. Vielleicht findet sich Gelegenheit, daß ich diesen Punct nach der von GOtt mir verliehenen Einsicht selbst ausführlich abhandle. Jetz muß ich mich in den vorgesetzten Schrancken der Welt-Weisheit halten.

§. 48. Aus dem, was von dem höchsten Gute des Menschen, oder seiner Seeligkeit gesaget worden, ist zugleich klar, daß das höchste Uebel oder die Unseeligkeit der Menschen in einem steten Fortgange zu grösseren Unvollkommenheiten bestehet, und daher die Uebertretung des natürlichen Gesetzes das Mittel ist sich darein zu stürtzen.

§. 49. Wer von einer Vollkommenheit zu der andern unverhindert fortschreitet, und die Unvollkommenheit vermeidet, dabey aber auch darauf acht hat, der hat eine anschauende Erkäntniß der Vollkommenheit. Weil nun die anschauende Erkänntniß der Vollkommenheit Lust oder Vergnügen gebieret; so hat er ein beständiges Vergnügen. Und demnach ist das höchste Gut oder die Seeligkeit des Menschen mit einem beständigen Vergnügen verknüpfet.

§. 50. Man darf sich auch nicht fürchten, daß das Vergnügen, so man einmahl gehabt, sich künftig in Trauren verkehren werde, und man also seine Lust mit einer größeren Unlust werde bezahlen müssen.

Denn die Unluſt entſtehet aus einer anſchauenden Erkäntniß der Unvollkommenheit. Wenn ſich demnach die Luſt in Unluſt verkehren ſoll; ſo muß man als Unvollkommenheit erkennen, was man für Vollkommenheit gehalten. Wer nun die Vollkommenheit von der Unvollkommenheit richtig zu unterſcheiden weiß, der kan unmöglich eine für die andere halten und dannenhero bleibet ſein Vergnügen beſtändig.

§. 51. Wo man unverändert fortſchreitet von einer Vollkommenheit zur andern und alle Unvollkommenheiten vermeidet, da erwächſet ein beſtändiges Vergnügen, und darf man ſich nicht fürchten, daß es in ein Mißvergnügen ausſchläget. Solcher geſtalt behält das Vergnügen oder die Luſt beſtändig die Oberhand, und iſt demnach hier eine fortdauernde Freude. Alſo iſt die Seeligkeit mit einer ſteten Freude verknüpfet.

§. 52. Der Zuſtand einer beſtändigen Freude machet die Glückſeeligkeit aus. Da nun das höchſte Gut oder die Seeligkeit mit einer beſtändigen Freude verknüpfet; ſo iſt der Menſch, der es beſitzet, in dem Zuſtande einer beſtändigen Freude. Und dannenhero iſt das höchſte Gut mit der Glückſeeligkeit verbunden.

§. 53. Da nun das höchſte Gut durch die Erfüllung des natürlichen Geſetzes erhalten wird; ſo iſt auch die Beobachtung dieſes Geſetzes das Mittel, wodurch man ſeine Glückſeeligkeit erhält. — — —

XCVIII. Joh. Jakob Maſcou.

(1689 — 1761.)

Aus der Geſchichte der Teutſchen. *)

1. Attilas Geſchlecht, Hof und Charakter.

(Erſtes Buch. S. 424.)

Dieſer iſt der **Attila**, der eine Zeitlang das Schrecken von Europa geweſen. So weit auch damals ſein Name in der Welt erſchollen, ſo dunckel iſt ietzund ſeine Hiſtorie. Einige **autores**, ſo die alten Lieder von ſeinen Thaten, welche bey den Hunnen und Teutſchen im Gebrauch geblieben, und vielleicht lange nach ihm erſt gemacht worden, bey ihren Erzehlungen zum Grunde geleget, oder wohl gar allerhand Umſtände ſelbſt erdichtet, haben ſie faſt in einen Roman verwandelt. Zu gutem Glück ſind noch einige Stücke aus **Prisci** (der an **Attilae** Hof als Geſandter vom Kaiſer **Theodosio** geweſen) Gothiſcher Hiſtorie übrig geblieben, aus welcher wir die zuverläſſigſte Nachricht nehmen können. Was ſein Geſchlecht anbetrifft, ſo rühmet er deſſelben Adel und Hoheit

*) Geſchichte der Teutſchen bis zu Anfang der Fränckiſchen Monarchie in Zehen Büchern verfaſſet von D. Johann Jacob Maſcou. Leipzig. J. Schuſter 1726." 4.

Die Fortſetzung führt den Titel: „Geſchichte der Teutſchen bis zu Abgang der Merovingiſchen Könige in ſechs Büchern fortgeſetzet von D. Joh. Jacob Maſcou. Leipzig. Schuſter. 1737." 4.

ſelbſt bey **Prisco.** Die Hunniſche Macht war nach ſeines Bruders Tod unter ihm vereiniget worden, und erſtreckte ſich über die Oſt-Gothen, und viele andere Teutſche und Sarmatiſche Völcker, die vormals unter derſelben Herrſchafft geſtanden, von der Donau und dem Schwartzen-Meer ziemlich tief gegen Norden. Doch hatte er auch einen groſſen Strich Landes zur Lincken des gedachten Fluſſes: **Priscus** giebt die Länge an, von der Sau bis an **Noui** in Thracien; die Breite aber 15 Tage-Reiſen: und berichtet ferner, daß **Naissus** ietzo **Nissa** in Servien der letzte Ort geweſen, darinnen die Unterthanen des Römiſchen Reichs, und die Hunnen mit einander Handlung treiben können. Aus dieſem Unterſcheid der ihm unterworffenen Völcker iſt es entſtanden, daß an ſeinem Hofe, auſſer der Hunniſchen, auch die Gothiſche Sprache, und ein verderbtes Latein geredet worden. Der Hauptſitz ſeines Reichs war in den Ländern zur Rechten der Donau. Aus der Beſchreibung die **Priscus** von der Reiſe, ſo er als Geſandter dahin gethan, uns hinterlaſſen, erhellet, daß **Attilae** Lager damals zur Rechten der Donau, gegen das ietzige Widin über, geſtanden: und die Geſandtſchafft von dannen noch 15 Tage-Reiſen bis zu ſeiner Reſidentz gehabt. Sein Hof-Lager beſtand aus vielen von Holtz zuſammengefügten Gebäuden, und war ſo weitläufftig, ſo ordentlich, und ſo reinlich, daß es manche Stadt beſchämen konte. **Priscus** hat uns viel beſondere Umſtände von ſelbigem Hofe hinterlaſſen. Er thut dabey Meldung, von **Attilae** zweyen Gemahlinnen, denen er beyden aufgewartet, und von den verſchiedenen Söhnen, die ſich damals um den König befunden.

Auf den Müntzen, die man von **Attila** erdichtet, hat man ihm faſt keine menſchliche Geſtalt gegeben. Und was die Gemüths-Beſchaffenheiten anbetrifft, ſtellen ihn die neueren insgemein ſo wild vor, als wenn er ſich ſelbſt aus ſeiner Grauſamkeit Ehre gemacht, und ſich unter andern ſeltſamen Titeln, auch eine Geiſſel Gottes genennet. Dieſen ſetzen wir die Abbildung entgegen, welche uns **Jornandes,** vielleicht aus **Prisci** Hiſtorie entlehnet, hinterlaſſen. Er war kurtz von Perſon, hatte breite Schultern, einen groſſen Kopf, kleine Augen, und eine geſtutzte Naſe. Die Begierde zu herrſchen machte bey ihm den mächtigſten Trieb: dabey war er ſo gütig gegen die, welche er einmal in Schutz genommen, als ſchrecklich gegen die Feinde. Wie die Beſchreibung ſeiner Geſtalt mit dem, was von dem äuſſerlichen Weſen der Hunnen überhaupt bekannt iſt, eintrifft, ſo kömmt auch die Bezeichnung ſeiner Gemüths-Eygenſchafften, mit den Thaten, die der ſicherſte Spiegel des menſchlichen Gemüths ſind, überein. **Priscus** beſchreibet ihn durchgehends als einen Herrn von ernſthafftigem Weſen, und lauffen einige Umſtände mitunter, die etwas grauſames zeigen. Wie bey feurigen Gemüthern insgemein die Bewegungen von Liebe, und Zorn gleich hefftig ſind; ſo haben bey **Attila** die letztern deſto weiter gehen müſſen, je nöthiger die Strenge, ſo wilde Völcker im Zaun zu halten, geweſen. Zum Kriege trieb ihn ſein Ehrgeitz, und die gemeine Neigung der Nation, welche kein ander Mittel Ruhm zu erwerben kennete. Er bediente ſich dabey des Aberglaubens ſeiner Unterthanen, um dem Volck

deſto mehr Vertrauen zu ſeinen Waffen zu machen: indem er ausbringen laſſen, er habe das Schwerdt, ich weiß nicht, was für eines Helden, den damals die Nachwelt als einen GOtt des Krieges verehrete, in ſeine Hände bekommen. Wie man aber von denen, die groſſe Reiche geſtifftet, allemal vermuthen kan, daß ſie ihr Glück nicht bloß der Fauſt zu dancken gehabt, ſo finden wir auch bey **Attila** viel andere Gemüths-Gaben, welche, wenn ſie bey den Scythiſchen Helden angetroffen werden, deſto mehr Hochachtung und Vergnügen erwecken; weil das bey ihnen bloß eine Würckung der Natur iſt, was bey den Griechen und Römern vielmal erſt durch eine ſorgfältige Erziehung herausgebracht worden. Er war nicht ſo wild, daß man nicht einige Funcken der natürlichen Religion, die ſich unter den roheſten Heyden finden, in ſeinem Thun und Laſſen hervor ſcheinen ſähe. **Priscus** erzehlet, daß er unter ſeinen Söhnen, den jüngſten deßwegen am liebſten gehabt, weil die Wahrſager prophezeyet, daß der Himmel demſelben allein die Nachfolge zugedacht. Er wuſte mitten unter dem Geräuſche der Waffen auch die ruhigen Künſte des Friedens wohl zu gebrauchen. **Priscus** beſchwehret ſich faſt, daß er gar zu viel Geſandtſchafften geſchicket. Er führte nicht allein ſein Volck ſelbſt im Kriege an, ſondern ſaß auch in Perſon zu Gerichte. Und wer ſolte wohl vermuthen, daß, wenn **Attila** öffentliche Tafel gehalten, die Poeten dabey ihre Aufwartung gehabt, und die Gedichte, ſo ſie auf ſeine Feldzüge gemacht, mit eine der Beluſtigungen des Hofes geweſen. Unerachtet er groſſe Schätze zuſammen gebracht, und ſeine Unterthanen viel von der Verſchwendung, und Pracht der Römer annahmen, ſo hielt er zwar einen Hof, der einem ſo groſſen Könige gemäß war, für ſeine Perſon aber blieb er bey der alten Sparſamkeit. Er hatte an ſeiner Kleidung, Gewehr und Pferde Zeug nichts beſonders; und **Priscus** ſchreibet an obgedachtem Ort, daß, da die Tafel mit güldenen, und ſilbernen Gefäſſen beſetzet geweſen, er doch vor ſich nur einen höltzernen Becher, und ein Gerichte Fleiſch in einer höltzernen Schüſſel gehabt. Bey ſolcher Beſchaffenheit könnte **Attila** vielleicht vor einen löblichen Regenten mitgehen, wenn er es nicht für rühmlicher gehalten, fremde Völcker zu bezwingen, als die ſeinigen wohl zu regieren. Da aber die Eigenſchafften der Fürſten ihren wahrhafften Preis daher bekommen, nachdem ſie dem menſchlichen Geſchlecht zum Vortheil oder Schaden gereichen, ſo erneuert auch **Attilae** Andencken allemal zugleich den Vorwurff, daß ſeine Gröſſe, die Verwüſtung ſo vieler Länder gekoſtet. — — —

2. Die Schlacht bey Chalons sur Marne.

(S. 433.)

Attila zog ſich darauf zurücke, und ſetzte ſich in der Ebene bey **Chalons sur Marne**, allwo er die vereinigte Macht der Römer und Gothen erwartete. **Aetius** und **Theodericus** hatten einige Urſache, dem König der Alanen **Sangibano**, welchem man Schuld gab, daß er Orléans den Hunnen hätte liefern wollen, nicht zu trauen. Weßwegen ſie die Armee dergeſtalt ſtelleten, daß er mitten unten die andern Trup-

pen, von derer Treue man genugsam versichert war, zu stehen kam, und demnach tapffer fechten muste, wenn er auch den Vorsatz Anfangs nicht gehabt hätte. **Attila** hatte von seiner Seiten die Schlacht-Ordnung so eingerichtet, daß er den Hauptzug selbst commandirte; die Gothen, Gepiden, und andere in seinen Diensten stehende Völcker aber die beyden Flügel machten. Das Treffen hat nicht so lange gewehret, als es blutig gewesen seyn muß; wenn anders nur zu begreiffen, wie in so kurtzer Zeit, so viel tausend Menschen, als man angiebt, sich unter einander umbringen können. **Theodericus**, der König der West-Gothen, blieb bald zu Anfang des Treffens; aber seine Leute setzten nichts desto weniger mit solcher Wuth in die Hunnen, daß sie selbige in Unordnung brachten. Die Nacht entschied den Streit, und **Attila** zog sich in sein Lager zurücke; der Verlust war von beyden Theilen fast gleich: der folgende Tag versicherte aber doch den Römern und Gothen den Preiß des Sieges, weil **Attila** sich nicht aus seiner Wagenburg heraus getrauete. Hingegen fiel es den Bundsgenossen auch unmöglich, ihn aus selbiger mit Gewalt heraus zu treiben. Der Gothische Printz **Thorismond**, ward an seines Vaters Stelle zum König ausgeruffen, und ließ ihm auf der Wahlstatt ein prächtig Leichbegängniß halten. Er brannte für Begierde, dessen Tod an den Hunnen aufs neue zu rächen. Aber **Aëtius** rieth ihm, vielmehr nach Hause zu eylen, damit nicht etwan einer seiner jüngern Brüder, in seiner Abwesenheit Unruhe anrichten möchte. — — —

XCIX. Ludwig Schnabel.*)

(1691 — 1760.)

Aus der Insel Felsenburg.

(S. 177.)

Dieser genommenen Abrede kamen wir**) in allem genau nach, beredeten Concordien, an den Fluß fischen zu gehen, eröffneten dem

---

*) „Wunderliche Fata einiger See-Fahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebohrnen Sachsens, Welcher in seinem 18den Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiff-Bruch selb 4te an eine grausame Klippe geworffen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheyrathet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als 300 Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammlet, seine in Teutschland ausgekundschaften Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres, als in seinem hunderten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt, und vermuthlich noch zu dato lebt, entworffen Von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne, Mons. Eberhard Julio, Curieusen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüths-Vergnügen ausgefertigt, auch par Commission dem Drucke übergeben von Gisandern. — — Nordhausen, bei Joh. H. Groß. 1751." 8.

**) Eberhard Julius erzählt.

Lemelie *) von unſerm Vorhaben, ſo viel als er wiſſen ſolte, und giengen alle 3 gerades Wegs nach der unterirrdiſchen Höle zu, nachdem ich in eine mit ausgelaſſenen Seekalbsfett angefüllte eiſerne Pfanne, etliche angebrannte Lochte gelegt, und dieſelbe anſtatt einer Fackel mitgenommen hatte.

Ich gieng voran, Lemelie folgte mir, und der Herr von Leuven **) ihm nach, ſo bald wir demnach in die fürchterliche Höle, welche von meiner ſtark brennenden Lampe überall erleuchtet wurde, eingetreten waren, erſchien ein ſtarker Vorrath allerhand Hausgeräths von Kupffer, Zinn und Eiſenwerk, nebſt vielen Packfäſſern und zuſammen gebundenem Ballen, welches alles aber ich nur obenhin betrachtete, und mich rechter Hand nach einer halb offen ſtehenden Seitenthür wandte. Nachdem aber ſelbige völlig eröffnet hatte, und gerade vor mich hinging, that der mir folgende Lemelie einen lauten Schrey, und ſank ohnverſehens in Ohnmacht nieder zur Erden. Wolte GOtt, ſeine laſterhaffte Seele hätte damahls den ſchändlichen Cörper gänzlich verlaſſen! ſo aber riß ihn von Leuven gleich zurück an die friſche Lufft, rieb ihm die Naſe und das Geſicht ſo lange, bis er ſich etwas wieder ermunterte, worauf wir ihn allda liegen lieſſen, und das Gewölbe rechter Hand aufs neue betraten. Hier kam uns nun dasjenige, wovor ſich Lemelie ſo grauſam entſetzt hatte, gar bald zu Geſichte. Denn in dem Winkel linker Hand ſaß ein ſolcher Mann, dergleichen mir vergangene Nacht erſchienen, auf einem in Stein gehauenen Seſſel, als ob er ſchliefe, indem er ſein Haupt mit dem einen Arme auf den darbei befindlichen Tiſch geſtützt, die andere Hand aber auf dem Tiſche ausgeſtreckt liegen hatte. Uber dem Tiſche an der Wand hieng eine 4 eckigte Lampe, und auf demſelben waren, nebſt etlichen Speiſe- und Trinckgeſchirren, 2 groſſe, und eine etwas kleinere Tafel mit Schrifften befindlich, welche 3 letztern Stücke wir heraus ans Licht trugen, und in der erſten Tafel, die dem Anſehen nach aus einem zinnern Teller geſchlagen, und ſauber abgeſchabt war, folgende Lateiniſche Zeilen eingegraben ſahen, und ſehr deutlich leſen konten.

Mit dieſen Worten ſtund unſer Altvater Albert Julius auf, und langete aus einem Kaſten verſchiedene Briefſchafften, ingleichen die erwehnten drey zinnerne Tafeln, welche er bis daher fleiſſig aufgehoben hatte, überreichte eine groſſe, nebſt der kleinen, an Herr M. Schmelzern, und ſagte: Mein Herr! ihr werdet allhier das Original ſelbſt anſehen, und uns ſelbiges vorleſen. Dieſer machte ſich aus ſolchem Alterthume eine beſondere Freude, und las uns folgendes ab: ***) — — — — — —

Nachdem wir über dieſes ſonderbare Alterthum und die ſinnreiche Schrifft, welche gewiß aus keinem ungelehrten Kopfe gefloſſen war, noch ein und anderes Geſpräch gehalten hatten, gab mir der Altvater Alber-

*) Lemelie und Leuven ſind ſeine Gefährten.

**) Hier folgt nun die Inſchrift in lateiniſcher Sprache, welche am Schluß dieſes Bruchſtücks in deutſcher Sprache mitgetheilt iſt.

tus die drey zinnern Tafeln, (wovon die eine eben daſſelbe in Spaniſcher Sprache zu vernehmen gab, was wir auf der groſſen lateiniſch geleſen,) nebſt den übrigen ſchrifftlichen Urkunden in Verwahrung, mit dem Befehle: Daß ich alles was Lateiniſch wäre, bey künfftigen müſſigen Stunden ins Hochteutſche überſetzen ſolte, welches ich auch mit eheſten zu liefern verſprach. Worauf er uns nach verrichtetem Abendgebet beurlaubte, und ſich zur Ruhe legte.

Ich Eberhard Julius hingegen war nebſt Herrn M. Schmelzern viel zu neugierig, um zu wiſſen, was die alten Brieffſchafften in ſich hielten, da wir denn in Lateiniſcher Sprache eine Lebensbeſchreibung des Spaniſchen Edelmanns, **Don Cyrillo de Valaro**, darunter fanden, (welches eben der 131 jährige Greiß war, deſſen Cörper damahls in der Höle unter dem Albertshügel gefunden worden,) und bis zu Mitternacht ein Theil derſelben mit gröſtem Vergnügen durch laſen. Ich habe dieſelbe nachhero ſo zierlich, als es mir damahls möglich, ins Hochteutſche überſetzt, allein um den geneigten Leſer in den Geſchichten keine allzugroſſe Verwirrung zu verurſachen, vor beſſer gehalten, dieſelbe zu Ende des Werks, als einen Anhang, beyzufügen, weil ſie doch hauptſächlich zu der Hiſtorie von dieſer Felſen-Inſul mit gehöret. Inzwiſchen habe einiger, im Lateiniſchen vielleicht nicht allzuwohl erfahrner Leſer wegen, die auf der zinnern Tafel eingegrabene Schrifft, teutſch anhero zu ſetzen, vor billig und nöthig erachtet. Es iſt mir aber ſolche Verdolmetſchung, dem Wortverſtande nach, ſogleich gerathen:

Ankommender Freund! wer du auch biſt. Wenn dich vielleicht das wunderliche Schickſal in dieſe wunderbare Behauſung wunderbarer Weiſe führen wird, ſo erſtaune nicht allzuſehr über die unvermuthete Erblickung meines Gerippes, ſondern gedenke, daß du nach dem Fall der erſten Eltern eben dem Schickſal und eben der Sterblichkeit unterworffen biſt. Im übrigen laß das Ueberbleibſel meines Leibes nicht unbegraben liegen; Denn weil ich geſtorben bin, habe ich mich Verſtorbenen nicht ſelbſt begraben können. Einem Chriſten, wo du anders ein Chriſt, oder zum wenigſten ein Menſch biſt, ſtehet zu, einen Chriſten ehrlich zur Erde zu beſtatten.

Da ich mich in meinem ganzen Leben beſtrebt, daß ich an Chriſtum gläubte. Chriſto lebte, und endlich Chriſto ſtürbe.

Du wirſt vor deine geringe Arbeit eine groſſe Belohnung erhalten. Denn wenn dir das Glücke dasjenige, was es mir ſeit vielen Jahren her verweigert hat, wiederfahren läſſet, nemlich, daß du dich wieder zu der abgeſonderten Geſellſchafft der Menſchen geſellen könneſt;

So wirſt du dir eine koſtbare Belohnung zu verſprechen, und dieſelbe aus dieſer Höle mit hinweg zu nehmen haben; Wenn du aber ſo, wie ich, gezwungen biſt, in dieſer Einſamkeit, als ein Einſiedler, dem Tode entgegen zu gehen; So werden doch einige merkwürdige Schrifften, die in meinem in Stein gehauenen Seſſel verborgen liegen, dir vielleicht erfreulich und nützlich ſeyn. Wohlan! Nimm dieſelben mit dankbarem Herzen an, der gütige Himmel mache dich beglückt, und zwar glücklicher als mich, wiewohl ich mich niemahls vor recht unglücklich

geschätzt habe. Lebe wohl, ankommender Freund! Lebe wohl, höre meine Bitte, begrabe mich, und glaube, daß GOtt, welchem ich gedienet, geben wird: Daß du wohl lebest.

Die Zeilen auf der kleinen Tafel, bedeuten in Teutscher Sprache so viel:
Ich bin geboren den 9ten August 1475.
Auf diese Insul gekommen, den 4ten Nov. 1514.
Ich empfinde, daß ich Alters halber in kurzer Zeit sterben werde, ohngeacht ich weder Krankheit noch einige Schmerzen empfinde.
Dieses habe ich geschrieben am 27ten Jun. 1606.
Ich lebe zwar noch, bin aber dem Tode sehr nahe, den 28. 29. und 30. Jun. und noch den 1. Jul. 2. 3. 4. — — — — —

C. Heinrich von Bünau.

(1697 — 1762.)

Aus der deutschen Kaiser- und Reichs-Historie. *)

Kaiser Ludwig und seine Söhne.

(Dritter Theil. S. 144.)

Weil nun auf diese maße in Güthe nichts auszurichten, rückten beyde Armeen immer näher an einander, biß sie endlich am Tage Johannis im Elsaß in einer Fläche, so damahls Rothfeld genennet worden, gegen einander das Lager aufgeschlagen. Einige meynen, dieses Rothfeld habe nächst bey Straßburg nicht weit vom Rhein gegen Colmar oder Basel zu gelegen, und sey eben dasjenige, so anjetzo Rothleube genennet werde, weil man damahls eine Leube oder Schirm von Reisern gemachet, darunter der Kayser und seine Söhne zusammen kommen sollen: Allein es ist glaublicher, daß solches noch näher bey Colmar gelegen; Alle Scribenten der damahligen Zeit bezeugen, daß es nachhero das Lügenfeld genennet worden. Weil nemlich in demselben das gantze Fränckische Heer und so viel vornehme Herren, wieder Treue, Glauben und Schuldigkeit gehandelt, und den Kayser schändlicher Weise verlassen.

Denn da Kayser Ludewig von seinen Söhnen, nichts als Worte erlangen konnte, machte er alle Anstalten, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, und beyderseits Armeen erwarteten nur den letzten Befehl, um einander anzugreiffen: Als dem Kayser hinterbracht ward, der Römische Pabst komme aus der feindlichen und nähere sich der Kayserlichen Armee. Hierüber ward das Treffen aufgeschoben, und der Pabst zwar in das Kayserliche Lager gelassen, von dem Kayser aber ziemlich kaltsinnig aufgenommen, und ihm gesaget, daß, weil er nicht mit dergleichen Gedancken komme, als seine Vorfahren gehabt, wenn sie sich bey den Kaysern eingefunden; So werde er sich auch gefallen lassen, daß ihm die seiner Würde gemäßen Ehrenbezeigungen nicht wieder-

*) „Herrn Heinrichs von Bünau Genaue und umständliche Teutsche Käyser- und Reichs-Historie Aus den bewehrtesten Geschicht-Schreibern und Uhrkunden zusammen getragen," 4. I—IV Band. Erster Band Leipzig 1728, zweiter 1732, dritter 1739, vierter 1743.

führen, noch er dergestalt empfangen werde, wie seine Vorfahren von den vorigen Königen angenommen worden. Nun versicherte zwar der Pabst höchlich, wie er nichts als redliche und löbliche Absichten hege, und bloß um Frieden zu stifften gekommen sey, darauf auch dieserhalben Unterhandlungen gepflogen, der Pabst einige Tage im Lager behalten, und unter der Versprechung bald wieder zurück zu kommen, in das feindliche zurück gelassen ward: Allein es wiese sich bald, was darmit gesuchet worden, nemlich nur Zeit zu gewinnen, um dem Kayser seine Armee abspenstig zu machen.

Denn die Könige hatten im Kayserlichen Lager durch ihre heimlichen Anhänger so viel versprechen, drohen und handeln lassen, daß die meisten Kayserlichen Völcker in einer Nacht ihr Lager verliessen, und zu Lothario und seinen Brüdern übergingen. Einige wenige Herren hatten die, ihrem rechtmäßigen Kayser geschworne Treue allen Versprechen und Drohungen vorgezogen, und wolten, ihrer wenigen Anzahl ohngeachtet, mit dem Kayser alles, was über sie beschlossen werden dürffte, standhafft erwarten: Allein der Kayser war auch in diesen seinem Unglück so gütig und großmüthig, daß er sich erklärete: wie er nicht verlange, daß um seinetwillen, und wegen ihm bezeugter Treue, jemand an Leben oder Leibe einiger Schaden zugefüget werden solle, er rieth ihnen also, sich seinen Söhnen zu ergeben, oder sich sonst zu retten.

Diesem ohngeachtet schien es, als ob die Mitverschornen Anstalt machten, den Kayser in seinem Lager zu überfallen, und mit Gewalt wegzuhohlen. Er ließ dahero seinen Söhnen sagen, sie möchten doch nicht zulassen, daß ihm dergleichen Schimpff wiederführe, die zur Antwort gäben, wenn er in ihr Lager kommen wolte, würden sie ihm entgegen gehen, und ihn mit allen gebührenden Ehrenbezeigungen an- und aufnehmen. Dieses that der Kayser, und als er sich dem feindlichen Lager näherte, fand er seine Söhne, die von Pferden gestiegen waren, und ihm euserlich mit aller Ehrfurcht begegneten. Er umarmete sie, sprach eine Weile mit ihnen, und erinnerte sie an alle diejenigen Versicherungen, so sie ihm wegen der Kayserin und des Printzens Carls ehemals gegeben. Sie versprachen wiederum alles, was er nur verlangen konte, ob sie gleich das wenigste davon zu halten in Willens waren. Der Kayser nebst seinem Sohn dem jungen Carl ward in Lotharii Zelt gebracht, die Kayserin aber zu dem König von Bayern geführet. Und auf diese maße muste Ludewig nebst seiner Gemahlin und dem jüngsten Sohne Carln seiner Söhne Gnade leben, und erwarten, was weiter über ihn beschlossen werden dürffte.

Da den Aufrührern alles so wohl von statten gegangen, blieben sie darbey nicht stille stehen, sondern in einer mit ziemlicher Unordnung in dem Lager gehaltenen Versammlung der Stände, ward sogleich beschlossen, daß Kayser Ludewig wegen seiner üblen und schädlich geführten Regierung abgesetzet zu werden verdiene; Daher Lotharius als Kayser erkannt, und zwischen ihm und seinen Brüdern in der Eil eine Theilung der gesammten Lande entworffen ward. — — —

Anmerkungen.

I. Ulphilas. Das älteste Denkmal der deutschen Sprache ist die Bibelüberſetzung des Ulphilas in gothiſcher Sprache.

Ulphilas, der bald auch Gilphulas, Gulfias, Ulfila, Urphilas, Wulfilas genannt wird (von einigen von wulfs, das Raubthier, der Wolf, abgeleitet, wonach Ulphilas = Wölflein) war zwiſchen 360 380 Biſchof der Gothen, die ſich in Dacien, Thracien und Möſien am ſchwarzen Meere und der Donau mit der Erlaubniß des Kaiſers Valens niedergelaſſen hatten. Ueber ſein Leben, Wirken und ſeinen Tod ſind uns keine näheren Nachrichten weder traditionell noch ſchriftlich aufbewahrt worden. *) In ſeiner Ueberſetzung der ganzen heiligen Schrift (angeblich mit Ausnahme der Bücher Samuelis und der Könige) läßt ſich griechiſche Bildung nicht verkennen, obgleich es andererſeits Unkunde der Sprache zeigt, wenn man ſeine Ueberſetzung zu einer ſklaviſchen Uebertragung aus dem Griechiſchen ſtempeln will. Die gothiſche Sprache wird gewöhnlich die möſogethiſche genannt, eine Benennung, die ſich durchaus nicht rechtfertigen läßt, da beſonders die von Mai aufgefundenen Bruchſtücke beweiſen, daß die Sprache dem Geſammtvolke der Gothen angehörte und Ulphilas wahrſcheinlich ſeine Ueberſetzung ſchon vor dem Volksauszug nach Möſien (376) vollendete. Die Sprache, eine ältere Schweſter der altfränkiſchen und altſächſiſchen, iſt zwar ſehr einfach, erreicht aber an Bildungsfähigkeit und Reinheit das Sanskrit nicht, ſelbſt nicht das Griechiſche und Lateiniſche, da Ulphilas, um manche ſeinem Volke fremden Begriffe zu bezeichnen, viele Wörter aus dem Griechiſchen und Celtiſchen aufnehmen mußte. Zugleich hatte er ſich eine Buchſtabenſchrift erfinden müſſen, wobei er das vorhandene griechiſche und lateiniſche Alphabeth zum Grund legte und es dem gothiſchen anpaßte. Außer einer griechiſchen bediente ſich wohl Ulphilas bei ſeiner Uebertragung auch noch einer lateiniſchen Ueberſetzung der Bibel.

Die Bibelüberſetzung des Ulphilas iſt in mehreren Handſchriften erhalten. Die älteſte Handſchrift iſt die ſogenannte ſilberne (Codex argenteus, wegen der ſilbernen Unzialletten auf rothem Pergamente), welche mit mehreren Lücken die vier Evangelien enthält. Dieſer Codex hat eine eigne Geſchichte. Er ward im 16. Jahrhundert in der weſtphäliſchen Abtei Wirden gefunden, wanderte im dreißigjährigen Krieg nach Prag; nach der Einnahme der Stadt machte ihn 1648 der Graf Königsmark der Königin von Schweden, Chriſtinen, zum Geſchenk. Der gelehrte Voſſius brachte ihn 1655 entweder als Geſchenk oder Raub von Stockholm nach Holland, wo ihn Franz Junius copirte und ordnete. Nach dieſer Copie gab ihn in Verbindung mit Junius der Engländer Thomas Marſchall unter folgendem Titel heraus:

Quatuor D. N. Jesu Christi Evangeliorum Versiones perantiquae duae, Gothica sc. et Anglo-Saxonica: Quarum illam ex celeberrimo Codice *Argenteo* nunc primum depromsit Franciscus Junius F. F. Hanc autem ex Cod. MSS collatis emendatius recudi curavit Thomas Mareschallus, Anglus: etc. Dordrechti. M.IↃCLXV.

*) Ueber Ulphilas Leben vergleiche: „Ulphilas Edit. Zahn." S. 19; über die Sprache und Ueberſetzung S. 21 flg.; über die Ulphilaniſche Literatur: die Ausgaben, Grammatiken, Wörterbücher u. ſ. w. S. 53 flg.; dann H. Hoffmann's deutſche Philologie im Grundriss. S. 135 flg.

Die beste und in Deutschlund nicht seltene Ausgabe; das Glossar wegen der Vergleichung mit dem Griechischen sehr belehrend.

Aus Vossius Händen erkaufte den Codex argenteus später der schwedische Graf de la Gardie und machte ihn, in massives Silber gebunden, nebst der von Derrer in Werden gemachten Abschrift, der Universität Upsala zum Geschenk, wo er sich, aber durch die vielen Benutzungen sehr verdorben, sogar um viele Blätter bestohlen, noch als literarisches Curiosum findet. (Ueber die Geschichte der silbernen Handschrift vergleiche Zahn S. 39 flg.)

Eine zweite bedeutende Handschrift, den *Codex Carolinus*, entdeckte 1756 Knittel in der Wolfenbütteler Bibliothek, die einige Capitel des Briefes Pauli an die Römer enthält. Knittel gab die Bruchstücke 1761 in Braunschweig heraus. (Vergleiche Zahn S. 52.) Andere Ausgaben sind die seltne und mindergute von Stiernhielm, Stockholm 1671. 4.; dann die sehr correkte und seltnere von Benzel und Lye, Oxford 1750. Die größten Verdienste, besonders durch die Mittheilung aller möglichen literarischen Hülfsmittel, erwarben sich um den Ulphilas Jhre, Fulda, Reinwald und Zahn. Jhre Hauptausgabe führt folgenden Titel: Ulfilas Gothische Bibelübersetzung, die älteste Germanische Urkunde nach Jhre'ns Text, mit einer grammatisch-wörtlichen Lateinischen Uebersetzung zwischen den Zeilen, samt einer Sprachlehre und einem Glossar, ausgearbeitet von F. K. Fulda — Glossar umgearbeitet von W. F. H. Reinwald — und den Text nach Jhre'ns genauer Abschrift der silbernen Handschrift in Upsal, sorgfältig berichtigt, die Uebersetzung und Sprachlehre verbessert und ergänzt, auch mit Jhre'ns lat. Uebersetzung neben dem Texte und einer vollständigen Kritik und Erläuterung in Anmerkungen unter demselben, samt einer historisch-kritischen Einleitung versehen und herausgegeben von Joh. Ch. Zahn. Weißenfels. 1805. 4.

In den 1818 von Angelo Mai zu Mailand in der Ambrosianischen Bibliothek entdeckten Codd. rescriptt., die von Mai und Castiglione in verschiedenen Ausgaben in den Jahren 1819, 1829 und 1834 herausgegeben wurden, befinden sich die sämmtlichen Briefe Pauli, Fragmente der Evangelien, der Bücher Esra und Nehemia, einer Homilie und Kalenders. Die neueste, mit lateinischer Uebersetzung, kritischen Anmerkungen, Glossar und Grammatik versehene Ausgabe verdanken wir H. von Gabelentz und Dr. Loebe. Bis jetzt ist der erste Theil erschienen, der den Text enthält.

II. **Das Wörterbuch des heiligen Gallus.** Die Handschrift, aus der Graff das Wörterbuch in seinen althochdeutschen Sprachschatz aufnahm, findet sich zu St. Gallen, 913 gezeichnet, und gehört dem 7ten oder 8ten Jahrhundert an. Findet sich auch schon früher abgedruckt in Lachmann's Specim. ling. franc. p. 1.

III. **Exhortatio ad plebem christianam.** Aus dem achten Jahrhundert. Die Handschriften finden sich jetzt zu Kassel und München, früher in den Klöstern zu Fulda und Freisingen, woher auch die Meinung, die Rede rühre aus der Zeit des Bonifacius her. Findet sich außer Docen auch in Eccard Cart. pag. 74 und Willenbücher S. 89.

IV. **Uebersetzung und Auslegung des Vaterunser.** Nach Docen II. S. 287 kann man mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Original noch vor dem Ausgange des 8ten Jahrhunderts geschrieben wurde. Docen fand die Handschrift in der ehemaligen Freysinger Bibliothek; sie ist allem Anschein nach noch vor dem 9ten Jahrhundert, vermuthlich in Bayern, verfertigt worden.

V. **Isidorus de nativitate domini.** Diese lateinische Schrift des Erzbischofs Isidor von Sevilla über die Geburt des Herrn übersetzte wahrscheinlich ein unbekannter Franke. Die Pariser Handschrift gab zuerst Palthen, Greifswalde 1806, heraus, genauer Rostgaard in

der dänischen Bibliothek, Stück 2. Kobenhagen 1738; findet sich auch Schilteri thes. Tom. I. Sect. 2. p. 1 sqq.; Lachmann's Specim. p. 3. Vergleiche auch Endlicher's und Hoffmann's Fragment. theot. pag. 51. In Graff's alth. Sprachsch. findet sich S. XLV eine Probe des Pariser Codex mitgetheilt. Die Uebersetzung folgt sklavisch der lateinischen Wortfolge.

VI und VII. Das **Vaterunser** in allemannischer Sprache, die **Teufelsentsagung** und das **Glaubensbekenntniß** sind dem Inhalte nach ganz ähnliche Denkmäler wie das IV mitgetheilte Vaterunser, stehen aber an Alter diesem bei weitem nach.

Die Abschwörungsformel des Teufels wurde den besiegten Sachsen vorgelegt, welche sie vor der Taufe nachsagen mußten. Die Sprache zeigt den Uebergang der niedersächsischen Mundart in den fränkischen Dialect, die in einander gemischt sind. Vergleiche Jakob Grimm's deutsche Grammatik, erste Ausgabe S. LII, LXV, und Graff's Diutiska II. 191.

VIII. **Schwur der Könige und Völker bei Straßburg.** Bei dem Vertrage 843 schwuren der Deutsche Ludwig und der Franzose Karl diesen Eid in ihren Landessprachen. Der französische Schwur ist das älteste Prosadenkmal der französ. Sprache. In den Monum. ger. hist. finden sich die Erklärungen Jak. Grimm's zu dieser Stelle in den Anmerkungen abgedruckt. Vergleiche außerdem Grimm's deutsche G. erste A. S. LVI.

IX. **Tatian's Evangelienharmonie.** Der Uebersetzer dieser dem Syrer Tatian fälschlich zugeschriebenen, 254 Capitel enthaltenden, Uebertragung ist unbekannt. Sie ist nächst Otfried (Evangelienharmonie) und Notker (Psalmenübersetzung) für die althochdeutsche Sprache die Hauptquelle. Handschriftlich zu Oxford und St. Gallen; zuerst herausgegeben von Palthen, Greifswald 1706. 4., wieder abgedruckt in Schilteri thes. II., nach der Oxforder Ausgabe, jedesmal mit einer Lücke. Das Evangelium des h. Matthäus im Hochdeutsch des 9ten Jahrh. aus d. St. Galler Cod. der Tat. Ev. Harm. mit Vergleich der Schilterschen Ausgabe des Oxf. Manuf. zusammengestellt und nebst den entsprechenden Resten der goth. Uebersetzung zum Gebrauch bei Vorlesungen herausgegeben von J. A. Schmelter. Stuttgart und Tüb. 1827. 8. In Graff's althochd. Sprachschatz findet sich nach der Sang. Handschrift das 80ste und 81ste Capitel abgedruckt. Diese Uebersetzung schließt sich genau der von Isidor an und folgt ebenfalls sklavisch der lat. Wortfolge.

X. **Kero's Uebersetzung der Regel des heiligen Benedict.** Kero, ein Mönch zu St. Gallen, übersetzte in alemannischer Mundart die Regula St. Benedicti, aber steif und geistlos. Findet sich außer Schilteri thes. I. abgedruckt bei Goldast de reb. alem. II. 1. 71. Berichtigungen des Textes in Graff's Diutiska III. 198. Graff in seinem alth. Sprachsch. XLVIII theilt nach der Sangaller Handschrift Cod. 916, das sechste Capitel mit.

XI. **Niederdeutsche Psalmen.** Sie wurden zum erstenmal von Hagen herausgegeben. Ihr sprachlicher Werth ist in den Götting. gel. Anz. 1819. S. 925 gewürdigt. Der Verfasser dieser ältesten verdeutschenden Psalmen ist unbekannt. Die Sprache ist niederdeutsch und giebt wie beinahe alle Uebersetzungen aus diesem Zeitraum den lateinischen Text der Vulgata sklavisch wörtlich wieder. Das erhaltene Bruchstück beginnt mit Psalm 53. 7, und schließt mit Ps. 73. 9.

XII. **Sangallische Syllogismen.** W. Wackernagel hat das Verdienst, diese zuerst in seinem deutschen Lesebuche I. 51 aus einer St. Galler Handschrift, die sich in Zürich findet, mitgetheilt zu haben.

XIII. **Notker's Psalmenübersetzung.** Unter den St. Galler Mönchen haben wahrscheinlich mehrere den Namen Notker geführt; denn die Uebersetzungen und Abschriften, welche sich in St. Gallen von Notker finden,

können unmöglich von Einem Notker herrühren. Ueberhaupt machte sich das Kloster zu St. Gallen unter den Karolingern, später unter den sächsischen Kaisern durch Gelehrsamkeit, Fleiß und durch die Bemühung um Ausbildung der deutschen Sprache sehr verdient. Die meisten althochdeutschen Sprachdenkmäler verdanken wir dem Fleiß der St. Gallner, Die Psalmenübersetzung wird dem dritten Benediktinermönch Notker, welcher den Beinamen Labeo (Großlippe), auch Teutonicus führte und um 1022 starb (nach dem gleichzeitigen Historiker Eckehardus), zugeschrieben. Die Uebersetzung findet sich nebst mehreren kleineren hierher gehörigen Werken Notker's abgedruckt in Schilteri thes. I. 1. Vergleiche Lachmann's Specim. p. 28. Jak. Grimm deutsche Gr. Erste Ausg. S. LX.

Die Sprache bewegt sich freier als alle früheren Uebersetzungen, und ermangelt nicht der Kraft und des Rhythmus.

XIV. **Das Trostbuch des Boëthius.** Die althochdeutsche Uebersetzung vom philosoph. Trostbuche des Boëthius findet sich handschriftlich zu St. Gallen, 825 gezeichnet; Glossen dazu in St. Gallen, München und Einsiedeln.

Die mitgetheilten Bruchstücke verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Carové in Frankfurt am Main, welcher früher mit der Absicht den Boëthius zu bearbeiten an Ort und Stelle eine Abschrift nahm.

Graff hat in s. althochd. Sprachschatz S. XXXVI zwei Bruchstücke aus der St. Galler Handschrift mitgetheilt. Vergleiche auch Lachmann's Spec. p. 27 sqq. Merkwürdig sind im Boëthius die Nachbildungen antiker Versmaße.

XV. **Uebersetzung des Organons von Aristoteles.** Von dieser althochdeutschen Uebersetzung und Erläuterung eines Theils des von Boëthius in's Latein. übersetzten aristotel. Organons finden sich zu St. Gallen zwei Abschriften, im Cod. 818 und Cod. 825.

XVI. **Uebersetzung des Marcianus Capella.** Die althochdeutsche, mit Bemerkungen und Erläuterungen unterbrochne, Uebersetzung der zwei ersten Bücher des Marcianus Capella de nuptiis Mercurii et Philologiae findet sich zu St. Gallen im Cod. 872. Vergleiche Hagen Denkmale des Mittelalt. S. 22; Graff's althochd. Sprachs. S. LII.

Alle diese Denkmäler sind nichts mehr als schülerhafte Uebersetzungsversuche der Mönche und haben nur als Sprachdenkmäler Werth; sie sind ungelenk und geistlos.

XVII. **Williram,** von Geburt ein Franke, war in seiner Jugend ein Schüler des berühmten Abts Lanfranc zu Bec (später Erzbischof von Canterbury von 1070—1088), später wurde er Vorsteher der Klosterschule von Bamberg, dann Mönch zu Fulda und zuletzt Abt des bayrischen Klosters Ebersberg, wo er 1085 starb. Er paraphrasirte das hohe Lied Salomo's doppelt; die eine Paraphrase ist in latein. leoninischen Versen, die andere in deutscher Prosa mit Gewandtheit abgefaßt. Die erste Ausgabe bei der Umschreibung von Merula, Leiden 1598; Schilt. thes. I.; die fränkische allein von Marq. Froher, Worms 1631; und in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Handschrift von H. Hoffmann. Breslau 1827.

XVIII. **Reda umbe diu tier,** auch Physiologus genannt. Es ist eine Umdeutung der Eigenschaften verschiedener Thiere auf Christus und die sündige Menschheit. Hagen's Denkm. S. 50.

XIX. **Nortverts Tractat von den Tugenden.** Die Bruchstücke nehmen, wie Graff Diutiska I. 281 sagt, unter den wenigen Sprachdenkmälern des 12. Jahrhunderts, die den Uebergang aus dem Althochdeutschen in das Mittelhochdeutsche nachweisen, durch ihre reine Sprache und freie Uebersetzung des lateinischen Textes eine vorzügliche Stelle ein. Der Tractat findet sich in dem Cod. 237 zu München.

XXII. **Berthold.** Berthold war, wie er selbst angiebt, Franziskanermönch: als Ort seiner Wirksamkeit tritt an mehreren Stellen Augsburg hervor, wo er in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. gelebt haben mag. Seine Predigten sind im schwäbischen Dialect geschrieben und finden sich handschriftlich zu Heidelberg. Ueber den inneren Gehalt dieser Predigten äussert sich der Herausgeber Kling, in der Vorrede: Berthold nimmt in homiletischer Darstellung eine mittlere Stellung ein zwischen den früheren großen Rednern des Mittelalters, dem heiligen Bernhard und zwischen dem spätern gefeierten Volksprediger, Abraham a St. Clara. Er steht der gemeinen Fassungskraft weit näher als jener, dessen Leben in Thätigkeit im Großen und einsamer Betrachtung getheilt war, der oft das Speculative zu sehr vorwalten läßt; wogegen Berthold mit allen seinen Verzweigungen wie Ausartungen innig vertraut und von vorherrschend practischem Sinn durchaus leicht faßlich für jeden spricht, und das Speculative nur seltner erscheinen läßt, und zwar als ein Fremdes und Ueberliefertes nur dem gemeinen Verstande näher gebracht, auch so, daß er sich immer bald wieder zum Praktischen hinwendet, und dem Grübeln über geistige und himmlische Dinge nicht Raum giebt. Dagegen, so auffallend auch Manches bei ihm sein mag, ist er nicht so sehr in die Weise und den Ton des Volkes hinabgezogen, wie Abraham; er ist viel gehaltener, seine Popularität edler, seine Bilder gewählter, seine Wendungen nicht so vorherrschend komisch, obwohl auch dieses manchmal nicht fehlt, und eine große Naivetät durchaus nicht zu verkennen ist. Aber auch bei ihm verbindet sich mit dem frischen Sein im äußern Leben ein gewisser tiefer mystischer Zug, von dem das ganze Mittelalter gefärbt ist. Ernstlich und unverhohlen wird oft dem Innern sein Recht gerettet gegen das bloß Aeußerliche, kräftig werden die Mißbräuche der Geistlichkeit, vornämlich das Ablaßpredigen, gerügt. Vergleiche Gervinus II. 142.

XXIII. **Der Sachsenspiegel.** Der Sachsenspiegel entstand 1215–1218. durch eine schriftliche Aufzeichnung zuerst in lateinischer, später in deutscher Sprache und Sammlung einheimischer Gewohnheitsrechte auf Veranlassung des Grafen Hojer von Valkenstein. Der Sammler und Aufzeichner, der um 1220 lebte, heißt Ecke (Eika, Eccard, Epko) von Repgow, Besitzer des Gutes Altengößnitz und Vasallen des Grafen von Askanien und Anhalt. Diese Sammlung erhielt trotz des heftigen Widerspruchs des Papstes, der fürchtete, die Gerichtsbarkeit möchte dadurch den Händen der Geistlichen entzogen werden, durch den allmählich immer allgemeiner werdenden Gebrauch ohne öffentliche Bestätigung gerichtlich-entscheidendes Ansehen. Die Handschrift, welche der Ausgabe von Homeyer zu Grund gelegt ist, stammt aus dem Jahre 1369. In der gereimten Vorrede (praefatio rhythmica) sind die obersächsischen Sprachformen überwiegend. Mit dem mitgetheilten Prologus, gleich nach dem ersten Satze, tritt entschieden die niedersächsische Mundart ein, die auch im Ganzen vorherrschend bleibt. Dieß hindert jedoch nicht den häufigen Gebrauch einzelner obersächsischer Formen, die, bei der überhaupt ungleichen Orthographie, für dasselbe Wort mit niedersächsischen wechseln. Andere Ausgaben sind von C. Zobel und Loß. Leipzig 1545. fol; von J. F. Ludovici. Halle. 1720. 4.; von C. W. Gärtner. Leipzig 1732. fol. Der in der Gärtnerschen Ausgabe abgedruckte Text ist einer vortrefflichen oberdeutschen Handschrift, zu Leipzig befindlich, entlehnt.

XXIV. **Der Landfriede und Reichsabschied Friedrich II. zu Mainz.** Kaiser Friedrich II. befahl, daß die Statuten und Gesetze, welche auf dem Reichstag zu Mainz 1235 und 1236 abgefaßt, auch in deutscher Sprache bekannt gemacht wurden. Die Gesetze betrafen die Ruhe und den Frieden des Reichs. Dieß erfahren wir aus des Mönchs Gottfried Annalen, welche Lehmann in seiner Speirer Chronik I. V. c. 107 mittheilt. Dieser Landfriede in schwäbischer Mundart ist die älteste öffentliche politische Urkunde in Deutschland.

XXV. Der Schwabenspiegel oder das alemannische Landrecht wurde nach Goldasts Angabe von dem Grafen Berthold von Grimmenstein um 1282 nach dem Muster des Sachsenspiegels und mit Benutzung desselben, so wie altbayrischer und alemannischer Gesetze auf die Grundlage des ältern jus francomicum für das südliche Deutschland abgefaßt. Man findet ihn außer Schilteri thes. II. fast in den meisten deutschen Rechtssammlungen abgedruckt.

XXVI. Philosophischer Tractat von der wirklichen und möglichen Vernunft. Ueber die mystische Richtung des vierzehnten Jahrhunderts, welche durch Tauler, Suso, Heinrich von Nördlingen, Ekkart, Hermann von Fritzelar ausgebildet wurde, vergleiche Gervinus Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen II. 135 flg.

Nach einigen Sprachformen z. B. boben (über) zu schließen, gehört der merkwürdige, unbekannte, zugleich neuplatonisch tief wie im speculativen Ausdruck gewandte Theosoph dem nördlichen Deutschland an. Man muß über das Genie unserer Sprache erstaunen, die tiefsinnigsten Speculationen, für die man sonst nur scholastische Formeln hatte, ohne Ausdruckweisen aus fremden Sprachen, ohne eine Terminologie zu entlehnen, in reindeutscher Sprache und mit einer gewissen Eleganz klar dargestellt zu finden. Hätte die nachfolgende Zeit dieses philosophische Talent unsrer Sprache weiter ausgebildet, so hätte die neuere Philosophie sich vielleicht keiner fremden Terminologie bedienen müssen, wodurch sie sich von vornherein einer allgemeinen Wirkung auf die Nation begab. Diese Abhandlung fand Docen einem einzelnen Duodezband beigebunden, auf Pergament geschrieben, vermuthlich aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. und dem Anschein nach von der ungeschickten Hand eines Klostergeistlichen geschrieben. Die Orthographie ist überall ungleich und entstellt, und finden sich offenbare Lücken; mehrere Stellen sind so verwirrt, daß sie gar keinen Sinn geben. Vergleiche Mundt Kunst der deutschen Prosa S. 175. Gervinus II. 146 bemerkt dagegen, daß Docen dem Titel nach zu urtheilen, das Stück nicht verstanden habe. Seine Analyse stellt folgenden Zusammenhang heraus. Es ist eine Streitfrage, wie der Mensch selig sei. Einige sagen, die Seligkeit sei ein so großes Gut, daß Gott sie keinem Menschen von Natur mittheilen könne, sondern daß sie ihm durch übernatürliche Kraft, durch Gnade, durch das Licht der Glorie gegeben werde. Meister Ekkart spricht: Seligkeit liege darin, daß man Gott leide oder sich mit ihm vereine, denn dieß sei eins: wo nämlich zwei Dinge sich vereinen, da muß das Eine das Andere leiden, wie Holz das Feuer. So nun leide der ledige, leidende Geist das vernünftigere Wirken Gottes: denn Gott ist ein vernünftiges Wirken, sein Wesen ist sein Wirken. Gegen dieß geht nun unser Theosoph zu Felde: Etwas, sagt er, sei in der Seele, dessen Wesen gleichfalls vernünftiges Wirken sei, und dieß sei selig von Natur (während jene bloße Seligkeit durch Gnade zugaben). Jedes vernünftige Wesen sei selig von Natur. Der vernünftige Mensch aber sei bloß darum nicht selig von Natur, weil in seiner Seele noch eine andere Vernunft, die mögliche, leidende, nicht wirkende, sei, welche dem Geist eigen ist, insofern er dem Zeitlichen angehört in dem Körper. Könnte sich die Vernunft einfach, ohne ein Medium zu der wirkenden Vernunft kehren, so wäre der Mensch hier schon selig wie dort: „denn das ist die Seligkeit des Menschen, daß er bekennet sein eigen Sein in der Weise der wirkenden Vernunft.“ Diese leidende Vernunft kann aber durch Gnade eben so selig werden, wie die wirkende von Natur ist; diese letztere bedarf der Gnade nicht (und darum ist Natur besser als Gnade), denn sie fließt aus Gott und kehrt dahin zurück, ihr eigenes Wirken ist natürlich, es ist ihr Wesen; ihr Wesen und Wirken besteht aber darin, daß sie Gott sieht und liebt ohne Medium, und darum ist sie selig von Natur. Die mögliche Vernunft aber kann durch Gnade werden, was diese durch Natur ist; sie muß also streben, dieser Gnade theilhaftig zu werden. Dieß wird sie dadurch, daß sie sich vom Körperlichen ledig macht; denn ist sie

dieß, so kann die wirkende Vernunft sie überformen, Eindrücke auf sie üben, so daß sie ihrer Ledigkeit los wird und des Wirkens theilhaftig. Wie die oberste Vernunft es von Natur hat, daß sie selig sei, so hat es dann diese durch Gnade. In ihrem Gottschauen liegt dann ihre Seligkeit, und der Verdammten Hölle ist nichts, als daß sie sich durch Sünden dieser Ueberformung beraubt haben (denn alles Andere, was man von der Hölle sagt, sind nur Bilder für grobe Köpfe). —

XXVII. **Johann Tauler.** Tauler wurde um das Jahr **1294** in Cöln, nach Andern wahrscheinlicher zu Straßburg geboren, trat frühe in den Dominikanerorden, wurde, nachdem er, wie es scheint, in Paris viele geistliche und gelehrte Studien gemacht hatte, in Straßburg Dr. der Theologie und nicht nur der berühmteste Prediger seiner Vaterstadt, sondern seiner Zeit. Er starb in Straßburg am **17.** Mai **1361**, wie das sein Bildniß daselbst tragende Grabmal bezeugt. Er besaß eine so hinreißende Phantasie, daß er öfters ihrer überwältigenden Macht selbst erlag; weßhalb in seinen Lebensbeschreibungen in der von Spener besorgten Ausgabe von Taulers Predigten. Frankfurt am M: und Leipzig **1720.** 4.; eine andere sogenannte „historie vnd leben des erwürdigen Doctors," worin berichtet wird, „wie vnd was vrsachen er kommen sey zů sölchem seinem hochgeystlichen vnd erleüchten stat" in der Ausgabe s. Pred. vom Jahre **1522.**) berichtet wird, daß er einst in ein anhaltendes Weinen während einer Predigt verfallen sei und den Zusammenhang nicht mehr finden konnte, die Kanzel verlassen mußte und in diesem Zustand des Außersichseins zwei Jahre verblieb. Tauler ist sehr originell in seiner Ausdrucksweise; er zeigt in allen seinen Predigten einen tiefen Seelenblick und spricht gern in kühnen glänzenden Bildern und treffenden Gleichnissen, die der Natur und dem Seelenleben entlehnt sind. Alle Frömmigkeit und Tugend führt er, im Gegensatz zu den spitzfindigen Scholastikern, zurück auf ein inneres Christenthum; alles Aeußere, Buße und Beichte hilft nichts, wenn nicht das „inwendig besser wird, so wird es das vßwendig auch nicht"; nur dann kommt der Mensch zu der „Gemahlschafft Gottes" und dringt ein in Gott, „den minniglichen Grund," wenn sich „Niemandt vff die eüsserlichen werck vnd cerimonien" verläßt, sondern „den grund des hertzen erkennet." So verkündet er den edelsten Mysticismus mit einem praktischen Christenthum, eine Verbindung, welche die Zeit wieder erwärmte und für die wahre Religion empfänglich machte. Schrieb er auch seine Predigten, die er deutsch hielt, nach Sitte der Zeit lateinisch nieder, so bleibt ihm dennoch das Verdienst eine neue Gedanken- und Sprachwelt geschaffen zu haben, da seine Schüler, die sie übersetzten oder nachschrieben, die Sprache von ihm gelernt hatten. Vortrefflich würdigt ihn Mundt S. **165** flg., der ihn den Minnesänger der Prosa nennt und über seine Prosa die treffendsten Bemerkungen macht, von denen wir nachfolgende ausheben. Die Sprache des Waldes, der Liebe, der Träume, der Nachtigallen war mit Conrad von Würzburg in Deutschland verklungen; da erhob sich die Sprache der stillen Zelle, der Andacht, der mystischen Gottinnigkeit. Die christliche Mystik wurde der bewegende Inhalt, der nicht nur die Prosa zu einer höhern Kunst ausbildete, als es die deutsche Canzlei vermochte, sondern auch an der Sprache ganz neue und höchst bedeutsame Elemente entwickelte. Dieß war das speculative Wesen der Sprache, das plötzlich in ihr zu schaffen anhub. Die irdische Schönheit in den Minnesängern, die alle sinnliche Blüthe der Sprache hervorlockte, verging vor den trunkenen Augen der Mystiker in der Anschauung des Unsichtbaren, an das sich die hingebende Seele mit ihrer ganzen inneren und äußeren Existenz verlor. Die Sprache wurde zum ersten Mal in ihren metaphysischen Grundkeimen angerührt und entfaltete die wunderbarste Fähigkeit für den Gedanken. — Man kann in Tauler den reinsten Typus der Mystik anerkennen, weil er meistentheils von den trüberen Elementen der Schwärmerei frei blieb, obwohl er sich auch nicht selten einem Uebermaaß

süßlicher Spielereien in Gedanken und Ausdrücken hingab, (weßhalb er der Zuckerprediger genannt wurde). — Taulers Sprache charakterisirt ihn zunächst als den sinnreichen Wortbildner, der sich mit productiver Kühnheit für neue Gedanken neue Bezeichnungen schuf. So schwankend auch seine Grammatik im Einzelnen war, ein so festes und eigenthümliches Gepräge hatte ihr geistiges Wesen, das sich dem mystischen und abstrakten mit nicht geahnter Fügsamkeit anschmiegte. — Ueber das Grammatikalische und Lexikalische vergleiche Meister, Haupteepoen der deutschen Sprache (in den Schriften der Mannheimer deutschen Gesellschaft 2. Band) S. 38. Petersen, die Veränderungen und Epochen der deutschen Hauptsprache (in den Schriften der Mannheimer deutschen Gesellschaft 5. Band) S. 124, der eine Menge Wörter zusammenstellt, die Tauler zuerst schuf oder gebrauchte. Solche Ausdrücke sind: Befindlichkeit, d. i. alles, was vorhanden ist, alles Existirende; Empfänglichkeit, unser Geist, sagt Tauler, sei lauter Empfänglichkeit (Receptivität); Liebmüthigkeit, der Hang gute oder Liebeswerke zu üben; Ungeschaffenheit, alles, was nicht erschaffen ist; Unvorsichtigkeit, der Zustand, wo wir noch in Kämpfen und Erfahrungen zu prüfen sind. Besonders waren es die Wörter mit den Endsylben keit und heit, mit denen er innere Zustände andeutete, so: Gutdunkenheit, Unwandelbarkeit, Wesentlichkeit, Danknemigkeit, Innerheit, Ingossenheit, Abgeschiedenheit, Verborgenheit, Willenlosigkeit, mueterlich Berhaftigkeit (von der Jungfrau Maria); neue Beiwörter für Mittelwörter: das Aug ist bloß aller Bilde d. i. entblößt von allen Bildern, neue Nebenwörter: warlichen, geistlichen, adenlichen, fruchtbarlichen u. s. w.

Tauler riß aber durch seine Predigten, welche eine lautere Religion des Herzens verkündigten, nicht nur alle Zeitgenossen hin, sondern sammelte auch eine Anzahl Gleichgesinnter um sich, welche, als seine natürlichen geistigen Wahlverwandten, in seinem Geist und Ton fortwirkten und fortschrieben. Sie bildeten eine Brüderschaft und nannten sich Jünger der ewigen Weisheit. Zu ihr gehörten vorzüglich Meister Ekkard, Otto von Passau, Heinrich von Nördlingen. *) Ausgaben. Die älteste erschien Leipzig 1498. 4., die ihn auf ihrem Titel den „hochgelarten in gnaden erlauchten Doctor nennt"; dann Augsburg 1498; 1508; Basel 1522, 1531. fol. *Opera*, Köln 1548 fol., mit Speners Vorrede, Nürnberg 1688. 4. Neu bearbeitet: Predigten, 3 Th. Frankfurt a. M. 1826. 8. Vergleiche ausserdem Jördens Lex. V. 3. Wachter S. 130.

XXVIII. **Heinrich von Nördlingen.** Heinrich von Nördlingen war ein Weltpriester aus niederm Stande, dessen äußerliche Umstände sehr schlecht waren. In seinen Briefen werden als verschiedene Oerter seines Aufenthalts angeführt: Avignon, Straßburg, Kostnitz, Augsburg, Ulm. Zu Jessenheim verwaltete er eine Zeitlang ein Pfarramt. Weil er aber aus Gehorsam gegen den Papst den Gottesdienst nicht mehr verrichten wollte, mußte er wie viele Andere im Elend herumziehen und von der Gnade guter Menschen kümmerlich leben. Besonders unterstützten ihn Agnes, die verwittwete Königin von Ungarn, Kaiser Albrechts Tochter, und Tauler, durch den er eine Zeitlang in Basel in großem Ansehen stand. Er war der Beichtvater der Klosterjungfrau Maria Ebnerin, die ihn oft bat in sein Vaterland zurückzukehren. Die Briefe, welche er an diese schöne und verzückte Nonne schrieb, zu der er in geistlicher Liebe entbrannt war und deßhalb eine Schale gesandt hatte, worin sie die süßen Thränen ihrer Andacht und Himmelsberauschung für ihn einsammeln sollte, wurden von einer andern Nonne desselben Klosters Margaretha Bitterlin unter dem Titel zusammengeschrieben;

*) Von Taulers Predigten finden sich noch drei Handschriften vor, die älteste auf der St. Johannes-Bücherei in Straßburg.

Hye volgent noch ain abgeschrifft etlicher andechtiger säntt Brieff, die der selligen mutter schvvester Margaretha Ebnerin gesant sint worden, die gelebt hat in grosser volkumenheit in gaistlichen und selligen stand in dem kloster rumedingen unter der Pfleg prediger Ordens. Anno dom. MCCCXII jar hat got mit ir angefangen zu wircken sine mynne Werck, mangvältige und wunderbarliche genad vnd sie ist abgeschieden von diesem jamertal hin zu got Anno dom. MCCCLI. Die Brieff hat ir gesant ir gaistlicher geträvver vatter Meister Hainrich von Nerlingen gehaissen, ain andechtiger selliger man vnd besunderer fründ gottes, der ir vnd andern Gottes kindern von Got ward geben vnd zugesand vnd dem sie in götlicher lieb vnd aus dem einsprechen Gottes ir leben vnd wesen vnd das got mit ir wircket geoffenbaret hot vnd von ym ratt vnd hilff entphangen.

Diese Elisabeth Ebnerin war im Jahr 1291 geboren und stammte aus einem der angesehensten Patriciergeschlechter Nürnbergs. Ihre älteren Schwestern Agnes, Kunigunde und Christine hatten den Schleier genommen; Elisabeth, nachdem sie im Kloster Engelthal die geistlichen Tugenden geübt, ward im Nonnenkloster Medingen, ohnweit Dillingen im Bisthum Augsburg, Priorin. Die körperlich schwache aber geistig ausgezeichnete Frau hatte viele Gesichte und Offenbarungen, und stand, wie ihre Schwester Christine, im Rufe einer von Gott begnadigten Prophetin. Sie schrieb selbst ihr Leben, welches 1622 von dem Predigermönch Seb. Schletstetter in Schwäbisch Gemünd herausgegeben wurde, wie auch dessen Ordensbruder Fust. Eysenhuet eine Lebensbeschreibung der Ebnerin zu Augsburg 1688 erscheinen ließ.

Diese Briefe sind die ältesten in deutscher Sprache und zeichnen sich, obgleich an manchen Stellen dunkel, vortheilhaft aus.

XXIX. **Herrmann von Fritzlar.** (Fritschelar) „Daz buoch von der heiligen lebine" findet sich unter den Heidelberger Pergamenthandschriften 113 und 114. W. Wackernagel ist mit einem Auszuge in seinem deutschen Lesebuche I. Sp. 675 dem gelehrten Maßmann in München, der an der Herausgabe arbeitet, zuvorgekommen. Es wurde nach der eignen Anzeige des Copisten im Jahre 1349 geschrieben, der Prolog schon im Jahre 1343. Es ist, nach der Angabe des Schreibers, aus vielen andern Büchern, Predigten und Lehrern zusammengelesen, deren Namen alle genannt sind, damit niemand wähnen könnte, daß es aus eignem Sinne gedichtet sei.

XXX. **Sprüche deutscher Mystiker.** Die Werke der Mystiker dieses Zeitraums sind theils schon herausgegeben, theils nur handschriftlich vorhanden. Die sämmtlichen Werke Heinrich Suso's hat Diepenbroick erneuert und Görres in der Vorrede zu diesem Werke manchen schätzenswerthen Aufschluß über jene Richtung der Zeit gegeben. Die Predigten vom Meister Ekkard sind in der Ausgabe der Taulerschen Predigten vom Jahr 1522 abgedruckt, wo es von ihm heißt: er sei „ein fürtreffenlich hochgelerter man gewesen", von welchem Tauler „vnderweylen in seinen predigen meldet." Die Schrifften Ekkards finden sich handschriftlich auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. Von dieser Handschrift hat sich zum Zweck der Herausgabe, nach Herrn Bibliothekar Dr. Böhmers mündlicher Angabe, schon vor einigen Jahren Herr von Lasso in Würzburg eine Abschrift genommen. Auch findet sich daselbst noch die andere Schrift eines Mystikers im Manusc. aus jener Zeit vor, welche noch nicht benutzt worden ist.

XXXI. **Jakob Twinger von Königshofen.** Schilter, der sich so große Verdienste um die Denkmäler unsrer Sprache erworben hat, gab diese Chronik 1698 zum ersten Mal heraus. Von den Lebensumständen des Verfassers förderten seine Untersuchungen nur soviel ans Licht, daß „Jakob von Königshofen ein Straßburgischer von Adel gewesen und ein Priester." Jakob von Königshofen faßte nach seiner eignen Angabe S. 396 seine Chronik im

Jahr 1386 ab. Der Schilterischen Ausgabe der elsassischen und straßburgischen Chronik ist eine etwas jüngere Chronik der Stadt Freiburg im Breisgau angehängt, deren Verfasser unbekannt geblieben ist.

XXXII. **Die goldne Bulle.** Die goldne Bulle wurde durch Kaiser Karl IV. auf zwei Reichstagen zu Nürnberg im Januar und zu Metz im December 1356 als Reichsgrundgesetz verhandelt. Der Kaiser erwarb sich dadurch für die Ruhe Deutschlands ein großes Verdienst, aber zu einem noch größeren würde es herangewachsen sein, wenn das durch so viele politische Zerrüttungen wankende Ansehen des Kaisers durch feste Normen gestützt und das Verhältniß der immer mehr nach Souveränität strebenden Fürsten zum Reichsoberhaupt bestimmt worden wären. Wichtig war es, daß von der päpstlichen Bestätigung des von den Kurfürsten, den „sebin des heiligen Richis durch die als durch sebin luchtinde kirtzlichter daz heilige keisirdum sal herluchtit werdin in eynekeit des sebin gebinden Geistis" gewählten Kaisers nicht die Rede ist, wodurch diese als Anmaßung stillschweigend zurückgewiesen wurden.

Die hier mitgetheilte Uebersetzung ist nach dem Frankfurter Exemplar abgedruckt. Die Sprache neigt zur niedersächsischen hin. Die Bulle ist außer dem prooemium in XXX Capitel abgetheilt.

XXXIII. **Otto von Passau** war Lesemeister oder Lector in einem Franziskaner-Barfüßerkloster zu Basel um 1386. Er schrieb im Geiste Taulers ein dogmatisch moralisches Werk voll edlen Gefühls und gesunden Verstandes, in sehr poetischer Einkleidung, unter dem Titel, die vierundzwanzig Alten oder der goldne Thron. Gemalte Holzschnitte versinnlichen diese Idee. Er läßt nämlich in 24 Abschnitten 24 alte Männer die Hauptsumme der christlichen Tugenden und Glaubenslehren vortragen und versichert, daß er bei der Ausarbeitung seiner Schrift 104 Autoren benutzt habe.

Siehe die mitgetheilte Einleitung und Panzers Annalen.

XXXIV. **Limburger Chronik.** Der letzte Herausgeber dieser für die Sitten- und Culturgeschichte jener Zeit wichtigen Chronik, C. Vogel gibt folgende Notizen in der Vorrede seiner Ausgabe über den Verfasser der Chronik. An dieser Chronik haben mehrere Verfasser gearbeitet; der erste ist nur mit seinem Vornamen Johann bekannt, und daß er Gensbein geheissen, beruht auf einem unzuverlässigen Zeugnisse des Wetzlarischen Chronikschreibers Chelius. Er war Stadtschreiber zu Limburg und schrieb bis 1402, wo er 85 Jahre alt war. Dagegen behauptet Mechtel, er habe Tielman Emmel geheissen und das Werk nur bis 1398 ausgeführt. Die Verschiedenheit läßt sich wohl in der Annahme vereinigen, daß beide gemeinsam geschrieben oder daß die hinterlassenen Sammlungen beider später in Eins gebracht worden sind. Georg Emmel, ein Canonicus in Limburg, der 1538 starb, hat dann die Faden aufgegriffen und fortgeführt. Ihm folgt Adam Emmel bis ins Jahr 1561. Die letzte Hand legte endlich Johann Mechtel, Dechant in Limburg, an, der das Werk bis zum Jahre 1612 führte. Wenn des Letzteren historische Arbeit auch sehr schätzbar ist, so hat er dagegen den alten, reinen Chronikstyl seiner Vorgänger, indem er denselben moderniſiren wollte und in ein schlechtes Deutsch übertrug, verdorben. Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg ließ zuerst diese Chronik bis zum Jahr 1398 in Heidelberg 1617. 8. drucken. Die zweite Auflage erschien bis zum Jahr 1461, mit wenigen Nachträgen vermehrt, 1720 bei Winckler in Wetzlar. Der Herausgeber der neusten Auflage, C. Vogel, (Herborn 1826 und Marburg 1829. 8.) hat leider nicht angegeben, ob er seinen Abdruck nach einem Manuscripte oder nach einer der früheren Ausgaben veranstaltet hat. Er hat trotz seiner Versicherung die Originalsprache nicht gegeben und ich habe daher die mitgetheilten Proben der älteren Ausgabe von Faust entlehnt.

XXXV. **Die Statuten des deutschen Ordens.** Von den Statuten des deutschen Ordens fanden sich viele von einander sehr abweichende

Abschriften vor. Diese Varianten führten manche Störung in dem Geschäftsgang der Ordenshäuser herbei, weßhalb der Hochmeister, Konrad von Erlichshausen, angegangen wurde, eine Revision sämmtlicher Statuten zu bewerkstelligen und sie unter seiner Aufsicht in ein Buch zusammenschreiben zu lassen, von dem die Abschriften nachher alle genommen werden sollten. Dieser Vorschlag wurde auf dem großen Kapitel zu Marienburg im Jahre 1442 gemacht und ausgeführt. Das Exemplar dieses neuen Ordensbuches, nach welchem von Henning der Abdruck der vorliegenden Ausgabe veranstaltet wurde, soll gerade jenes Original sein.

Die Sprache kommt der hochdeutschen näher als der niedersächsischen, jedoch findet man viel Wechselndes, manche Provinzialabweichungen in den Wortformen, manche dem Lateinischen abgeborgte Flexionen. Die Diphthonge ö und ä fehlen ganz. Die preußischen Ordensritter waren der Mehrheit nach aus Oberdeutschland und Obersachsen, daher auch das Vorwalten der oberdeutschen Mundart. Das Originalexemplar wurde 1805 im Archive zu Königsberg gefunden. Die Statuten enthalten folgende Theile: 1) Einleitung. 2) Die Regel. 3) Die Gesetze. 4) Die Gewohnheiten. 5) Die Venie. 6) Beilagen (IV).

XXXVI. **Johann Geiler von Kaisersberg.** Johann Geiler wurde den 16. März 1445 zu Schaffhausen geboren und bei seinem Großvater zu Kaisersberg erzogen, studirte zu Freiburg, wurde zu Basel Dr. der Theologie, ging als Professor von Freiburg 1478 nach Straßburg, wo er auch das Predigeramt im Münster verwaltete. Er entfernte sich zwar auf einige Zeit nach Augsburg, kehrte aber bald nach Straßburg zurück, wo er den 19. März 1510 starb. Er war wie Tauler der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit. Seine satirische Ader veranlaßte ihn, das Narrenschiff Seb. Brands zu Grund zu legen, über das er 110 meistens lateinisch niedergeschriebene aber deutsch gehaltene Predigten in einem blumenreichen, oft burlesken und bittern Style, nicht ohne moralische Kraft und oratorischen Schwung hielt. Ueber ihn Mundt. S. 198. Die lateinische Ausgabe seiner Predigten: *Navicula seu speculum fatuorum* a Jacobo *Otthero* collecta. Argent. 1510. 1511. 4. mit der Vita T. Geileri per Beat. Rhenanum 1513. 4. Zwei alte Uebersetzungen von dem Franziskaner Johann Pauli. Straßburg 1520 fol. und von Nicolaus Höniger von Tauler Königshoffen. Basel 1574. 4. Unter seinen andern Werken sind noch zu nennen: Die Predigten über die Evangelien (Straßburg 1515; 1517; 1522); der Berg des schauenden Lebens (Augsburg 1576); Granatapfel (Augsburg 1510); Trostspiegel (Straßburg 1513). Zwei Erneuerungen von Ph. von Ammon. Erlangen 1826. 8. und Weick. Frankfurt 1829. 3 Theile.

XXXVII. **Johann Rothe.** Johann Rothe war Priester zu Eisenach und schrieb außer der thüringischen Chronik, die in Mencken Scriptt. rer. germ. Tom. II. abgedruckt ist, 1456 ein Lehrgedicht von der Keuschheit und im Legendenton eine gereimte Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth. Mundt fällt folgendes Urtheil S. 188 über ihn: Dieser Mönch bewies schon eine Feinheit und Anmuth historischer Darstellung, die besonders in Portraitzeichnungen auf eine merkwürdige Weise glücklich ist. Bei aller Einfachheit und Trockenheit des Chronikenstyls entbehrt er doch einer leisen poetischen Anfärbung nicht. Besonders strebt er danach, seinen Gegenstand in einer gewissen malerischen Gruppirung zu behandeln und lebende Bilder zu zeichnen. Seine Prosa ist gedrungen und nervig; zuweilen scheint er sogar nach piquanten Wendungen zu suchen. Vergl. Petersen a. a. O. S. 106 flg.

XXXVIII. **Wigand Gerstenberger,** geboren 1457 zu Frankenberg in Westphalen, war Kaplan bei Wilhelm dem Jüngern, Landgrafen von Hessen. Er starb 1522. Er schrieb außer einem Auszug aus Johann Rie-

desels thüring-hessischer Chronik, eine Frankenbergische, gedruckt zu Heidelberg 1619. fol.

XXXIX. **Johann Thurnmeyer**, Aventinus genannt, ist zu Abenstberg, einer Stadt im oberen Bayern, am Fluß Abenst gelegen, 1466 geboren, weßhalb er sich auch Aventinus nannte. Nachdem er zu Ingolstadt und Paris studirt, zu Wien, Regensburg und Abenstberg sich aufgehalten, reiste er mit einem Zögling nach Krakau. Später nach Ingolstadt zurückgekehrt, empfahl ihn sein großer Ruf dem Herzog Wilhelm von Bayern zum „Zuchtmeister" (Erzieher) seiner Söhne Ludwig und Ernst, mit denen er Italien besuchte. Nach seiner Rückkehr ward er mit reichen Schenkungen begabt, die ihn in den Stand setzten, ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Sieben Jahre reiste er nun in Bayern umher und suchte in allen Bibliotheken, Archiven und Klöstern den Stoff für sein großes Geschichtswerk zusammen. Außer seiner bayrischen Chronik, die er erst lateinisch schrieb, dann sie ins Deutsche übersetzte, faßte er noch ein Zeitbuch ab. Mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit lebte er in den vertraulichsten Verhältnissen, mit W. Pirkheimer, Conrad Celtes, G. Spalatinus, Osiander; so wie auch mit vielen Fürsten. Er hatte in seinen letzten Lebensjahren wegen seiner Freimüthigkeit mancherlei Verfolgungen von Seiten der Geistlichkeit zu erdulden. Er starb im 68. Jahre seines Alters 9. Januar 1534 zu Regensburg.

Der Herzog Albrecht bei Rhein und Herzog im obern und niedern Bayern ließ das lateinische Exemplar der bayer. Chronik 1554 zu Leopoldstadt drucken.

Kurz vor seinem Tode übersetzte Thurnmeyer selbst die Chronik ins Deutsche. Ausgabe von Simon Schard besorgt, Frankfurt am Main 1566 fol. Eine neue Ausgabe besorgte N. Cisner. 1580. fol.

Die Chronik ist in acht Bücher abgetheilt, welche folgende Ueberschriften führen: 1) Vom Ursprung der alten Deutschen. 2) Von den römischen Kaisern. 3) Von den bayrischen Geschichten. 4) Von den fränkischen Kaisern. 5) Von den sächsischen Kaisern. 6) Von den Welfen. 7) Von dem Geschlecht der Scheyern. 8) Vom Kaiser Ludwig IV. Die Geschichte ist bis zum Jahre 1508 geführt. —

XL. **Wilibald Pirckheimer** war den 5. December 1470 zu Eichstädt, aus einem alten patricischen Geschlecht der Reichsstadt Nürnberg geboren, widmete sich der Rechtskunde, ward Doctor der Rechte, kaiserlicher Rath und Senator zu Nürnberg, wurde besonders zu Gesandschaften gebraucht und war von 1499 — 1500 auch Oberster im helvetischen Kriege. Er war einer der berühmtesten Staatsmänner seiner Zeit, ein Freund, Kenner und Beförderer der Kunst und Wissenschaft in seiner Vaterstadt und Deutschland, Vertrauter mancher Fürsten, Freund und Gönner Albrecht Dürers und der Reformation, von der er sich aber späterhin eben so kalt abwandte, wie er sich früher warm zugeneigt hatte. Leider schrieb er meistens lateinisch wie z. B. sein laus podagrae (in s. Operib. ed. Goldastii Francof. 1610. fol).

XLI. **Albrecht Dürer** ward am 20. Mai 1471 zu Nürnberg geboren, bildete sich unter Mich. Wohlgemuth in allen Fächern der bild. Kunst aus, machte Reisen durch Deutschland, Holland, ward in Italien als der erste Künstler Deutschlands geehrt und von Kaiser Maximilian I. zum Hofmaler ernannt. Sein Leben verbitterte ihn sein Weib, die er nur, wenn auch scherzweise, seine Xantippe nannte. Er hat drei große Werke geschrieben: Unterweisung der Messung mit Zirkel und Richtscheit. Nürnberg 1525. fol. Etliche Unterricht zu Befestigung der Räder, Schlösser und Flecken. Nürnb. 1527. fol. Vier Bücher von menschlicher Proportion 1528. fol. Es ist Dürers letztes Werk und er hat darin das Vermächtniß seiner Kunstlehren in einem klaren und meisterhaften Styl niedergelegt, wie er denn überhaupt

der Begründer eines wissenschaftlichen Kunststyls ist. Er erlebte die Vollendung des Druckes nicht und W. Pirckheimer übte an dem Buch den letzten Freundesdienst. Dürer starb nämlich den 6. April 1528. Sein Opera d. i. alte Bücher A. D. Arnheim 1603. fol. Sein Leben und s. Werke von Helter. Bamb. 1827. 2 Bände. 8.

XLII. **Die Geschichte der Griseldis** findet sich in einer deutschen Uebersetzung aus dem Jahre 1472, den Verdeutschungen des N. von Wyler von 1478 angehängt, denen auch das Ehestandsbuch Alb. von Eybs beigebunden ist. Das seltne Exemplar gehört der Heidelb. Bibl. Die Novelle Griseldis ist eine der frühsten und oft wiederholtesten Uebersetzungen aus dem Lateinischen des Petrarcha (Franc. Petrarchae — opera quae exstant omnia. Basileae. Per Seb. Henri petri CIↃ.IↃ.XXCI. Pag. 541), der sie dem Boccaz (nov. 10. giorn. X) entlehnte und, wie der einleitende Brief Petrarchas an denselben bezeugt, für sie eine große Vorliebe hatte. Hans Sachs, wie in neuerer Zeit, Halm (Münch-Bellinghausen) in Wien haben diesen Stoff dramatisch behandelt. Vergl. Gervinus II. 245.

XLIII. **Albrecht von Eyb** oder Ybe, war Doctor der Rechte, Archidiaconus zu Würzburg und Domherr zu Bamberg und Eichstädt, zugleich stand er mit Aeneas Sylvius in sehr freundlichen Verhältnissen und ward, nachdem dieser Papst unter dem Namen Pius II. geworden, dessen Kämmerling. Außer seinem Ehestandsbuch schrieb er einen Spiegel der Sitten und übersetzte zwei Comödien des Plautus. Eyb zeichnet sich durch eine außerordentlich heitere Laune in seinen Schriften aus, die sich stets in den Grenzen des Anstandes mit Grazie zu bewegen weiß. Er hatte eine ungemeine Belesenheit in den Schriften des Alterthums und stützt daher auch immer seine moralischen Gründe auf Erzählungen und Geschichten. So theilt er in seinem Ehebüchlein die Novelle von Giuscard und Sigismunde, den Stoff von Lenardo und Blandine nach Boccacio, mit, dann zwei andre Geschichten vom Altanus und der Marina.

Das Buch über den Ehestand des Alb. von Eyb ist in drei Theile getheilt, welche folgende Ueberschriften haben: Erster Theil. Ob einem manne sey tzů nemen ein eelich weyb oder nit. Von lieb vnd keuscheit der eelewte vnd von vnordenlicher lieb vnd vnkeusch. Von der schön vnd vngestalt der frouwen. So ein eefrow fruchtbar oder vnfruchtbar ist. Von lieb vnd sorgen der kinder vnd wie sy erzogen süllen werden vnd so die kinder oder die elter sterben. So die frow wolredende vnd zornig ist. Von dem heyratgůt vnd von reichtumb vnd armůt.

Zweiter Theil. Wie die welt vnd wie die menschen vnd warumb sy erschaffen seind. Die antwurt das ein weyb tzů nemen sey. Widerwertikeit in der ee vnd sunst tzů dulden. Das man frouwen vnd junckfrouwen tzů rechter zeytt mann geben sol. Wie sich ein frouw halten sol in abwesen irs mans. Das lob der ee. Das lob der frouwen.

Dritter Theil. Wie die male vnd wirtschafft seind tzů halten. Von ellende krancheyt vnd widerwerttikeyt der menschlichen natur. Das keyn sünder verzweyfeln sol.

Mundt sagt unter anderm über seine Schreibart S. 194. Seine feine Auffassung von Welt- und Lebensverhältnissen ist gerade dazu geeignet, uns das Privatleben seiner Zeit, wie es geredet und für seine eigenthümlichen Zustände Worte gefunden, auseinander zu legen. Seine Prosa hat eine gewisse duftige Lieblichkeit und ist die Resonanz einer heitern, gemüthlichen, wohlgestimmten Seele. — Albrecht von Eyb geräth, bei seiner einfachen Naivetät, doch oft von dem Hundertsten ins Tausendste; bald fällt er in den Ton einer lustigen Schnurre, wo er die ernsthaftesten Anstalten zu Moralbetrachtungen zu machen scheint; bald richtet er ein wahres Marktgetümmel von Citaten aller heidnischen und christlichen Autoren an. — Vergleiche Gervinus II. S. 258.

XLIV. **Nicolaus von Wyle** aus Bremgarten gebürtig, erst Schulmeister zu Zürich, dann Stadtschreiber zu Eßlingen, später Kanzler des Grafen von Würtemberg. Er erwarb sich durch sein Uebersetzungswerk: Translazion oder Tuetschungen. Straßburg 1478 fol., in welchen Novellen und interessante Aufsätze aus Petrarch, Aretin, Aeneas Sylvius, Poggius, Boccacio, Felix Hemmerlein in gewandten Uebersetzungen gesammelt sind, großen Ruf. Am berühmtesten war in jener Zeit die Erzählung von Eurialus und Lucretia. Aeneas Sylvius, erst Sekretär des Kaisers Sigismund, zuletzt Papst unter dem Namen Pius II., einer der gelehrtesten Päpste, faßte diese Novelle (in der Uebersetzung die erste deutsche) in lat. Sprache ab. Zu Grunde liegt eine wahre Begebenheit, welche sich zu Siena, zu Zeiten des Concils zu Basel (1431), während des Kaisers Aufenthalt, zwischen dem kaiserl. Kanzler Caspar Schlick und einer edeln Bürgerin daselbst zutrug. Wyle widmete seine Uebersetzung in einer Zuschrift an Katharinen, Herzogin von Oestreich und Marggräfin von Baden.

Gervinus sagt II 257 (der sich sehr weitläufig über Wyle ausspricht II 257 flg.): Man kann sich überzeugen, daß eine solche Erzählung die Stimmung der damaligen Zeit ähnlich dem Werther in neuerer Zeit berühren mußte. — Erneuert findet sich diese berühmte Novelle in Ach. v. Arnims Wintergarten S. 7 und im Novellenbuch von Bülow I. 311, der sich auch in der Vorrede sehr gründlich darüber ausspricht.

XLV. XLVI. **Hans Tucher und Johann Mandevil.** Im fünfzehnten Jahrhundert war es in England, nachher auch in Deutschland unter den Gelehrten und vornehmen Geschlechtern Sitte geworden, eine Reise ins gelobte Land zu machen. Von diesen Reisebeschreibern sind Tucher, Patricier und Rathsherr zu Nürnberg (beschrieb um 1479 seine „Wallfahrt und Reise ins gelobte Land", Nürnberg 1483) und der englische Arzt Johann Mandevil (Dat prologus van dem hilgen Lande. In wat iare iohan mandevil toch ower mer. Wan to trecken ouer Land vom hilgen Growe uth engeland, vom Jahr 1430 in der Uebersetzung handsch. zu Berlin) die berühmtesten. Diese Reisen, 18 an der Zahl, finden sich in der berühmten Sammlung von Reisebeschreibungen „dem Reyßbuch deß heyligen Lands — Franckfurt 1584." fol., welches lange eine Lieblingslectüre der damaligen Zeit war. Andere Reisende, welche ebenfalls Reisebeschreibungen verfaßten, der Ritter Arnold von Harffe (1499), Bernhard von Breidenbach (1483), Ludwig und Anselm von Eyb (1475); Hans von Bodmer und Diethelm von Schilter. (1381) haben jene Berühmtheit nicht erlangt. —

XLVII. **Diebold Schilling**, in Solothurn geboren, war Gerichtsschreiber zu Bern und hatte an den burgundischen Kriegen, die er sehr lebendig und genau in seinem werthvollen Werke schildert, Antheil genommen. Das Werk erzält zuerst die Ursachen des Mühlhäuserkriegs von 1468, berührt die Verhältnisse Berns und der Schweiz zu Frankreich und Oestreich, und von den zu Bern gegebenen Gesetzen für die Sittenverbesserung, verweilt am längsten mit sichtlicher Vorliebe bei den einzelnen Schlachten (die Schlachten bei Murten 1476, Granson 1476, Nancy 1477, in der Karl der Kühne seinen Tod fand) der burgund. Kriege von 1471—1477 und schließt mit dem Jahre 1780 ab.

Zugleich hat er uns die schönsten Kriegslieder Veit Webers aufbewahrt.

XLVIII. **Gesta Romanorum.** Die Gesta Romanorum sind eine Sammlung von Novellen und Anekdoten in lateinischer Sprache, welche den Legenden und Sagen der älteren Geschichte Roms und der Kaiserzeit entnommen, von unbekannten Verfassern ohne Angabe der Quellen, (vielleicht sogar aus der ältern griech. Zeit) bearbeitet wurden. Die älteste lat. Ausgabe der „Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis"

ist von 1473, später von 1488 und 1495, in Regensburg eine Handschrift, welche von den Drucken abweicht.

Die mystischen Auslegungen, die jeder Geschichte angehängt sind, entstanden später und sollten die Erzählungen desto mehr empfehlen. Die meisten, noch so wunderlichsten und weltlichsten Geschichten, sind auf Christus und sein Verhältniß zu den Menschen gedeutet. Wann die deutschen Uebersetzungen verfertigt wurden, ist noch nicht ermittelt; die deutsche Uebersetzung der Ausgabe von 1489 (enthält 92 Geschichten weicht von den lat. Ausgaben sowohl in der Uebersetzung, als Folge und Anzahl der Erzählungen ab. Es findet sich auch eine deutsche Handschrift von 1470 (Cod. pat. N. 101) zu Heidelberg, ohne mystische Auslegungen. Die Gesta Romanorum sind nach der Stelle, die Warten in des Theol. Glassius biblioth. sacra pag. 440 aufgefunden und die Eschenburg beibringt (s. Görres deutsche Volksb. S. 79) gegen das Jahr 1340 von dem Benedictiner Petrus Berchorius oder Berchens, wenigstens die mystischen und allegorischen Auslegungen, in der Abtey St. Eloi in Poitou geschrieben.

Siehe über dieses merkwürdige Buch Gervinus a. a. O. II. S. 166.

XLIX. **Petermann Etterlyn.** Seine Chronik von der löblichen Eidgenossenschaft ist in einem kräftigen, kernigen Style geschrieben. Sie beginnt mit der Erzählung, wie St. Meinrad im finstern Wald das Gotteshaus zu Einsiedeln baute, und der Erbauung Luzerns 503 nach Ch. und endigt mit dem Jahre 1503, wo der Verfasser wahrscheinlich des Drucks wegen mit dem Versprechen abschloß, alles anderweit Interessante in einer zweiten Chronik künftig nachzuholen.

Petermann Etterlyn war, wie er selbst sagt, Gerichtsschreiber zu Luzern, weßhalb er auch in der Vorrede, die einen ächt schweizerischen Patriotismus athmet, dem Rath von Luzern die Grundsätze angiebt, welche ihn bei Abfassung seines Werkes leiteten. —

L. **Der Weißkunig.** Marx Treitzsaurwein von Ehrentreiz, Geheimschreiber Kaiser Maximilian I., erhielt 1514 vom Kaiser, der den Plan zum Weißkunig selbst, als einen prosaischen Pendant zum poetischen Theuerdank entworfen, auch theilweise ausgeführt, den Auftrag, den Weißkunig zu ordnen, d. h. zu vollenden. Treitzsaurwein erklärt mehrmals, daß der Kaiser einen besondern Antheil an der Abfassung genommen habe. So heißt es in der Vorrede: Unstreitig kann man für den Verfasser dieser Aufsätze den Kaiser selbst angeben, und am Ende des Werks erklärt er noch einmal, daß er das Buch nebst den Gemälden auf des Kaisers Befehl, mündliche und schriftliche Belehrung, in Ordnung gebracht habe.

Marx Treitzsaurwein starb am 6. Sept. 1527. Sein Grab befindet sich in der Domkirche zu Neustadt. In den Werken heißt es von ihm: „so hat Er zu der zeit seiner Regierung (Maximilians I.) bei Jme ainen Secretarien gehabt, der zu derselben zeit beruembt gewest, fur den peldigsten und furderlichsten schreiber gehalten wurde" u. s. w.

Das Werk beruht auf historischer Wahrheit, die Länder, Völker und Personen sind nur in „verborgener Gestalt" gehüllt, bald durch ihre Farben, geistigen Eigenschaften und andere Zeichen charakterisirt und genannt. So heißen die Engländer die „rotweiße", die Franzosen die „plabe" (blaue), die Spanier die „prawne" (braune) Gesellschaft, die Ungarn die „Unglaubigen", der französ. König der „plabe", der Herzog von Bretagne der „schwarze", der Herzog von Burgund der König von Feyreisen (Feuereisen, von den flammenden Gelenken des Ordens vom goldnen Vließ), der Doge von Venedig der „König vom Visch", der Papst der „König von den Kronen." Der Kaiser hüllte vorsätzlich alle Personen, sich selbst in die Gestalt des jungen „weiß kunig," seinen Vater, Friedrich III., in die des alten „weiß kunig" ein, um durch diesen geheimnißvollen Umwurf den romantischen Reiz des

Werkes zu erhöhen. Maximilian kannte die Macht des Geheimnisses, wie sich auch überhaupt durch sein ganzes Leben ein romantischer Faden zieht. Das ganze Werk besteht aus 5 Theilen, welche zusammen 222 Capitel ausmachen. Der erste Theil enthält in 13 Capiteln des alten Weißkunigs Heirath und Krönung; der zweite Theil vom Capitel 13—57 des jungen Weißkunigs Erziehungsgeschichte bis zu seiner Heirath; der dritte Theil vom Cap. 58—222 des jungen Weißkunigs Kriege und Streite. Die Schreibart des Weißkunigs ist kunstlos, der Dialect der östreichische; Orthographie und Interpunction sind sehr nachlässig behandelt. Die in Grätz um 1770 von Hans Burmeir herrührenden zahlreichen Holzschnitte sind sauber und zierlich gearbeitet; die Zeichnungen rühren von einem Schüler Dürers her.

LI. **Die deutsche Theologie.** In diesem Werke ist die strenge Dogmatik aufgelöst in eine an Geist und Form freiere Besprechung über göttliche Dinge. Alle alte Theologen rühmen sie und haben sich an ihr erbaut. Wegen der Aehnlichkeit der Sprache und des Geistes schrieb man diesen Tractat erst Taulern zu, wohl auch Ebland, Thomas a Kempis, N. von Clemange u. a. In der Vorrede, welche von Luther herrührt, heißt es vom Verfasser: „Diß Büchlin hat der Allmechtig ewig Gott außgesprochen durch ein weisen, verstanden, wärhafftigen, gerechten menschen seinen freunde, der da vor zeiten gewesen ist ein Teutscher Herr, ein Priester, vnd ein Custos, inn der Teutschen Herren Hauß zu Franckfurt." Luther empfiehlt es allen Theologen auf's angelegentlichste und sagt ferner zu seinem Lob: „ist mir näher der Bibel, vnd Sanct Augustin, nit fürkommen ein Buch, darauß ich mehr erlernet hab, vnnd will, was Gott, Christus, mensch vnd alle ding seyen."

Die Jahrszahl 1246, welche sich auf dem Druckwerke findet, soll entweder das Jahr der Abfassung anzeigen oder ist ein Druckfehler und muß 1518 heißen. Neue Ausgabe von Grell. Berlin. 1817. 8. —

LII. **Martin Luther,** der Reformator des Glaubens, der Kirche und der Sprache, geboren zu Eisleben 10. Nov. 1483, Sohn eines Bergmanns, studirte wider Willen seiner Eltern Theologie zu Erfurt, wird 1505 Augustinermönch, 1508 Professor in Wittenberg und Doctor d. h. Schrift, beginnt 1715 das Reformationswerk, disputiert zu Augsburg und Leipzig unüberwunden mit Cajetan und Eck 1518 und 19, verbrennt 1520 die päpstliche Bulle, reis't 1521 nach Worms auf den Reichstag, beginnt auf der Wartburg, seinem Pathmos, seine Bibelübersetzung, eilt 1522 nach Wittenberg, verheirathet sich, schreibt den großen und kleinen Katechismus, läßt 1530 die Confession zu Augsburg überreichen, stirbt zu Eisleben am 18. Febr. 1546.

Er ist der Gründer der neuhochdeutschen Sprache, und einer unsrer ersten vorzüglichsten Prosaschriftsteller. Er schrieb in deutscher Sprache, in welcher sich die ganze Kraft und Schärfe des Protestantismus, dessen Seele er war, abspiegelt. Die Sendschreiben und Ermahnungen, welche er an Fürsten, Edle und Städte richtete, seine Predigten und Erbauungsschriften, vorzüglich aber seine bis jetzt noch nicht übertroffene Bibelübersetzung wurde Muster des Styls, der Kern und die Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung. Vergleiche über Luthers Verdienste um die Ausbildung der hochd. Sprache: G. F. Grotefend, Abh. des Frankf. Gelehrtenvereins für deutsche Sprache St. 1. S. 24. Wachters Vorlesungen I. S. 175. Grimm deutsche G. I. der Luthers Sprache als den „protestantischen Dialect bezeichnet, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des kath. Glaubens überwältigte." S. XI. Mundt S. 204, welcher sich über die Bildung der neuhochd. Sprache ausspricht: In dem landschaftlichen Wettstreit der deutschen Mundarten hatte das Oberdeutsche immer an Schönheit, Cultur und Nationalbedeutung den Sieg davon getragen. Das Niederdeutsche war gewissermaßen der Aschenbrödel der andern

deutschen Mundarten geworden, vielfältig geschmäht und verachtet, und doch Herrliches und Anerkennungswerthes in sich tragend. Wenigstens wurde das Niederdeutsche mit seinen schönen leichtfüßigen Elementen ein eben so nothwendiger Einschlag in die neuhochdeutsche Gesammtsprache, die sich im 16. Jahrh. befestigte, als das Oberdeutsche, dessen unbedingte Alleinherrschaft mit der schwäbischen Epoche abgelaufen war. Diese beiden Hauptmundarten schmolzen in den geläuterten Fuß des Neuhochdeutschen zusammen und bildeten den vereinigten Sprachschatz des deutschen Volkes, eine mit seinem Bewußtsein vorgenommene Blumenlese des Besten, was jeder Dialekt Eignes hatte. — Der Einfluß der bei andern modernen Völkern nur von einer tonangebenden Centralhauptstadt auszugehen und durch äußere politische Verhältnisse nöthigend zu wirken pflegt, konnte bei den Deutschen nur durch ein Buch, durch ein geistiges und gemüthliches Ferment, hervorgebracht werden. Nur die Bibel konnte es sein, welche die Einigung in der babylonischen Sprachverwirrung der deutschen Mundarten gründete. Radlof hat nicht mit Unrecht die Einwirkung der lutherischen Bibelübersetzung auf die deutsche Sprachbildung und die Bildung des Volks überhaupt mit der verglichen, die Homer auf die Gesammtbildung der Griechen hatte. Wie das Homerische Epos für alle griechischen Stämme eine Bedeutung gewann, so wurde die Bibel ein Canon für das moderne Leben, dessen sich vorzugsweise die deutsche Nation, als die eigentliche Weltträgerin des Christenthums, zu einem Nationaleigenthum zu bemächtigen wußte. Vergleiche damit W. Ad. Teller's vollständige Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in Luther's Bibelübersetzung. Berlin 1794. 2 Th. 8. Peterson a. a. O. S. 138. Meister a. a. O. S. 116 flg. Die Uebersetzung der Bibel erfolgte von 1517 stückweise bis zum Jahre 1534, wo das ganze Bibelwerk vollendet war. Bis zum Jahre 1545 erschienen immer neue von Luther revidirte und verbesserte Ausgaben.

Die älteste Bibelübersetzung ist die handschriftlich in Leipzig aufbewahrte wortgetreue Uebertragung der Vulgata von Matthias von Beheim, einem sächsischen Mönche zu Halle um 1343, von der Bruchstücke in den unschuldigen Nachrichten (eine theol. Zeitschrift vom Jahre 1717, S. 908) mitgetheilt sind. Die erste vollständig gedruckte deutsche Bibel ist diejenige, welche bisher unter dem Namen der Maynzischen bekannt, von Guttenberg, Fust und Schöffer gedruckt worden. S. Panzer's Annalen I. S. 9. Das berühmteste vorlutherische Bibelwerk ist das von Anton Koburger zu Nürnberg 1483 in zwei Bänden herausgegebene, aus welchem wir, wie aus der Ausgabe des Katholiken Otmar (1507) Bruchstücke zur Vergleichung neben der lutherischen aus verschiedenen Jahren gestellt haben.

Selbst in seinen flüchtig und eilig geschriebenen Briefen (3 u. 4. a u. b an Kranach und seine Freunde) ist die Schreibart in Rücksicht der Worte und Wendungen, Mannichfaltigkeit und Stärke meisterhaft.

Bei der historischen Erzählung vom Tode Heinrich von Sudphens ist die Einwirkung des biblischen Stils am bemerklichsten; er sucht jenen Tod ganz nach der Leidensgeschichte Christi darzustellen.

In seinen polemischen Schriften und Predigten herrscht nicht so durchweg das Gediegene, Durchbildete und Runde seiner Bibelsprache. Sie verrathen, wie Mundt sagt S. 236, den wilden Drang des Augenblicks, die Heftigkeit seines Charakters auch im Styl, der dann rohen aus dem Klotz geschlagenen Figuren gleicht. In den mitgetheilten Bruchstücken seiner Predigten ist nur die Schreibweise modern, die Originalsprache ist unverändert.

LIII. **Bertold's deutsche Theologie.** Dieser Bertold war Bischof zu Kiembse und schrieb um 1525 am Anfang der Reformation diese Theologie in deutscher Sprache, wahrscheinlich durch die berühmte ältere deutsche Theologie angeregt. Das Buch ist weiter nicht merkwürdig; es ist eine Dogmatik nach kathol. Lehrbegriffen, aber die Sprache Luther's hat schon den

mächtigsten Einfluß auf seine Redeweise ausgeübt, die an manchen Stellen heftig gegen die protestantischen Neuerungen eifert.

LIV. **Ulrich Zwingli**, den 1. Januar 1484 zu Wildenhausen in der Grafschaft Toggenburg geboren, studierte zu Basel, Bern, Wien, und wurde, nachdem er Pfarrer in Glarus gewesen, 1516 Prediger zu Maria Einsiedlen, später Pfarrer und Chorherr zu Zürich. Von 1516 an war er reformirend aufgetreten und hatte Schutz bei den Züricher Magistraten gefunden. Er zerfiel später wegen der Abendmahlslehre (dem Wörtchen ἐστὶ) mit Luther, und selbst ihr Gespräch in Marburg konnte sie nicht einigen. In den Religionskriegen, welche die überlegenen kath. Kantone gegen Zürich führten, trug er stets das Banner und fiel in der Schlacht bei Kappel, 11. Oct. 1531.

Zwingli's Besonnenheit, gelehrte Bildung, praktischer und durchaus kräftiger Sinn zeigt sich überall in seinem Stil und seiner Sprache, die zwar derb und rauh klingt, selbst ohne von der Züricher Mundart frei zu sein, aber gewiß dafür als gediegene Charakterprosa gelten kann. Sie steht bei weitem an eigentlicher Produktivität der Worte und Wendungen, an Bildern und Gleichnissen der Lutherischen nach, aber nicht an Derbheit und Schärfe, ohne Naivetät und Gemüthlichkeit zu entbehren. Es ist die Sprache des Talentes, während die Sprache Luther's die des frei und kühn schaffenden Genies ist; es ist die Sprache des klaren von der Gerechtigkeit seiner Sache erwärmten Bewußtseins, die der Bildung nicht entbehrt, obgleich Zwingli alle seine Schriften mit Hast, im Drange seiner Geschäfte ausarbeiten und drukken lassen mußte. Er selbst klagt über diesen Mangel in einem seiner Briefe (28. März 1524) an Vadian: „Noch nie konnte ich eine herausgeben, die ich vollendet gehabt hätte, ehe der Druck anfieng; daher öftere Wiederholungen, Auslassungen, weil ich es früher schon geschrieben glaubte." Zwingli war durchaus so kein kalter, berechnender Mann, wie man es nach seiner Ansicht über den Cultus, aus dem er die Orgel verdrängen wollte, glauben könnte. Er konnte nicht allein in einer kräftigen schönen Prosa schreiben, auch die poetische Form war ihm geläufig, wie seine schönen Kirchenlieder beweisen. Er verstand und liebte Musik wie Luther, wie seine Melodien beurkunden, die er selbst zu seinen Liedern componirte, die alle noch vorhanden sind. Unter Zwingli's deutschen Schriften zeichnen sich aus: Vom touf, vom widertouf, und vom kindertouf. Von dem predigamt. Eine klare vnderrichtung vom Nachtmahl Christi.

LV. **Ulrich von Hutten**, geboren 1488 zu Stackelberg bei Fulda, führte ein unstätes, der Kunst, Wissenschaft, und dem Krieg gegen das Böse gewidmetes Leben, welches durch mancherlei Verfolgungen sehr verbittert wurde. Der Kaiser Maximilian, dem er große Dienste geleistet, schlug ihn zum Ritter und krönte ihn als Dichter. Treue Freundschaft hielt er mit Luther und Sickingen. Welt- und menschensatt starb er auf der Insel Ufnau im Zürchersee. So scharf, derb, polemisch, selbstbewußt, und dabei so adelig wie Hutten hat noch Niemand gegen Rom geschrieben, selbst Luther nicht. Jedes Wort ist geharnischt. Hutten's Prosa ist, mit der Lutherischen, Lessing'schen, die männlichste deutsche Charakterprosa. Der fünfte Band der Opera Ulrici de Hutten von E. Münch enthält sämmtliche deutsche Schriften Hutten's, die er theils selbst aus seinem lat. Original übersetzte, wie die Klage an Herzog Friedrich zu Sachsen, Klagschrift an alle Stände deutscher Nation, theils ursprünglich deutsch geschrieben hat. Seine wichtigsten deutschen prosaischen Schriften, nebst mehreren Gedichten, sind: Klag und Vermahnung gegen den übermässigen Gewalt des Papstes zu Rom. Anzeigung wie sich die Päpst allerwegen gegen den deutschen Kaisern gehalten; Gesprächbüchlein: Feber das Erst, Feber das Ander, der Vadiscus und die Anschawendin. Gesprächbüchlein: New Karstsons 1521; Beklagung der Freistätte deutscher Nation; Eine demüthige Ermahnung an die gemeine Stadt Worms. ꝛc.

LVI. **Sebaſtian Münſter** war zu Ingelheim **1489** geboren, erſt Franziskanermönch, trat er, als Zwingli's Bewunderer, zur reformirten Kirche über, und ſtarb zu Baſel, nachdem er zu Heidelberg lange Zeit das Lehramt der Theologie innegehabt, an der Peſt den **23.** Mai **1552.**

Münſter ſchrieb ſeine Chronik wahrſcheinlich zuerſt lateiniſch, unter dem Titel: **Cosmographia universalis Lib. VI in quibus juxta certioris fidei scriptorum traditionem describuntur. Bas. Hen. Pet. MD.LIIII. Fol.**, dann übertrug er ſie ins Deutſche. Man muß über die Behandlungsart Münſters ſtaunen; er kannte Geographie und Geſchichte nicht, ſondern behandelte beide gemeinſchaftlich, wie ſie in nothwendiger natürlicher Verbindung ſtehen. Das Werk umfaßt den ganzen bekannten Erdkreis, und iſt darum ſehr wichtig, weil ſich darin die erſten Nachrichten in deutſcher Sprache über Amerika befinden. Es enthält außer den vielen eingedruckten Holzſchnitten, beſonders Städteanſichten darſtellend, 14 Karten, unter andern zwei Generalkarten. Die Chronik beginnt wie alle ähnlichen, z. B. die beinahe gleichzeitige des Seb. Frank, mit Erſchaffung der Welt, berichtet von allen neuen Erfindungen, Merkwürdigkeiten der Städte und Völker, und enthält vorzüglich eine mathemat. und phyſiſche Geographie. —

LVII. **Thomas Kantzow**, bürgerlichen Standes, ward wahrſcheinlich im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts unter der Regierung des Herzogs Bogislav's des X. geboren. Von Jugend auf zum Gelehrtenſtande beſtimmt, trat er unter Herzog Philipp dem I. als Geheimſchreiber in die Fürſtliche Kanzlei zu Wolgaſt, wo ſich mehrere Männer befanden, welche nachher über die pommerſche Geſchichte ſchrieben. Kantzow ſchloß ein enges Freundſchaftsbündniß mit ſeinem Kollegen Niklas von Klemptzen; beide beſuchten die Univerſität Wittenberg, wo ſie ihre geſchichtlichen Studien fortſetzten und mit den bedeutendſten Reformatoren bekannt wurden. Kantzow arbeitete dort ſein Werk, das er in plattdeutſcher Sprache begonnen hatte, ins Hochdeutſche um und aus, ſtarb aber darüber noch ſehr jung im Jahre **1542.** Koſegarten gab die Chronik nach der genauen und einzigen Abſchrift, welche Albert von Schwarz **1727** von der Urſchrift genommen hatte, heraus. Die Chronik enthält dreizehn Bücher, welche die Geſchichte von den älteſten Zeiten bis zum Todesjahre Herzog Georg des Erſten (**1531**) erzählen, und ein vierzehntes „von der Gelegenheit des Pommerlandes," d. h. eine geographiſch ſtatiſtiſche Beſchreibung deſſelben. Kantzow nimmt an, daß die älteſten uns bekannten Bewohner Pommerns Wenden geweſen ſeien, und eröffnet ſein Buch mit Erzählung der Kriege, welche dieſe Wenden gegen die Dänen führten. Kantzow erzählt kurz und kräftig; plattdeutſche Ausdrücke ſind ſtehen geblieben. —

LVIII. **Götz von Berlichingen** (Götz zuſammengezogen aus Gottfried, wie Heinz aus Heinrich, Diez aus Dietrich) von Jarthauſen zu Hornberg, wie ſein vollſtändiger Name lautet, war auf dem väterlichen Schloſſe zu Hornberg im Jahre **1480** geboren. Ein Jahr nur ging er in die Schule zu Niedernhall am Kocher, war drei Jahre in Dienſten ſeines Vetters, Konrad von Berlichingen, als Bub, d. h. Knappe, nach deſſen Tod er in die des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Onolzbach trat. Er beſtand viele Fehden, wurde **1525** im Bauernkriege von den empörten Bauern gezwungen, ihr Anführer zu ſein, ſtarb auf Hornberg am **23.** Juli **1562**, und wurde in der alten Familiengruft zu Schönthal beigeſetzt.

Er ſchrieb ſeine Denkwürdigkeiten, die er als Rittersmann erlebt, auf Verlangen ſeiner Freunde, in ſeinen ſpätern Jahren auf und widmete ſie ſeinen Gönnern und Freunden, dem Bürgermeiſter Hannßen Hoffmann und dem Syndicus N. Feierabend zu Heilbronn. Dieſe Autobiographie beſteht aus drei Theilen: der erſte enthält Berlichingens allerhand Fehden und Händel, ſo er von Jugend auf gehabt bis zum Jahre **1527**, der zweite die Ge-

schichte seiner Theilnahme am Bauernkriege 1525, der dritte etliche Reiterstücke bis zum Jahr 1544. Es sind mehr Memoiren, als eine zusammenhängende Lebensbeschreibung. Der Herausgeber, Frank von Steigerwald, bemerkt in der Vorrede, daß er „drey gehabte Abschriften gegen einander gehalten und collationirt" habe. —

LIX. **Johann Agricola** (Schnitter), gewöhnlich Magister Eisleben genannt, war am 21. April 1492 zu Eisleben geboren, studierte zu Wittenberg, bekleidete an verschiedenen Orten hohe Kirchenämter und starb als brandenb. Hofprediger, Gen. Sup. und Probst zu Berlin am 22. Sept. 1566. Agricola hat drei Sammlungen deutscher Sprüchwörter herausgegeben. Die erste Sammlung widmete er dem Herzog von Sachsen, Joh. Friedrich, die zweite dem Bürgermeister und Rathe von Halberstadt. Zwei Ursachen, bemerkt er, hätten ihn bewogen, sich dieser Arbeit zu unterziehen: Wer diese Sprüche habe, der hätte die ganze deutsche Sprach, die die Deutschen selbst für gar nichts achteten; dann, mit der Sprache fielen auch die Sitten, und um dieß zu verhindern, habe er die Sprüchwörter gesammelt. Die Sammlung enthält über 1250 ursprünglich deutsche Sprüchwörter. Mundt S. 247 sagt: „Agricola's Hinweisung auf den Kern der deutschen Sprache und seine Anregung des Nationalsinns für die Ausbildung derselben waren verdienstlich genug." —

LX. **Philipp Melanchthon** (Schwarzerd), am 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz geboren, studierte zu Heidelberg und Tübingen, trat hier als Docent auf, folgte 1518 dem Ruf als Prof. der griech. Sprache und Literatur nach Wittenberg, ward Luther's treuester Freund und redlichster und gelehrtester Gehülfe am Reformationswerk, zugleich durch seinen sanften Charakter, seine Gerechtigkeit und Milde zum natürlichsten Vermittler der streitenden Parteien. Seine Hauptschriften sind in lat. Sprache geschrieben, die er klassischer wie die deutsche gebrauchte, in der sich Aengstlichkeit, Trockenheit und Gelehrsamkeit vermischt haben, wie er sich überhaupt keine Mühe gab, Luther'n darin nachzueifern. Melanchthon's deutsche Zunge blieb ungelenk. Zu seinen deutschen Schriften gehören: Kursäsch. Visitationsartikel, Augsburger Confession, Vermahnung an alle Christen. —

LXI. **Georg Rüxner**, mit dem Beinamen Jerusalem, war im sechzehnten Jahrhundert Reichsherold. Sein Thurnierbuch, dessen Aechtheit bezweifelt wurde, gehört zu den fabelhaften Schriften, über die viel gesprochen wurde. Von allen gleichzeitigen Chronisten (Tschudi) wird es wegen seiner vielen Unrichtigkeiten angegriffen, und viele haben ihm absichtliche Betrügereien und Unwahrheiten nachgewiesen. Es werden darin die Entstehung der Thurniere erzählt, die Kampfgesetze aufgeführt und 36 Thurniere beinahe eben so wie das erste zu Magdeburg 938 geschildert. Feyerabend, der berühmte Buchdrucker zu Frankfurt a. M., ließ es mehrmals drucken, 1530, 32, 66, 76. Fol.

LXII. **Sebastian Frank** war um 1501 zu Donauwerth in Schwaben geboren, wurde als schwärmerischer Wiedertäufer zwischen 1430 bis 1440 hart verfolgt, führte überhaupt ein unruhiges, unstätes Leben, schrieb viel und druckte seine meisten Werke selbst, bis zu seinem Tod 1545 unermüdlich thätig. Frank ist einer der besten Didaktiker (seine Sprüchwörter, vor allen aber durch seine theol. Schriften, von welchen letzteren wir leider nicht mehr alle besitzen, wie aus seinen Uebersetzungen des Lobs der Narrheit von Erasmus von Rotterdam, der Eitelkeit menschlicher Künste von Cornelius Agrippa, hervorgeht) und im Fach seinen kräftigen, lakonischen, sententiösen Styl, wie ein durch seinen hist. Pragmatismus und große Freiheit des Denkens sich auszeichnender Historiker. (Seine deutsche Chronik und sein Zeitbuch, die erste deutsche Universalchronik.) Mundt sagt S. 250: „Seine Schriften bildeten die philos. Diktion aus, bereicherten sie mit Manchem, was ihr noch heute für die subtile Gedanken-

bezeichnung geblieben. Durch seine metaphysische Behandlung des Christenthums, mit dem er neuplatonische Ideen, besonders die Lehre von der Weltseele, zu verschmelzen suchte, verhielt er sich eigentlich in einem feindlichen Gegensatz zu den Reformatoren. Dieß Bestreben brachte auch in seine Sprache eigenthümliche Combinationen, obwohl der Geist Tauler's, der unverkennbar auf ihn wirkte, auch darin seinen Einfluß auf ihn geübt hat. Frank war ein gewandter witziger Kopf, wie er in seinem sehr prägnant geschriebenen Commentar deutscher Sprüchwörter, die auch er gesammelt, bewiesen, und sein feinsinniger Takt bemeisterte sich der deutschen Sprache besonders in der Auffindung neuer Wörter für abstrakte Vorstellungen mit großem Glück. —

LXIII. **Erasmus Alberus**, geboren um 1503 zu Sprendlingen im Darmstädtischen, war, nachdem er überall als Polemiker seine Stellen aufgeben mußte, zuletzt Dr. der Theologie und Generalsuperintendent zu Neubrandenburg, wo er im Jahre 1553 starb. Luther schrieb zum Alkoran eine Vorrede, um die Glaubwürdigkeit der darin erzählten Anecdoten zu verbürgen. Die Satyre des Alberus geißelte die Thorheiten der Mönche scharf und bitter, artete aber oft ins Plumpe aus.

LXIV. **Aegidius Tschudi** (Gilp oder Aegidius) stammte aus dem altadelichen Geschlechte der sogenannten Meyern von Glarus ab, und wurde 1505 in der Kirchmatt geboren. Seine gelehrte Bildung erhielt er zu Basel von seinem gelehrten Landsmann **Glareanus**, mit dem er Paris besuchte und sich dort weiter ausbildete. Im Vaterlande wurden ihm die wichtigsten öffentlichen Aemter und Geschäfte nach und nach anvertraut. Auch stand er acht Jahre lang mit Ruhm als Hauptmann einer Schweizercompagnie in französischen Diensten. 1556 ward er Statthalter, 1558 Landammann des Kantons Glarus, welches Amt er mit Ehren bis zu seinem Tod, 1572, verwaltete. Iselin nennt ihn das schweizerische Orakel seiner Zeiten, und es ist nicht zu läugnen, daß Johannes Müller, wie er Tschudi in seiner Schweizergeschichte inhaltlich benutzte, auch ihm stilistisch im naiven Volksleben nachstrebte.

Tschudi ist einer der ausgezeichnetsten älteren Chronisten; in der Verarbeitung des historischen Stoffes zeigt er viele Meisterschaft, und man kann bei ihm vom Anfang einer historischen Kunst reden.

LXV. **Johann Fischart.** Seine Lebensverhältnisse liegen im Dunkeln. Er war am Rhein, entweder zu Mainz oder Straßburg, geboren, ein Rechtskundiger und zuletzt Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken. Er gebrauchte auf dem Titel seiner Schriften meistens Anagramme, die er aus den Buchstaben seines Namens gebildet, wie Ellosposkeros (ελλοψ Fisch, σκηρος hart), Reznem (verkehrt Menzer, aus Mainz.) Vergleiche über ihn und seine Schriften Flögel, Geschichte der komischen Literatur. III. S. 330. Lessing, Literaturbriefe. I. S. 109. F. Horn, die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. I. S. 127. Mundt. S. 236.

Fischart's Geschichtklitterung ist zwar, wie er selbst sagt, eine Uebersetzung der französischen Schrift des Franz Rabelais (**Histoire de Gargantua et Pantagruel**), er hat aber nicht Worte, sondern den Witz und den Geist übertragen. Man muß sie ebendeßwegen mit vollem Recht eine Originalschrift nennen. Fischart ist einer der größten Satyriker und Humoristen, die je gelebt haben. Er wendet zur Anknüpfung seines Witzes und seines humoristischen Genies, wie Jean Paul zur Verwebung seines Humors, eine solche Gelehrsamkeit so leicht und spielend an, daß man ebenso sein Gedächtniß und seine Belesenheit bewundern, wie über seine bizarre und grottesque Komik innerlich lachen muß. Unsere Prosa — und auch die Poesie, da Fischart die ersten Hexameter und Pentameter, und zwar gereimte, verfertigte — ist noch in keiner Periode ihrer Entwickelung auf eine so originelle Weise erweitert worden, wie durch Fischart, der mit Selbstbewußtsein die Sprache zu den

keckſten vorher nie gehörten Lauten und Worten verführte. Ganze Seiten ſeiner Geſchichtklitterung bewegen ſich, ohne aus dem Numerus in den Rythmus überzugehen, leicht und ſpielend, wie Rückert in ſeinen Makamen, oder Abraham a St. Clara in ſeinen Werken, in Schlagreimen, wozu von ihm eine Maſſe neuer Wörter gebildet worden. Die alte und die neue Zeit iſt nicht ſicher, von Fiſchart für ſeinen Zweck ausgebeutet zu werden. Neben dem Feinen fehlt natürlich das Derbe, Schlammige, im Sinne unſerer Zeit, das Nackte und Unzüchtigſte nicht; aber es iſt durchaus nicht von ihm gebraucht worden, um piquant und krankhaft reizend zu werden, ſondern um die Auswüchſe der Zeit in ihrer ganzen Grasheit darzuſtellen. Darum iſt es auch ſo ſchwer für unſere decente Zeit Auszüge aus Fiſchart zu machen; das Ganze in ſeinem Zuſammenhang wird von den Aengſtlichen weniger verdammt werden, als Bruchſtücke. Die Geſchichtklitterung iſt in 57 Capitel getheilt.

LXVI. **Joh. Pauli.** Auf der Rückſeite des Buches „Schimpf und Ernſt" ſteht folgende Notiz über den Verfaſſer, ohne die wir von ſeinen Verhältniſſen nichts wiſſen würden. Dieſe Anmerkung rührt wahrſcheinlich vom Drucker her; Gonſtiger lieber Leſer, Es hat dieſes Büchlein zuſammengeleſen, der Wirdige Frater Johannes Pauli, Barfüßer-Ordens, Leßmeiſter (Lector wie Otto zu Paſſau) zu Tann (in Straßburg, Als man zelet nach der Geburt Chriſti, MDrviij Jar, als er daſelbſt im Kloſter bey Viertzig Jahren Geprediget."

Er ſammelte dieſe „Exempel" Geſchichten, Anecdoten aus der älteren und neueren Zeit, aus den alten Büchern ſeiner Kloſterbibliothek, und ſchrieb dazu, was er ſelbſt erlebt oder gehört. Solche Schriften, wie die Sprüchwörter von Frank, Agricola, die Apophthegmen von Zincgref, blieben lange Zeit die Lieblingslectüre des Volkes, welches einen moraliſchen Kern in dieſen unmittelbar aus dem Leben aufgegriffenen Geſchichten und Erzählungen fand. Pauli nannte ſeine Sammlung, welche mehr als 700 einzelne Erzählungen mit moraliſcher Nutzanwendung, und dieſe oft in Verſen enthält, deßwegen „Schimpf und Ernſt", weil die „Parabolen und Gleichnüſſe, die hierinnen begriffen ſind, zu beiden Hendeln, als Geiſtlich und Weltlich, Hohes und Nieders Stands betreffende" ſind. Das Buch iſt in 13 einzelne Abſchnitte getheilt, welche folgende Titel führen: 1) von Kaiſern und weltlichen Regimenten. 2) Von Urtheil, Richtern und Notarien. 3) Von Doctoren und Studenten. 4) Von Haushaltung und Wirthſchaften. 5) Von Kunſt und Künſtlern. 6) Von Narren und Irren. 7) Von Laſtern insgemein. 8) Vom Parſt und päpſtlichen Regiment. 9) Von Mönchen und Pfaffen. 10) Von Nonnen und Kloſterfrauen. 11) Von Pönitenz und Beichten, 12) Vom Teufel und böſen Geiſt. 13) Vom Tod und Sterben

LXVII. **Fortunatus.** In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts waren die proſaiſchen Ritter- und Volksromane, oft Auflöſungen älterer Gedichte, in ganz Deutſchland verbreitet und geleſen. Die wenigſten waren ſelbſtſtändige Bearbeitungen von Volksſagen, die meiſten Stoffe aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen entlehnt. So Fortunatus, deſſen Hauptinhalt ſich ſchon in der Gesta Romanorum findet und wahrſcheinlich einem engliſchen Romane nacherzählt iſt. Die älteſte Ausgabe erſchien Augsburg 1509. S. Koch, II., 240. Görres, die deutſchen Volksb. S. 71.

LXVIII. **Tyll Eulenſpiegel** iſt der älteſte komiſche Roman in deutſcher Sprache, der zuerſt 1483 von einem Laien in niederſächſiſcher Sprache geſchrieben wurde; die älteſte bekannte hochdeutſche Ausgabe iſt von 1519. Tyll ſoll wirklich gelebt und in ihm concentrirt ſich der „landſtreichende Witz". Görres a. a. O. S. 195. Leſſings Leben III. S. 136. Koch II. 235.

LXIX. **Johann Arndt** 27. Dezember 1555 geboren zu Ballenstädt, studierte anfangs Medizin, in einer schweren Krankheit gelobte er Geistlicher zu werden. Er bekleidete das Predigeramt zu Ballenstädt, Quedlinburg, Braunschweig, Eisleben und zuletzt die Generalsuperintendur zu Celle mit solchem ächtchristlichen Eifer, mit solcher Auszeichnung als Redner, daß seine Versetzungen wahre Aufstände in den verschiedenen Ständen erregten. Er starb vielfach angefochten und verfolgt den 11. Mai 1621 zu Celle.

Seine „vier Bücher vom wahren Christenthum" (Erste Ausgabe Magdeburg 1610. Neueste Ausgabe von Sintenis 1827, vielleicht über hundertmal aufgelegt und in elf Sprachen übersetzt) waren das verbreiteste Andachtsbuch, die Stunden der Andacht, der damaligen Zeit. Der lebendige Geist Luthers war in die starren Formen der Gelehrsamkeit und des Gedächtnißkrames aufgegangen, das Herz, die Phantasie von den Kanzeln verwiesen, das Volk fand keine Erbauung mehr; da reichte Arndt in seiner edeln gefühlvollen Sprache, mit seiner reinen Mystik der dogmatischen Erstarrung entgegentretend, ein Andachtsbuch, das nach Luthers Worten die weiteste Verbreitung gewann. Arndts Sprache ist edel, wohllautend, an geistiger Schönheit und Milde steht sie neben der des Apostels Johannes. Vergl. Horn a. a. O. I. S. 144.

LXX. **Matthiß Quad von Kinkelbach** 1557 zu Deventer geboren, flüchtete mit seinen Pflegeltern nach der Pfalz, wo er vom Hofe Friedrich III. unterstützt wurde. Nachdem er zu Heidelberg studierte, besuchte er den Norden und England. Er trieb außer seiner Schriftstellerei alle technische Künste und lebte späterhin als Goldschmied, Kupferstecher und Verfertiger von Landcharten zu Köln. Er starb 1609. Seine Schrift „deutscher Nation Herrlichkeit" ist eine der schätzenswerthesten Denkmäler im Fach der Länder- und Reisebeschreibungen.

LXXI. **Adam Reißner** stand nach der Vorrede, welche er an den Enkel des alten Georg von Frundsberg richtet, lange Zeit in Diensten der Herren von Frundsberge in Mündelheim, machte 1527 den berühmten Kriegszug nach Italien mit und konnte, da er theilweise an den Kriegsereignissen selbst Theil genommen, theils als Abschreiber und Verfasser der Bündnisse, Verträge und „Kundtschafftbrieff" am treuesten die Geschichte jener merkwürdigen Zeiten und Männer schreiben. Er war von vielen Fürsten und Herren, von dem Enkel der Frundsberge selbst, dazu aufgefordert, welche ihn auch mit ihren Erinnerungen und ihrem Rathe unterstützten. Vornemlich that dieß der berühmte „Sebastian Schertle von Burtenbach, auff Hohenburg, Ritter, der so lang nach eröberung der Stat Rom noch am Leben war." Dieser las seine Arbeit fleißig durch und „approbirte, das alles die warheit, vnd also ergangen sey" und verbesserte und vermehrte sie in vielen Stücken. Die Unterschrift der Vorrede datirt vom Jahr 1572. Die Chronik ist in acht Bücher abgetheilt, von denen jedes einzelne mit einer „Summe oder Inhalt" versehen ist. Die angehängte Historie von den letzten Herzogen in Schwaben, welche die Geschichte der Hohenstaufen, besonders Konradins, behandelt, ist nach dem Vorwort des Druckers von Nikolaus Eisner zu Heidelberg geschrieben. Reißners Arbeit ist den besten Geschichtsbüchern zuzuzählen. Die Sprache ist kräftig und fließend, die Darstellung beruht auf der Anschauung, ein wahrer Pragmatismus waltet drin vor, und für die Kenntniß der damaligen Zeit durch das Detail außerordentlich wichtig und anziehend.

LXII. **Christoph Lehmann** war 1568 zu Finsterwalde in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater Schullehrer war. Er selbst verwaltete erst ein Schulamt zu Speier, später wurde er Raths- und Stadtschreiber und zuletzt Syndikus zu Heilbronn, wo er 1638 starb. Seine Speierische Chronik ist wegen des Materialreichthums und der kritischen Behandlung ausgezeichnet.

LXXIII. Jakob Böhme den 11. November 1575 zu Alt Seidenberg, einem Marktflecken, anderthalb Meilen von Görlitz, in der Niederlausitz geboren. Seine Eltern waren Bauersleute und Jakob mußte mit andern Dorfknaben das Vieh auf dem Felde hüten. Nachdem er die Schule besucht, das Schusterhandwerk erlernt und gewandert war, wurde er zugleich Meister und Bräutigam zu Görlitz. Er hatte schon früher viele beschauliche Stunden, in denen er, nach seiner Aussage, mit einem Geiste Gottes Umgang pflegte. Er ging fleißig zur Kirche, las mit Eifer die heilige Schrift und führte mit seiner Hausfrau einen tugendsamen Wandel. Er ward aber fort und fort vom göttlichen Geiste angetrieben, seine Gedanken niederzuschreiben. „Er ward 1600, heißt es in seiner Lebensbeschreibung, welche einer seiner Anhänger in Schlesien geschrieben und sich in einem der elf Bände der Amsterdamer Ausgabe findet, als im 25. Jahre seines Alters, zum andern mahl vom göttlichen Liechte ergriffen, und mit seinem geistirnten Seelen-Geiste, durch einen gählichen Anblick eines ziemen Gefäßes (als des lieblich Jovialischen Scheines) zu dem innersten Grunde oder Centro der geheimen Natur eingeführt. Da er als in etwas zweiffelhaft umb solche vermeynte Phantasey aus dem Gemüthe zu schlagen, zu Görlitz vor das Eryßthore (alwo er an der Brücken seine Wohnung gehabt) ins grüne gegangen, und doch nichts desto weniger solchen empfangenen Blick je länger je mehr und klärer empfunden, alß daß er vermittelst der angebildeten Signaturen oder Figuren, Lineamenten und Farben, allen Geschöpfen gleichsam in das Hertze und in die innerste Natur hineinsehen können." Sein erstes Buch schrieb er 1612 und nannte es Morgenröthe im Aufgange, nachher von Dr. Walter Aurora genannt. Diese Schrift wurde durch einen Adligen, dem sie Jakob Böhme mitgetheilt, ohne sein Vorwissen gedruckt. Der Oberpfarrer zu Görlitz, Gregorius Richter klagte ihn an und bewog den Rath von Görlitz, das Manuskript ihm abzufordern und ihm das Schreiben zu verbieten. Er kam diesem Befehl 7 Jahre treulich nach; allein der göttliche Geist trieb ihn immer wieder von neuem an. So schrieb er nun von 1619 bis zum 17. September 1624 (seinem Todesjahre) nachfolgende Werke: Von den drei Principien. 1619. Vom dreifachen Leben der Menschen. 1621. De Signatura rerum. 1621. Von der wahren Buße. 1622. Von der Vorsehung und Gnadenwahl. 1623. u. s. w

Böhme erwarb sich wegen der Tiefe seiner Gedanken, wegen der Kühnheit und des Reichthums seiner von ihm eigenthümlich gebildeten Sprache mit Recht den Namen philosophus teutonicus. Vergl. F. Horn a. a. O. I. S. 233. Mundt S. 277: Daß Jakob Böhme ein Schuster war, erscheint ebenso einflußreich für seine Philosophie und deren Sprache, als für Leibnitz, daß er ein Weltmann war. Als Schuster schrieb Jakob Böhme deutsch, die Sprache der Demokratie, aber er konnte sich nicht enthalten, in seinen Gedankenoffenbarungen nach der Sprache der Gelehrten und Weltleute da draußen zu hören. Was ihm von ihren fremden Ausdrücken in die Ohren tönte, oder aus Büchern an ihm haften blieb, gestaltete sich in seinem nach Form ringenden Geiste zu einer eigenen Bedeutung. Fremdländische, besonders lateinische Wörter, die er nicht verstand oder sich nicht zu zerlegen wußte, wurden ihm zu geheimnißvollen Symbolen, in die er die Wunder und Begriffe seiner Visionen kleidete. Manche Ausdrücke bildete er sich durch eine besondere mystische Etymologie, die nur in seinem Kopf Wirklichkeit hatte, zu einer eigenthümlichen Bezeichnung aus, oder er veränderte sie für die Zwecke seiner Speculation durch irgend eine umgestellte oder angefügte Sylbe, worin er bloß den Eingebungen seines schauenden Geistes folgte. So wurde in der That die Sprachmischung und Sprachverdrehung, die in andern Schriften dieser Zeit als Barbarei erscheint, bei Jakob Böhme als Mystik ausgebildet, und alle diese abentheuerlichen Zeichen und Wortgefüge setzten die Hieroglyphenschrift einer absonderlichen Speculation, die auch ihre eigne Grammatik haben mußte, zusammen. —

LXXIV. **Zacharias Theobald** 1584 zu Schlackenwalde in Böhmen geboren, starb als Prediger im Dorfe Krafftshof 1627. Er gibt in der Vorrede zu dem Hussitenkrieg die Gründe an, welche ihn zu Abfassung des Werks bewogen. Ueber Huß und den Hussitenkrieg sei in deutscher Sprache „nichts völliges vnnd nachrichtigs" erschienen. Er benutzte die besten Quellen und verfuhr sehr kritisch. Den ersten und interessantesten Theil seiner Chronik hatte er schon einzeln im Jahr 1610 herausgeben; man bat ihn die Geschichte der Hussiten bis auf den „sächsischen Elbschwan" (Martin Luthern) zu vervollständigen, was er auch in den zwei folgenden Bänden that. Der erste Theil führt die Geschichte vom Jahre 1402 bis zum 23. September 1466, wo der Kaiser Sigismund in Prag einzog. Der zweite Theil erzählt die Begebenheiten unter der Regierung der Kaiser Sigismund und Albrecht, des Königs Ladislaus von 1436 bis 1458. Der dritte und letzte Theil die Begebenheiten unter den Königen Girschick (Georg Podiebrad), Wladislaus und Ludwig, von 1458 — 1517. Sehr wichtig ist die angehängte Confessio bohemica evangelica, welche nach dem 1610 zu Prag erschienenen Exemplar abgedruckt wurde.

LXXV. **Das Buch der Liebe** ist die Sammlung, in welche alle größere und bedeutendere Erzählungen, welche in Prosa aufgelöst, aufgenommen wurden. In diesen Erzählungen herrschen die nämlichen romantischen Elemente, wie in den Dichtungen selbst vor. Wunder, Minne, Ritterthum, Thurnier, Krieg, von welchen man anfing kecker zu lesen, als sie zu erleben und sie zu thun. Der berühmte Buchdrucker Feyrabendt zu Frankfurt a. M. erwarb sich das bedeutende Verdienst, alle berühmteren Erzählungen im Buch der Liebe zu sammeln, weßhalb es auch lange Zeit ein Lieblingsbuch aller Stände war. Die Erzählungen, welche darin aufgenommen, sind folgende 13: Kaiser Octavian, die schöne Magelone, der edle Ritter Galmy, Herr Tristant, die Liebe des Camillus und der Emilie, Florie und Bianceffora, Theagene und Cariclia, Gabriotte und Reinhart, die Melusine, der Ritter vom Thurn, Ritter Pontus, Herzog Herpin, Herr Mivoleis vom Rade. — Hagen und Büsching haben die Geschichten in einem Bande zu erneuern begonnen; auch Schwab in seinen schönsten Geschichten und Sagen. Vergl. Görres a. a. O. S. 234. Gervinus a. a. O. I. S. 258.

LXXVI. **Jul. Wilh. Zincgref** war am 8. Juni 1591 zu Heidelberg geboren, war Rechtsgelehrter und eine Zeitlang Secretär bei einer französischen Gesandtschaft, starb an der Pest in einer Stadt am Rhein im Jahr 1635. Seine Sammlung der Apophthegmen besteht aus zwei Theilen, deren einen er dem Grafen Philipp Moritz von Hanau, den andern dem Grafen von Ohun widmete. Auch ist dem zweiten Theil die Epistel des Martin Opitz von Paris aus an seinen Freund Zincgref, der von jenem zuerst poetisch angeregt worden und dessen Gedichte zuerst 1624 herausgegeben. Zincgref flüchtete sich aus dem Druck der Zeiten in die Chroniken und las aus ihnen die kurzen „sinnfertigen Spruchreden, zwar nicht eines jeden, sondern uur seher fürnemmer leut" zusammen, vor allem aber die der deutschen Kaiser, Könige und Fürsten, im zweiten Theile auch die lakonischen Reden der Bürger und Bauern. Zincgref theilt am Schluß seines Werkes ein Verzeichniß der Schriften mit, aus denen er seine Apophthegmata gezogen hat.

LXXVII. **Martin Opitz von Boberfeld** war am 23. Dezember 1597 zu Bunzlau am Boberfluß in Schlesien geboren, studierte in Frankfurt a. O., Heidelberg und Straßburg, machte Reisen, besonders durch die Niederlande, wo er D. Heinsius kennen lernte, der auf ihn wirkte und den er sehr bewunderte. Seine Rollen wechselte er oft. Er war erst Professor am Gymnasium zu Weißenburg, wurde 1624 Rath an dem Hofe der Fürsten

von Liegnitz und Brieg. 1625 wurde er von Ferdinand IV. zum Dichter gekrönt und in den Adelstand mit dem Namen von Boberfeld erhoben. Nachdem er eine Zeitlang Sekretär der Burggrafen von Dohna gewesen, trat er als Sekretär und Historiograph in die Dienste des Königs von Polen. 1639 starb er zu Danzig an der Pest. Als Poet hat er so große Verdienste, daß er nicht allein die erste schlesische Schule gründete, sondern auch den Ehrennamen eines Vaters der neueren Dichtkunst erhielt. Als Prosaist zeichnete er sich durch Correctheit und Zierlichkeit der Sprache besonders aus. Seine Hauptschriften in Prosa sind sein Trostschreiben an David Müller über den Verlust seiner geliebten sechsundzwanzigjährigen Hausfrau; am berühmtesten nach seiner 1618 lateinisch geschriebenen Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae, worin er für die Reinheit und Aechtheit des Deutschen nachdrücklich kämpfte, die Ausländerei und Sprachmengerei brandmarkte und zugleich das Studium der alten klassischen Literatur empfahl, ist seine Abhandlung von der deutschen Poeterey, später Prosodia germanica von ihm genannt, welche eine glänzende Apologie der Poesie enthält. Er sagt unter andern, daß er recht gut wisse, daß es erst Poeten, dann Kritiker und Theoretiker gegeben habe, daß man durch solche Anweisungen kein Dichter würde, wenn man von der Natur nicht begabt sei; er wolle aber auch nur zeigen, daß die Poesie keine leichte Kunst und keine unnützliche sei. In den einzelnen Capiteln spricht er von der Poeterey, wozu und wann sie erfunden, von etlichen Sachen, die den Poeten vorgeworfen werden, von dem Zugehör der deutschen Poesie, von der Invention, Dispositiön, den Reimen, Wörtern und Arten der Gedichte.

Was er über den Charakter der deutschen Sprache und Poesie sagt, ist vortrefflich, mit vieler Begeisterung weist er auf die Minnesänger hin.

Mundt sagt S. 281 über ihn: Martin Opitz ist zwar mit Unrecht der Vater der neuern Dichtkunst genannt worden, aber er war ein freier Geist, der die deutsche Literatur in die Schule nahm und ihr eine neue Erziehung widerfahren ließ. Die Correctheit, zu der er die deutsche Darstellung zügelte, ist eine anmuthige Holländerei, eine Reinlichkeit und Sauberkeit in Worten und Gedanken, der sich sein Naturell offenbar durch seinen Aufenthalt in den Niederlanden zuerst anbequemte. — Er arbeitete einen geschmackvollen und tadellosen Typus in sich aus, der durch seine Sicherheit und Geschmeidigkeit wohl eine formelle Grundlage für die neuen Dichtersprachen abgeben konnte, aber keine eigentliche innere Macht des Genius ausübte. In der poetischen Begabung übertrafen vielmehr seine Nachfolger und Schüler, besonders die naive Gemüthsherrlichkeit eines Flemming, den vernünftelnden, raisonnirenden und abgemessnen Opitz weit. Aber schon das Ansehen, welches sich dieser, das Scepter der Correctheit in der Hand, über seine Zeit erworben hatte, war etwas werth, und war nicht nur durch seine Gedichte, sondern auch durch seine kritischen Abhandlungen und Gesetzgebungen begründet. Die Prosa, welche Martin Opitz schrieb, ist bemerkenswerth durch eine gewandte Handhabung des Periodenbaus, Verschlingung der Zwischensätze und eine elastische Gliederung der Satztheile, die in dieser Zeit der Sprödigkeit der deutschen Darstellung beim ersten Blick auffällt. Auch das Detail seiner Wortbildung ist sehr zu achten. — Vergl. Heyse's deutsche Grammatik, fünfte Auflage S. 68, wo ein Verzeichniß der in dieser Zeit neu aufgekommnen Wörter sich findet.

LXXVIII. **Die Historie von Doktor Faust** gehört wahrscheinlich schon dem fünfzehnten Jahrhundert an. Die älteste bekannte Ausgabe ist von 1589 ohne Angabe des Druckorts, welche aber nach ihrem Titel eine noch ältere voraussetzt. Die Bearbeitung von Widmann. Vergl. Görres u. a. O. S. 207. Ueber die Faustessage und die Literatur dieses Romanes vergleiche Stieglitz in Fr. Schlegels deut. Mus. II. S. 312 und Raumers Taschenbuch der Geschichte 1835.

LXXIX. **Hans Michael Moſcheroſch** war am 5. März 1600 zu Willſtädt bei Hanau geboren. Sein wahrer Name ſoll Kalbskopf geweſen ſein; als Schriftſteller nannte er ſich Philander von Sittewald, die fruchtbringende Geſellſchaft legte ihm den Titel des Träumenden (von ſeinem Werke) bei. Nachdem er mehrere juriſtiſche und pädagogiſche Aemter bei großen Herren verwaltet, ward er ſchwediſcher Kriegsrath, zuletzt beim Grafen von Hanau Kammerpräſident und ſtarb 1669 auf einer Reiſe zu Worms.

Zu ſeinem Werke regte ihn die Sueños y discursos des Spaniers Don Francisco Quevedo de Villegas, eines Zeitgenoſſen an. Er überſetzte aber das Buch nicht; es iſt eben ſo gut Original wie Fiſcharts Geſchichtsklitterung. Er wollte nur „ein und anderes laſter (doch ohne verletzung und antaſtung eyniges mänſchen) traum-weiß fer augen" ſtellen, um „die leuth auß den gefährlichen irr-wegen, auff die rechte baan der Tugend zu führen." Die zwei Bände enthalten 14 Geſchichten mit den Ueberſchriften: Schergenteufel, Weltweſen, Venus Narren, Todenheer, letztes Gericht, Höllenkinder, Hofſchule, à la mode Kehrauß, Hanß hinüber, Gans herüber, Weiberlob, Thurnier, Podagra, Soldatenleben, Reformation.

F. Horn ſagt I. S. 288: Es zeigt ſich in ſeinen „Viſionen" ein tüchtiger Verſtand, Gutmüthigkeit und ein reines Auffaſſungsvermögen. Zur poetiſchen Satire iſt er nicht heiter und gewandt genug, aber es iſt wenigſtens eine edle Indignation, die an die Stelle jener tritt. Er iſt zuweilen nüchtern und trocken, bitter und herbe, aber wahrhaft und gerecht, und ſo ſind ſeine Schilderungen von dem elenden Zuſtande Deutſchlands während der letzten Hälfte des Kriegs als hiſtoriſche Gemälde zu betrachten, aus denen wir manches lernen können.

LXXX. **Adam Olearius**, 1600 zu Aſchersleben geboren, trat nach ſeinen Studien zu Leipzig als Hofmathematikus und Bibliothekar in Dienſte des Herzogs von Holſtein-Gottorp. Er ging mit der Holſteiniſchen Geſandtſchaft, welche der Herzog an ſeinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitſch nach Moskau und an den König von Perſien, Schah Sofi ſchickte, als Reiſeberichterſtatter in den Jahren 1633 und 35 nach Rußland und Perſien. Er ſtarb 1671.

Olearius hat in ſeinem Reiſewerk, welches in einer kräftigen und reinen Sprache geſchrieben iſt, alles Intereſſante in ſeinen Kreis gezogen, Volksſitten, Religion, Beſchreibung von Gegenden und Städten, ethnographiſche Bemerkungen; alles reiht er an den rothen Faden einzelner Begebenheiten und Abentheuer. Zu den Reiſegefährten gehörte auch der berühmte Dichter Flemming, ſein Freund, der ihm mehrere Gedichte zu ſeinem Werke geliefert hat. Die trefflichen Zeichnungen entwarf Olearius an Ort und Stelle ſelbſt. Das Werk iſt in drei Bücher getheilt: in die Reiſe nach Moskau, die Reiſe nach Ispahan in Perſien, die Rückreiſe. Mundt. S. 307.

LXXXI. **Der Schildburger** iſt ein Volksroman voll ſatyriſcher Laune auf die Lächerlichkeiten kleiner Städte, deren Magiſtrate und Einnehmer, immer beſtrebt das Beſte zu erwählen, daſſelbe gerade verfehlen und deren Bemühungen ins Lächerliche ausarten. Es iſt ein ächt deutſcher Originalroman und die Geſchichten, die darin vorgetragen werden, erzählt man noch heutzutage manchem Städtlein nach. S. Schwab, Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen. Hagens Narrenbuch. Halle 1811. Wachter S. 220.

LXXXII. **And. Heinr. Buchholz** 1607 zu Schöningen gebor[en] ſtudierte zu Wittenberg, verwaltete Schul- und Predigtämter und ſtarb [als] Superintendent und Hofprediger zu Braunſchweig 1671.

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, Buchholz, Ph. von Zesen, H. A. von Ziegler lieferten historische oder Heldenromane, welche sie den weitschweifigen und pretiösen französ. Romanen des Fräuleins von Scudery und Calprenède nachbildeten. Die lebensfrische kräftige Prosa war einer süßlichen und hohlen Schreibart gewichen, welche nach und nach in ein galantes Kauderwelsch ausartete; besonders reizend waren diese Romane, von denen auf das siebzehnte Jahrhundert hundert vier und vierzig kommen, für die damaligen Leser, weil Anecdoten und galante Geschichten der europäischen Höfe meistens hineinverwoben wurden. Vergl. Koch II. 293 Mundt S. 305 spricht sich über die Romane so aus: Der phantastischen Welt der Romane stand die Wirklichkeit wie verlassen von der Poesie gegenüber. Der eigentliche Reiz dieser Romane war das Unmögliche, das ganz nicht Existirende, sowohl in Gestalten wie in Ereignissen, und die Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts hatten ihr Vergnügen daran, diese Abenteuer eines in die blaue Luft hineinsegelnden Lebens mitzuträumen. Das Wirkliche in diesem Jahrhundert war das Wüste und Unbehagliche, ein Getümmel von feindlichen Bildern, dem man zu entfliehen suchte, und so setzte man sich diese wesenlosen Gestalten einer romanhaften Weltordnung zusammen und bevölkerte magisch die fernen Räume hinter den Bergen. Dieß verworrene Jahrhundert war gänzlich ohne Ideale. —

Die Romane Buchholzs: Herkules u. s. w. und der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla anmuthige Wundergeschichte sind die langweiligsten. Er suchte eine vaterländische und christliche Gesinnung in seinen Lesern zu erwecken, verirrte sich zur Unnatur und zeichnete statt Menschen Zerrbilder und Carricaturen.

LXXXIII. **Johann Balthasar Schuppius** 1610 zu Gießen geboren, studierte zu Marburg und Gießen, versah viele geistliche Aemter, wurde heftig verfolgt und starb als Hauptprediger zu Hamburg 1661.

Seine Satire geißelte die pedantischen gelehrten Richtungen der Zeit, wozu ihm sein heller Verstand gute Waffen lieh. Doch artet sein Witz oft selbst in gelehrte Wortspiele aus, und wird läppisch.

LXXXIV. **Andreas Gryph** 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren, wurde, nachdem er große Reisen gemacht, zuletzt Landsyndikus zu Großglogau. Gryphius ist der bedeutendste Dramatiker seiner Zeit. Er schrieb zwei Comödien, in denen Prosa und Poesie abwechseln: den Horribilicribrifax und den Peter Squentz. Seine Sprache ist fast immer männlich und stark, selten nur schweift er in das Schwülstige und in leeren Wortschwall hinüber. Vergl. Tieck, deutsches Theater 2. S. 811.

LXXXV. **Philipp von Zesen** (Cäsius) Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft, 1619 bei Dessau geboren, war ein von Fürsten und Königen geehrter und mit Titeln reichbeschenkter gekrönter Poet und kaiserlicher Pfalzgraf. Er starb 1689. Seine meisten Romane, auch die afrikanische Sophonisbe, sind aus dem Französischen übersetzt.

LXXXVI. **Samuel Greifenson von Hirschfeld.** Der Roman, welcher in der ersten Ausgabe folgenden Titel führt: „der abenteuerliche Simplicissimus, teutsch, das ist:. Die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt, Melchior Sternfels von Fuchsheim, wie und welcher Gestalt er nehmlich in diese Welt gekommen, was er darin gesehen, gelernt, erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus lustig und männiglich nützlich zu lesen. An Tag gegeben von German Schleifheim von Suldfort. Mömpelgart. Gedruckt bei Johann Fillion. Im Jahr MDCLXIX. 12. 618 S. 5 Bücher" soll die aus Wahrheit und Dichtung bestehende Selbstbiographie des Verfassers sein. Auch über seine Person weiß man aus den Bemerkungen eines später

Herausgebers des Simpliciſſimus nur ſo viel, daß der Verfaſſer durch Verſetzung der Buchſtaben ſeinen Namen unkenntlich gemacht habe, daß er Musquetier im dreißigjährigen Kriege geweſen und eigentlich Samuel Greiffenſon von Hirſchfeld geheißen und gleich nach der Herausgabe ſeines Buchs im Jahr 1669 geſtorben ſei. Es werden dem Verfaſſer noch folgende ſatiriſche Schriften zugeſchrieben, deren Stoffe er, wahrſcheinlich durch den Beifall, den ſein Simpliciſſimus gefunden, verführt, nicht aus dem Leben, ſondern aus der Phantaſie ſchöpfte: Satiriſcher Pilgram, Plutonis Rathſtübel, verkehrte Welt, Dietwalds und Amelindens Lieb und Leidtbegebenheiten, Proximi und Limpidä Liebesgeſchichte, zweiköpfige Ratio Status, fliegender Wandersmann, Galgenmännlein; ſämmtlich unter erdichteten Namen herausgegeben. Leicht möglich, daß unbekannte Schriftſteller, welche den Simpliciſſimus nachahmten, auch ihre Worte ihrem Vorbild aufbürdeten, was um ſo wahrſcheinlicher anzunehmen iſt, weil jene Schriften alle hinter dem Simpliciſſimus zurückſtehen. Vergl. Koch II. S. 260. Schon Leſſing ſoll die Abſicht gehabt haben, den Simpliciſſimus herauszugeben. Wiederholt wieſen auf ſeine Wichtigkeit hin Tieck und Wahler in ſ. Vorl. über die deutſche Nationalität. Eine ſehr ſchätzenswerthe erneuerte Ausgabe lieferte Eduard von Bülow unter folgendem Titel: Die Abenteuer des Simpliciſſimus. Ein Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Leipzig. Brockhaus. 1836. Das Vorwort des Herausgebers verbreitet ſich gründlich über die Literatur dieſes Romans und enthält eine ausführliche Geſchichte deſſelben, der wir Folgendes entlehnen: „Ich glaube nicht gerade mehr als billig für den Simpliciſſimus eingenommen zu ſein, wenn ich in der deutſchen Literatur dafür die Rolle eines wahren und zwar des erſten Original-Romans in Anſpruch nehme, denn er geht als ein ächter Roman alle Phaſen eines wirklichen Menſchenlebens kunſtreich durch. Der Simpliciſſimus iſt von einem gewiß nicht geringfügigen Gehalte und wir bewundern auf jeder Seite des Buches, bald den geſunden tüchtigen Menſchenverſtand, bald den heitern Humor, bald die vielgeſtaltige, anmuthige Einbildungskraft des Autors, der da ſelten oder nie die Wirkung des ſchalkhaft einfältigen Tones verfehlt, indem er mit treffender gutgemeinter Satire die Schwächen ſeiner Zeit geißelt und ſich mitunter ſelbſt bis zum Zarten und Rührenden zu ſteigern vermag. Seine Art zu ſchreiben iſt in ihrer derben, deutſchen Alterthümlichkeit faſt klaſſiſch zu nennen, und man lernt ſie erſt recht ehren, wenn man ſie mit den andern gleichzeitigen Schriftſtellern zuſammenſtellt. Daß man den Simpliciſſimus andererſeits auch als frühzeitige, deutſche Denkwürdigkeiten anſehen kann, verleiht ihm aus dem geſchichtlichen Geſichtspunkte Bedeutung und in der That iſt ſein Werth gerade in dieſer Hinſicht am allgemeinſten anerkannt, inſofern es eben kein anderes Werk gibt, das den Verfall und das Elend unſers Vaterlands, in jener unglückſeligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, gleich wie Sitten und Denkweiſe während deſſen, anſchaulicher und lebendiger vor Augen darſtellt. —

LXXXVII. **Siegmund von Birken** 1626 zu Wildenſtein in Böhmen geboren, von wo ſein Vater, luth. Prediger, nach Nürnberg floh. Nachdem er zu Jena ſtudiert, ward er Erzieher der Prinzen von Braunſchweig. Er lebte als Hof- und Pfalzgraf in den Adelſtand erhoben, zu Nürnberg, wo er hochgeachtet von allen Zeitgenoſſen 1681 ſtarb.

Sein hiſtoriſches Werk iſt eine Umarbeitung eines gleichnamigen ältern von D. Jak. Fugger, Herrn von Kirchberg und Weißenhorn, Karls des V. und Ferdinands I. Rath.

Birken hat beſonders viel Verdienſt an der kräftigen und herzlichen Schreibart. Es iſt für die deutſche Geſchichte jener Zeit von großer Bedeutung und in ſechs Bücher abgetheilt. Das erſte Buch handelt von der Ankunft des Hauſes Habsburg und Rudolf I., das zweite von der Ankunft des Erzhauſes Oeſtreich und Albrecht I., das dritte von Friedrich III., das vierte

von Albrecht II., das fünfte von Friedrich IV., das sechste von Maximilian I. (am ausführlichsten). —

LXXXVIII. **Kaspar von Stieler** 1632 zu Erfurt geboren, bekleidete viele hohe Aemter, machte große Reisen und lebte in der letzten Zeit seines Lebens ganz der Schriftstellerei zu Jena, Weimar und Erfurt, als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft der Spate genannt.

Mundt S. 292 sagt über ihn: Stieler gab in seinen Werken die Resultate tiefsinniger Untersuchungen auf lexikalischem und grammatischem Felde zugleich, und machte darin zuerst auf die Einsylbigkeit der deutschen Stammwörter aufmerksam. Ueber Wortfügung, Zusammensetzung und Accent der Sprache stellt er treffliche Beobachtungen an. —

LXXXIX. **Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel** 1633 zu Hitzacker geboren, von Birken erzogen; regierte erst gemeinschaftlich das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, dann allein, ward später katholisch. Er starb 1714. Er hat zwei Romane geschrieben, die viel Erfindungsgabe, aber eben so wenig Geschmack verrathen, die römische Octavia und die durchlauchtige Syrerin Aramena, welche lange Lieblingsbücher der Zeit blieben.

XC. **Phil. Jakob Spener** 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren, studiert zu Straßburg, bekleidet höhere geistliche Würden zu Straßburg, Frankfurt a. M., wo er die collegia pietatis gründet, Dresden, Berlin, wo er 1705 stirbt. Ein zweiter Tauler, der am schönsten durch sein Leben predigte. Seiner Prosa fehlt die ruhig belebende Wärme. Vergl. Hoßbach, Spener und seine Zeit. 1828. 2 Th.

XCI. **Daniel Kaspar von Lohenstein** war 1635 zu Nimptsch in Schlesien geboren, erhielt seine Bildung zu Breslau, Leipzig und Tübingen, machte große Reisen, heirathete eine reiche Dame, ward kais. Rath und Stadtsyndicus zu Breslau, wo er 1683 starb.

Lohenstein bildete mit Hoffmannswaldau den Ton der zweiten schlesischen Dichterschule, die in das Phantastische und in großartigen Schwulst ausschweifte, dabei aber doch keineswegs die Correktheit, welche die erste schles. Schule ausgezeichnet, vernachlässigte.

Der Roman Arminius und Thusnelda behandelt in 9 Büchern in zwei ungeheuern Quartbänden den vaterländischen Stoff und hat viele effektvolle Stellen, eine reiche Abwechslung und ein oratorisches Element, was Beachtung verdient. Neukirch hat in seiner Ausgabe den vollständigen Inhalt ausgezogen.

Mundt S. 298 urtheilt über diesen Roman: Der Roman hat ausgezeichnete Seiten der Darstellung, die sich an mehreren Stellen zu einer großartigen Energie erhebt, oft gedankenvolle und kunstreiche Wendungen einschlägt, zuweilen sogar der einfachen Würde eines Geschichtschreibers in den historischen Partieen nachstrebt. Die poetischen Farben dieser Prosa sind noch nicht fein genug verarbeitet, um eine klar durchbildete Malerei des Stils zu gewähren, sie liegen oft zu dick und unvermittelt obenauf, ohne gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, aber doch ist bestimmter Charakter vorhanden, um die Darstellung kräftig zusammen zu halten. —

XCII. **Abraham a Santa Clara**, nach seinem Familiennamen Ulrich Megerle, war zu Krähenheimstetten in Schwaben geboren, trat in seinem achtzehnten Jahre in den Augustiner Barfüßerorden, ward dann Prediger in einem bayrischen Kloster und später kais. Hofprediger zu Wien, wo er mit dem Ruhme des größten kath. Volksredners 1709 starb.

Seine berühmtesten Werke sind: Mercks Wien; Lösch Wien; Etwas für alle; Ganz neu ausgehecktes Narrennest; das berühmteste aber sein Judas der Erzschelm, in dem er das fingirte Leben des Judas Ischariot erzählt, um hinter seinem Namen desto ungehinderter seine bittere Satire spielen zu

lassen. Vergl. Horn II. S. 172. Mundt sagt S. 309: Er kannte die Welt, die Verhältnisse, das Volk, die Großen, und seine Darstellung legt mit ihren tausendfältigen Anspielungen, Gleichnissen und Beobachtungen das merkwürdigste Zeugniß davon ab, aber er kleidete alles so abenteuerlich in die Hanswursttracht ein und setzte ihm die Schellenkappe auf, wodurch oft seine schönsten Gedanken wieder in eine burleske Phantasmagorie zerrinnen. Seine Sprache ist ein Tummelplatz aller Elemente dieser Zeit, ein wirres Schneeflockengewühl von Wörtern und Bildern, ein tumultuarisches Lager mit wüstem Soldatenlärm, romantischen Waldhornklängen, Kapuzinerweisheit und Marketenderwitzen, und hinter allem durcheinanderschmetternden Getöse oft ein zartes liebliches Gemüth verborgen. —

XCIII. **Gottf. Wilh. Freiherr von Leibnitz** 1646 zu Leipzig geboren, einer der größten Gelehrten, die je gelebt haben. Zuletzt Reichshofrath, Geh. Justizrath und Bibliothekar zu Hannover. Er starb 1716.

Er verdient, ob er gleich meist in lateinischer und französischer Sprache schrieb, wegen seiner Bemühungen für die Aufnahme und das Studium der deutschen Sprache, die er liebte und schätzte, hier angeführt zu werden. — Seine einzige deutsche Schrift, die nachher auch von Dutens in das Französische übersetzt wurde, sind seine „Unvorgreiflichen Gedanken."

Vergl. F. Horn II. S. 144. Mundt sagt S. 274 über ihn und seine literarische Stellung: Hervorragend und einzig ist die Mittelstelluug Leibnitzens in den Verhältnissen dieses Jahrhunderts. Als Weltmann war er der Sprache der höheren Stände mächtig, als Gelehrter beherrschte er die klassischen Formen, als Patriot schrieb er für die heimathliche Pflege und Ausbildung der Muttersprache. Er gab der Wissenschaft zuerst eine Stellung zur großen Welt, zum Adel und den Höfen, indem er die Werke seiner Philosophie und Forschung nicht bloß lateinisch reden ließ, sondern auch durch die französische Sprache jenen Kreisen der Gesellschaft annäherte. So zeigt er sich, wie jedes Genie, beherrscht und beherrschend, befangen und vermittelnd zugleich in den Einflüssen seiner Zeit, und stellt eben dadurch die ganze Eigenheit ihrer Richtungen unter dem höchsten Gesichtspunkt an sich dar. —

XCIV. **Christian Thomasius** 1655 zu Leipzig geboren, studierte zu Leipzig, Frankfurt a. d. O. Philosophie und Jurisprudenz und hielt über Beides Vorlesungen in Leipzig. Ungeheures Aufsehen erregte sein erstes deutsches Programm, das erste, welches in Deutschland 1687 ans schwarze Brett geschlagen wurde. Seiner Freimüthigkeit wegen verdächtigt, wanderte er als beliebter Lehrer mit einem großen Theil der Universität nach Halle, wo er zur Errichtung einer neuen Universität die Veranlassung gab, deren erster Lehrer der Rechte er bis zu seinem Tode 1728 blieb.

Thomasius regte in Deutschland zuerst das Bedürfniß an, bei dem wissenschaftlichen Vortrage der deutschen Sprache sich zu bedienen. Seinem wissenschaftlichen Streben mangelt es an Tiefe und Reichthum des Geistes. Daß er das Bessere, Freiere ahnte und darauf hinwies, ist sein größtes Verdienst. Ueber die Bewegung, welche seine erste deutsche Abhandlung hervorbrachte, äußerte er sich selbst in seiner Anmerkung: „Gleich wie dieses eben ein Aufsehen machte, und übel genommen werden wollte, daß ein Doctor privatus solche Neuerungen anfinge, und gelehrte Dinge in der Muttersprache vortragen wollte; also fanden sich auch welche, die sich beschwerten, daß das ehrliche schwarze Brett so beschimpft und lingua latina als lingua eruditorum so hintan gesetzt worden wäre." —

XCV. **Hein. Anf. von Ziegler und Klipphausen** 1665 zu Radmeritz in der Lausitz geboren, führte auf seinen großen Gütern ein freies Leben und gab sich dem Hoffmannswaldauischen Geschmack hin, der seine reiche und glänzende Phantasie auf Abwege führte. Die asiatische Banise war

eine Zeitlang das Lieblingsbuch der gebildeten Welt und zog eine ganze Banisische Literatur nach sich. Vergl. F. Horn II. S. 90.

XCI. **Gottfried Arnold** 1655 zu Annaberg geboren, studierte zu Wittenberg, war Professor der Geschichte zu Gießen, zuletzt Prediger zu Perleberg in der Priegnitz. Er starb 1714.

Die Chroniken waren um jene Zeit zu den elendesten geschichtlichen Machwerken, den Schaubühnen der Welt, aus welchen keine Proben mitgetheilt sind, herabgesunken. Die Geschichtschreibung wurde nun durch Arnold, Bünau, Mascou kritisch, quellenkundig und lebendiger und geistvoller behandelt, wodurch sie sich von ihrem Verfall allmählig erhob. Arnolds Kirchengeschichte ist eins der vorzüglichsten Geschichtswerke dieser Periode.

XCII. **Christian Freiherr von Wolf** 1679 zu Breslau geboren, starb als Kanzler der Universität Halle 1754. Wolf bearbeitete als Philosoph Leibnitzische Ideen nach seiner streng mathemathischen Methode. Er bildete zuerst den Reichthum unserer Sprache durch seine philosophische Entt wickelungen aus, wie er sich auch einer großen grammatischen Correctheibefleißigte. Thomasius und Wolf haben der deutschen Sprache in die philosophischen Schulen und Lehrbücher den Weg gebahnt.

XCVIII. **Joh. Jakob Mascou** 1689 zu Danzig geboren, lebte als Professor der Geschichte zu Leipzig, wo er 1761 starb. Er arbeitete seine Geschichte der Deutschen nach Quellen mit großem Fleiße und kritischer Sorgfalt in einer klaren Sprache aus.

XCIX. **Ludwig Schnabel** nannte sich als Schriftsteller Gisander und war Sekretär des Grafen zu Stolberg am Harz.

Die Insel Felsenburg ist eine der ersten und berühmtesten Robinsonaden, die auch späterhin öfters umgearbeitet wurde; zuletzt von L. Tieck. Breslau. 1827. 6 Th. 8.

C. **Heinrich von Bünau** 1697 zu Weißenfels geboren, studierte zu Leipzig, war zuletzt erster sächsischer Minister zu Dresden. Er besaß auf einem seiner Güter eine ausgezeichnete Bibliothek, in der auch Winckelmann eine Zeit lang arbeitete. Sein Styl ist gefeilt.

PROPERTY OF THE NEW YORK SOCIETY LIBRARY

Drei Bücher

Deutſcher Proſa,

in

Sprach- und Stylproben,

von

Ulphilas bis auf die Gegenwart.

(360 — 1837.)

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Künzel.

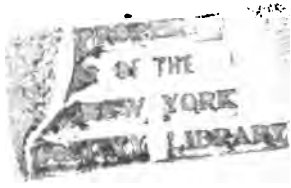
Zweiter Theil.

Drittes Buch, erſte Abtheilung: Von Bodmer bis Seume.

Frankfurt am Main. 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

EN


OF THE
NEW YORK
LIBRARY

Inhalt des zweiten Theils.

Achtzehntes Jahrhundert.

Seite

I. J. J. Bodmer. 1698 — 1783.
Vom Erhabenen in der Sprache 3

II. J. Chr. Gottsched. 1700 — 1766.
1. Aus der kritischen Dichtkunst.
a) Vom guten Geschmack 6
b) Die Verbannung des Hanswurst von der Bühne . . . 7
2. Aus der ausführlichen Redekunst.
Von den Chrien und ihren verschiedenen Arten 10

III. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. 1700 — 1760.
Die 26ste Rede 12

IV. J. J. Breitinger. 1701 — 1776.
Von der Nachahmung der Natur 15

V. Ch. L. Liscow.
Die Nothwendigkeit der schlechten Scribenten 18

VI. Albrecht von Haller. 1708 — 1777.
Usongs Reise 22

VII. Friedrich II., König von Preußen. 1712 — 1786.
1. Ueber die deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Ursachen derselben und die Mittel, sie zu verbessern 23
2. Schreiben an den Kriegsminister von Wedel 36

VIII. Louise A. V. Gottsched, geb. Kulmus. 1713 — 1762.
Vier Briefe 37

IX. G. W. Rabener. 1714 — 1771.
1. Ein Schreiben von vernünftigter Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen 40
2. Kleider machen Leute 45

X. Ch. F. Gellert. 1715 — 1769.
1. Aus den moralischen Vorlesungen 50
2. Brief Gellert's an seine Schwester 52
3. Das Glück der Ehe 52

XI. Joh. Joach. Winkelmann. 1717 — 1768.
1. Ueber die Betrachtung der Werke der Kunst 56
2. Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom 60
3. Laokoon 63
4. Beschreibung des Apollo von Belvedere 64

XII. J. G. Sulzer. 1720 — 1799.
Der Harlekin 65

Seite

XIII. J. Möser. 1720 — 1799.
1. Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes . . 67
2. Ein Patriot muß vorsichtig in seinen Klagen bei Landplagen sein 69
3. Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange 70

XIV. F. K. von Moser. 1723 — 1798.
1. Das Publicum 73
2. Reliquien 78

XV. J. Kant. 1724 — 1804.
1. Aus der allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels 78
2. Betrachtungen über das Gefühl vom Erhabenen und Schönen 81
3. Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft 83

XVI. F. G. Klopstock. 1724 — 1803.
1. Für junge Dichter 85
2. Aus dem goldnen Abc der Dichter 87
3. An den, welcher die Geschichte unsrer Sprache schreiben wird 87
4. Von einem zu schreibenden deutschen Wörterbuch 88

XVII. Isaak Iselin. 1728 — 1782.
Geschichte der englischen Freiheit 89

XVIII. J. G. von Zimmermann. 1728 — 1795.
Ruhe in der Einsamkeit 91

XIX. G. E. Lessing. 1729 — 1781.
1. Aus Minna von Barnhelm.
Der deutsche Wirth 93
2. Aus dem Laokoon.
Die Gruppe des Laokoon 95
3. Aus der Hamburgischen Dramaturgie.
a) Die Schauspielkunst 98
b) Von den dramatischen Charakteren 100
c) Was dem Ruhme der deutschen Bühne, und der schönen Literatur überhaupt, hinderlich ist 102
4. Aus Emilia Galotti.
1. Der Maler 104
2. Ein Todesurtheil 106
5. Aus der Erziehung des Menschengeschlechts 107

XX. Moses Mendelsohn. 1729 — 1786.
Gegen den Selbstmord 107

XXI. Salomon Geßner. 1730 — 1787.
Der Herbstmorgen 110

XXII. J. G. Hamann. 1730 — 1785.
1. Aus den biblischen Betrachtungen 111
2. Aus den Sybillinischen Blättern 113

XXIII. F. Ch. Nicolai. 1733 — 1811.
Aus Sebaldus Nothanker 114

XXIV. Ch. M. Wieland. 1733 — 1813.
1. Abderitenstreiche 117
2. Aus dem Agathon.
a) Das Fest des Bachus 119
b) Charakter des Alcibiades von Aspasien geschildert. Wie die junge Danae in Aspasiens Hause erzogen wird . 122
3) Aus dem Aristipp.
Der griechische Salon der Lais 125

Seite

XXV. J. K. A. Musäus. 1735 — 1787.
Rothmantel, der gespenstige Barbier 131
XXVI. H. P. Sturz. 1730 — 1778.
1. Pitt 134
2. Aus den Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Bernstorf 137
XXVII. J. T. Hermes. 1738 — 1821.
Aus Sophiens Reise von Memel nach Sachsen 143
XXVIII. M. A. von Thümmel. 1738 — 1817.
1. Der Vorzug der Reisen 146
2. Das Glück der Landleute im mittäglichen Frankreich . . . 148
3. Liebhabereien 151
XXIX. Thomas Abbt. 1738 — 1766.
1. Vom Verdienste.
a) Vom Verdienste des Schriftstellers 152
b) Vom Verdienste der Matrone 153
2. Aus der Portugiesischen Geschichte.
Agnes von Castro 154
XXX. Ch. F. D. Schubart. 1739 — 1791.
Aus der Vaterlands-Chronik. Neujahrwunsch 155
XXXI. Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. 1739 — 1806.
Brief an K. L. von Knebel 158
XXXII. Matthias Claudius. 1740 — 1815.
Ueber's Genie 159
XXXIII. J. H. Jung, genannt Stilling. 1740 — 1817.
Der Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling 161
XXXIV. Th. G. von Hippel. 1741 — 1796.
1. Der Tod 163
2. Scherzhafte Theorie der Prosa und Poesie 165
XXXV. Joseph II. 1741 — 1790.
Brief an den Coadjutor von Dalberg 166
XXXVI. J. J. Engel. 1741 — 1802.
Der Traum des Galilei 167
XXXVII. Joh. Kaspar Lavater. 1741 — 1801.
Brutus 172
XXXVIII. Ch. Garve. 1742 — 1798.
Ueber den Werth des Gebrauchs fremder Ideen bei dem eignen Nachdenken 173
XXXIX. G. Ch. Lichtenberg. 1742 — 1799.
1. Anschlag-Zettel im Namen von Philadelphia 175
2. Aus der Erklärung zu den Hogarthischen Kupferstichen.
a) Die Vehikel des Nachruhms 176
b) Der arme Landpfarrer 177
c) Die Armenbüchse 178
XL a. F. H. Jakobi. 1743 — 1819.
1. Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.
Gott und der Mensch 178
2. Aus Woldemar.
a & b) Woldemar an Biberthal 181

Seite

XL[b]. Joh. Joachim Eschenburg. 1743 — 1820.
1. Ueber Geschmack und Genie 182
2. Ueber die Wirkungsfähigkeit der schönen Künste 183
3. Ueber das Schöne 183

XLI. J. G. Müller. 1744 — 1828.
Erziehungsgeschichte des Junkers Siegfried von Lindenberg . . 183

XLII[a]. J. G. von Herder. 1744 — 1803.
1. Aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.
a) Griechenland 186
b) Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst . . 186
c) Künste der Griechen 188
d) Sitten und Staatsweisheit der Griechen 189
e) Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude 190
2. Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie 194
3. Aus den Briefen zur Beförderung der Humanität.
Ueber die Verbindung der deutschen Völker und Provinzen zur Humanität 198
3. Paramythien.
a) Der Schlaf 200
b) Nacht und Tag 201

XLII[b]. K. L. von Knebel. 1794 — 1834.
Ueber deutsche Literatur 202

XLIII. J. W. von Archenholz. 1745 — 1812.
Die Schlacht bei Zorndorf 208

XLIV. J. H. Pestalozzi. 1746 — 1827.
Der Abend vor einem Festtage 211

XLV. Wilhelm Heinse. 1746 — 1803.
1. Rom 217
2. Die Malerei und Bildhauerei 218

XLVI. J. Wolfgang Göthe. 1749 — 1832.
1. Von deutscher Baukunst 220
2. Aus Götz von Berlichingen.
a) Götz und Lerse 222
b) Das Vehmgericht 224
c) Götz von Berlichingens Tod 225
3. Aus dem Werther 226
4. Aus Egmont.
Egmonts letzte Stunde 228
5. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahre.
Mignon 233
6. Beurtheilung der allemannischen Gedichte Hebels 234
7. Rede, zum feierlichen Andenken der Herzogin Amalie . . . 238
8. Aus den Wahlverwandschaften.
a) Ottilie 241
b) Aus Ottiliens Tagebuche 244
9. Aus Dichtung und Wahrheit.
a) Die Krönung Joseph II. 245
b) Gellert 252
c) Gottsched 252
d) Klopstock 253
10. Für junge Dichter 254
11. Noch ein Wort für junge Dichter 256

Seite

XLVII. J. M. Reinh. Lenz. 1750 — 1792.
Scenen aus dem Hofmeiſter oder Vortheile der Privaterziehung . 257

XLVIII. F. L. Graf zu Stollberg. 1750 — 1821.
Der Rheinfall bei Schaffhauſen 262

XLIX. J. M. Miller. 1750 — 1814.
Der Tod eines Kloſtergeiſtlichen 265

La. Joh. von Müller. 1752 — 1809.
1. Aus den vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geſchichte.
Reſultate aus der Weltgeſchichte 267
2. Aus den Geſchichten der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft.
a) Des Landes erſte Geſtalt 269
b) Beſchreibung des Oberlandes 270
c) Der Bund im Rütli 271
d) Schlacht bei Morgarten 274

Lb. Johann Anton Leiſewitz. 1752 — 1806.
Aus Julius von Tarent 279

Lc. Ad. Franz Fr. Ludwig Freiherr von Knigge. 1752—1796.
Ueber den Umgang mit Menſchen 282

LIa. Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler. 1752 — 1810.
Die erſte Verfaſſung des Jeſuitenordens 285

LIb. Friedrich Maximilian von Klinger. 1753 — 1831.
Der Weltmann und der Dichter 289

LIIa. F. W. Reinhard. 1753 — 1812.
Predigt: Einige tröſtende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten 293

LIIb. J. K. Häfeli. 1754 — 1811.
Von der Wiederkunft Jeſu Chriſti und dem Tage des Gerichtes 304

LIII. J. G. A. Forſter. 1754 — 1794.
1. Aufenthalt im Haven von Otahiti 306
2. Der Seedienſt 308

LIV. Karl Auguſt, Großherzog von Sachſen-Weimar. 1756 — 1828.
Schreiben an den Miniſter von Göthe bei deſſen Dienſtjubiläum 310

LV. Louiſe, Großherzogin von Sachſen-Weimar. 1757 — 1830.
Schreiben an K. L. von Knebel 311

LVI. A. W. Iffland. 1759 — 1814.
Deutſche Biederkeit. Scene aus den Jägern 311

LVII. Fr. von Schiller. 1759 — 1805.
1. Aus den Räubern.
Schuld und Unſchuld 316
2. Aus der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.
a) Wilhelm von Oranien 318
b) Graf Egmont 319
3. Aus der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs.
Die Schlacht bei Lützen und Guſtav Adolphs Tod . . . 321
4. Das Erhabene und Schöne 326
5. Briefe.
a) Schiller an Göthe 330
b) Göthe an Schiller 333

LVIIIa. Johann Kaspar Fr. Manſo. 1759 — 1826.
Die Schlacht bei Leipzig 334

LVIIIb. J. P. Hebel. 1760 — 1828.
Kannitverſtan 344

Seite

LIX. A. H. L. Heeren. 1760.
Perikles als Staatsmann 346

LX. Friedrich von Matthiſon. 1761 — 1831.
Der große Bernhardsberg 349

LXI. A. von Kotzebue. 1761 — 1819.
Der Arme und der Reiche 352

LXII a. J. G. Fichte. 1762 — 1814.
1. Ueber die Beſtimmung des Gelehrten 354
2. Die Vaterlandsliebe 358

LXII b. Ernſt Ludwig Poſſelt. 1763 — 1804.
Friedrich der Große, Voltaire und J. J. Rouſſeau 366

LXIII. J. G. Seume. 1763 — 1810.
Abreiſe von Wien 368

Drittes Buch der deutſchen Proſa.

Von Leſſing bis auf die Gegenwart.

1740 — 1837.

Erſte Abtheilung.

Von Bodmer bis Seume.

I. Johann Jacob Bodmer.

(1698 — 1783.)

Aus den „Critiſchen Briefen.“ *)

Vierter Brief.

Vom Erhabnen in der Sprache.

(Vierter Brief. S. 103.)

Mein Herr.

Nachdem meine Sätze von dem Weſen der erhabenen Schreibart ihr Urtheil für ſich haben, daß ſie richtig und gründlich ausgeführt ſeyn, ſo darf ich deſto zuverläſſiger darauf trauen, weil ich weiß, daß ſie gewohnt ſind, nicht eher zu urtheilen, bis ſie die Sache durch ſich ſelbſt und mit der erforderten Strenge unterſucht haben. Sie halten es indeſſen für einen Mangel, daß ich nichts von dem Erhabenen in der Sprache geſagt habe, und ſcheinen in den Gedanken zu ſtehen, daß die Sprache ein beſonderes Erhabene in ſich habe, welches in einer glücklichen Wahl wohlbeſtimmter und begreiflicher Worte beſtehe, die den Verſtand kurz, deutlich und nachdrücklich geben. Sie ſagen ausdrücklich, in den abſtrakteſten Stücken, wo die Leidenſchaften am wenigſten zu thun haben, ſey ein Ausdruck, der einen Begrif mit einer ſonderbaren Genauigkeit, Vollſtändigkeit und Kürze gebe, als ein vornehmes Theil in dem Erhabenen der Sprache anzuſehen. Es iſt mir nicht unbekannt, was vor prächtige Sachen Longinus von der Erhabenheit in der Sprache und dem Ausdruck geſagt hat; und ich habe in etlichen Stellen deſſelben genugſam geſehen, daß er den bloſſen Wörtern und deren geſchickten Zuſammenſetzung eine beynahe magiſche Kraft zuſchreibt. Aber ſage ich auch zu viel, daß ſeine Ausdrücke zum Lob der Ausdrücke nach dem oratoriſchen Firniſſe ſchmecken? Habe ich darinn recht, daß nur dasjenige erhaben ſei, was auch die gröſten Geiſter in Erſtaunen hinreiſſet, oder mit Schrecken anfüllet: ſo finden wir dieſes Merkmal in dem

*) Critiſche Briefe. Zürich. Heidegger. 1746. 8.

geschicktesten Ausdrucke nicht; und der müßte ein niedriges und feiges Gemüthe haben, der über den bloßen Ton der Wörter, die nach einer gewissen Art gesetzt sind, in Schrecken oder Erstaunen geriethe. Ich möchte doch die Freude haben, ein ganzes Werkgen zu sehen, welches alle seine Kraft auf das Gemüthe zu wirken, nur von dieser magischen Zusammensetzung der Wörter hätte. Wenn noch etwas hohes in dem Klange der Worte stecket, so muß das Ohr der Richter darüber sein; aber mein Erhabenes hält die äusserlichen Sinnen gebunden, indem es das Gemüthe entzücket.

Mit diesem begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht eine musicalische Kraft in den Worten liege, wenn der mannigfaltige Laut der Sylben nach Maaß und Takt vermenget wird; aber diese Symphonie, wiewohl sie sehr reitzend ist, hat doch auf das Gemüthe keinen größern Eindruck, als daß sie darinnen Lust verursachet, wenn sie auch am erschrecklichsten thut. Ihre Würkungen gehen vielmehr auf den Leib und dessen Bewegungen. Es ist so fern, daß sie ein Vermögen habe, die Würkung des Erhabenen, welches bestürzet und in Gedanken senket, in dem Gemüthe zu unterstützen, daß sie dieselbe vielmehr vermindert. Man bewundert die Vollkommenheit der Verse, in welchen Homer den ungeheuren Stein des Sisyphus in langsamen und beschwerlichen Spondäen Berg hinanwälzet, dann in schnellen Dactylis wieder herunter rollen läßt, und man dächte, daß es dem Virgil an seinem Ruhm nachtheilig wäre, wenn man nicht eben dergleichen Kunststücke bei ihm entdeckete: Mich dünken sie zu kurzweilig, als daß sie die Stelle des Erhabenen vertreten könnten. Es giebt Leute, welche das Bellen der Hunde, das Krähen der Hähne, das Zischen der Schlangen, das Klappern der Störche, das Wiehern der Pferde mit grosser Geschicklichkeit nachmachen; bey diesen sollten die Liebhaber des nachahmenden Klanges in die Schule gehen, sich in dieser Kunst vollkommener zu machen.

Ich darf demnach behaupten, daß wir für die Ausdruckung des Erhabenen an der Regel genug haben, welche befiehlt, daß die Worte den Begriffen, wie die Begriffe den Dingen, wovon sie Abdrücke sind, gemäß seyn müssen. Wenn erst das Erhabene selbst, eine Würkung, eine That oder ein Entschluß, der den Geist in eine wundervolle Erstaunung setzet, in den Sachen lieget, so darf man sie nur mit den rechten und allein bequemen Worten, und Schwung der Worte vortragen; das Erhabene wird dann nicht verderbt werden, wenn die Wörter und ihr Schwung gleich ganz leicht, und eigentlich, gebraucht sind. Es ist so fern, daß die einfältige Schreibart das Erhabene verdunkle, daß vielmehr eben die Leichtigkeit in der Vorstellung öfters schlechterdings wird nothwendig seyn, nämlich so oft als die Hoheit der grossen Entschlüsse und Würkungen durch ihren eigenen Glanz in die Augen fällt, ohne daß sie erst durch Kunst und Mühe müsse gezeiget werden. Also herrscht diese Einfalt durchgehends in den großmüthigen Reden der Natur, wo sie durch ihre Kürze und Deutlichkeit alle Kunst übertrifft.

Wenn die Schwester der Horatier zur Vertheidigung des dritten von demselben sagt:

Que vouliez vous qu'il fit contre trois?

Und der Vater derſelben ſchlechtweg antwortet:

— — — — — — qu'il mourut;

ſo drücket er eben dadurch ſein hohes Gemüthe rechtſchaffen aus, welches ſich keine Zeit nahm den Verluſt der beyden Umgekommenen zu beweinen, indem die Flucht des dritten, der durch ſein feiges Fliehen dem Geſchlechte der Horatier einen ewigen Schandflecken zugezogen, alle ſeine Gedanken eingenommen hatte. Hätte er geſagt: **Qu'il suivit l'exemple de ses deux frères**, ſo wäre der Gedanke dunkel und niedrig geworden, denn die beyden erſten ſahen ſich ſtark genug, dreyen Widerſtand zu thun; nachdem ſie mit dem dritten Bruder dieſelbe Zahl ausmacheten. Hätte er geſagt: **Qu'il sacrifiât sa vie à l'interêt et à la gloire de son pays**, ſo hätte die Umſchreibung des edelmüthigen Zorns dieſes Vaters, welcher aus einer ſo groſſen Neigung für das Vaterland herfloß, die Leidenſchaft nur geſchwächet.

Alſo ſind die einfältige Worte und der Schwung der Rede in der Stelle des Moſes, GOtt ſagte, es werde Licht, und es ward Licht, die allerbequemſten, die wahre Idee der Schnelligkeit, mit welcher die Befehle des Allmächtigen zur Würklichkeit gelangen, auszudrücken. Das Erhabene verliert ſich, wenn man dafür ſetzet: Der Herr und Gebieter der Natur erſchuf das Licht durch ein einziges Wort. Die Erzehlung der That ſelbſt in den Worten: GOtt ſagte, es werde — giebt eine lebhaftere Idee von der Allmacht GOttes, als die Benennungen, der HErr und Gebieter der Natur; das er erſchuf das Licht, iſt etwas langſam, und ſagte die Sache zu ſorgfältig; durch ein einziges Wort, iſt nur eine Auslegung des es werde Licht, es ward Licht. Man hat dieſe Stelle dadurch ihrer Hoheit berauben wollen, indem man geſagt, ſie ſey folgender gleich: Sempron befahl, ſein Knecht ſollte herein kommen; und der Knecht kam herein. Allein die Aehnlichkeit beſteht hier nur in der Lage der Worte, und zeigt darum nichts mehreres als daß das Erhabene von dem Innhalt und nicht von den Worten oder ihrem Schwung entſtehe. — — — — — —

Einige Kunſtlehrer ſuchen das Erhabene in den Figuren und Metaphern; wo ſie dieſe nicht ſehen, da wollen ſie nichts hohes bemerken, wenn die Sache, wovon geredet wird, gleich noch ſo bequem wäre, das Gemüthe zu erheben. Dieſe vermiſchen das Erhabene mit dem Starken und Nachdrücklichen. Die figürlichen, verblümten, und uneigentlichen Redensarten können zwar den Ausdruck durch die Bilder, die ſie vor Augen legen, und damit öfters eine Sache in der andern abbilden, ſtark machen, aber erhaben können ſie nicht machen, wenn die Sache das Hohe nicht in ſich hat.

II. Joh. Christ. Gottsched.

(1700 — 1766.)

1. Aus der „Critischen Dichtkunst.“ *)

a. Vom guten Geschmack.

(S. 135.)

So müssen sich denn die Poeten niemals nach dem Geschmacke der Welt, das ist, des großen Haufens, oder des unverständigen Pöbels richten. Dieser vielköpfigte Götze urtheilt oft sehr verkehrt von Dingen. Er muß vielmehr suchen, den Geschmack seines Vaterlandes, seines Hofes, seiner Stadt zu läutern; es wäre denn, daß dieses schon vor ihm geschehen wäre. Es geschieht aber niemals ganz vollkommen; und es bleibt auch in dem gescheidesten Volke allezeit ein Ueberrest des übeln Geschmackes zurücke. In Rom hatten Terentius und Lucretius schon einen ziemlich reinen und zarten Geschmäck erwiesen. Doch klagt Horaz sowohl in seinem langen Briefe an den Kaiser, als in seiner Dichtkunst: daß die Römer noch an den plautinischen Zoten, und an Lucils unreinen Possen ein Belieben trügen. Bavius und Mävius fanden auch ihre Anbether. Hätten sich nun Virgil und Varius nach dem Geschmacke der sonst so klugen Römer richten wollen: was würden sie für elendes Zeug haben schreiben müssen? Sie suchten also vielmehr mit ihren Werken wider den gemeinen Strom zu schwimmen, und waren zufrieden, daß sie wenigen Kennern gefielen. — — — — — —

— — Woher der üble Geschmack des großen Haufens komme? das ist aus dem obigen leicht abzunehmen. Die schlechte Auferziehung ist sonder Zweifel die allergemeinste Quelle desselben, und dadurch werden auch die fähigsten Köpfe verwahrloset. Weil die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: so gefällt ihnen gleich von Jugend auf das, was sie von ihren Aeltern, oder andern Leuten, denen sie was zutrauen, loben hören. Die ersten Urtheile werden also unvermerkt eine Richtschnur der übrigen, und nachdem sie durch eine lange Gewohnheit gleichsam tief eingewurzelt sind, so können sie fast gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geschmack alter Leute läßt sich also schwerlich bessern. Sie bleiben fest in ihren Meynungen, und schämen sich, dasjenige zu verwerfen, was sie ihr Lebenlang für schön gehalten haben. Man mag ihnen sagen, was man will; so bleiben sie doch auf ihrem Eigensinne: weil sie es für schimpflich ansehen, sich bei grauen Haaren in ihren Urtheilen zu ändern, und dadurch einzuräumen, daß sie so lange geirret und einen übeln Geschmack gehabt:

*) Versuch einer Critischen Dichtkunst durchgehends mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert. Anstatt einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert. Diese neue Ausgabe ist, sonderlich im II Theile, mit vielen neuen Hauptstücken vermehret, von Johann Christoph Gottscheden. Vierte sehr vermehrte Auflage. Leipzig. B. Ch. Breitkopf. 1751. 8.

zumal, wenn sie Leuten, die jünger sind, als sie, recht geben, und folgen sollen. — — —

Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Als was man selber liebt, was seinem Sinn gefällt;
Wonicht, weil man sich soll nach jüngern Leuten richten,
Und was man jung gelernt, im Alter selbst vernichten.

Junge Leute hingegen können leichter ihren Geschmack ändern, wenn sie gleich bereits verwöhnet worden. Sie sind in ihrer Meinung noch so sehr nicht verhärtet; sie trauen ihren Urtheilen noch keine solche Unfehlbarkeit zu, daß sie nicht auch zuweilen falsch seyn könnten: sie geben also eher der gesunden Vernunft Gehör, und begreifen die Richtigkeit der Regeln gar leicht. Ja wenn man ihnen gleich nicht die Gründe des guten Geschmacks und die Quellen wahrer Schönheiten entdecken und begreiflich machen kann; weil sie etwa nicht studiret haben, oder sonst die gehörige Fähigkeit nicht besitzen: so lernen sie doch aus der bloßen Empfindung endlich recht urtheilen. Man darf ihnen nur etwas Schönes zeigen, und sie aufmerksam darauf machen: sogleich werden sie es gewahr. Denn mehrentheils gefällt ihnen deswegen das Schlechte, weil sie noch nichts bessers gesehen haben: nicht anders, wie mancher bloß daher in eine mittelmäßige Gestalt verliebt ist; weil er noch keine Gelegenheit gehabt, eine rechte Schönheit kennen zu lernen. Man zeige nur einem solchen Liebhaber eine vollkommenere Person, als seine vermeinte Halbgöttin ist: er wird ihrer entweder gar vergessen; oder doch zum wenigsten den größten Theil seiner Hochachtung gegen dieselbe verlieren. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß auch junge Leute zuweilen von dem schon ziemlich eingeführten guten Geschmacke muthwillig abweichen, und auf einen weit schlimmern verfallen. Dieses wiederfährt stolzen und ehrsüchtigen Köpfen, die sich, es koste was es wolle, durch etwas neues und seltsames unterscheiden wollen. Der gebahnte Weg ist ihnen zu verächtlich: sie wollen sich durchaus hervorthun, und wenn es gleich durch Thorheiten sein sollte. Sie ahmen also auch die Fehler großer Leute, auch offenbare Abweichungen von Regeln der Vernunft nach; und verführen wohl gar durch ihr Exempel andre.

Die Verbannung des Hanswurst's von der Bühne.

(S. 652.)

Von der Lustigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Ich antworte, das Lächerliche in den Komödien muß mehr aus den Sachen, als Worten bestehen. Die seltsame Aufführung närrischer Leute, macht sie auslachenswürdig. Man sehe einen Bramarbas und Stiefelius, einen deutschen Franzosen und politischen Kannengießer in unserer Schaubühne an: so wird man sich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein Wort an sich lächerlich ist. So macht auch der Bock im Processe und Hypochondrist gewisse Fehler der Juristen und Aerzte höchst lächerlich: der ungleichen Heirath zu geschweigen, die den Stolz auf die Wapen und den alten Adel, ingleichen die

ausschweifende Lust zum Jagen, auch ohne possirliche Worte, durch sich selbst zum Gelächter macht. Dieses ist nur das wahre Belustigende in der Komödie. Allein kleine Geister, die keine Einsicht in die Morale besitzen, und das ungereimte Wesen in den menschlichen Handlungen weder wahrnehmen, noch satirisch vorstellen können, haben sich auf eine andre Art zu helfen gesucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, sondern in närrischen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeynet. Daher haben Harlekin und Scaramutz die Hauptpersonen ihrer Lustspiele werden müssen. Diese müssen durch bunte Wämser, wunderliche Posituren und garstige Fratzen, dem Pöbel zum Gelächter reizen. Von diesen allen haben die Alten nichts gewußt: und es gehört mit unter die phantastischen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede zu einer französischen Komödie, **Harlequin aux Champs Elisées**, verspottet hat. Siehe des Peter Poree Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten seyn kann? so, wie der Herr Professor May dieselbe übersetzet, und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

Terenz hat seine Komödie, ohne eine lustige Person, lächerlich genug zu machen gewußt: das neue französische Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuschauer zu belustigen; obgleich Moliere darinn ein böses Exempel gegeben hatte. Destoutsches, und einige andere nämlich, haben sich gar wohl ohne diese phantastische Person behelfen können: und ein Poet setzet sich wirklich in Verdacht, als verstünde er sein Handwerk, das ist, die Satire nicht; wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Possenreißers, nichts lustiges auf die Schaubühne bringen kann. Boileau hat diese schmutzigen Zoten seinen Schülern ernstlich untersagt; und den Moliere selbst nicht geschont, der sich auch oft dem Pöbel in diesem Stücke bequemet hatte. Er schreibt:

Etudiez la cour, et connoissez la ville:
L'une et l'autre est toujours en modèles fertile.
C'est par là, que Molière, illustrant ses écrits
Peut-être de son art eût remporté le prix:
Si moins ami du peuple, en ses doctes peintures,
Il n'eut point fait souvent grimacer les figures;
Quitté pour le bouffon, l'agréable et le fin,
Et sans honte à Terence allié Taburin.

Hieraus ist nun leicht zu schließen, was von dem **Théatre Italien** und **Théatre de la Foire**, wo lauter abgeschmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen sey: darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht, oder sich doch schämt, gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutschen Narren zu halten sey, sie mögen nun von alter Erfindung seyn, wie Hans Wurst oder Pickelhering, dessen sich Weise noch immer bedienet hat; oder auch von neuer Art, wie der sogenannte Peter, oder Crispin, oder wie sie sonst heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene streiten, sind auch allen diesen Geschöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muster in der Natur haben.

Maschinen müssen in Komödien nicht vorkommen: weil die Götter sich in die thörichten Handlungen schlechter Leute nicht mischen. Eben darum ist Timon der Misanthrop nicht zu billigen, der in dem dritten B. der eigen. Schr. der deutschen Gesellschaft übersetzt ist; weil hier der

Gott Merkur mit auftritt. Die Zaubereyen oft anzubringen, das iſt auch nichts ſchönes; weil es nicht mehr wahrſcheinlich iſt: es wäre denn auf dieſe Art, wie es in dem Geſpenſte mit der Trummel geſchehen iſt. Gleich wohl haben die neuern Franzoſen auch die Hexenmährchen auf die Bühne zu bringen angefangen: und es wäre gut, wenn unſere Leute ſie nur nicht gleich nachgeäffet hätten. Die Kleidungen der Perſonen müſſen nach ihrem Charakter und Stande eingerichtet ſeyn: nur Harlekin hat hier, ich weis nicht warum, eine Ausnahme. Er ſoll zuweilen einen Herrendiener bedeuten: allein, welcher Herr würde ſich nicht ſchämen, ſeinem Kerle eine ſo buntſcheckigte Liberey zu geben? Scapin hat eine ſpaniſche Tracht; und das kann man in einem ſpaniſchen Stücke ſchon gelten laſſen: allein bey uns ſchickt ſich's nicht. Den Scaramutz, Pantalon, Anſelmo, Doctor und Capitain, Pierrot und Mezetin, und wie die närriſchen Perſonen der italieniſchen Komödien alle heißen, können wir auch entbehren. Denn warum ſoll man immer bey einerley Perſonen bleiben?

Die Namen dörfen auch in einer Komödie nicht aus der Hiſtorie genommen werden. So bald die Perſonen neue Charactere haben, müſſen ſie auch neue Namen bekommen: um die Verwirrung zu vermeiden, die ſonſt bey dem Zuſchauer vieler Luſtſpiele entſtehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne ſtellen den Ort vor, wo die ganze Fabel geſpielet wird. Gemeiniglich iſt es ein Bürgerhaus, oder eine Gaſſe der Stadt, da man an beyden Seiten verſchiedene Häuſer ſieht. Nur muß man keine Beſuche auf der Gaſſe abſtatten laſſen, wie Bramarbas thut: es wäre denn, daß er ſich mit der Sänfte bis in das Zimmer hätte tragen laſſen. Die Muſik anlangend, ſo wiſſen wir, daß in der neuen Komödie, und bey den Römern keine Chöre gebraucht worden. Indeſſen ſteht auch auf den terenziſchen Komödien: **Modos fecit Flaccus Claudii F. Tibiis paribus dextris et sinistris.** Was das zu bedeuten habe, das mögen die Liebhaber der Alterthümer unterſuchen. Vermuthlich hat man zwiſchen den Handlungen, an ſtatt der vormaligen Oden, eine kleine Muſik damit gemacht: denn daß die ganze Komödie abgeſungen, und mit einer Inſtrumentalmuſik wäre begleitet worden; davon findet man nicht die geringſten Spuren.

Wir Deutſchen haben uns ſo lange mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen beholfen, bis wir allmählich Poeten bekommen haben, die ſelbſt was regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr auf die zwanzig und mehr Muſter von der guten Art vorgeleget; wenn ſie ſich den Geſchmack nach dieſen bilden, ſo werden ſie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es ſind auch bereits mancherley Proben von guten Köpfen gemacht worden, die man an verſchiedenen Orten mit Beyfall aufgeführet hat. Es kömmt nur darauf an, daß unſere großen Herren ſich endlich einen Begriff von deutſchen Schauſpielen beybringen laſſen: denn ſo lange ſie nur in ausländiſche Sachen verliebt ſind, ſo lange iſt nicht viel zu hoffen. Etliche von unſern Komödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern, durch die ordentlichſten und auserleſenſten Stücke, beliebt gemacht. Selbſt

Dieſes iſt eine Chrie, die aus dem Hauptſatze: Das Studiren iſt was edles; dem Beweiſe: Denn es ſchicket ſich für alle Menſchen, zu allen Zeiten und an allen Orten; und dem Beſchluſſe: Daher müſſen wir es hochſchätzen, beſteht. Hier fehlen alſo die zufälligen Theile, nemlich die Erklärung und die Erläuterung; deren in folgendem Exempel eines vorkommet. Es iſt aus eben der Rede genommen:

> Wir haben es ja von den größten und gelehrteſten Leuten gehört, daß gewiſſe Gattungen der Wiſſenſchaften auf Regeln ankommen, und als Künſte gelernet werden; ein Poet aber von Natur ſein Talent hat, durch die eigene Munterkeit ſeines Gemüths angeſpornet, und faſt von einem göttlichen Triebe gereget wird. Unſer Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer: Weil es das Anſehen hat, als ob ſie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geſchenke verliehen und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgeſitteten Leuten, dieſen Namen heilig ſeyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Auch hier iſt ein Hauptſatz, nemlich dieſer: Die Poeten ſind ehrwürdige Männer. Der Beweis iſt dieſer: Weil ſie ihre Geſchicklichkeit ſchon von Natur haben. Hierzu kommt eine Erläuterung, die in dem Zeugniſſe des Ennius beſteht, der die Poeten heilige Männer nennet.

III. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

(1700 — 1760.)

Die ſechsundzwanzigſte Rede,*)

den 7. Auguſti 1747.

(S. 234.)

Text:

Blutiger Schaum vom Leichnam,
Waſch uns unſre füſſe!
Zerſchwitzte Haare,
Trocknet ſie!

Daß wir das dem Heiland zumuthen, das gründet ſich erſtlich auf ſeinen general-plan, daß Er kommen iſt zu dienen; (Matth. 20, 28) zum andern, daß Er geſagt hat zu dem Apoſtel, der ſich nicht ſeine füſſe wolte waſchen laſſen: Werde ich dich nicht waſchen, ſo haſt du keinen theil mit mir. (Joh. 13, 8.)

So wie das gaſt-mahl mit Ihm immer fortgeht unter ſeinen leuten, bis ſie es werden in ſeinem Reiche halten: ſo geht auch ſeine

*) Des Ordinarii Fratrum Reden über die Litaney des Lebens, Leidens und der Wunden Unſers HERRN JEſu CHriſti, gehalten vom ende April bis in den Auguſt. 1747. Zweyte Edition. Barby. 1759. 8.

Fuß=wäſche immer fort unter allen denjenigen, die theil an Ihm haben.

Nun iſt es eine bekante ſache, daß man uns einer allzufruchtbaren imagination ins Blut und in die Wunden JEſu beſchuldigt. Das iſt nichts neues, denn man hat ſchon Anno 1738. unſere Negers gefragt, da man ſie in inquiſition gezogen, und eine ſache an ſie geſucht hat: ob ſie Blut im Tauf=waſſer geſehen hätten? Es iſt alſo eine alte Beſchuldigung, daß wir ſo viel auf's Blut halten, und daß wir noch immer denken, wie die Epiſtel an die Ebräer redet, daß alles mit Blut geweyhet werden muß. (Cap. 9, 22.)

Es iſt aber der Mühe nicht werth, daß man auf ſolche beſchuldigungen bey der erſten Proteſtantiſchen diviſion antwortet: denn wir reden doch nicht anders, als wie andere Leute auch ſingen und ſagen; wir ſind auch nicht die erſten, die es ſagen, man findet es in aller der andern ihren Liedern. In den mittlern Pſalmen findet mans freilig nicht ofte, aber in uralten Liedern, die auf die ganze Chriſtenheit, und nach ihren damaligen umſtänden eingerichtet ſind, da ſtehts auch, und das gläuben wir **bonnement**. Darum iſt es uns zu thun: und welcher Chriſt kan es uns diſputiren?

Wenn ſie auch alle die realität, die ſich ohnedem in das gemüth der leute, die keinen neuen geiſt empfangen, die keine vergebung der ſünde haben, nicht inſinuiren kan, von ſich removiren, und wir es ihnen mit mitleiden zugeben, daß das bey ihnen lauter figürliche redensarten ſind, wenn ſie ſo ſingen und beten: ſo können ſie es uns doch nicht verdenken, wenn wirs auf den wirklichen genuß von allen den Bibel= und Lieder=wahrheiten, und das weſen der ſache anſtellen; und wenn wir, wo ſie von dem groſſen Waſſer=bade im wort ſingen, auch vom Fuß=waſſer gläuben: Waſſer thuts freilich nicht, ſondern das Wort GOttes, ſo mit und bey dem waſſer iſt, und der glaube, der ſolchem Worte GOttes beym waſſer trauet, denn ohne GOttes Wort wäre es freilich nur ſchlecht waſſer, ein bloßes Fuß=bad, aber durch das Wort des Heilands wird es eine Fuß=taufe, eine reinigung der füſſe, eine reinigung des äuſſern menſchen von alle den flekken und ſtaube, was ſich ſo angeſetzt hat. Und: Es iſt für uns, die wir uns die füſſe waſchen laſſen, und der gnade theilhaftig machen, eine rothe fluth, mit Chriſti Blut gefärbet, die die täglichen anſprützungen und beſtäubungen wegnimt, ſobald das Herz das nun heil worden iſt, für dasjenige theil bittet, was der Heiland im geiſtlichen ſinne, die füſſe nennet.

Es ſind nun lauter aus den klaren und deutlichen Worten der Schrift genommene redens=arten, und ſind alſo keine neue fantaſtiſche grillen; ſondern es wird nur geglaubt, für wahr gehalten und practiſch applicirt, was in allen lebhaften Gemeinen gelehrt, wenigſtens in allen Evangeliſchen Kirchen geſungen wird.

Was bitten wir uns alſo hier vom Heilande aus? Das: Wenn Er noch immer vor uns (und, um die ſache der **Theologiae foederali** zu accommodiren) vor ſein Kirchlein, vor ſein ganzes Haus, vor ſein Weib, (das in dieſer zeit auf den Hochzeit=tag geſchmückt wird, wie wirs

Seite

LIX. A. H. L. Heeren. 1760.
Perikles als Staatsmann 346

LX. Friedrich von Matthiſon. 1761 — 1831.
Der große Bernhardsberg 349

LXI. A. von Kotzebue. 1761 — 1819.
Der Arme und der Reiche 352

LXII a. J. G. Fichte. 1762 — 1814.
1. Ueber die Beſtimmung des Gelehrten 354
2. Die Vaterlandsliebe 358

LXII b. Ernſt Ludwig Poſſelt. 1763 — 1804.
Friedrich der Große, Voltaire und J. J. Rouſſeau 366

LXIII. J. G. Seume. 1763 — 1810.
Abreiſe von Wien 368

Drittes Buch der deutſchen Proſa.

Von Leſſing bis auf die Gegenwart.

1740 — 1837.

Erſte Abtheilung.

Von Bodmer bis Seume.

Seite

LIX. A. H. L. Heeren. 1760.
Perikles als Staatsmann 346

LX. Friedrich von Matthiſon. 1761 — 1831.
Der große Bernhardsberg 349

LXI. A. von Kotzebue. 1761 — 1819.
Der Arme und der Reiche 352

LXII a. J. G. Fichte. 1762 — 1814.
1. Ueber die Beſtimmung des Gelehrten 354
2. Die Vaterlandsliebe 358

LXII b. Ernſt Ludwig Poſſelt. 1763 — 1804.
Friedrich der Große, Voltaire und J. J. Rouſſeau 366

LXIII. J. G. Seume. 1763 — 1810.
Abreiſe von Wien 368

Drittes Buch der deutſchen Proſa.

Von Leſſing bis auf die Gegenwart.

1740 — 1837.

Erſte Abtheilung.

Von Bodmer bis Seume.

I. Johann Jacob Bodmer.

(1698 — 1783.)

Aus den „Critiſchen Briefen.“ *)

Vierter Brief.

Vom Erhabnen in der Sprache.

(Vierter Brief. S. 103.)

Mein Herr.

Nachdem meine Sätze von dem Weſen der erhabenen Schreibart ihr Urtheil für ſich haben, daß ſie richtig und gründlich ausgeführt ſeyn, ſo darf ich deſto zuverläſſiger darauf trauen, weil ich weiß, daß ſie gewohnt ſind, nicht eher zu urtheilen, bis ſie die Sache durch ſich ſelbſt und mit der erforderten Strenge unterſucht haben. Sie halten es indeſſen für einen Mangel, daß ich nichts von dem Erhabenen in der Sprache geſagt habe, und ſcheinen in den Gedanken zu ſtehen, daß die Sprache ein beſonderes Erhabene in ſich habe, welches in einer glücklichen Wahl wohlbeſtimmter und begreiflicher Worte beſtehe, die den Verſtand kurz, deutlich und nachdrücklich geben. Sie ſagen ausdrücklich, in den abſtrakteſten Stücken, wo die Leidenſchaften am wenigſten zu thun haben, ſey ein Ausdruck, der einen Begrif mit einer ſonderbaren Genauigkeit, Vollſtändigkeit und Kürze gebe, als ein vornehmes Theil in dem Erhabenen der Sprache anzuſehen. Es iſt mir nicht unbekannt, was vor prächtige Sachen Longinus von der Erhabenheit in der Sprache und dem Ausdruck geſagt hat; und ich habe in etlichen Stellen deſſelben genugſam geſehen, daß er den bloſſen Wörtern und deren geſchickten Zuſammenſetzung eine beynahe magiſche Kraft zuſchreibt. Aber ſage ich auch zu viel, daß ſeine Ausdrücke zum Lob der Ausdrücke nach dem oratoriſchen Firniſſe ſchmecken? Habe ich darinn recht, daß nur dasjenige erhaben ſei, was auch die gröſten Geiſter in Erſtaunen hinreiſſet, oder mit Schrecken anfüllet: ſo finden wir dieſes Merkmal in dem

*) Critiſche Briefe. Zürich. Heidegger. 1746. 8.

Feinde niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerket, daß, obgleich der Esel eben nicht die beste Stimme habe, und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne.*) Und unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der elend und lächerlich schreibe.

Dieses ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat; weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstrecket. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger, und beweiset unsere Nohtwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meynungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die väterlichen Weisen und säubern die Kirche von Ketzern. Es ist wahr, unsere Feinde thun dieses letzte auch; aber sehr selten: und wann sie es thun, so thun sie es mit Vernunft; und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehen, und unsere Feinde alles umkehren.

Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen des Pufendorfs, Thomasius, Leibnitzens, und ihrer Anhänger, widersetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären? Und dieses einzige ist genug zu beweisen, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsere Verdienste sind so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechts verdienen; allein niemand will sie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es ist, leider! schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften lachen, für ein sicher Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie indessen den Frommen alles zum Besten dienen muß: so hat auch unser schweres Kreuz, welches niemand, als wir, zu ertragen fähig ist, seine Vortheile. Und mich deucht, es ist ungemein geschickt, unsere Nohtwendigkeit ausser Zweifel zu setzen.

Ich habe schon oft gesagt, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, so in der Welt vorgehet, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigstens bilden sie sich's ein, und es ist ihnen unmöglich, daß sie über das, was ihnen thöricht vorkömmt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher seyn. Sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müssen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine

*) *Plutarchus* in Convivio ex vers. Xylandri.

Beste aufopfern, und ohne Prahlerey sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.

Ich wünsche von Herzen, daß alle christliche Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwegung ziehen mögen, und flehe insonderheit Ihro Kaiserliche Majestät und alle Churfürsten, Fürsten und Stände des heil. römischen Reichs demüthigst an, hocherleucht zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staate und der Kirche so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen gedienet haben. Es wäre, deucht mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unserer wichtigen Dienste gedächte; oder uns nur wenigstens vor unsern Feinden einigermaßen Ruhe schaffte, und diesen bösen Leuten ein Gebiß ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdienet, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Lästerer Schutz finden, uns der Willkühr unserer Verfolger überlässet? Es dienet dieses zur Sicherheit anderer. Ich weiß es wohl. Allein warum sollen wir denn die Sünden unserer Mitbürger tragen? Ich finde darinn keine Billigkeit, und zweifele nicht, daß meine gegründete Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche.

Sollten aber, über Verhoffen, die Grossen dieser Welt, durch das leidige Geschwätz unserer Feinde verführet, in dem Wahn stehen, unser Jammer verdiene nicht, daß sie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unserer Feinde sey eben so groß nicht, daß es nöthig, mit dem Schwerdte darein zu schlagen: so wende ich mich zu denen, die das geistliche Schwerdt führen, und ersuche sie ganz ergebenst, wider das boshafte Verfahren unserer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen erfordert. Ich verlange dieses eben von den klugen Geistlichen nicht. Denn diese Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zufrieden, wenn nur die tummen ihre Stimme, wie eine Posaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredsamkeit wenigstens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine grosse Sünde sey, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daß es schwer, ja gar unmöglich sey, einen so albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der P. Girard in einer Schrift, die man, nach seinem Tode, unter seinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine weit grössere Sünde sey, eine Satyre zu schreiben, als bey seiner Köchinn zu schlafen. Und ich bin von ihrer Geschicklichkeit so überführet, daß ich festiglich glaube, sie können wohl mehr, als das. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, und wider unsere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht sind, mit dem Munde eben so tapfer, als ich mit der Feder, streiten. Dieses wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eigenen Sicherheit gereichen. — —

Was habe ich dann gethan? *) Ich habe einigen elenden Scriben-

*) Liscow vertheidigt sich gegen den Tadel seiner liebloſen unchristlichen Gesinnung; man warf ihm vor, „der Spott reime sich nicht mit dem Sinne des Christenthums.“

ten, die ſich dünken lieſſen, ſie wären etwas, da ſie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit geſaget. Sollte dieſes eine ſo groſſe Sünde ſeyn? Ich will es glauben, wenn man mir erſt wird bewieſen haben, daß Gott dieſe Art Menſchen in ſeinen beſondern Schutz genommen, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen; ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichſten Schmierer zu ſagen: Was machſt du? Man ſage mir nicht, daß ein Chriſt auch einen ſolchen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die chriſtliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir ſchlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es ſowohl, als der Sünder. Warum wollte man ſich dann ein Gewiſſen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein ſo dickes Fell haben, daß ſie die Biſſe dieſes Ungeziefers nicht fühlen, die ſind glücklich: allein es ſteht ihnen übel an, daß ſie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut verſehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünſchen, daß man noch empfindlicher wäre, und ſich mehr Mühe gebe, die Welt von dieſem Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Scribenten iſt eben ſo geſchickt, eine Barbarey einzuführen, als ein Schwarm von Oſt- und Weſtgothen; und dennoch trägt man Bedenken, den Anwachs dieſer Schmierer zu hemmen. —

VI. Albrecht von Haller.*)

(1708 — 1777.)

Uſongs Reiſe.

(S. 239.)

An einem einſamen Orte, auf dem Wege nach Maſanderan, entfernte er ſich mit Fleiß von ſeinem Gefolge, und ritt einer mit Stroh bedeckten Hütte zu, die vom Wege entfernt auf einem Hügel lag. Dieſer Hügel war durch kleine Mauren in Stuffen abgetheilt, und jede Höhe war mit den dazu ſich ſchickenden Gewächſen bepflanzt. Den Kaiſer befremdete der Anblick des Hügels in der Ferne, der Fleiß des Bewohners zog ihn an ſich, es war eine Nachahmung der chineſiſchen Aemſigkeit. Ein uralter Greis ſaß unter ſeinen Enkeln, und gab ihnen ſeine Räthe bey der Arbeit, an welcher ſie mit einem freudigen Eifer ſich beſchäftigten. Guter Alter, ſagte Uſong, wieviel ſind deiner Jahre? Herr, ihrer ſind viele, ich habe auf dem Felde, von dem du kömmſt, Timurs Gezelt geſpannt geſehn. Wie waren die ehemaligen Zeiten? wie gefallen dir die itzigen? Das Rohr, ſagte der Alte, wird nicht ausgewurzelt, weil es ſich beugt. Ich habe den Timur geſehen: er herrſchte

*) „Uſong. Eine morgenländiſche Geſchichte in vier Büchern. Durch den Verfaſſer des Verſuchs ſchweizeriſcher Gedichte. Bern 1771." kl. 8.

wie der Löwe, er griff nur den Raub an, der ihm widerstehen konnte, der Schwachen schonte er. Es folgten Fürsten, sie herrschten wie die Schakalen, sie zerrissen auch den, der nicht widerstund, der wie ein Todter alles leiden muste. Nun dünkt mich herrscht der Elephant, der von den Geschenken der Erde lebt, der niemand beraubet, und dennoch groß ist. Timurs Kriegsleute nahmen uns die Lebensmittel; aber unter seinen Enkeln war die Unschuld unserer Kinder vor ihrem Raube nicht sicher. Itzt sind die Kinder, das Vieh, und die Früchte meines Schweißes alle mein. Wenn Usong lebt, soll dieser ganze Hügel ein Garten, und diese Hütte ein Dorf werden, das meine Enkel einzig bevölkern. Der Greis war ein Mongol, der als ein Gefangener nach China geführt worden war, und daselbst den vollkommenen Bau der Erde gelernet hatte. Usong lächelte vergnügt, und hinterließ dem glücklichen Alten Zeichen seiner Güte. Der Tartar vernahm niemals, daß der Beherrscher von Persien unter seine demütige Hütte abgetreten war.

VII. Friedrich II. König von Preussen.*)

(1712 — 1786.)

1. Ueber die deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Ursachen derselben und die Mittel sie zu verbessern.

(Zweiter Theil 265.)

Sie wundern sich, mein Herr, daß ich immer noch nicht meine Stimme mit der Ihrigen vereinigen will, um den Fortschritten, welche nach Ihrem Urtheil, die deutsche Literatur fast täglich macht, Beifall zu geben. Ich liebe unser gemeinschaftliches Vaterland so sehr wie Sie; aber gerade eben dieses ist mir ein Beweggrund, ihm nicht eher Lob zu bewilligen, bis es sich desselben würdig gemacht hat. Man erklärt nicht einen Mann für Sieger, der noch mitten in der Laufbahn ist, es zu werden. Ich erwarte, daß er das Ziel wird erreicht haben, und dann wird mein Beifall eben so aufrichtig, als gerecht seyn.

Sie wissen, daß in der gelehrten Republick eine vollkommene Freiheit der Meinungen herrscht. Sie sehen die Gegenstände aus einem, ich aus einem andern Gesichtspunkt. Erlauben Sie also, daß ich mich erkläre, und Ihnen meine Art zu denken, so wie meine Ideen über die alte und neue Literatur, genauer entwickele. Ich werde sie in Absicht der Sprachen, der Wissenschaften und des Geschmacks betrachten. Ich mache mit Griechenland, dieser Wiege der schönen Künste, den Anfang. Die Sprache der griechischen Nation ist die harmonischste von allen, welche je geredet worden. Ihre erste Theologen und Geschichtschreiber waren Dichter. Diese brachten glückliche Wendungen in ihre Sprache,

*) Aus den „Nachgelassenen Schriften von J. Fr. W. Jerusalem. Braunschweig. 1793." 8.

wurden Schöpfer einer Menge maleriſcher Ausdrücke, und für alle ihre Nachfolger, Lehrer der Kunſt, ſich mit Anmuth, Feinheit und Würde auszudrücken.

Ich gehe von Athen nach Rom über, und finde hier eine Republick, welche zuerſt lange Zeit mit ihren Nachbarn krieget, und dann für die Ehre und für die Vergrößerung ihres Reichs kämpft. Alles in dieſem Staate war Nerve und Kraft, und nicht eher, bis Roms Nebenbuhlerin, Carthago, zerſtört war, fanden hier die Wiſſenſchaften Eingang. Der große Scipio der Afrikaner, der Freund des Lälius und Polybius, war der erſte Römer, der die Wiſſenſchaften beſchützte. Dann folgten die Gracchen; dann Antonius und Craſſus, zwey berühmte Redner ihrer Zeit. Doch gelangten die Sprache und der Styl der römiſchen Beredſamkeit nicht eher zu ihrer Reife, als zu den Zeiten des Cicero, des Hortenſius, und der vortreflichen Genies, welche die Zierde der Regierung Auguſts waren.

Dieſe kurze Ueberſicht bezeichnet mir den natürlichen Gang der Literatur. Ich bin überzeugt, daß kein Schriftſteller gut in einer Sprache ſchreiben könne, die noch nicht ausgebildet und verfeinert iſt. Ich ſehe auch, daß man in allen Ländern mit dem Nothwendigen anfängt, und erſt nachher das Angenehme hinzufügt. Die römiſche Republick fängt damit an, ſich zu bilden; dann kämpft ſie, um Länder zu bekommen; dann ſucht ſie dieſelben anzubauen; und nicht eher, bis ſie nach den puniſchen Kriegen, eine feſte und dauerhafte Verfaſſung erhalten, entſteht der Geſchmack für die Künſte, und gelangt die lateiniſche Sprache und Beredſamkeit zu einiger Vollkommenheit. Ich bemerke aber hierbei, daß zwiſchen dem Zeitalter des ältern Scipio und dem Conſulat des Cicero ſich ein Zeitraum von hundert und ſechszig Jahren befindet. Ich ſchließe hieraus, daß die Fortſchritte zur Vollkommenheit in allen Dingen, langſam ſind, und daß der Kern, den man in die Erde pflanzt, erſt Wurzel faſſen, hervorkeimen, ſeine Zweige ausbreiten, Kraft und Stärke gewinnen müſſe, ehe er Blumen und Früchte hervorbringen könne. Ich beurtheile dann Deutſchland nach dieſen Regeln, um den Standpunkt, in welchem wir uns jetzt wirklich befinden, mit Billigkeit zu beſtimmen; ich befreie mich von allen Vorurtheilen und laſſe mich bloß von der Wahrheit leiten. Und nun finde ich eine noch halb barbariſche Sprache, in ſo viele verſchiedene Dialecte vertheilt, als Deutſchland Provinzen hat. Jeder Kreis hält ſich überzeugt, ſeine Sprache ſey die wahre ächte und deutſche. Wir beſitzen noch keine von der ganzen Nation gebilligte Sammlung, in der man alle Worte und Redensarten fände, nach denen man die Reinigkeit der Sprache ſicher beurtheilen könnte. Was man in Schwaben ſchreibt, iſt in Hamburg kaum verſtändlich; und der öſtreichiſche Styl iſt für die Sachſen dunkel. Es iſt alſo phyſiſch unmöglich, daß auch ein Schriftſteller von dem größten Geiſte dieſe noch ungebildete Sprache vortreflich behandlen könne. Verlangt man vom Phidias eine Venus von Gnidus; ſo muß man ihm einen Marmor ohne Fehler, feine Meißel und gute Grabſtichel geben. Nur dann darf man von ſeiner Arbeit etwas erwarten; aber ohne Werkzeuge

läßt sich kein Künstler denken. Man könnte mir vielleicht den Einwurf machen, daß auch die griechischen Republicken ehemals eben so viele verschiedene Dialecte hatten, als wir, und daß man noch jetzt das Vaterland eines Italiäners an seinem Styl und seiner Aussprache erkennen könne, die immer in einem Lande anders sind, als in dem andern. Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Behauptung gar nicht; aber sie dürfen uns nicht abhalten, den fernern Fortschritten der Literatur im alten Griechenland und im neuern Italien, weiter nachzugehen.

Die berühmten Dichter, Redner und Geschichtschreiber dieser Länder setzten die Sprache derselben durch ihre Schriften fest. Das Publikum nahm nach einer stillschweigenden Uebereinstimmung, die Wendungen, Phrasen und Metaphern, als die besten und richtigsten an, welche jene große Künstler in ihren Werken gebraucht hatten. Ihre Ausdrücke wurden nach und nach allgemein ausgebreitet, und die Sprachen wurden durch sie verschönert, veredelt und bereichert.

Werfen wir nun wieder einen Blick auf unser Vaterland, so finden wir ein Gewirre von Sprache, ohne alle Anmuth, das Jeder nach seinen Einfällen behandelt. Man kennt hier keine Wahl der Ausdrücke, man vernachlässigt die eigentlichsten und ausdrückendsten Worte; und man verschwemmt oft allen Sinn und Gedanken in einem Meer von Episoden. Ich gebe mir alle Mühe, um unsere Homere, unsere Virgile, unsere Anacreons, unsere Horaze, unsere Demosthene, unsere Ciceron, unsere Thucydides, unsere Livius, auszuforschen; aber ich finde sie nirgends, alle meine Mühe ist umsonst. Ich dächte also, wir wären aufrichtig, und gestünden nur ehrlich, daß bis jetzt die schönen Wissenschaften in unserm Boden noch nicht haben gedeihen wollen. Deutschland hat Philosophen gehabt, welche die Vergleichung mit den Alten aushalten, und sie sogar in mehr als einer Gattung übertreffen. Ich werde auch hierauf nachher noch zurückkommen. Aber in Absicht der schönen Wissenschaften müssen wir unsere Dürftigkeit nur gestehen. Alles was ich Ihnen, ohne mich zum Schmeichler meiner Landsleute zu erniedrigen, zugestehen kann, ist, daß wir in der kleinen Gattung der Fabel einen Gellert gehabt haben, der sich neben Aesop und Phädrus gesetzet. Die Gedichte des Canitz sind erträglich aber nicht von Seiten der Sprache, sondern mehr, weil er, jedoch nur schwach, den Horaz nachahmt. Ich will auch die Idyllen des Geßner nicht ganz übergehen, die einige Vertheidiger haben; aber ich muß mir doch die Erlaubniß ausbedingen, ihnen die Werke des Tibull, Catull und Poperz vorzuziehn. Wenn ich die Geschichtschreiber durchgehe, finde ich nur die deutsche Geschichte von Mascow, welche am wenigsten fehlerhaft ist. Und erwarten Sie wohl im Ernst, daß ich Ihnen vom Verdienst unsrer Redner etwas sagen soll? Ich wüßte Ihnen wenigstens keinen zu nennen, als den berühmten Quandt zu Königsberg, der die seltene und in seiner Art einzige Gabe besaß, seine Sprache harmonisch zu machen, und ich muß leider! zu unserer Schande hinzusetzen, daß dieses Verdienst gar nicht erkannt worden, und seinen Namen gar nicht berühmt gemacht habe. Und wie kann man auch verlangen, daß die Menschen sich beeifern sollen, jeder

in seiner Art vollkommen zu werden, wenn der Ruhm nicht ihre Belohnung ist? Indeß will ich zu den Herrn, die ich genannt habe, noch einen Ungenannten hinzusetzen, von dem ich reimlose Verse gesehen habe; die Cadenz und Harmonie derselben entstand aus der Abwechselung der Dactylen und Spondäen; sie waren voll von Verstand; und mein Ohr wurde sehr angenehm durch einen Wohllaut der Töne geschmeichelt, dessen ich unsere Sprache kaum fähig geglaubt hatte. Ich möchte behaupten, daß diese Art von Versification sich am besten für unsere Sprache schicke, und sehr große Vorzüge vor dem Reim habe. Wollte man sich Mühe geben, sie dadurch vollkommner zu machen; so würde man es wahrscheinlich hierin weit bringen.

Vom deutschen Theater möchte ich Ihnen lieber gar nichts sagen. Die Melpomene ist bei uns von sehr seltsamen Leuten verehret worden; einige traben auf hohen Stelzen einher, andere kriechen im Staube; alle übertreten die Regeln der Kunst, können daher nicht interessiren und rühren, und müssen von den Altären der tragischen Muse verwiesen werden. Die Liebhaber der Thalia sind etwas glücklicher gewesen, sie haben uns wenigstens eine wahre und originelle Comödie geliefert, ich meine den Postzug. Der Dichter dieses Stücks hat unsre Sitten und unser eigenthümliches Lächerliche auf das Theater gebracht. Das Stück ist sehr gut gemacht, und Moliere selbst hätte den Gegenstand desselben nicht glücklicher bearbeiten können. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht eine größere Menge unserer guten Producte aufzählen kann. Ich mache deshalb der Nation keine Vorwürfe; es fehlt ihr nicht an Genie und Geist. Aber gewisse Ursachen haben sie zurückgehalten und verhindert, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn zu erheben. Lassen Sie uns bis zu der Wiederauflebung der Wissenschaften zurückgehn, und die verschiedene Lage gegen einander halten, in der sich Italien, Frankreich und Deutschland, zur Zeit dieser Revolution des menschlichen Geistes befanden.

Sie wissen, daß die Wissenschaften zuerst in Italien wieder geboren wurden, wo das Haus Este, die Medicis und der Pabst Leo **X.** sie beschützten und ihre Fortschritte begünstigten. Zu eben dieser Zeit, da Italien verfeinert wurde, war Deutschland, durch die Zänkereien der Theologen, in zwei Partheien getheilt, deren jede durch erbitterten Haß gegen die andere, und durch fanatischen Enthusiasmus, sich auszeichnete. In Frankreich bemühte sich dagegen Franz **I.** mit Italien den Ruhm der Wiederherstellung der Wissenschaften zu theilen. Aber seine Mühe war vergeblich, sie in sein Vaterland herüber zu bringen. Die französische Monarchie befand sich damals in einem Zustande der Ermattung, erschöpft durch die Loskaufung ihres Königs von Carl **V.** Die Kriege der Ligue hinderten, nach Franz **I.** Tode, die Franzosen, sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen. Nicht eher, als gegen das Ende der Regierung Ludwig **XIII.**, da die Wunden der bürgerlichen Kriege geheilt und die Zeitumstände unter dem Cardinal Richelieu, günstiger waren, kam man auf den Plan Franz **I.** zurück. Der Hof ermunterte die Gelehrten und die schönen Geister, die Nacheiferung ward allgemein,

und es dauerte nicht lange, so gab unter Ludwig XIV. Paris weder Rom noch Florenz etwas nach. Und nun, wie sahe es um diese Zeit in Deutschland aus? Gerade damals, wie Richelieu sich den hohen Ruhm erwarb, seine Nation zu bilden, wüthete der dreißigjährige Krieg in seinem größten Feuer. Deutschland wurde durch zwanzig verschiedene Armeen verwüstet und geplündert, die, Sieger oder Besiegte, allemal die Zerstörung hinter sich führten. Das Land wurde verwüstet und nicht wieder angebauet, die Städte beinahe ganz verlassen. Auch nach dem westphälischen Frieden hatte Deutschland noch nicht Zeit, sich wieder zu erholen. Bald mußte es der damals sehr furchtbaren Macht des ottomanischen Reichs widerstehen; bald gegen die französischen Armeen kämpfen, welche die Herrschaft ihres Reichs über Deutschland auszubreiten suchten. Zu eben der Zeit, als die Türken Wien belagerten, Melak die Pfalz verwüstete, wo Städte und Dörfer von den Flammen verzehret wurden, und wo selbst die sonst heilige Freistatt des Todes durch die ausgelassene Frechheit der Soldaten verletzt wurde, welche die Leichname der Churfürsten aus ihrer Gruft hervorzogen, um ihre elende Ueberbleibsel sich zuzueignen; wo verlassene Mütter mit ihren abgezehrten Kindern auf dem Arm, sich aus den Trümmern ihres Vaterlandes retteten; zu eben dieser Zeit darf man nicht erwarten, daß man zu Wien und Manheim Sonnets verfertigt, und sich mit witzigen Epigrammen beschäftigt habe. Die Musen verlangen ruhige Zufluchtsorte; sie fliehen die Gegenden, wo die Verwirrung herrscht und alles zerstört wird. Erst nach dem Spanischen Successionskriege fing man an einigermaßen wieder herzustellen, was so vieles auf einander folgende Elend vernichtet hatte. Nicht also dem Geiste und Genie der Nation muß man die schwachen Fortschritte, die wir bisher gemacht, beimessen, sondern wir müssen die Ursache derselben allein in einer Folge trauriger Umstände, in den fast unaufhörlichen Kriegen suchen, die unser Vaterland zerstörten, und eben so arm an Menschen, als an Gelde, machten.

Lassen Sie uns den Faden der Begebenheiten nie aus den Augen verlieren, sondern jetzt den Gang unserer Väter beobachten. Sie werden mit mir die Weisheit loben, die ihr Betragen leitete. Sie handelten gerade so, wie es der Lage, in der sie sich befanden, angemessen war. Sie fingen an, sich auf den Landbau zu legen, und aus Feldern, zu deren Bearbeitung bisher keine Hände da waren, einen neuen Werth zu ziehn. Sie stellten die zerstörten Häuser wieder her; sie begünstigten die Fortpflanzung und Vermehrung des menschlichen Geschlechts. Man ist allenthalben bemüht gewesen, wüste und verlassene Länder wieder urbar zu machen; die vermehrte Bevölkerung hat Industrie hervorgebracht; auch der Luxus hat sich bei uns eingefunden, ein Verderben für kleine Staaten, aber nützlich für die großen, in denen er die Circulation des Geldes befördert. Durchreisen Sie jetzt einmal Deutschland, von einer seiner Grenzen bis zur andern, allenthalben finden Sie ehemalige Flecken in blühende Städte verwandelt. Hier liegt Münster, etwas weiterhin Cassel; hier Dresden und Leipzig. In Franken finden Sie Würzburg, Nürnberg. Wenn sie sich dem Rhein nähern, kommen

Sie über Fulda nach Frankfurt am Mayn, nach Manheim, von da zurück über Mainz nach Bonn. Jede dieser Städte stellt dem erstaunten Reisenden Gebäude dar, die er an der Stelle des ehemaligen hercynischen Waldes nicht vermuthet hätte. Die männliche Thätigkeit unserer Landsleute begnügte sich also damit nicht, nur bloß den Verlust zu ersetzen, den das öffentliche Unglück verursacht hatte; sie erhob sich weiter und brachte das zur Vollkommenheit, wovon unsere Vorfahren nur die ersten Entwürfe versucht hatten. Seit der Zeit dieser glücklichen Veränderungen sehen wir den Wohlstand weit allgemeiner werden. Der niedere Stand des Landmanns und Bürgers schmachtet nicht mehr in einer schändlichen Unterdrückung; Väter können jetzt ihre Söhne den Wissenschaften widmen, ohne sich zu verschulden. Dies sind die Erstlinge der glücklichen Revolution, die wir noch zu erwarten haben; jetzt sind die Bande, welche das Genie unsrer Vorfahren fesselten, zerbrochen; schon bemerkt man, wie der Saame einer edlen Nacheiferung unter uns zu keimen anfängt. Wir schämen uns, in gewissen Gattungen noch nicht mit unsern Nachbarn uns vergleichen zu dürfen; wir wünschen mit unermüdeten Arbeiten die Zeit wieder zu gewinnen, die wir durch unsere Widerwärtigkeiten verloren haben. Ueberhaupt ist jetzt der Geschmack der Nation so eifrig auf alles gerichtet, was unser Vaterland berühmt machen kann, daß man bei diesen Gesinnungen gar nicht zweifeln darf, die Musen werden auch uns zu seiner Zeit in den Tempel des Ruhms einführen. Wir wollen also untersuchen, wie das noch übrig gebliebene Unkraut der Barbarei aus unserm Boden völlig auszurotten sein möchte, und was noch zu thun wäre, um die Vollkommenheit zu beschleunigen, zu der sich unsere Landsleute zu erheben wünschen. Ich wiederhole, was ich Ihnen schon gesagt habe; man muß damit anfangen die Sprache zu verbessern. Sie muß noch gefeilt, abgehobelt und durch geschickte Hände bearbeitet werden. Deutlichkeit ist die erste Regel, welche alle, die reden und schreiben, beobachten müssen, weil ihre Absicht ist, die Gedanken und Begriffe zu mahlen, und durch Worte auszudrücken. Wozu dient es die richtigsten, stärksten und glänzendsten Ideen zu denken, wenn man sie nicht verständlich ausdrücken kann? Vielen von unsern Schriftstellern gefällt ein verworrener Styl; sie schließen eine Parenthese in die andere, und oft findet man erst am Ende einer Seite das Wort, von welchem der Sinn der ganzen Periode abhängt. Nichts verwirrt die Construction mehr; anstatt reich zu seyn, ist man nachlässig, und es würde leichter seyn, das Räthsel der Sphynx aufzulösen, als ihre Gedanken. Eben so schädlich für die Fortschritte der Wissenschaften, als die Fehler, welche ich unserer Sprache und unserm Styl vorgeworfen, ist der Mangel eines gründlichen Studirens. Man hat unserer Nation ehemals Pedanterie vorgeworfen, weil wir eine Menge Commentatoren, und gar zu sorgfältige Untersucher von Kleinigkeiten unter unsern Gelehrten hatten. Um sich von diesem Vorwurfe zu befreien, fängt man jetzt an, das Studium der gelehrten Sprachen ganz zu vernachlässigen, und um nicht für einen Pedanten gehalten zu werden, bleibt man in allen Wissenschaften nur bei der Oberfläche stehn. — —

Laſſen Sie uns wieder bei der deutſchen Sprache anfangen, die nach meiner Beſchuldigung, verwirrt und ſchwer zu bearbeiten iſt, wenig Wohllaut hat, und auch nicht reich an Metaphern iſt, die doch nothwendig ſind, um neue Wendungen und Anmuth in ausgebildete Sprachen zu bringen. Wir werden den Weg, auf dem wir dieſe Fehler verbeſſern können, am beſten ausfindig machen, wenn wir demjenigen nachgehen, auf dem unſre Nachbarn zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt ſind, den wir noch zu erreichen ſuchen. In Italien redete man zur Zeit Carl des Großen, noch einen barbariſchen Miſchmaſch von Sprache, der aus Worten, die man von den Gothen und Longobarden entlehnt hatte, zuſammengeſetzt, und mit lateiniſchen Phraſen gemiſcht war, die für die Ohren von Cicero und Virgil ganz unverſtändlich würden geweſen ſeyn. Indeß blieb dieſe Sprache in der Unvollkommenheit während der Folge barbariſcher Jahrhunderte. Erſt lange nachher erſchien Dante; ſeine Verſe bezauberten die Leſer, und die Italiäner fingen nun an, zu glauben, daß ihre Sprache doch vielleicht würdig ſeyn dürfte, auf die der Ueberwinder der Welt zu folgen. Endlich kurz vor und während der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften blühten Petrarka, Arioſt, Sannazar und der Cardinal Bembo. Das Genie dieſer berühmten Männer hat vornehmlich der italiäniſchen Sprache ihre bleibende Geſtalt gegeben. Zu gleicher Zeit bildete ſich die Akademie della **Crusca**, die für die Erhaltung, ſowie für die Reinigkeit des Styls, ſorgte.

Ich gehe jetzt nach Frankreich über, und finde am Hofe Franz **I.** eine eben ſo mißtönende und unbeſtimmte Sprache, als jetzt unſre Teutſche ſeyn kann. Die Verehrer von Marot, Rabelais und Montagne mögen es mir verzeihen, wenn ich bekenne, daß ich bei den groben und ohne alle Anmuth geſchriebenen Werken jener Schriftſteller nur Langeweile und Widerwillen empfunden habe. Nach ihnen, während der Regierung Heinrich **IV.** erſchien Malherbe. Er war Frankreichs erſter Dichter, oder vielmehr, um genauer zu reden, er war als Versmacher weniger fehlerhaft, als ſeine Vorgänger. Um zu beweiſen, wie wenig er die Vollkommenheit in ſeiner Kunſt erreicht hatte, darf ich Ihrer Erinnerung nur folgende Stelle aus einer ſeiner Oden zurückrufen:

Prends ta foudre, Louis, et va comme un Lion,
Donner le dernier coup à la derniere tête de la rebellion.

(Ergreif deinen Donner, Ludwig, und, wie ein Löwe, verſetze dem letzten Haupte der Rebellion, den letzten Schlag.)

Hat man wohl jemals einen Löwen mit einem Donner bewaffnet geſehen? Die Fabel gibt ihn in die Hände des Oberſten der Götter, ſie bewaffnet auch wohl ſeinen Begleiter, den Adler, damit, aber nie hat der Löwe dieſes Attribut gehabt. Doch laſſen Sie uns den Malherbe mit ſeinen unſchicklichen Gleichniſſen verlaſſen, und zu den Corneille, den Racine, den Despreaux, den Boſſuets, den Fleſchiers, den Paſcals, den Fenelons, den Bourſaults, den Vaugelas übergehen. Dieſe ſind die wahren Väter der franzöſiſchen Sprache. Sie haben den Styl

gebildet, den Gebrauch der Wörter festgesetzt, die Perioden harmonisch gemacht, und dem barbarischen und mißtönenden Dialect ihrer Vorfahren, Kraft und Energie gegeben. Man nahm die Werke dieser schönen Geister mit größter Begierde und Beifall auf. Was gefällt, wird leicht im Gedächtniß behalten. Wer Talent für die Wissenschaften hatte, ahmte sie nach. Der Styl und Geschmack dieser großen Männer theilte sich nachher der ganzen Nation mit. Erlauben Sie mir hier im Vorbeigehn noch die Anmerkung zu machen, daß in Griechenland, in Italien und in Frankreich die Poeten allemal die ersten waren, welche ihre Sprache biegsam und harmonisch, und dadurch auch zur Bearbeitung der Schriftsteller, welche nach ihnen in Prosa schrieben, fähiger machten.

Gehe ich nach England über, so finde ich dort eben das Gemälde, wie das von Frankreich und Italien. Dieses Land wurde zuerst von den Römern, dann von den Angelsachsen, den Dänen, und endlich von Wilhelm dem Eroberer, Herzog der Normandie, erobert. Aus der Vermischung der Sprachen aller dieser verschiedenen Sieger, zu denen noch die Sprache der Besiegten hinzukam, welche noch jetzt im Fürstenthum Wallis geredet wird, entstand das heutige Englische. Ich darf Ihnen nicht sagen, daß während der barbarischen Jahrhunderte diese Sprache wenigstens eben so roh und ungebildet war, als die, von denen ich Ihnen geredet habe. Die Wiederauflebung der Wissenschaften hatte bei allen Nationen dieselben Wirkungen. Europa der dicken Unwissenheit müde, mit der es so viele Jahrhunderte bedeckt gewesen war, wollte sich jetzt aufklären. Auch England, das immer eifersüchtig auf Frankreich war, wollte selbst gute Schriftsteller hervorbringen. Und da man, um zu schreiben, eine Sprache haben muß, in der sich schreiben läßt, so fieng man mit der Verbesserung der Sprache an. Um dieselbe zu beschleunigen, nahm man aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen alle Worte an, die man nöthig zu haben glaubte. Die englische Nation hatte auch wirklich berühmte Schriftsteller, die aber nicht im Stande waren, die scharfen Töne ihrer Sprache, welche die Ohren der Fremden so sehr beleidigen, sanft zu machen. Alle andere Sprachen verlieren, wenn man sie übersetzt; die englische allein gewinnt dabei. Ich erinnere mich hierbei einer Antwort, die ich einmal einen Gelehrten auf die Frage geben hörte: Welche Sprache sich die Schlange bedient habe, als sie unsre erste Mutter verführte? Der Englischen, antwortete jener, denn die Schlange zischt. Nehmen Sie diesen Einfall nach seinem Werthe.

Nachdem ich Ihnen nun gezeigt habe, wie andere Nationen verfuhren, als Sie ihre Sprache bildeten und vollkommner machten; so werden Sie von selbst schließen, daß es uns eben so gut gelingen werde, wie ihnen, wenn wir nur dieselben Mittel anwenden. Wir müssen große Redner und große Dichter haben, die uns diese Dienste thun, welche Sie unsern Nachbarn geleistet haben, und die wir nicht von unsern Philosophen erwarten dürfen. Dieser ihr Geschäft ist, Irrthümer auszurotten, und neue Wahrheiten zu entdecken. Aber Dichter und Redner

müſſen uns nur durch ihre Harmonie bezaubern, uns rühren und überreden. Da man aber nicht befehlen kann, daß Genies zu beſtimmten Stunden geboren werden ſollen; ſo wollen wir ſehen, ob wir nicht, bis dahin, daß dieſe Genies unter uns erſcheinen werden, unterdeß einige Mittel gebrauchen können, unſre Fortſchritte zu beſchleunigen. Um unſern Styl gedrungener zu machen, ſollten wir die alten Schriftſteller überſetzen, die ſich mit der meiſten Stärke und Anmuth ausgedrückt haben. Von den Griechen wären beſonders Thucydides, Xenophon, die Poetik des Ariſtoteles, das Handbuch des Epictets, die Gedanken des Marc Aurels, gute Muſter. Beſonders ſollte man ſich auch bemühen, die Stärke des Demoſthenes in unſre Sprache gut überzutragen. Von den Lateinern würde ich vorzüglich die Commentarien des Cäſars, den Salluſt, Tacitus und die **Artem poeticam** des Horaz; von den Franzoſen aber die **Pensées de Rochefoucault**, die **Lettres Persanes**, den **Esprit des Loix** empfehlen. Die Schriften, welche ich hier vorſchlage, ſind in einem kurzen, ſententiöſen Styl geſchrieben, werden alſo ihre Ueberſetzer zwingen, müſſige Phraſen und unnütze Worte zu meiden. Unſre Schriftſteller werden allen ihren Scharfſinn anwenden müſſen, um ihre Ideen gedrängt und kurz zuſammen zu ziehn, und dadurch ihrer Ueberſetzung eben die Stärke zu geben, die man in den Originalen bewundert. Doch müſſen ſie bei ihrer Bemühung, mit Energie zu ſchreiben, ſich auch wohl hüten, daß ſie nicht dunkel werden. Immer müſſen ſie ſich erinnern, daß Deutlichkeit die erſte Pflicht jedes Schriftſtellers ſey; ſich daher nie von den Vorſchriften der Grammatik entfernen, ſondern die Worte, welche die Phraſen regieren, ſo ſtellen, daß niemals eine Zweideutigkeit daraus entſtehen könne. Ueberſetzungen dieſer Art würden dann die Muſter ſeyn, nach welchen unſre Schriftſteller bei ihren eignen Arbeiten ſich bilden könnten. Alsdann dürften wir uns ſchmeicheln, die Vorſchrift befolgt zu haben, welche Horaz in ſeiner **Arte poetica** den Schriftſtellern gibt: **Tot verba, tot pondera.**

Eine noch weit ſchwerere Bemühung aber würde es ſeyn, die harten Töne ſanfter zu machen, die wir noch ſo häufig in unſrer Sprache antreffen. Die Vokale ſchmeicheln dem Ohr, aber zu viele Conſonanten hinter einander beleidigen es, weil ſie ſchwer auszuſprechen ſind, und gar keinen Wohlklang haben. Auch haben wir unter unſern Hülfs- und Zeitwörtern viele, deren letzte Sylben faſt gar nicht gehört werden, und dadurch ſehr unangenehm ſind, als ſagen, geben, nehmen. Man darf dieſen Worten nur noch am Ende ein a hinzuſetzen, und ſie in ſagena, gebena, nehmena verwandlen, ſo werden ſie unſerm Ohr gefallen. Aber ich weiß ſehr wohl, wenn auch der Kaiſer ſelbſt mit ſeinen acht Churfürſten auf einem feierlichen Reichstage durch ein Geſetz dieſe Ausſprache anbeföhle; ſo würden doch die eifrigen Verehrer des ächten alten Deutſchen ſich an dieſe Geſetze gar nicht gebunden halten, ſondern allenthalben in ſchönem Latein ausrufen: **Caesar non est super Grammaticos**, und das Volk, das in allen Ländern über die Sprachen entſcheidet, würde immer fortfahren, ſagen und geben auszuſprechen. Die Franzoſen haben durch ihre Ausſprache viele Worte ſanfter gemacht,

die sonst das Ohr beleidigten, und die dem Kaiser Julian veranlaßten zu sagen: Daß die Gallier wie die Krähen krächzten. Worte der Art, wie man sie sonst aussprach, sind cro-jo-yent, voi-yai-yent. Jetzt sagt man croyent, voyent. Wenn diese Worte schon nicht dem Ohr schmeicheln, so sind sie doch nicht so unangenehm mehr. Mit gewissen Worten, dünkt mich, könnten wir eben so verfahren. Noch einen Fehler darf ich nicht übergehen, ich meine den, daß unsere Schriftsteller oft niedrige und triviale Vergleichungen aus der Sprache des Pöbels entlehnen. Ein gewisser Dichter z. E. bediente sich in seiner Zueignungsschrift an einen Mäcenaten folgenden Ausdrucks: Schieß, großer Gönner, schieß deine Stralen Armdick auf deinen Knecht herniedder: Was halten Sie von diesen Armdicken Stralen? Hätte man nicht dem Dichter sagen sollen: „Mein Freund, lerne denken, ehe du dich mit dem Schreiben abgiebst.“ Bei diesen Mängeln unsrer Literatur, dächte ich also, wir ahmten nicht die Armen nach, die gern für reich gehalten seyn möchten; und wir thäten besser, ganz aufrichtig unsere Dürftigkeit zu gestehen. Der Gedanke an dieselbe muß uns Muth einflößen, durch unermüdete Arbeit die Schätze der Literatur auch für uns zu erwerben. Ihr Besitz fehlt nur noch, um den Ruhm unsrer Nation ganz vollkommen zu machen. — — — — —

Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis jetzt in Deutschland herrsche, dürfen Sie nur unsere öffentlichen Schauspiele besuchen. Sie finden daselbst die abscheulichen Stücken von Shakspeare aufgeführt, die man in unsere Sprache übersetzt hat. Die ganze Versammlung findet ein ausnehmendes Vergnügen daran, diese lächerlichen Farcen anzusehen, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden. Ich beurtheile diese Stücke so hart, weil sie wider alle Regeln des Schauspiels sündigen. Diese Regeln sind nicht willkührlich. Sie finden dieselbe in der Poetik des Aristoteles, wo die drei Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung als die einzigen und wahren Mittel vorgeschrieben sind, die Tragödien interessant zu machen. In den Stücken jenes englischen Schriftstellers aber geht die Handlung ganze Jahre fort. Wo bleibt hier die Wahrscheinlichkeit? Bald erscheinen in denselben Lastträger oder Todtengräber und reden, wie es sich für sie schickt. Dann kommen Königinnen und Prinzen. Wie ist es möglich, daß ein so wunderliches Gemisch von Großem und Niedrigem, von Tragischem und Harlequinspossen gefallen und rühren könne? Dem Shakspeare kann man indeß seine sonderbaren Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke: und doch bewilligt unser Publikum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beifall, und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung. Ich weiß, daß man über den Geschmack nicht streiten darf; indeß werden Sie mir doch erlauben, zu sagen, daß diejenigen, welche gleiches Vergnügen daran finden, Seiltänzer und

Marionetten oder die Tragödien des Racine zu sehen, nur ihre Zeit zu verbringen suchen. Sie wollen lieber, daß man zu ihren Augen als zu ihrem Verstande rede, und sie ziehen ein bloßes Schauspiel dem vor, was das Herz rührt. — — — —

Der Schluß von Allem, was ich Ihnen bisher vorgetragen, ist, daß man sich mit dem größten Eifer bemühen müßte, alle classische Autoren der alten und neuern Sprachen gut zu übersetzen. Wir würden davon den doppelten Vortheil haben, daß unsere Sprache gebildet, und die Kenntnisse allgemeiner gemacht würden. Wenn wir die guten Schriftsteller unter uns naturalisirten, so würden sie uns neue Ideen zuführen; ihre Diction und die Anmuth ihres Styls würde uns bereichern, und wie viele wichtige Kenntnisse würde nicht das Publikum dadurch erhalten? Ich glaube nicht, daß unter den sechs und zwanzig Millionen Menschen, die man Deutschland beilegt, sich hunderttausend befinden, welche das Latein gut verstehn, besonders wenn Sie den Haufen der Pfaffen und Mönche abrechnen, die es kaum so weit gebracht haben, die Regeln der Syntax nur einigermaßen zu verstehen. So sind also 25,900,000 Menschen von den wichtigsten Kenntnissen ganz ausgeschlossen, weil sie dieselben nicht in ihrer Muttersprache bekommen können. Welch eine glückliche Veränderung wäre es also, wenn unter dieser Menge von Menschen jene Kenntnisse allgemeiner gemacht werden könnten. Der Edelmann, der sein Leben auf dem Lande zubringt, würde sich diejenigen Bücher auswählen, die sich für ihn schickten, und durch sie sich eben so sehr unterrichten als belustigen. Der Bürger würde weniger roh werden, und die müssigen Menschen fänden im Lesen eine sichere Zuflucht wider die Langeweile. Der Geschmack für die Wissenschaften würde allgemein werden, Anmuth und Vergnügen über die menschliche Gesellschaft verbreiten und eine unerschöpfliche Quelle für die Conversation seyn. Aus solchem beständigen gegenseitigen Reiben der Geister würde der gute Geschmack und das feine Gefühl entstehen, das mit eben so richtiger als geschwinder Beurtheilung das Schöne empfindet, das Mittelmäßige verwirft und das Schlechte verachtet. Das Publikum wird alsdann auch über neue Werke des Geschmacks mit mehr Erleuchtung urtheilen, und die Schriftsteller zwingen, ihre Werke mit größerem Fleiß und mit Sorgfalt auszuarbeiten, und sie nicht eher herauszugeben, bis sie genau geprüft und gefeilt sind.

Der Gang, den ich zur Verbesserung unserer Literatur vorschlage, ist nicht aus meiner Einbildung genommen; er ist der, den alle Völker, die sich aufgeklärt, gewählt haben. Je mehr der Geschmack für die Wissenschaften allgemeiner werden wird, desto mehr Vorzüge und andere Vortheile werden die zu erwarten haben, die sie mit besonderm Fleiß cultiviren; desto mehr wird das Beispiel Einiger immer Mehrere anfeuern. Deutschland hat schon Männer genug, die zu den mühsamsten Untersuchungen ganz gemacht sind, es hat Philosophen, Genies, und Alles, was man zu ihrer Entwicklung wünschen kann, nur ein Prometheus fehlt noch, der das göttliche Feuer vom Himmel hole, und sie belebe. Eben das Land, welches den berühmten Petrus de Vineis,

den Kanzler des unglücklichen Kaisers Friedrich II. und die Verfasser der bekannten Epistolarum obscurorum virorum (die über ihr Zeitalter sehr erhaben sind) hervorgebracht hat; das Land, in welchem Erasmus geboren ist, dessen Lob der Narrheit voll von Witz ist, und noch besser seyn würde, wenn man einige zu niedrige Stellen wegnähme, an denen man das Kloster und den Geschmack der Zeit erkennet; ein Boden, der den eben so weisen als gelehrten Melanchthon, und so viele andere große Männer hervorgebracht hat, ist noch nicht erschöpft, und kann noch immer wieder Genies erzeugen, die den genannten gleich kommen. Ich könnte auch zu den angeführten noch große Namen hinzusetzen, denn ich rechne zu den unsrigen auch einen Copernik, dessen Calkul das Planetensystem und dasjenige berichtigte, was Ptolomäus etliche tausend Jahre vor ihm behauptet hatte. In einem andern Theile Deutschlands entdeckte ein Mönch durch seine chymischen Processe die erstaunenswürdigen Wirkungen des Ausbruchs des Pulvers. Auch war es ein Deutscher, der die Buchdruckerei erfand, diese herrliche Kunst, welche die guten Bücher verewigt, und das Publikum in den Stand setzt, sich mit geringen Kosten zu unterrichten. Dem erfinderischen Geiste eines Otto Guerike haben wir die Luftpumpe zu danken. Und wie könnte ich den großen Leibnitz übergehen, dessen Name in ganz Europa so berühmt ist? Hat ihn auch zuweilen die lebhafte Einbildung zu systematischen Träumen verleitet; so muß man doch gestehen, daß selbst seine Verirrungen seinen großen Geist beweisen. Ich könnte diese Liste noch mit den Namen von Thomasius, Bilfinger, Haller und sehr vielen andern vergrößern, wenn ich nicht besser fände, von der neuesten und gegenwärtigen Zeit nichts zu sagen. Das Lob der Erwähnten würde die Eigenliebe der Uebergangenen beleidigen. — — —

Aber ich muß Sie auf noch einen Unterschied aufmerksam machen, der sich zwischen uns und unsern Nachbarn, die uns vorgegangen sind, befindet. In Italien, in Frankreich und England schrieben die ersten Gelehrten und ihre Nachfolger allemal in der Landessprache. Das Publikum nahm ihre Werke mit größter Begierde auf, und die Kenntnisse verbreiteten sich durch die ganze Nation. Bei uns war es hierin ganz anders. Die Religionszänkereien lieferten uns einige Streiter, welche ganz unverständliche Materien auf eine sehr dunkle Art untersuchten, dieselben Sätze bald behaupteten, bald bestritten, und die Sophismen nur mit Schimpfworten vermengten. Unsere ersten Gelehrten waren, wie sie es allenthalben gewesen, Männer, die nur Begebenheiten in ihrem Gedächtnisse anhäuften, Pedanten ohne Beurtheilungskraft, wie die Lipsius, die Freinshemius, die Gronovius, die Grävius, welche auf eine sehr schwerfällige Art einige dunkle Phrasen wieder herstellten, die sie in alten Manuscripten fanden. Dieses konnte bis auf einen gewissen Grad ganz nützlich seyn; aber man mußte nicht allen seinen Fleiß und Aufmerksamkeit auf dergleichen unwichtige Kleinigkeiten wenden. Und doch machte die pedantische Eitelkeit dieser Herren auf den Beifall von ganz Europa Anspruch; theils um ihr schönes Latein zu zeigen, theils um auch von fremden Pedanten bewundert zu werden,

schrieben sie durchaus nicht anders, als lateinisch. Ihre Werke waren daher für das ganze übrige Deutschland ungeschrieben. Hieraus entstanden zwei Unbequemlichkeiten. Die deutsche Sprache wurde gar nicht cultivirt, und blieb immer mit ihrem alten Rost bedeckt. Der Haupttheil der Nation, der kein Latein verstand, konnte sich auf keine Weise unterrichten, und blieb immer mit dicker Unwissenheit umhüllt. Dieß sind Wahrheiten, denen Niemand etwas entgegen setzen kann. Unsere Herren Gelehrten sollten sich zuweilen erinnern, daß die Wissenschaften die Nahrungsmittel der Seele sind; das Gedächtniß empfängt sie, wie der Magen die Speisen; wenn die Urtheilungskraft aber nicht ihre Verdauung befördert, so ist Unverdaulichkeit des Geistes unvermeidlich. Wenn die Wissenschaften Schätze sind, so muß man sie nicht aufhäufen und verschließen; sondern dadurch nützen, daß man sie in allgemeinen Umlauf bringt, und dieses kann nur durch die Sprache geschehen, welche alle Bürger des Staats verstehen.

Noch nicht seit langer Zeit haben unsere Gelehrten es gewagt, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und schämen sich nicht mehr, Deutsche zu seyn. Sie wissen, daß das erste deutsche Wörterbuch noch nicht alt ist; ich erröthe fast dafür, wenn ich bedenke, daß ein so ausnehmend nützliches Buch nicht wenigstens hundert Jahr vor mir in die Welt gekommen ist. Bei alledem bemerkt man jetzt, daß uns allmählig eine Gährung und Veränderung bevorstehe. Man fängt an, von Ruhm der Nation zu reden; wir wollen uns in gleiche Reihe mit unsern Nachbarn erheben, und Wege zum Parnaß, so wie zum Tempel des Andenkens bahnen. Wer ein feines Gefühl hat, kann dieses schon bemerken. Man muß also nur die alten und neuern klassischen Schriftsteller in unsre Sprache übersetzen. Soll das Geld bei uns circuliren, so müssen wir es ins Publikum bringen, und die Wissenschaften, die ehemals so selten waren, allgemeiner machen. Um endlich nichts zu übergehen, was die Fortschritte unserer Literatur aufgehalten hat, will ich auch noch den Umstand bemerken, daß an den meisten Höfen die deutsche Sprache so wenig geredet wird. Unter Kaiser Joseph I. redete man in Wien nur Italiänisch; unter Carl VI. wurde dieses vom Spanischen verdrungen; und während der Regierung Franz I. eines gebornen Lothringers, wurde am Wiener Hofe weit mehr Französisch als Deutsch geredet. An den Churfürstlichen Höfen ging es eben so. Sie werden hiervon keine andere Ursach finden, als die ich Ihnen schon oft angeführt habe. Die spanische, italiänische und französische Sprache waren gebildet und bestimmt; die unsre war es nicht. Aber es muß uns trösten, daß Frankreich eben dieses Schicksal erfahren hat. Unter Franz I. Carl IX. und Heinrich III. redete man in allen guten Gesellschaften mehr Spanisch und Italiänisch als Französisch. Die Landessprache bekam nicht eher die Oberhand, bis sie feiner, deutlich und zierlich geworden, auch von einer Menge klassischer Schriftsteller durch mahlerische Ausdrücke verschönert war, und grammatikalische Bestimmtheit erhalten hatte. Unter der Regierung Ludwig XIV. verbreitete sich die französische Sprache durch ganz Europa, und dieses rührte zum Theil

daher, weil man begierig war, die schönen Schriftsteller und die guten Uebersetzungen der Alten zu lesen, welche man damals in dieser Sprache fand. Jetzt ist dieselbe das allgemeinste Mittel geworden, um in allen Städten und Häusern Zutritt zu erhalten. Wer von Lissabon nach Petersburg und von Stockholm nach Neapel reiset, und französisch redet, wird allenthalben verstanden. Diese einzige Sprache macht uns eine Menge andre entbehrlich, die wir sonst wissen müßten, und die unser Gedächtniß mit Worten beladen würden, an deren Stelle wir jetzt Sachen bringen können; welches gewiß ein erheblicher Vorzug ist.

Ich habe Ihnen nun die verschiedenen Hindernisse entwickelt, welche uns in der Literatur nicht so geschwind haben gehen lassen, als unsre Nachbarn. Indeß übertreffen die spätern zuweilen ihre Vorgänger. Dieß könnte vielleicht bei uns eher der Fall seyn, als man es glauben sollte; wenn nur unsere Regenten Geschmack an den Wissenschaften bekommen, diejenigen ermuntern, die sich mit denselben beschäftigen, und denen Lob und Belohnungen ertheilen, welche es vorzüglich weit bringen. Wenn wir Medicis haben, werden auch unsere Genies hervorkeimen; und die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsre klassischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen; unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsre guten Schriftsteller es dahin, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch sind diese schönen Tage unsrer Literatur nicht gekommen; aber sie nähern sich, und erscheinen gewiß. Ich kündige sie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hineinkommen. Erlauben Sie mir diese Vergleichung. Ich lasse sonst den Moses in allen seinen Würden, und will mich auf keine Weise mit ihm in Vergleichung setzen. Auch sind die schönen Tage unsrer Literatur, denen wir entgegen sehen, gewiß weit mehr werth, als die nackten und dürftigen Felsen des unfruchtbaren Idumäa. —

2. Friedrich der Große an den Kriegsminister v. Wedel.

Mein lieber **Ministre de Guerre v. Wedell!** Nach einer Mir sogleich aus Polen zugekommenen Nachricht soll das **project** derer Russen sein, daß solche wiederum wie im vorigen Jahre mit einem Theil ihrer **Armée** in die Churmark eindringen wollen. Nun halte Ich diese Nachricht nicht vor so gewiß, daß darauf schon völlig zu bauen wäre. Ich würde solchenfalls auch nicht an den nöthigen **arrangements** fehlen lassen, um meine dasige Provinz zu decken, so viel es nur Meine Kräfte und die Umstände werden zulassen wollen. Da es aber doch allemal gut ist, auch auf alle Vorfälle einige **précautions** von ferne deshalb zu nehmen; so habe Ich Euch davon **avertiren** und Meine **intention** deßwegen dahin zu erkennen geben wollen, wie es gut und nöthig sein dürfte, daß Ihr denen Edelleuten auf dem Lande **avertiren** ließet, damit selbige auf gedachten Fall und wenn die feind-

liche **Armée** sich nähern sollte, als denn sie ihre beste **meubles** und **effecten**, so dem Feinde zum Raube und Verderb dienen könnten, in Sicherheit setzeten, desgleichen auch ihr Vieh, wenn es auch nur jenseits der Elbe wäre, auf daß ihnen solches nicht geraubet werden könnte. Vor ihre Personen können sie auf ihren Gütern bleiben, wie es dann auch sein dürfte, daß die Landräthe in ihren Kreisen bleiben um auf solchen Fall den Verderb des Landes und die feindlichen Plünderungen nach aller Möglichkeit zu verhindern. Ich habe eben dieser Sache wegen an den **Etats-Ministre** Grafen von Finkenstein geschrieben, damit sich derselbe darüber und über die beste Art und Weise, wie solche **insinuation** geschehen kann und was etwa dabei zu beobachten, mit Euch **concertire**, mit welchem Ihr also darüber sogleich vorläufig zu **correspondiren** habet.

Ich bin Euer wohl affectionirter König.

Kunzendorf, den 2. Juny 1761.

(Eigenhändig.)

Ohne Noth müsset Ihr keinen gar zu frühzeitigen **éclat** hiervon machen. —

VIII. Louise Adelgunde Victorie Gottsched, geborne Kulmus.

(1713—1762.)

Briefe. *)

1. An Ihren Freund und nachherigen Ehegatten.

(Erster Theil. S. 1.)

Danzig den 12. Juli 1730.

Hochzuehrender Herr,

Sie sind also glücklich nach Leipzig gekommen! Sehn Sie, was unsere Wünsche für gute Wirkung gehabt haben. Von diesen sind Sie aber auch zu Wasser und zu Lande begleitet worden. Und gewiß wäre es auch das erstemal, daß die Wünsche treuer Freunde und die Bitten einer Freundin unerhört vom Himmel zurücke gekommen wären. Eine, und gewiß nicht die kleinste meiner Hoffnungen wäre also erfüllt. Aber — doch mein unzeitiges Murren möchte nur mein Verlangen später befriedigen. Wer weiß, ob nicht das Zeichen ihres Schiffs von glücklicher Vorbedeutung gewesen ist? Lassen Sie uns der Vorsicht trauen, die unsere Bekanntschaft selbst gefüget hat; ist es ihr Wille, so wird die reinste und zärtlichste Freundschaft durch sie beglücket werden.

*) „Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched gebohrne Kulmus. Dresden. Drei Theile. 1771—1772." 8. (Herausgegeben von Dorothea Henriette von Runckel.)

Ihr Segen ruhet auf den Tugendhaften. Lassen Sie uns tugendhaft seyn; so haben wir einen Anspruch auf ihre Hülfe. Erzeiget sie uns dieselbe später als wir wünschen: so ist es Prüfung, die wir verehren wollen. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir oft, und beruhigen dadurch Ihre treueste Freundin

Kulmus.

2. An Denselben.

(S. 40.)

Danzig den 29. October 1732.

Hochzuehrender Herr,

Ihr leztes Schreiben ist mir doppelt schätzbar. Ich finde darinnen die Sprache der zärtlichsten, redlichsten Freundschaft, und einer fast unerwarteten Großmuth bei der unvermutheten Veränderung meiner Glücksumstände. Beides hat mich empfindlich gerühret. Ich werde Ihnen darauf mit meiner ganz eignen Aufrichtigkeit antworten, und Ihnen mein Gemüth in seiner eigentlichen Verfassung zeigen. Sie werden aus meinem ganzen Verhalten bisher gesehen haben, daß der Eigennutz nicht den geringsten Antheil an meinen Entschließungen gehabt hat. Ich wollte aber auch um alles in der Welt nicht, daß eine Person, die ich mir selbst und der ganzen Welt vorziehe, durch einen Umstand gedrücket werden sollte, welcher nicht meine Schuld, sondern der Fehler meines Glücks ist. Dieses würde geschehen, wenn wir beyde unsere Herzen nur fragen und unsere Vernunft nicht zu Rathe ziehen wollten. Besäße ich Millionen, oder erhielte ich solche jetzt durch einen außerordentlichen Zufall, so würde ich keinen neuen Freund suchen, noch wählen. Ich verlange mein Glück nicht darinnen zu finden, wo es von den meisten gesuchet wird. Meine Mutter unterscheidet sich durch ihre billige Denkungsart von dem meisten Theil der Eltern, die aller Gewalt über ein Leben sich bedienen wollen, zu welchem sie das meiste beygetragen haben. Allen gerechten Anforderungen, so sie auf dieses Leben hat, entsaget sie bei der Wahl, die sie meinem eignen Herzen überläßt. Sie hat von dem, was das Glück genannt, und oft bei Verbindungen ganz allein in Betrachtung gezogen wird, die vernünftigste Meinung, und für eine höhere Führung die tiefste Ehrfurcht. Dieser Vorsehung überläßt sie den größten Theil meines Schicksals, und auf dem Wege der Tugend hat sie mich allein glücklich zu machen gesucht. Sie sehen also, daß Sie die Stimme meiner Mutter bey Ihrer Wahl nicht wider sich haben. Gleichwohl sehe ich bey den jetzigen Umständen unsre Verbindung noch weit hinausgesetzt. Möchte nur die Vorsehung sich ins Mittel schlagen, und den Entschluß erleichtern helfen, der ohne ihren Beystand noch länger verzögert wird. Ich hoffe alles von Ihrer Güte. Schreibe ich Ihnen nicht lange Briefe? heißt dieses nicht buchstäblich, ich bin Ihre gehorsame Dienerin?

Kulmus.

3. An die Freyfrau von Kielmannsegg.

(S. 227.)

Leipzig den 15. Aug. 1735.

Gnädige Frau,

Ich folge dem Befehl, den Sie mir ertheilet, Ihnen Nachricht von meiner Ankunft in Leipzig zu geben. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich zwey Monate vorbey streichen lassen, ohne mich an die Erfüllung dieser mir so angenehmen Pflicht zu erinnern. Soll ich von der Schilderung des Glücks anfangen, das ich in der Gesellschaft eines gelehrten und aufrichtigen Mannes genieße; oder soll ich Ihnen die Vorzüge erzählen, welche Leipzig für viele andere Städten berühmt machen? Ich sehe, gnädige Gönnerin, Sie wünschen gleich im Anfange etwas von mir zu erfahren. Ich bin gesund, vergnügt, und recht, nach meiner Neigung, glücklich. Unsere Beschäftigung sind, so wie unsere Gedanken, immer gleichförmig. Wir lesen sehr viel; wir machen über jede schöne Stelle unsere Betrachtung; wir theilen oft zum Schein unsere Meinung, und bestreiten einen Satz, bloß um zu sehen, ob die Meinungen gegründet sind, die wir von unsern Schriften fassen. Ich werde täglich die geringe Anzahl meiner Kenntnisse gewahr, und entdecke immer mehr Mängel meines Verstandes. Nichts, als der Wille alles zu verbessern, kömmt jenem gleich. Addisons Cato ist jetzt noch einmal unter die Feder genommen, und er soll so viel möglich von allen Fehlern befreyet werden. E. G. wissen, daß der Anfang schon in Danzig gemacht war.

Ich komme auf Leipzig, und seine Annehmlichkeiten. Es gefällt mir sehr. So klein als der Ort in seiner Ringmauer ist, so reinlich sind die Straßen, und wohlgebaut die Häuser. Die Lebensart der Einwohner ist artig und einnehmend, ein Lobspruch, den die Sachsen sich fast durchgängig erworben haben. Die hohe Schule ist zahlreich, und die vielen Fremden, die sich hier befinden, bringen der Stadt Nahrung und Ehre. Leipzig hat schöne Kirchen und gute Prediger, ein Vorzug, der in meinen Augen sehr wichtig ist. Der Handel ist in großem Flor, und es fehlet dieser Stadt nichts als ein schiffbarer Fluß, um mit den größten Handelsstädten um den Vorzug streiten zu können. Die Gärten sind schön, und für die Gärtner einträglicher als für die Eigenthümer. Es bleibt dem menschlichen Witz und der menschlichen Neugier wenig zu verlangen übrig, das in Leipzig nicht zu haben wäre. Wollen Sie mich mit Ihren Befehlen beehren, so werde ich solche mit dem größten Vergnügen ausrichten, und alle Gelegenheit suchen, E. G. von der ehrfurchtsvollen Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich beständig seyn werde

E. G.

gehorsamste Dienerin

Gottsched.

4. An Gottsched.

(S. 239.)

Leipzig 1737.

Mein allerbester Mann,

Nach Ihrem Willen soll ich heiter, vergnügt, zufrieden seyn. Sagen Sie mir, wie ich es anfangen soll, da ich von Ihnen getrennt bin. Sie trösten mich als Philosoph, dieß steht Ihnen, und der Würde, die Sie bekleiden, sehr ähnlich. Ich klage, seufze, weine, wünsche, und dieses ist wieder einer zärtlichen, von ihrem Manne getrennten Frau sehr natürlich. Wir haben beyde Recht. Sie würden bey Ihren wichtigen Verrichtungen eine sehr lächerliche Rolle spielen, wenn Sie traurig und niedergeschlagen darüber seyn wollten, daß es Ihr Beruf erfordert, sich einige Wochen von Ihrer Gattin zu trennen. Bin ich nicht sehr reich an Erfindungen, mich über Ihre Abwesenheit zu trösten? Gleichwohl versichere ich Sie, mein bester Mann, alle diese Eingebungen meiner Vernunft thun nicht den geringsten Eindruck auf mein Herz. Dieses leidet, und leidet ganz allein.

Sie verlangen Neuigkeiten zu wissen, und ich kann Ihnen keine sagen. Das üble Wetter hat uns bisher immer noch verhindert, die Gärten zu besuchen. Es scheint, als wenn alles mit mir trauerte, um mich meines Verlusts immer mehr erinnerlich zu machen.

Der verehrungswürdigen Frau Werner bin ich für alle Freundschaft, die Sie Ihnen und mir erzeiget, sehr verpflichtet. Nehmen Sie alle Ihre Beredsamkeit zu Hülfe, ihr in meinem Namen für den guten Einfall zu danken, der mir das einzige Mittel verschaffte, was den Gram über Ihre Abwesenheit einigermaßen lindern kann. Ich wünschte Ihnen, liebster Gottsched, alle die Gelassenheit, die mir fehlet, und die einem Mann, einem Philosophen so anständig ist. Lassen Sie mir meinen geheimen Kummer, der eine gar zu gute Quelle hat, als daß ich ganz gleichgültig zu seyn, mir wünschen möchte. Ich werde bis zu Ihrer Zurückkunft eben so gewiß Ihre traurige, als bis zu dem lezten Augenblick meines Lebens Ihre zärtliche Frau seyn.

Adelgunde.

IX. Gottlieb Wilhelm Rabener. *)

(1714 — 1771.)

1. Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen.

(Erster Theil. S. 125.)

Mein Herr,

Man hat mir gesagt, Sie wären seit etlichen Monaten mit einer Sammlung verschiedener deutscher Schriften beschäfftigt. Bei dieser

*) „Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren. Achte Auflage. Leipzig, im Verlag der Dyckschen Buchhandlung 1764. 4 Theile." 8.

Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu lesen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden Sich auf meine Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menschen ansehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlassen hat, und im Begriffe steht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlicher maßen längstens binnen drey Jahren zu absolviren. Daß ich mir diese Freyheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umstand, von dessen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich sechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und gleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die ersten Jahre überstanden, und mich geschickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bei einem unermüdeten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk seyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelsten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einsicht zu, daß Sie von selbst errathen können, worinnen also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie und andere davon abhangende Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptsächlich unsers Vaterlandes beyzubringen. Es wurden auf Kosten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der französischen und italiänischen Sprache unterrichten sollten. Ja, welches beynahe unglaublich ist, so gar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es auf Schulen möglich ist. Von der Malerey, Musik, und Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so wenig als von der Anweisung, wie man die Buchstaben leserlich und schön schreiben soll.

Was meinen Sie davon, mein Herr? Ich weis, Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieses ein Fehler gewesen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendsünde hätte entschuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden sich dereinst schämen müssen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ihres Großvaters vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, Griechisch, Ebräisch, die Redekunst, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem unersättlichen Fleiße, und mit Ausschließung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unsrer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieses vermehret ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohne dem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eitelen Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter

ist, als die Unruhe, worein Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt sein soll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimat gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weis, daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschafte hat; dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlecht, und alle Wappen des Kaisers von Fez und Maroco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen soll, solches scheint mir ein verwägnes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß; zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weis, was Rechtens ist; wie will man es in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen, und die Gemüthseigenschaften der Italiäner haben mir jederzeit einen Abscheu von ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden kam, und meine Mutter verstund mich allemal, wenn ich um Geld schrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchsehen, und die Schreibart ändern lassen; dieses geschieht aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig sey. Daß die mathematischen Wissenschaften auf Schulen getrieben werden, das lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer griechische Wörter darinnen vor. Die Malerey, Musik, und das Tanzen schicken sich am besten für Frauenzimmer, und die Kunst, leserlich und schön zu schreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müssen schlecht schreiben; dieses ist ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieser Beweis? Nicht wahr? vortrefflich! Sollten Sie wohl in einem jungen Menschen so viel Verstand, und einen so guten Geschmack suchen?

Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reitzend vor, daß ich mich schäme, ein gebohrner Deutscher zu seyn. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reitzend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man sie nicht bey Hofe einführt, und ich bin gewiß versichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechischen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich ebräisch ohne Punkte verstehe, das ist das wenigste, dessen ich mich rühmen kann. Die Redekunst hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muster, die ich mir erwählte, waren zwar nach dem neusten, jedoch nach meinem Geschmacke. Besonders in den Figuren war ich sehr stark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, bestunden in nichts, als Fragen und Ausrufungen. Die Erlernung der Logik war meine ernsthafteste Beschäfftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie ist gar zu deutlich, und die Kunstwörter sind zu sehr gespart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen

will: so muß meine Ueberzeugung kunstmäßig seyn, und ich mag denken, was ich will, so denke ich in forma. Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und insonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieselbe eigentlich gehalten habe; solches kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, so würde ich sie **Ebraico-Latino-Graecam** nennen. Dieses letzte Meisterstück meiner Fähigkeit mochte wohl Ursache seyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und also die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Bis hierher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigsten Umstand noch nicht einsehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu schreiben. Sie sollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule ging ich nach Hause zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adeliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Absichten erforderten, daß ich unserm gnädigen Herrn sogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte sich nach der Einrichtung der Schule und besonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm alles, was ich itzt geschrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerksamkeit machte mich beredt, und ich versprach mir schon im voraus die Anwartschaft auf eine Pfarre. Allein, wie sehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie selbst von meiner Bestürzung, die ich empfand, als mir derselbe mit einem ernsthaften Gesichte ungefähr also antwortete: „Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, sein Vater „hat das Geld verloren, und er die Zeit verderbt. Er hat studirt, und „ist keinem Menschen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger „gewesen, wenn er sich auf diejenigen Wissenschaften etwas mehr gelegt „hätte, von denen er geglaubt, daß sie so verächtlich und überflüssig „sind? Muß er sich nicht schämen, daß er in Griechenland zu Hause, „und in Sachsen ein Fremdling ist? Daß er die Gesetze seines Solons „versteht, und nicht die geringste Kenntniß von den Rechten seines „Vaterlandes hat? Hätte er sich nicht die Sprachen der Ausländer „wenigstens nur in etwas bekannt machen sollen; wenn er sie auch „allenfalls nicht besser gelernt hätte, als die deutsche? Wie viel brauchen wir lateinische und griechische Sprachmeister? Ich tadle deswegen „nicht an ihm, daß er lateinisch und griechisch gelernt hat. Dieses muß „seyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, kömmt mir eben so abgeschmackt vor, als er, daß er seine Muttersprache nicht besser versteht. „Was glaubt er wohl, daß ich mit meinem Schneider anfangen sollte, „wenn er nichts arbeiten könnte, als solche Kleider, wie sie Seneca und „Socrates getragen haben? Würde der Kerl nicht Hungers sterben „müssen, wenn er sonst nichts gelernt hätte? Mit seiner Redekunst lockt „er keinen Hund aus dem Ofen, geschweige, daß er die Gemüther der „Zuhörer rühren sollte, und seine ganze Logik besteht aus Worten ohne „Gedanken. Hat ihm denn niemand auf der Schule gesagt, wie unehrlich es heutiges Tages sey, daß man die sogenannten gelehrten

„Sprachen und Künste mit den neuern Wissenschaften verknüpfe?“ Ich konnte dieses nicht läugnen. Ich gestund, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütze, vorgeworfen hätten. Ich sagte aber auch, daß andere meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuversicht prophezeihet hätten, ich würde dereinst die Zierde ihrer Schule, eine Brustwehr wider die einreißende Barbarey und eine Stütze des Vaterlandes seyn. Er schüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von sich gehen.

Wie meinen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe gewesen ist? Wahrhaftig, so sehr hat sich wohl Plato kaum geschämt, als ihn Diogenes durch einen nackichten Hahn, wegen seiner irrigen Meinung, lächerlich machen wollte. Ich ging ganz bestürzt nach Hause.

Allein, das war noch nicht genug. Dieser Tag schien recht zu meiner Demüthigung ausersehen zu seyn. Ich fand unsern Hofmeister, welcher seinen Sohn mit vielem Eifer ausgescholten hatte. Ich hörte nur noch so viel, daß er zu ihm sagte: „Du bist mir ein braver Kerl! „Du schickst dich zu allem, wie der Esel zum Lautenschlagen. Ein Narr „bleibt ein Narr, und wenn man ihn im Mörsel zerstieße. Du kannst „nichts, du hast nichts gelernt, du willst nichts lernen, was soll denn „endlich aus dir werden? Halte dein Maul, oder——! Fort! Packe dich! „Geh mir aus den Augen!“ Ich erstaunte, als ich dieses hörte. Wie? dachte ich. Unser Hofmeister, ein Bauer, ein Mann, der weder lesen noch schreiben kann; der versteht die Redekunst! Sarkasmus, Diasyrmus, Ploki, Anaphora, Ellipsis, Asyndeton, sind dieses nicht alle die Figuren, die ich itzt von ihm gehört habe? Und der Kerl hat nicht studirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er sich so ereifert hätte? Was! sprach er, das ist mein Junge, und ich sollte mich nicht ärgern, daß sich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unser Hofmeister versteht auch die Logik. Ist dieses nicht der bündigste Schluß in Darii? War es nicht eben so viel, als wenn er gesagt hätte: Wer einen ungerathenen Sohn hat, welcher sich auf die faule Seite legt, der muß sich ärgern; **Atqui**, ich habe einen solchen ungerathenen Sohn, **Ergo** muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen gestehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unsers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieser Hofmeister aber ganz und gar kleinmüthig. Gehört zu einem Gelehrten heutiges Tages mehr, als Lateinisch, Griechisch, und Ebräisch; kann auch der einfältigste Bauer in Figuren und Schlüssen reden, ohne daß er weis, wie sie auf griechisch heißen, oder in welcher Forme sie sind, wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir so viele schlaflose Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger sein, wenn man auf Schulen sich die Sprachen der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man sie nennt, in den galanten Wissenschaften sich übt? Sollte es wohl lächerlich seyn, wenn man sich einbildet, die Erlernung einiger Kunstwörter machte uns zu Rednern und Philosophen?

Nein ich kann mich dieſes nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meinung nicht ab. Das ſey fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden ſeyn, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in dieſem Urtheile beſtärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der beſten Form verharren,

Dero

ergebenſter Diener
Irenäus Maſtigophorus.
ſonſt
Friedrich Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bei müßigen Stunden des Hieronymus **Comitem sive Lectionarium** denen zum Beſten in griechiſche Verſe überſetzt, welche der lateiniſchen Sprache nicht mächtig ſind. Weil ich nun glaube, daß es eine beſondere Beluſtigung des Witzes abgeben kann; ſo überſende ich Ihnen dieſe Ueberſetzung zu beliebigem Gebrauche

2. Kleider machen Leute.

(Vierter Theil. S. 44.)

In dieſen drey Worten liegt eine unerſchöpfliche Weisheit verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichſten Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo vielen, und den Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten zu erlangen, um welche ſich ein großer Theil der Menſchen vergebens bemühet. Thoren ſind es, welche ſich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienſte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückſelig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſre Moraliſten zeither mit uns umgegangen. Was brauchen wir alle dieſe ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſeyn verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einiger maßen gelitten wird! Eine ängſtliche Bemühung, ſeinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man ſtelle ſich einen ſolchen Mann vor, welcher mit ſeinen altväteriſchen Tugenden und einförmiger Kleidung ſich in eine Geſellſchaft von vornehmen Kleidern zum erſtenmale wagt. Er muß ſehr glücklich ſeyn, wenn ihm der Thürſteher nicht den erſten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er ſich auch bis in das Vorzimmer; ſo hat er ſich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meiſten lächerlich finden, viele gleichgültig

ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!

„Aber wäre es nicht möglich ...?" Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäfftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt, und den Schweiß seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äusserliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht

alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus. Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein **sacre bleu**! Man lacht über den Narren, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehn, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man biethet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine iede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Camin stund, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider.

Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erkauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stak ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterscheid auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der besingungswürdige Gegenstand vieler

hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meisten geschehn, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß niemand ein reiches oder seidnes Kleid anziehen solle, bis er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bey sich tragen.“ Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, gros, liebenswürdig, und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in — — — und bey vornehmen Versammlungen seyn! — — —

X. Christian Fürchtegott Gellert.

(1715 — 1769.)

Aus den „Moralischen Vorlesungen.“ *)

1. An seine Zuhörer.

(Sechster Theil. S. 1.)

Meine Herren, die Absicht bey meinen moralischen Vorlesungen, die ich Ihnen diesen Sommer, so Gott will, zu halten gedenke, geht nicht bloß dahin, Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo sie den Verstand als eine Wissenschaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt; eine Arbeit, die schon viel scharfsinnige Männer vor mir glücklich unternommen haben; sondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo sie das Herz rührt, bildet und bessert.

Die Weisheit, die uns durch Grundsätze der Vernunft fromm und ruhig, die uns zu Freunden unsrer selbst, andrer Menschen, und zu Freunden und Verehrern Gottes machen soll, ist nach der Erziehung, die wir zu unsern Zeiten genießen, nicht schwer zu fassen. Wie viel Lehrbücher giebt es nicht, darinne sie deutlich und streng vorgetragen wird! Und wie viel Studirende müßten Schulen und Akademien mit einem edlen Herzen und mit gebesserten Sitten verlassen, wenn die Tugend bloß auf der Kenntniß eines moralischen Lehrgebäudes beruhte; wenn sie bloß ein Werk der Vernunft und nicht der Religion; bloß ein Werk der Erziehung und nicht einer göttlichen Veränderung unsers Herzens wäre! Aber vielleicht ist doch die Trockenheit selbst, mit der wir die Moral vortragen, eine von den Ursachen, daß uns ihr natürlicher Werth nicht genug rührt. Vielleicht ist auch dieses die wichtigste Ursache, daß wir die Wahrheiten der Moral nur mit dem Gedächtnisse, höchstens mit dem Verstande fassen. Wir schmeicheln uns, indem wir sie erlernen, daß sie uns besser und tugendhafter mache, weil sie uns in gewissen Stücken einsichtsvoller machet. Wir schmeicheln uns, daß wir von der Schönheit der Tugend überzeugt sind; und oft sind wir es nur von der Güte unsers Systems. Wir rechnen die Mühe, die wir auf die Kenntniß der Sittenlehre und ihrer Beweise anwenden, der Tugend selbst als eine Mühe an, die wir auf ihre Erlangung und die Ausübung ihrer Gesetze gewandt hätten. Gleichwohl bleibt das Herz bey aller unsrer Weisheit leer, und bey dem geringsten Widerstande ungeneigt, sich nach ihr zu richten, und oft handeln wir in der nächsten Stunde wider diejenige Pflicht, die wir kurz vorher auf eine demonstrative Art erwiesen haben.

*) C. F. Gellerts sämmtliche Schriften. Neue verbesserte Auflage. Leipzig. M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1775. -8. Zehn Theile.

Ich will es also versuchen, ob ich Ihnen die vornehmsten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Aussprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung und des Gewissens, durch Beyspiele und Gemälde, vortragen und erläutern kann. Und o! wie glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich diese Absicht erreichen, und mich um Ihre Tugend, das ist, um Ihre höchste Wohlfahrt in jeder Stunde verdient machen kann! Möchte ich doch diesen Eifer lebhaft fühlen, so oft ich vor Ihnen auftrete; und möchte er mich doch beredt machen, Ihnen die Pflichten der Moral als die liebenswürdigsten und heiligsten Gesetze unsrer Wohlfahrt abzubilden!

Ja, Jüngling, wer du auch seyst, vom Blute der Hohen oder der Niedern entsprossen, vergiß nicht, warum du lebest und studirest. Die Gelehrsamkeit ist dein Beruf auf der Akademie. Ein wichtiger Beruf! Aber wisse, daß Gelehrsamkeit ohne Tugend, daß Verstand ohne ein gebessertes Herz, daß Wissenschaft und Geschmack ohne Unschuld und Frömmigkeit weder für dich noch*) die Welt Glück sey, nicht Ehre, sondern Schande für deinen unsterblichen Geist. Suchst du die wahre Weisheit und Zufriedenheit: so suche sie von deiner Jugend an in der Kenntniß und täglichen Ausübung der Religion, der allgemeinen und der besondern Pflichten des Menschen.

Denk, daß nichts selig macht, als die Gewissensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du.

Allein, meine Zuhörer, verlassen Sie sich bey ihrer Tugend auch auf die beste Moral der Vernunft nicht. Sie ist gut, aber nicht zureichend, das verdorbene Herz zu ändern und umzubilden. Dieses thut allein die göttliche Kraft der Religion. Ich werde daher in meinen Vorlesungen von Zeit zu Zeit den Unterschied und die Grenzen der Tugend der Vernunft und der Tugend der Religion zu bestimmen, und Sie in der Verehrung der Religion dadurch zu bestärken suchen. Eine nöthige Vorsicht, theuerste Commilitonen! Denn wir, die wir uns den Wissenschaften widmen, fangen nicht selten an, aus einer ungemeßnen Liebe gegen alles, was Licht der Vernunft heißt, und aus einem philosophischen Stolze auf unsere eignen Kräfte, das Licht der Offenbarung und die höhere Kraft der Gnade nicht für so nöthig zu achten; sondern wir schmeicheln vielmehr uns ingeheim, daß wir durch die Hülfe der Vernunft, durch ihre Beweise und Bewegungsgründe, weise und tugendhafte Menschen werden können. Nein, das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, ist gewiß ein blödes Auge.

Bei meinem Vortrage selbst, werde ich keinem besondern Lehrgebäude folgen, wohl aber die moralischen Schriften eines Mosheim, Baumgarten, Crusius; eines Hutcheson, Fordyce und anderer scharfsinnigen und beredten Männer zu Ihrem Vortheile zu nützen suchen. Der

*) Ist für ausgelassen, was hier den Wohllaut und den Sinn stört.

Innhalt meiner Vorlesungen wird sich am bequemsten unter drei Abtheilungen bringen lassen. In der ersten werde ich in einigen Abhandlungen von der Natur und Absicht der Moral; von ihrem doppelten Erkenntnißgrunde, nämlich der Vernunft und den Empfindungen des Herzens und Gewissens, von Pflicht, Tugend und Glückseligkeit; von dem Vorzuge der Moral unsrer Zeiten vor der Moral der alten Weltweisen; und von dem Unterschiede zwischen der Sittenlehre der Vernunft und der Sittenlehre der Religion reden. In der zweyten Abtheilung will ich die allgemeinen Mittel, zur Tugend zu gelangen, in einigen kurzen Regeln vortragen, sie zu erläutern und auf das Leben anzuwenden suchen. In der dritten werde ich endlich von den vornehmsten Pflichten gegen uns, die Welt, und Gott ebenfalls auf eine praktische Art handeln.

Ich fange also meine Vorlesungen mit dem herzlichen Wunsche an, daß sie Ihnen nützlich, in Ihrem ganzen Leben nützlich, auf mehr als Ein Leben heilsam seyn mögen. Das gebe der Urheber aller unsrer Weisheit, Tugend und Glückseligkeit, und lasse in unsern Seelen die Liebe des Guten und den Abscheu des Bösen täglich lebendiger und kräftiger werden, zur Verherrlichung seines Namens und zu unsrer immerwährenden Wohlfahrt!

2. Brief Gellerts an seine Schwester vom 23. December 1768.

Ich muß Euch ein Vergnügen melden, das mir unser guter Churfürst diese Woche gemacht hat. Er hatte nämlich gehört, daß mein Pferd krank wäre. Darauf befiehlt er seinem Oberstallmeister, er solle mir das ruhigste und sanfteste Pferd aus dem churfürstlichen Stalle aussuchen, und mit Sattel und Zeug zuschicken. Er ist noch weiter in seiner Vorsorge gegangen, hat sich das Pferd auf dem Schloßhofe lassen vorreiten, hat aus dem Fenster heruntergerufen, man solle eine weiße Wildschur umnehmen, und sich damit aufs Pferd setzen, um zu sehen, ob es sich etwa davor scheue. Kurz der theure junge Fürst, den Gott erhalten und segnen wolle, hat mir am Dienstage das Pferd durch einen churfürstlichen Stallknecht mit einem blausammtnen Sattel und einer solchen Chabrake, mit Gold besetzt, zugeschickt. O wie viel Gnade und Liebe läßt Gott mich Unwürdigen bei Hohen und Niedrigen finden! Geritten habe ich das Pferd noch nicht. Ich fürchte mich auch im Herzen davor, weil ich es doch noch nicht kenne. Meine Schecke war wie ein Lamm, war alt, und machte mir nicht die geringste Sorge. — Nun so lebt denn wohl! —

3. Das Glück der Ehe.*)

(Erster Theil. S. 284.)

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menschen

*) Aus dem „Leben der schwedischen Gräfinn von G**. Zwei Theile. 1746." 8.

nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach Geburt und nach dem Range unter einander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchstens zum Theile nur so verloschen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe leicht etwas eigensinnig seyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern seine Absicht erreichte: so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um diese Herren los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen. Diese Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bei mir selber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr R... kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Besten entschlossen hätte. Rathen Sie mir denn, sprach ich, daß ich wieder heirathen soll? Nicht ehe, versetzte er, als bis ich sehe, daß es Ihnen Ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und Sie wissen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freiwillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die sich um Ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner besser, als der Herr von der H.., nicht deswegen, weil er sehr gelehrt ist; sondern weil er, außer seinen Wissenschaften und seiner wichtigen Bedienung, sehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geschickt machen. Ich habe gewiß Recht; daß er ein liebenswürdiger Mann ist; allein diesem Urtheil dürfen Sie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit Ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn, als einen Freund, und als ein Freund kann er Ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unser Herz ist so beschaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Person zurück hält, so bald es auf das genauste mit ihr verbunden werden soll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt Ihnen einer von den andern Herrn besser zur Liebe, ob Ihnen dieser gleich zu einem guten Freunde genug gefällt. Ich versicherte ihn, daß ich mich seines Raths bedienen würde, so bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen Sie denn nicht? O, sagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umstände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philosophie sind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedene Ehe bleibt, nach allen Aussprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens. Zeigen Sie mir eine Person, die mir anständig ist, und die Ihnen die Versicherung gibt, daß sie mich zu besitzen wünscht: so werde ich sie, sobald ich sie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattin wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben so vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich ist. Und wenn

es wahrscheinlich ist, daß es durch die Liebe geschehen kann: so sind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, versetzte ich, Sie haben ja, so lange ich Sie kenne, gegen unser Geschlecht sehr gleichgültig zu seyn geschienen, wie kömmt es denn, daß Sie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, sprach er, vermengen Sie die Bescheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weiß, daß man dem Andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann, als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Person, hub ich an, die Sie liebt, und ich glaube nicht, daß sie Ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eben diejenige ist, mit der Sie das genauste Band der Liebe schließen wollen. Er ward bestürzt, und fragte wohl mich zehn mal, wer sie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich versprach ich ihm, daß er sie Nachmittage zu sehen bekommen sollte. Nachmittage schickte ich ihm mein Portrait, und schrieb ein Billet ungefehr dieses Inhalts an ihn:

So hat die Person in ihrer Jugend ausgesehn, die Sie liebt. Erst hat sie nur Freundschaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und ihr Werth hat diese Regungen in Liebe verwandelt. Der liebste Freund meines Gemahls hat das erste Recht auf mein Herz. Sie sind so großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir schriftlich. Entschuldigen Sie sich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienste; was geht den Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der sowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach seinem Tode, nie so gethan hatte, als ob er mir eine Liebkosung erweisen wollte, wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer so anständigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, sagte er, haben Sie mir das Recht gegeben, Ihnen mein Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann ich Ihnen ohne Fehler das gestehen, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschweigen heißen. Ich habe an das Glück, das Sie mir itzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß Sie mich überzeugen, daß ich Ihrer werth bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen. Kurz, wir gingen zu unserer Wirthin, wir sagten ihr unsern Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne über diese unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Capitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch ein mal soviel vermehret, und wir hätten beyde sehr gemächlich davon leben können. Allein, unser freundschaftlicher Wirth wollte uns nicht aus seinem Hause lassen. Er behielt unser Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr R. — mein Gemahl,

oder wenn ich nicht mehr ſtandesmäßig reden ſoll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig verſichern kann, ganz ausnehmend, und ſo zärtlich, als meinen erſten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewiſſen Stücken übertraf. Aber an dem Aeußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachſen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an ſich, das gleich auf das erſtemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal geſehen, man mußte ihn geſprochen haben, wenn man ihm recht gewogen ſeyn wollte. Ich will deßwegen nicht behaupten, daß er ſich für alle Frauenzimmer geſchickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in ſeinem Umgange eine neue Urſache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte ſeit der Zeit, daß ich ihn bei meinem Gemahle kennen lernen, ſich gar nicht von Perſon geändert. Seine ordentliche und ſtille Lebensart erhielten ihn ſo geſund, als ob er erſt zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir. Unſer Glück fiel niemanden in die Augen, und deſto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unſern Handlungen Rechenſchaft geben, als uns ſelbſt. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und alſo genug, Andern wohl zu thun. Wir hatten eine Geſellſchaft, die ſich zu unſern Neigungen ſchickten. Wir lebten an dem volkreichſten Orte in der größten Stille. Dieſes war unſer Verlangen. Wir konnten uns beide mit dem edelſten Zeitvertreibe, mit Leſen und Denken unterhalten. Wir ſtudirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern ſollte. Wir ſtudirten zu unſrer eignen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal ſage, wir wußten in unſrer Ehe von keinem andern Wechſel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn ſie die Liebe verehlichter Perſonen ſo zärtlich abgeſchildert ſehen, als die Liebe zwiſchen unverehlichten, weil man ſieht, daß die meiſten Ehen die Liebe eher auslöſchen, als vermehren. Doch ſolche Leute wiſſen nicht, was Klugheit und Behutſamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch ſeine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es iſt wahr, eine beſtändige und ſich ſtets gleiche Zärtlichkeit iſt in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden iſt: ſo kann ſie bis in die ſpäteſten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unſere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein dieſe Abnahme heißt wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, ſo lange er ſo viel hat, als das Maas ſeiner Empfindungen verlangt. Genug wir ſind nach vielen Jahren noch ſo verliebt in einander geweſen, als wenn wir uns erſt zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wiſſenſchaften liebten, daß wir an uns nur unſere Seelen geliebt hätten. Ich habe bei allen meinen Büchern über die metaphyſiſche Geiſterliebe nur lachen müſſen. Der Körper gehört ſo gut, als die Seele, zu unſerer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheit des Geiſtes an einer Perſon liebt, der redet entweder wider ſein Gewiſſen, oder er weis gar nicht, was er redet. Die

ſinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, iſt eine Beſchäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geiſtige Liebe, die ſich nur mit den Eigenſchaften der Seele gattet, iſt eine Hirngeſpinſte hochmüthiger Schulweiſen, die ſich ſchämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den ſie doch, wenn es von den Reden zu der That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren laſſen.

XI. Johann Joachim Winckelmann.

(1717 — 1768.)

1. Ueber die Betrachtung der Werke der Kunſt. *)

(Erſter Theil. S. 241.)

Willſt du über Werke der Kunſt urtheilen, ſo ſiehe anfänglich hin über das, was ſich durch Fleiß und Arbeit anpreiſet, und ſey aufmerkſam auf das, was der Verſtand hervorgebracht hat: denn der Fleiß kann ſich ohne Talent zeigen, und dieſes erblicket man auch wo der Fleiß fehlet. Ein ſehr mühſam gemachtes Bild vom Maler oder Bildhauer iſt, bloß als dieſes, mit einem mühſam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn, wie gelehrt zu ſchreiben nicht die größte Kunſt iſt, ſo iſt ein ſehr fein und glatt ausgepinſeltes Bild allein kein Beweis von einem großen Künſtler. Was die ohne Noth gehäuften Stellen vielmals nie geleſener Bücher in einer Schrift ſind, das iſt in einem Bilde die Andeutung aller Kleinigkeiten. Dieſe Betrachtung wird dich nicht erſtaunen machen über die Lorbeerblätter an dem Apollo und der Daphne vom Bernini, noch über das Netz an einer Statue in Deutſchland vom älteren Adam aus Paris. Ebenſo ſind keine Kennzeichen, an welchem der Fleiß allein Antheil hat, fähig zur Kenntniß oder zum Unterſchiede des Alten vom Neuen. Gieb Achtung, ob der Meiſter des Werks, welches du betrachteſt, ſelbſt gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmſte Abſicht der Kunſt, die Schönheit gekannt, oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet; und ob er als ein Mann gearbeitet, oder als ein Kind geſpielet hat. Es können Bücher und Werke der Kunſt gemacht werden, ohne viel zu denken; ich ſchließe von dem was wirklich iſt; ein Maler kann auf dieſe mechaniſche Art eine Madonna bilden, die ſich ſehen läßt, und ein Profeſſor ſogar eine Metaphyſik ſchreiben, die tauſend jungen Leuten gefällt. Die Fähigkeit des Künſtlers zu denken aber kann ſich nur in oft wiederholten Vorſtellungen, ſo wie in eignen Erfindungen, zeigen. Denn ſo wie ein einziger Zug die Bildung des Geſichts verändert, ſo kann die Andeutung eines einzigen Gedankens, welcher ſich in der Richtung eines Gliedes äußert, dem Vorwurfe eine andere Geſtalt geben, und die Würdigkeit des Künſtlers darthun. Plato in Raphaels Schule von Athen

*) „Winckelmann's Werke herausgegeben von C. L. Fernow. (Vom dritten Band von Heinrich Meyer und Johann Schulze.) Dresden. Walther. 1808 — 1817." 8 Bände. 8.

rühret nur den Finger, und er saget genug; und Figuren von Zuccari sagen wenig mit allen ihren verdrehten Wendungen. Denn wie es schwerer ist, viel mit wenigem anzuzeigen, als es das Gegentheil ist, und der richtige Verstand mit wenigem mehr als mit vielem zu wirken liebet; so wird eine einzelne Figur der Schauplatz aller Kunst eines Meisters seyn können. Aber es würde den mehresten Künstlern ein eben so hartes Gebot seyn, eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieses in groß gezeichnet, vorzustellen, als es einem Scribenten seyn würde, zum Versuch eine ganz kurze Schrift aus eignem Stoff abzufassen: denn hier kann beider Blöße erscheinen, die sich in der Vielheit versteckt. Eben daher lieben fast alle angehende und sich selbst überlassene junge Künstler mehr, einen Entwurf von einem Haufen zusammengestellter Figuren zu machen, als eine einzige völlig auszuführen. Da nun das wenige, mehr oder geringer, den Unterschied unter Künstlern machet, und das wenige Unmerkliche ein Vorwurf denkender empfindlicher Geschöpfe ist; das viele und handgreifliche aber schlaffe Sinne und einen stumpfen Verstand beschäftiget: so wird der Künstler, der sich Klugen zu gefallen begnüget, im Einzelnen groß und im Wiederholten und Bekannten mannigfaltig und denkend erscheinen können. Ich rede hier wie aus dem Munde des Alterthums: Dieses lehren die Werke der Alten, und es würde ihnen ähnlich geschrieben und gebildet werden, wenn ihre Schriften wie ihre Bilder betrachtet und untersuchet würden. Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äußert sich vornehmlich in dem Kinn und in der Unterlefze, der Zorn in den Nüstern seiner Nase, und die Verachtung in der Oefnung des Mundes; auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Haupts wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet bei der Empfindung unvermischet und rein, wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laocoon siehest du bei dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden, in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augäpfeln wie einen trüben Duft schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte beim Homerus; nur der kann sie finden, welcher sie kennet. Glaube gewiß, daß der alten Künstler so wie ihrer Weisen Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher lieget der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt ist es mehrentheils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Waare ausstellen. Homerus giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheinet, als Callimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vortheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem was ich sage; mit derselben nähere dich zu den Werken des Alterthums, in Hoffnung viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen, und die stille Einfalt wird dich sonst unerbauet lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon. — — — —

Das zweite Augenmerk bei Betrachtung der Werke der Kunst soll die Schönheit seyn. Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende

Menschen ist der Mensch, oder nur dessen äußere Fläche, und diese ist für den Künstler so schwer auszuforschen, wie von den Weisen das Innere desselben, und das schwerste ist, was es nicht scheinet, die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maaß fällt. Eben daher ist das Verständniß des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer und allgemeiner als die Kenntniß des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte bestimmt werden, welches man wünschet und suchet, so würde sie dem, welchem der Himmel das Gefühl versaget hat, nicht helfen. Das Schöne bestehet in der Mannigfaltigkeit im Einfachen; dieses ist der Stein der Weisen, den die Künstler zu suchen haben, und welchen wenige finden; nur der versteht die wenigen Worte, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemachet hat. Die Linie, die das Schöne beschreibet, ist elliptisch, und in derselben ist das Einfache und eine beständige Veränderung: denn sie kann mit keinem Zirkel beschrieben werden, und verändert in allen Punkten ihre Richtung. Dieses ist leicht gesagt, und schwer zu lernen; welche Linie, mehr oder weniger elliptisch, die verschiedenen Theile zur Schönheit formet, kann die Algebra nicht bestimmen; aber die Alten kenneten sie, und wir finden sie vom Menschen bis auf ihre Gefäße. So wie nichts Zirkelförmiges am Menschen ist, so macht auch kein Profil eines alten Gefäßes einen halben Zirkel.

Wenn von mir verlanget würde, sinnliche Begriffe der Schönheit zu bestimmen, welches sehr schwer ist; so würde ich, in Ermangelung aller vollkommener Werke oder deren Abgüsse, kein Bedenken tragen, dieselbe, nach einzelnen Theilen von den schönsten Menschen genommen, an dem Orte, wo ich schriebe, zu bilden. Da nun dieses itzo im Deutschen nicht geschehen kann; so müßte ich, wenn ich lehren wollte, die Begriffe der Schönheit verneinungsweise mich anzudeuten begnügen: ich müßte mich aber aus Mangel der Zeit auf das Gesicht einschränken.

Die Form der wahren Schönheit hat nicht unterbrochne Theile. Auf diesen Satz gründet sich das Profil der alten jugendliche Köpfe, welches nichts Linealmäßiges, auch nichts Eingebildetes ist; aber es ist selten in der Natur, und scheinet sich noch seltener unter einem rauhen, als glücklichen Himmel zu finden: es besteht in der sanft gesenkten Linie von der Stirn bis auf die Nase. Diese Linie ist der Schönheit dermaßen eigen, daß ein Gesicht, welches, von vorne gesehen, schön scheinet, von der Seite erblicket, vieles verlieret, je mehr dessen Profil von der sanften Linie abweichet. Diese Linie hat Bernini, der Kunstverderber, in seinem größten Flor nicht kennen wollen, weil er sie in der gemeinen Natur, welche nur allein sein Vorwurf gewesen, nicht gefunden, und seine Schule folget ihm. Aus diesem Satze folget ferner, daß weder das Kinn noch die Wangen, durch Grübchen unterbrochen, der Form der wahren Schönheit gemäß seyn können: es kann also auch die Medizeische Venus, die ein solches Kinn hat, keine hohe Schönheit seyn; und ich glaube, daß ihre Bildung von einer bestimmten schönen Person genommen ist, so wie zwo andere Venus in dem Garten hinter dem Pallast Farnese offenbare Porträtköpfe haben.

Die Form der wahren Schönheit hat die erhobenen Theile nicht stumpf, und die gewölbeten nicht abgeschnitten; der Augenknochen ist prächtig erhaben, und das Kinn völlig gewölbet. Die besten Künstler der Alten haben daher dasjenige Theil, auf welchem die Augenbraunen liegen, scharf geschnitten gehalten, und in dem Verfalle der Künste im Alterthume, und in dem Verderbniß neuerer Zeiten, ist dieses Theil rundlich und stumpf vertrieben, und das Kinn ist insgemein zu kleinlich. Aus dem stumpf gehaltenen Augenknochen kann man unter andern urtheilen, daß der berühmte, fälschlich sogenannte, Antinous im Belvedere zu Rom nicht aus der höchsten Zeit der Kunst seyn kann, so wenig wie die Venus. Dieses ist allgemein gesprochen von dem Wesentlichen der Schönheit des Gesichts, welches in der Form bestehet: die Züge und Reitzungen, welche dieselbe erhöhen, sind die Grazie, von welcher besonders zu handeln ist. Aber ich merke, daß ich meinen Vorsatz überschreite, welchen mir die Kürtze der Zeit und meine überhäufte Arbeit setzen; ich will hier kein System der Schönheit, wenn ich auch könnte, schreiben.

Eine männliche Figur hat ihre Schönheit wie eine jugendliche; aber da alles einfache Mannigfaltige in allen Dingen schwerer ist, als das Mannigfaltige an sich; so ist eben deßwegen eine schöne jugendliche Figur groß zu zeichnen (ich verstehe in dem möglichen Grade der Vollkommenheit) das schwerste. Die Ueberzeugung ist für alle Menschen auch von dem Kopfe allein. Nehmet das Gesicht der schönsten Figur in neueren Gemälden, so werdet ihr fast allezeit eine Person kennen, die schöner ist: ich urtheile nach Rom und Florenz, wo die schönsten Gemälde sind.

Ist ein Künstler mit persönlicher Schönheit, mit Empfindung des Schönen, mit Geist und Kenntniß des Alterthums, begabet gewesen, so war es Raphael; und dennoch sind seine Schönheiten unter dem Schönsten in der Natur. Ich kenne Personen die schöner sind, als seine unvergleichliche Madonna im Pallast Pitti zu Florenz, und als Alzibiades in der Schule von Athen: die Madonna des Correggio ist keine hohe Idee, noch die vom Maratta in der Gallerie zu Dresden, ohne Nachtheil von den ursprünglichen Schönheiten in der Nacht des erstern zu reden: die berühmte Venus vom Tizian in der Tribune zu Florenz ist nach der gemeinen Natur gebildet. Die Köpfe kleiner Figuren vom Albano scheinen schön; aber vom Kleinen ins Große zu gehen, ist hier fast, als wenn man, nach Erlernung der Schiffkunst aus Büchern, die Führung eines Schiffes im Ocean unternehmen wollte. Poussin welcher das Alterthum mehr als seine Vorgänger untersucht, hat sich gekannt, und sich niemals ins Große gewaget.

Die Griechen aber scheinen Schönheiten entworfen zu haben, wie ein Topf gedrehet wird: denn fast alle Münzen ihrer freien Staaten zeigen Köpfe, die vollkommener sind von Form, als was wir in der Natur kennen, und diese Schönheit bestehet in der Linie, die das Profil bildet. Sollte es nicht leicht scheinen, den Zug dieser Linie zu finden? Und in allen Münzbüchern ist von derselben abgewichen. Hätte nicht

Raphael, der sich beklagte, zu Galatee keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten Syracusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen, außer dem Laocoon, zu seiner Zeit noch nicht entdecket waren? Weiter, als diese Münzen, kann der menschliche Begriff nicht gehen, und ich hier auch nicht. Ich muß dem Leser wünschen, den Kopf des schönen Genii in der Villa Borgheſe, die Niobe und ihre Töchter, die Bilder der höchsten Schönheit zu sehen: außer Rom müssen ihn die Abgüsse oder die geschnittenen Steine lehren. Zween der schönsten jugendlichen Köpfe sind die Minerva vom Aspasius, itzo zu Wien, und ein jugendlicher Herkules in dem Stoschischen Museo zu Florenz. Wer die besten Werke des Alterthums nicht hat kennen lernen, glaube nicht zu wissen, was wahrhaftig schön ist; unsere Begriffe werden außer dieser Kenntniß einzeln und nach unserer Neignung gebildet seyn; von Schönheiten neuerer Meister kann ich nichts vollkommeners angeben, als die griechische Tänzerin vom Herrn Mengs, groß wie die Natur, halbe Figur, in Pastel auf Holz gemalet, für den Marquis Croimare zu Paris. — —

Mein Leser! Es ist diese Erinnerung nöthig. Denn da die mehresten Menschen nur an der Schale der Dinge umhergehen; so ziehet auch das Liebliche, das Glänzende, unser Auge zuerst an, und die bloße Warnung für Irrungen, wie hier nur geschehen können, machet den ersten Schritt zur Kenntniß. — — —

2. Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom.

(Erster Band. S. 269.)

— — — Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten, und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules; zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art, und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wie werde ich dir den beschreiben, da er der schönsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubet ist! So wie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von Zweigen und Aesten entblößet worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzet das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts, als einen verunstalteten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdenn wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen: der [illegible] schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und [illegible] der Göttin der ewigen Jugend ist vermählet worden; dieser aber [illegible] uns denselben in einer vergötterten Gestalt, und mit einem gleich- [illegible] sterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den [illegible] Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wieder die Götter empöreten, und in den phlagräischen Feldern von ihm erleget wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht ünd gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte. In jedem Theile dieses Körpers offenbaret sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen That, und man siehet, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Pallastes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jedes Theil gedienet hat. Ich kann das Wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwey Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Großheit wachset die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen seyn, auf welcher der Riese Antäus und der dreyleibige Geryon erdrücket worden. Keine Brust eines drey- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöhet gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächset, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzet wird: eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet, und ihre Bewegung zu verstärken scheinet, verlieret sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unseren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächset zugleich hieher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Gränzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhete, geführet durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eignen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an diese entfernten Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken.

Ich wurde entzücket, da ich diesen Körper von hinten ansahe, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführet würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzet.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckete Landschaft, über welche die Natur mannichfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. Sowie die lustigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Thäler verlieren, die hier sich schmälern und dort erweitern: so mannichfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden. Scheinet es unbegreiflich, außer dem Haupte in einem andern Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernet hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich deucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheinet, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftiget ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammlet sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und wirket gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürget, und mein Auge suchet sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführet haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind, und den Hirsch mit Füßen von Erze verfolget und erreichet haben. Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführet, und in diesem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden giebt keinen Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größesten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit, und den Einwohnern Ruhe geschaffet.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet, und die Gestalt ist blos wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheinet den Raum der sterblichen Theile eingenommen, und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen ist sein Leib ernähret: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheinet nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllet zu seyn.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem Ueberreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde seyn, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernet; so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelanget bin.

Die Kunst weinet zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und des Nachdenkens entgegen setzen, und durch welches sie noch itzo ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte; dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam gemißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüthe geführet! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, rufet uns von diesen traurigen Ueberlegungen zurück und zeiget uns, wieviel noch aus dem Uebriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse.

3. Laocoon.

(Geschichte der Kunst. Vierter Band. S. 104.)

Laocoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Othem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Othem an sich zieht, erschöpfet den Unterleib, und machet die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe schreyen: denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreyend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen

Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, so drücket das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts, und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewikkelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesuchet. Da, wohin der größte Schmerz geleget ist, zeiget sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja die Meißelstreiche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarreten Haut.

4. Beschreibung des Apollo von Belvedere.

(S. 259.)

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben soviel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andere Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielt mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolget, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreichet und erleget. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein

Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen.

Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären: Augen, der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielet, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheinet gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Gratien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füssen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

XII. Joh. Georg Sulzer. *)

(1720 — 1799.)

Der Harlekin.

(Zweiter Theil. S. 469.)

Der Harlekin ist eine besonders charakterisirte Person, die aus der italienischen Comödie in die französische aufgenommen worden, und in der deutschen den Platz des Hanswurst einzunehmen verdienet. Sein Character besteht darin, daß er dem Anschein nach ein einfältiger, sehr naiver und geringer Kerl, oder allenfalls ein Possenreißer, im Grund aber ein sehr listiger, dabey witziger, scharfsichtiger Bube ist, der an andern jede Schwachheit und Thorheit richtig bemerkt, und sie auf eine geistreiche aber höchst naive Art blos stellen kann. Einige Kunstrichter halten dafür, daß eine solche Person dem guten Geschmack des Schau-

*) Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt, von Johann George Sulzer. Neue vermehrte zweyte Auflage. Leipzig. Weidmann. 1792 — 94. 4 Th. gr. 8.

spiels entgegen sey und die comische Bühne erniedrige. Es ist aber nicht schwer zu zeigen, daß dieses Urtheil übereilt, und daß der Harlekin in vielen Fällen beinahe unentbehrlich sey.

Wenn es darum zu thun ist, daß ein ernsthafter Narr in seiner völligen Lächerlichkeit erscheine, so darf man ihm nur einen guten Harlekin zur Seite setzen. Man weiß, mit was für Nachdruck ehedem witzige Hofnarren die Thorheiten der Großen gerüget und wie lebhaft sie dieselben beschämt haben. Ein vornehmer Narr, und ein Schalk, der angesehen oder mächtig ist, kann durch nichts heruntergebracht werden, als wenn er dem Spotte recht blos gestellt wird. Dieses aber kann nicht besser, als durch solche Leute geschehen, die den Charakter eines ächten Harlekins haben. Es ist demnach gut, wenn witzige Hofnarren, wenigstens auf der Schaubühne, beybehalten werden.

Freylich ist es eben nicht nöthig, daß er ein Narrenkleid trage, und überall Possen anbringe; denn dadurch fällt er leicht ins Pöbelhafte. Seine Hauptverrichtung muß seyn, das Lächerliche, das in den Schein des Ernst oder der Würde eingehüllet ist, an den Tag zu bringen; dem Schalk die Maske abzunehmen und ihn dem Spotte Preis zu geben. Dieses ist ohne Zweifel der größte Nutzen, den man von der comischen Bühne zu erwarten hat, und er ist an sich selbst nicht gering. Es gibt Menschen, die ruchlos genug sind, sich über alles wegzusetzen, was gesetzmäßig, was billig, was menschlich ist; bey denen die stärksten Vorstellungen, von Vernunft und Recht hergenommen, schlechterdings nicht den geringsten Eingang finden; deren Thorheit und Schalkheit durch nichts zu hemmen ist: diese muß man dem Harlekin Preis geben. So sehr sie über allen Tadel weg sind, so empfindlich wird ihnen der Spott seyn. Denn solche Leute dünken sich eben dadurch groß, daß sie sich über alles wegsetzen; sie glauben, ihr Ansehn, ihren Rang, ihre Macht erst als dann recht zu fühlen, wenn sie sich über das Urtheil andrer erheben; durch den Spott aber stürzen sie von ihrer Höhe herunter und itzt fühlen sie, daß sie selbst verachtet und erniedrigt sind.

Im Grunde thut der Harlekin auf der Schaubühne nichts anders, als was Lucian und Swifft in ihren Spottschriften thun, wo sie oft den eigentlichen Charakter des Harlekins annehmen. Es gibt also gewisse Comödien, wo er die wichtigste Person ist. Dieses haben auch die comischen Dichter gefühlt, denen er zu niedrig war. Sie haben an seiner Stelle Bediente gebraucht, denen sie seine Verrichtung aufgetragen haben. Im Grunde aber sind solche Bediente Harlekine in Livorey eingekleidet, und da wo sie nöthig sind, würde der Harlekin selbst immer noch schicklicher seyn. Aber freylich erfordert die Behandlung desselben einen völligen Meister der Kunst. Es ist schwer ihn da, wo er die wichtigsten Dienste thun kann, natürlich anzubringen: und dann kann nur ein zum Spotten aufgelegter Geist ihn völlig nutzen. Unter allen Talenten aber scheinet der ächte Spöttergeist der seltenste zu seyn. Ein witziger Kopf hat vor einigen Jahren eine mit viel Geist geschriebene Vertheidigung des Harlekins herausgegeben, die man mit Vergnügen liest. — — —

XIII. Juſtus Möſer.

(1720 — 1794.)

Aus den „Patriotiſchen Phantaſien.“ *)

1. Troſtgründe bey dem zunehmenden Mangel des Geldes.

(Erſter Theil. S. 167.)

Geld! entſetzliche Erfindung! du biſt das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberey war kein Räuber oder Held vermögend das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptſtadt zuſammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch ſeiner Nachbaren zu erhalten. Du warſt es, wodurch er zuerſt die Heerden ſeiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder ſich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdeſt, waren keine Schatzungen, und keine ſtehende Heere. Der Hirt gab ein Böcklein von ſeiner Heerde, der Weinbauer von ſeinem Stocke einen Eymer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er baute: denn er hatte genug für ſich, und genoß des Opfers mit, welches er von ſeinem Ueberfluſſe brachte. Der Herr war froh ſeinen Acker zu verleihen, und ſo viel Korn dafür zu empfangen, als er für ſich und ſeine Freunde gebrauchte. Er würde erſtaunt ſeyn, wenn ihm ſein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grauſames und lächerliches Geſchöpf würde ein Geizhals zu der Zeit geweſen ſeyn, da man deine Zauberey, die Kunſt das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verſchreibung zu beſitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten ſeinen Schatz ausmachen müſſen. Zwiſchen dieſen Reichthümern hätte er verhungern, hätte den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfniſſe des Staats dem Geringen zuwelzen ſollen? Auf ſeinen Kornhaufen würde man den Böſewicht verbrannt haben; und wer hätte ſeinen Vorrath für Würmer, ſeine Heerden für Seuchen und ihn ſelbſt wider die Rache ſeiner Nachbarn ſicher ſtellen wollen?

Ehe du kameſt, war die Wohlthätigkeit die gemeinſte Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, ſprach der Reiche zum Armen, und labe dich von meinem Biere, und iß von meinem Brodte. Es verdirbt ja doch, und die Erndte iſt wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer ſparen und dich darben laſſen? So ſprach der Deutſche, wie er noch dem römiſchen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit beſaß er alle Tugenden.

*) Patriotiſche Phantaſien von Juſtus Möſer. Herausgegeben von ſeiner Tochter J. W. J. v. Voigt, geb. Möſer. Berlin, Fr. Nicolai. Drei Theile. 1775 — 1778. 8.

Ehe du kameſt, war der Unterſchied der Stände und die Begierde ſich zu erheben, nicht groß unter den Menſchen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er ſeine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bey unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit ſeiner Heerde und mit ſeinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterſtrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorſehung bey jeder Landplage gleich den geringſten unter ſeinen Flurgenoſſen an.

Ehe du kameſt, war noch Freyheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und ſicher den Schwächern zu Haupte ſteigen, kein Richter konnte heimlich beſtochen werden, und brauchte ſich beſtechen zu laſſen, kein Zankſüchtiger konnte eine Rechtſache weiter bringen, als ſeine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Cammergericht reiſen, und kein Kluger in die Verſuchung gerathen mehr Proceſſe für andre zu führen, als er zu ſeiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindſchaften währeten nicht länger als bis der Kriegsvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein ſicherer Friedensbote.

Ehe du kameſt, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Laſtern. Deutſchland konnte weder in Frankreich verzehret noch die Erndten aus Weſtphalen für Wein und Coffee verſandt werden. Wer ſatt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und ſatt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte ſeinen eignen Acker und ſein Vaterland, weil er nicht anders reiſen konnte als ein Bettler auf die Rechnung der allgemeinen Gaſtfreyheit, und wo er mit einer ſtolzen Begleitung reiſen wollte, als ein Feind zurückgewieſen wurde.

Ehe du kameſt, war der Landbeſitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgeſetze geſchahe nach einem ſichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das ſeinige mit dem Maasſtabe in der Hand zumeſſen; die Gleichheit der Menſchen durch eine ſichere Anweiſung der Aeckerzahl beſtimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwey Erbtheile zuſammen brachte. Man kannte keine geldreiche Leute dieſe Verräther der menſchlichen Freyheit; das Mittel Schulden zu machen, und tauſend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menſchen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht ſchätzen laſſen, und von dem geſetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth deſſelben zu gleichen Theilen herausgeben ſolte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in dieſem Stücke leicht, weil ſie auf ſichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder, beſchweret wurde.

Ehe du kameſt, entſchieden Klugheit und Stärke dieſe wahren Vorzüge der Thiere und Menſchen das Schickſal der Völker. Die Krämer herrſchten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferſten; und der Zugang zu den geheimſten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pöckelfleiſch nicht ſo leiſe als für eine Tonne Goldes in Wechſeln eröfnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können; wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren, und für Würmer bewahren können! wenn der Bettler mit seinem täglichen Brodte zufrieden seyn muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauret demnach edle Mitbürger den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer oder schickt sie den Bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Coffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bey eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mausefallen, um euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

N. S. Johann Jakob . . . .

Ich hoffe, meine geneigten Leser, werden dem Sophisten zu gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Deklamationes der Freygeister unsrer Zeiten gegen den Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen werden.

2. Ein Patriot muß vorsichtig in seinen Klagen bey Landplagen seyn.

(Zweiter Theil. S. 31.)

Wenn der Pächter über eine schlechte Erndte schreyt, um die Kammer zu hintergehen; wenn der Leibeigene sein Korn für völlig ausgewachsen angiebt, um bey den Gutsherrn Mitleid zu finden; wenn der Becker eine Theuerung prophezeyht, um sein Brod nach der höchsten Tare zu verkaufen; wenn endlich alle diejenigen, welche Korn einzunehmen und zu verkaufen haben, einen allgemeinen Mangel verkündigen, um ihren Vorrath zum höchsten Preise auszubringen: so weis man warum dieses geschieht. Wenn aber der Mann, der schon viele schlechtere Zeiten ausgedauret und bey dem allgemeinen Unglück nichts zu gewinnen hat, diesen Klagen gleichgültig beypflichtet; wenn der Christ, anstatt sein Vertrauen auf die göttliche Vorsorge bey solchen Gelegenheiten vor andern zu zeigen, sich den Schwachgläubigsten gleich stellt; wenn sogar der Patriot solche Klagen mit eben der Gelassenheit anhöret, womit der Hofmann die histerischen Zufälle einer Princeßin aufnimmt: so geräth man in die Versuchung zu glauben, daß die Vernunft ein überaus mäßiges Geschenk, und das Vergnügen zu klagen und beklagt zu werden, wovon sich sonst nur bequeme und unthätige Seelen hinreissen lassen, auch eine Leidenschaft des edlern Theils der Menschen sey.

Es ist eine große und wichtige Pflicht den Grund oder Ungrund solcher Klagen zu untersuchen, ehe man mit einstimmt. Sind sie nicht gegründet; welche Verantwortung ladet man sich nicht auf, wenn man

dergleichen tranrige Vorstellungen unbedachtsam mit ausbreiten hilft, die Einsicht der Obern zu unverdienten Nachlässen, womit nach einer nothwendigen Folge andre wieder beschweret werden, verleitet, die Policey irre macht, den fleißigen Handwerker drückt, den Wucher befördert, den freudigen Geber schreckt, und einen großen Theil seiner Mitbürger verführt, den Segen Gottes mit traurigem Undanke zu genieſſen? Sind sie aber auch gegründet, so ist es allemal auch ein unrühmliches Verfahren, die Zeit, wo man auf Rettungsmittel bedacht sein sollte, mit unnützen Klagen zu verlieren. In der Noth zeigt der Weise seine Größe, der Christ sein Vertrauen auf Gott, und der Patriot Arbeit und Dauer; wenn Landplagen herrschen: so ist er froher eine Thräne zu stillen als tausend zu vergießen.

Wie viele sind aber unter denen, die bisher den Haufen der Klagenden vermehrt haben, welche sich rühmen können, den Grund oder Ungrund der Noth, womit uns alle hängende Mäuler drohen, untersucht und nach eignen Erfahrungen geurtheilt zu haben? Wer Vorrath hat, macht die Noth groß, wer Mangel leidet, verringert sie, und die Einwohner der Städte, denen das mächtige Herz nicht im Bösen schlägt, was den edlen Landmann bey muthigen Sinne erhält, verzagen entweder, bey jedem üblen Anscheine, oder rechnen nur den Vortheil aus, welchen sie vom Steigen und Fallen zu erwarten haben? Wo findet man also den unpartheyischen Zeugen, wenn man nicht aus eigner Erfahrung urtheilen kan? . . .

8. Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursach habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommne Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Dispositiön zu machen, und ihren Satz danach auszuführen; oder sie nützen die Hefftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer

glühenden Einbildungskraft ein friſches Gemälde, was oft bunt und ſtark genug iſt, und doch die Wirkung nicht thut, welche ſie erwarteten. Aber ſo nöthig es auch iſt, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieſelbe vorher wohl überdenke, ſeinen Vortrag ordne, und ſeinen Gegenſtand, nachdem er iſt, mit aller Wärme behandle: ſo iſt dieſes doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darſtellung ſeiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch ſo ſehr einleuchten, und ich mag mich damit noch ſo bekannt dünken, ſo wage ich es doch nicht, ſogleich meine Dispoſition zu machen und ſie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, ſie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen ſind, und ich müßte erſt ſuchen, ſolche ſo viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Dispoſition oder Ausführung gedenken dürfe. Dieſemnach werfe ich zuerſt, ſobald ich mich von meinem Gegenſtande begeiſtert und zum Vortrage geſchickt fühle, alles, was mir darüber einfällt, aufs Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder ſo, wenn mich mein Gegenſtand von Neuem zu ſich reißt, und das wiederhole ich ſo lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer erſten Laſt entledigt habe, dehnt ſie ſich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Anſichten, die zuerſt noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter ſie eindringt, und je mehr ſie entdeckt, deſto feuriger und leidenſchaftlicher wird ſie für ihren geliebten Gegenſtand. Sie ſieht immer ſchönere Verhältniſſe, fühlt ſich leichter und freier zum Vergleichen, iſt mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt ſich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis ſie gleichſam die letzte Gunſt erhalten hat.

Und nun, wenn ich ſo weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen und Abendſtunden zugebracht ſind, indem ich bei dem geringſten Anſchein von Erſchlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geſchriebenes nachzuleſen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Faſt immer hat ſich während dieſer Arbeit die beſte Art und Weiſe, wie die Sache vorgeſtellt ſein will, von ſelbſt entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, ſo lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von ſelbſt kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit ſo vertraut geworden iſt. Iſt aber die beſte Art der Vorſtellung, die immer nur einzig iſt, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, ſo fange ich allmälich an, alles, was ich auf dieſe Art meiner Seele abgewonnen habe, danach zu ordnen; was ſich nicht dazu paßt, wegzuſtreichen, und jedes an ſeine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerſt nieder geſchrieben habe, ganz weg, oder es ſind zerſtreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Deſto mehr behalte

ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß sie jedem Grad der Raserei worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte;" so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihrer augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwerer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schrieben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr Viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerey bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, als den Durst zu Entdeckungen: jedes muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut; so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei als

irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie ſich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, ſo glauben Sie nur dreiſt, Ihre Rede ſei faul, Sie wollen nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieſelbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit iſt, und laſſen Sie ſie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt ſind, und die ſie ſelbſt aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müſſen in Bewegung und Glut gebracht werden; ſie muß vergleichen, ſchließen und empfinden, was ſie auf andere Art ewig nicht thun wird, ſie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenſtand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Dispoſition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen iſt.

XIV. Friedrich Karl von Moſer.

(1723 — 1798.)

1. Das Publicum. *)

(Erſter Theil S. 202.)

Die wichtigſte Perſon in der Welt und zugleich der größte Märtyrer aller Zeiten iſt das Publikum. Der Monarch appellirt an deſſen Richter-Stuhl, der Gelehrte bewirbt ſich um deſſen Schutz, der Kaufmann iſt deſſen Lehrmeiſter, der Gerechte beruft ſich auf deſſen Einſicht, und der Heuchler verbirgt ſich hinter ſeine Schwachheit. Keinem Kind ſucht man ſo viel zu bereden, als dem Publico, und kein Greis iſt noch je ſo kindiſch geworden, den man ſo, als das Publikum, zu warnen befliſſen wäre. Der Tyrann trotzt den Vorwürfen ſeines Gewiſſens mit dem Beifall des Publici, die Bedrängte und Verfolgte ſeufzen um deſſen Mitleiden, der Mann nach der Welt hungert nach deſſen Lob, und der Chriſt allein iſt im Stand, ihm mit einer wahren und unverſtellten, aber durch eine edelmüthige Gleichgültigkeit tingirten Ehrerbietung, unter die Augen zu treten.

Eine ſolche vornehme Perſon verdient allerdings, daß wir ſie genauer betrachten.

Der ganze Menſchen-Stand zuſammen, oder, wo man es noch enger einſchränken will, die Einwohner eines jeden Staats machen zuſammen ein allgemeines Publicum aus. Dieſe gehen die Worte an: Das gemeine Weſen, das gemeine Beſte, die gemeine Wohlfart, der gemeine Ruheſtand u. ſ. w.

In einem genauer beſtimmten Sinn aber, machen das Publicum alle diejenige Menſchen aus, welche bey einer auf die menſchliche Geſellſchaft überhaupt gehenden Sache beſonders intereßiret ſeynd; oder, noch auf einer andern Seite, welche dem Verſtand und Einſichten nach fähig genug, oder durch Macht und Anſehen wenigſtens privilegirt genug ſeynd, von den Gründen einer Sache zu urtheilen, das Urtheil treffe übrigens zu oder nicht.

*) Friderich Carls von Moſer Fürſtlich-Heſſen-Caſſeliſchen Geheimen Raths geſammelte moraliſche und politiſche Schriften. Zwei Bände. Frankfurt am Mayn. Gebhard. 1763." 8.

Es ergiebt sich daraus von selbsten der Schluß, daß solchemnach eine jede Haupt-Classe und Gattung der Menschen wiederum ihr eigenes Publicum ausmache, und diese wollen wir näher beleuchten.

Das Publicum der Souverains und Regenten ist eigentlich die Nachwelt, welche ihre Thaten und Handlungen mit einem richtenden Auge betrachtet. Diesen inappellablen Richter-Stul haben die Regenten selbst anerkannt, und die Exempel könnten mit tausenden angeführet werden, da sie sich selbst darauf berufen, ihre Handlungen dergestalt eingerichtet zu haben, oder einrichten zu wollen, wie sie solche vor GOtt und der Nachwelt zu verantworten sich getrauen.

Das ist ein gefährliches Publicum vor einen Herrn, der nur groß ware, so lang er lebte.

Ihm drohen in der Nachwelt Feinde,
Die sehen seine Grösse klein.

Gleichwie aber die Erforschungen der Nachwelt eigentlich auf diejenige Handlungen gerichtet seynd, welche man entweder ganz zu verbergen, oder unter dem Deckmantel des Rechts und der Wahrheit der Welt vorzulegen beflissen gewesen, so ist hinwiederum eine von den Souverain's selbst anerkannte Pflicht, auch bey ihren Lebzeyten von grossen Begebenheiten und Unternehmungen eine Art der Rechenschaft vor der gegenwärtig Welt abzulegen, welches der Grund der häufigen Manifeste ist, womit die Kriege unter den Grossen der Welt angekündet, begleitet und gerechtfertiget werden. — — —

Auch ausser dieser feyerlichen Gelegenheit lassen sowohl grosse Herren als andere vielfältig ihre Ansprüche und wahre oder vermeintliche Rechte, Streit-Schriften ꝛc. durch den Druck gemein machen, mit der demüthigen Aufschrift: Dem unpartheyischen Publico zur Prüfung vorgelegt u. s. w. Das unpartheyische Publicum aber seynd in diesem Fall nur die Leute, welche ein so gut Gemüth haben, alles das zu glauben, was hier gesagt und behauptet wird. Das Publicum ist hier ein Ja-Herr, dergleichen Patrioten man hie und da in Collegiis findet; wer aber den mindesten Zweifel hat, oder gar Einwürfe zu machen sich beygehen läßt, der gehöret ein- vor allemal nicht mehr zum unpartheyischen Publico.

Gleichwohl ist es in der That selbst an dem, daß, wann auch die Götter der Erden uns Kleinen die Ehre nicht erwiesen, die Gültigkeit ihrer Rechte unserer Prüfung und Beurtheilung zu übergeben, so würden wir uns auch ohngebeten diese Freyheit ohnehin herausnehmen; ja es ist so wahr, daß die Grossen das Urtheil der Welt über ihre Handlung und Betragen hoch zu schätzen wissen, daß in Cabinets- und Staats-Aufsätzen alle ersinnliche Mühe angewendet wird, dieselbe von ihrer schönen, oder wenigstens entschuldbaren Seite darzustellen. — — —

Es sitzen zu allen Zeiten und in jedem Staat Männer auf der Warthe, welche einen weit grösseren Horizont haben, um scharfe Blicke in das Ganze zu thun, als diejenige, so sich mitten in dem Getümmel und Lermen der Geschäfte befinden; ihr Zeugniß verewigt in gleichem Grad grosse Tugenden und grosse Fehler, um ihr Lob buhlen Monar-

chen, Miniſters, Helden und Gelehrte mit eben dem Eifer, als ihr Tadel zugleich der Lohn ſchlechter und laſterhafter Handlungen iſt, und nach dem Ausſpruch der groſſen und tugendhaften Königin Maria von Groß-Britannien, iſt dieſe Rache, ihr Gedächtniß zu beſchimpfen, in einem überaus geringen Verhältniß gegen das unendliche Unheil, welches die Mächtigen der Erden unter den Menſchen anrichten.

Unſere Teutſche aus ſo vielen groſſen und kleinen Herren, ächten und falſchen Grund-Sätzen, löblichen und tadelhaften Abſichten, vermiſchte und an Wundern göttlicher Vorſehung zuſammenhängende Staats-Verfaſſung macht ein Publikum von ganz beſonderer Art aus. In den Expeditionen der Reichs-Canzley findet ſich das Teutſche Publicum ſo eng als möglich, beyſammen. Alle und jede Chur-Fürſten und Fürſten, Geiſtliche und Weltliche, Prälaten, Grafen, Freyen, Herren, Ritter, Knechte, Landvoigte, Hauptleute, Vize-Domben, Voigte, Pfleger, Verweſer, Amtleute, Landrichter, Schultheiſſe, Bürgermeiſter, Richter, Räthe, Burger, Gemeinden und ſonſt alle andere unſere und des Reichs Unterthanen und Getreue, in was Würden, Stand und Weſen die ſeyen. Die Rang-Ordnung iſt hier eben nicht ſonderlich beobachtet, die Formul iſt aber noch aus der alten Welt, und wir, wir leben jetzt in der beſten und zwar Teutſchen Welt.

Wer daran noch zweifelt, kan, ohne eine Theodice oder Metaphyſic zu leſen, davon überzeugt werden, wann er nur unſere Reichs- und Crays-Tags-Handlungen mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Das müſte wohl bey uns die beſte Welt im vollkommenſten Verſtande ſeyn, wann die ſo häufig vorkommende Formuln von **Salus publica**, **Bonum publicum**, **Securitas publica**, und dergleichen Weyd-Sprüche ſo ſehr in der Bedeutung in Erfüllung giengen, als dieſe Worte an ſich kräftig und patriotiſch klingen. Es ſeynd ſchon geraume Jahre, die ich in Erforſchung der Teutſchen Staats-Verfaſſung zubringe, es kan ſeyn, andere ſehen noch tiefer, ich liefere meine Erklärung, ſo gut ſie mir meine eigene Erfahrung an die Hand giebt:

Salus publica iſt eine Galanterie, eine Artigkeit und Ehren-Wort, das bey Gaſtmahlen und Geſundheit-Trinken an hohen Geburts- und Namens-Feſten mit der meiſten Devotion ausgeſprochen wird. Zu Teutſch trinkt man es auch zuweilen in dem ſchönen Reim:

Guter Sachen Wohlergehen,
Schlimmer Sachen beſſer ſtehen.

Das **Bonum publicum** bezieht ſich auf eine Stelle in der güldenen Bulle, darinnen ſteht: **Quod Imperator debeat esse Vir bonus**, ein guter Herr, oder, wie die Alten ſagten, ein guter Mann, ſo wie ihn die Teutſche gern haben möchten, der die Groſſe machen läßt, was ſie wollen, der ein Auge zuthut, wann der Mächtigere den Schwächern drückt u. ſ. w. **Bonum Publicum** heißt alſo nach der Reichs-Grund-Sprache: Ach du gutes **Publicum**! Wie wirds dir noch gehen? Wo wills noch mit dir hinaus? ſo wie wir alle Tage im gemeinen Leben ſagen: Der gute Menſch! er dauert mich, es mag ihm wohl übel gehen ꝛc. und ſo ſchickt man ihn unter lauter Bedauren von einem zum

andern und der letzte weißt ihm den Weg ins Lazareth, wo die Nothleidende auf Kosten des verstorbenen barmherzigen **Publici** erquicket werden.

Securitas publica ist ein Wort, das man zu Kriegs- und Friedens-Zeiten höret. Wann der Rhein ein Stück von der Reichs-Vestung Kehl nach Holland hinunter geführet hatte, oder wann die Arbeits-Leute und Commendanten zu Philippsburg ihre Rechnungen einschicken, dann hört man eifrig von der **Securitate Publica** sprechen; zu Kriegs-Zeiten aber ist es eine Warnungs-Stimme gegen die Teutsche Schlafsucht, und man hörte sie sehr oft und laut, als der fromme Cardinal **Fleury** und sein Waffen-Träger **de la Noue** uns bereden wollte: Wir sollten nur sicher und ruhig seyn, er wolle uns mit 50000 Mann bewachen, daß wir in unserer Schlaf-Trunckenheit nicht gestöhret würden. Diese Krankheit wandelt den alten gebrechlichen Staats-Cörper so oft an, daß daraus noch weit gefährlichere, ja tödtliche Zufälle entstehen können. — — —

Mit unbeschreiblicher Mühe oder doch wenigstens Freude überliefert ein Auctor das Werk seiner Hände (dann der Geist wird oft dabey vermißt) der Presse, es kommt auf die Messen, von da in die Zeitungen und das ist der eigentliche Zeitpunct der declarirten Autorschaft. Ein paar hundert Leute lesens und denken dabey, was sie wollen; der hat schon etliche Bücher von der Materie, und spottet also dessen, der abgedroschene Dinge schreibt, jener hat wohl selbst davon schreiben wollen, und ärgert ihn, daß ihm dieser zuvor gekommen, in dieser Gesinnung nimmt er sich vor, ihn zu tadeln und zu schimpfen, nach wenigen Jahren schreibt endlich ein anderer noch schöner und besser, da wird Auctor, Zeitung und Journal miteinander zu Maculatur. Indessen haben doch beyde das Vergnügen gehabt, daß das Publicum eine Zeitlang von ihren geredt, gelesen und geschrieben hat.

Wie mancher Gelehrte versitzt sich bey später Lampe Gesundheit und Ruhe, um ein Vorwurf der Reden des Publici, oder, nach der gelehrten Sprache, um unsterblich zu werden, welche Verewigung sich aber oftermalen mit einer sehr sichtbaren zeitlichen Auszehrung endiget, die um so betrübter ist, weil sich ein Haus voll Kinder, ein gewöhnliches Glück fleißiger Gelehrten, nicht wohl auf die Nachwelt aßigniren läßt, wann der Auctor sich nicht bey Lebzeiten mit einem mit baaren Mitteln versehenen Publico bekannt gemacht hat.

Regius ist ein arbeitsamer, fleißiger, geschickter Rath, der bis Mitternacht unter den Acten sitzt, mit Chicanen einschläft, von Terminen, Bescheiden, Interlocuten, Läuterungen und Ober-Läuterungen träumt und über den Urthels-Gebühren wieder erwacht. Elendes Leben vor einen zur Ewigkeit geschaffenen Geist. Er lebt, schwebt, ißt, trinkt, geht, steht und denkt in lauter Processen, und zum Glück ist ihm letzthin sein Bedienter entwischt, als er ihn in Gedanken vor einen **Libellum Gravaminum** angesehen, und übel mit ihm umspringen wollen. Wann er halb so viel arbeitete, würde doch noch Zank genug in der Welt übrig bleiben, er bekommt deswegen nicht mehr Besoldung, die Sachen selbst werden nicht mehrers gefördert, dann er arbeitet immer

in Vorrath, er thut es auch nicht aus Mitleiden, dann er ist in allen andern Sachen ein rauher Mann, sein einiger Zweck ist, den er auch erhält, zu hören: Der Mann opfert sich dem Dienst des gemeinen Wesens ganz auf, das muß man ihm lassen, er ist der fleißigste im ganzen Collegio. Laßt es viel seyn, so sprechen 500 Leute, so, das mag mir ein Publicum heissen. Fünf Stund davon ist ein ander Publicum, wo man von Regio gar nichts weiß, sein Haupt ist ein Amtmann, der 20 Dörfer und Höfe unter sich hat, welche bey etlich tausend Menschen in sich fassen. Er thut sein Amt, wie jener Pfaf:

Stat bene cum Superioribus et facit officium suum taliter qualiter,

indessen lobt ihn das ganze Amt, und kein Bauer geht aus der Schenke, daß er nicht seines Amtmanns Gesundheit getrunken hätte, welche er selbst ohnehin auf das beste zu pflegen unermüdet ist. Ich glaube nicht, daß dieser mit dem Regius jemals tauschen wird. — — —

Zu wichtigern Personen zu kommen, wie mancher Minister hat sich an dem Glüks-Rad Europens müde gedrehet, und er ist begraben und vergessen. Der ehrwürdige Verfasser der güldenen Bulle ist vergessen, und die Baademagd Kayser Wenzels ist bey den Zierrathen der güldenen Bulle in Kupfer gestochen, ja die Nachwelt hebt ihren Namen, den nichtswerthen Nahmen, auf, wann mancher redliche Ritter vergebens um eine Ahne sucht, die ihm in seinem Stamm-Baum fehlet.

Sollte eine reife Erwegung aller dieser Umstände nicht im Stand seyn, die mannigfaltige Krankheiten zu vertreiben, woran jeder in seinem eigenen Spital darnieder liegt: Die Helden-Sucht, das Auctor-Fieber, der unordentliche Appetit nach Rang, Tituln, Lob und Ruhm und andern schädlichen Speisen, die schwer zu verdauen sind, und nicht selten die edelste Säfte in Fäulniß setzen.

Es ist schön gelebt, wann man sich würklich um die Welt verdient gemacht hat, und diesen Ruhm kan ein jeder in seiner Maasse erwerben. Männer von Gaben und Verstand verdienen den Dank der Welt durch Entdeckungen in Wissenschaften und gemeinnützlichen Künsten; oder auch durch mehrere Erhellung und Erweiterung an sich schon bekannter Wahrheiten. Eben so wahr ist aber auch, daß nicht alle Weltweise berufen seynd, **Leibnitze** zu seyn, und bey der unzählbaren Menge wahrer und titular-Patrioten reicht ein . . eines Haupts höher über alles Volk. Ich mache daraus den Schluß, daß ein jeder Verdienste genug habe, wann er treu und beflissen ist in demjenigen Stand, worein ihn die göttliche Vorsehung gesetzt hat. Ein Minister muß sich freylich auf eine andere Art um den Staat verdient machen, als ein Fabricant, und dieser wieder anders als ein Lumpen-Sammler, ohngeachtet diese beyde letzte eben wohl nöthige und nützliche Personen in einem Lande seynd.

Viele Menschen erwerben sich auch dadurch Verdienste, wann sie gar nichts thun, wenigstens möchte ich diese Art Verdienste der Gattung Teutscher Dichter wünschen, welche mit ihren verdammlichen und verbuhleten Liedern das Heiligthum der Dichtkunst entweyhet, und ihre

Namen bey denen, die Tugend lieben und reines Herzens seynd, so verewigt haben, als die Namen derer, die an dem Schand-Pfahl angenagelt seynd, verewigt werden. — — —

2. Reliquien. *)

Die Gedächtniß-Münzen zu Ehren verdienter Männer erreichen ihren Zweck nur halb, sie werden in geringer Anzahl ausgeprägt und verschließen sich in Cabineten. Sie sollten geringer an innerm Werth, in größerer Menge und als eine currente Land-Münze ausgeprägt werden; um das Andenken deßen, zu weßen Ehren sie dienen sollen, dadurch bekannter und den Eindruck zur Nacheiferung stärker und allgemeiner zu machen. **) — —

Es gibt gebohrne ehrliche Leute und gebohrne Spizbuben. — —

Es kommen tausend Fälle in dem Leben eines tugendhafften Manns vor, von deren Thun oder Laßen er so wenig jemand überzeugen kan, als man zu Zeiten den Grund des Wohl- oder Nichtgefallens von einem Gemählde anzugeben im Stand ist; die Zärtlichkeit seines moralischen Gefühls ist der einige Entscheidungs-Grund, er wird nur von denen, so gleich delicaten Herzens sind, verstanden. — —

Ein treuer Diener ist in dem Regiment des Landes, was die Träger an einem Haus sind, sie dürfen nicht lang unersezt bleiben, sonst sinckts. — —

Das Vorurtheil hat aufgehört, daß zu gewißen Geschäfften nur eine gewiße Gattung Menschen brauchbar seyen, das jezige Jahrhundert hat große militarische Gesandten aufzuweisen. — —

Verstand allein ist der Fürst im einfärbigen Kleid am Gala-Tage seines Hofs, Wiz allein, das Braut-Gesicht einer Schöne, Verstand und Wiz beysammen Salomo in seiner Herrlichkeit. — —

XV. Immanuel Kant.

(1724 — 1804.)

1. Aus der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels.“ (1755)

Man darf nicht erstaunen, selbst in dem Großen der Werke Gottes, eine Vergänglichkeit zu verstatten. Alles, was endlich ist, was einen Anfang und Ursprung hat, hat das Merkmal seiner eingeschränkten Natur in sich; es muß vergehen und ein Ende haben. Die Dauer eines Weltbaues hat durch die Vortrefflichkeit ihrer Errichtung, eine Beständigkeit in sich, die, unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt. Vielleicht werden tausend, vielleicht Millionen Jahrhunderte sie nicht vernichten; allein, weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an ihrer Zerstörung arbeitet; so

*) „Reliquien. Frankfurt am Mayn. Gebhard. 1766.“ 8.

**) Dieß ist wirklich in neuerer Zeit durch einen Cabinetsbefehl des Königs Ludwig von Bayern im Münzwesen eingeführt worden.

wird die Ewigkeit alle mögliche Perioden in ſich halten, um durch einen allmähligen Verfall den Zeitpunct ihres Unterganges doch endlich herbei zu führen. Newton, dieſer große Bewunderer der Eigenſchaften Gottes, aus der Vollkommenheit ſeiner Werke, der mit der tiefſten Einſicht in die Trefflichkeit der Natur, die größte Ehrfurcht gegen die Offenbarung der göttlichen Allmacht verband, ſahe ſich genöthiget, deren Natur ihren Verfall durch den natürlichen Hang, den die Mechanik der Bewegung dazu hat, vorher zu verkündigen. Wenn eine ſyſtematiſche Verfaſſung durch die weſentliche Folge der Hinfälligkeit, in großen Zeitläuften auch den allerkleinſten Theil, den man ſich nur gedenken mag, dem Zuſtande ihrer Verwirrung nähert; ſo muß in dem unendlichen Ablaufe der Ewigkeit doch ein Zeitpunkt ſein, da dieſe allmählige Verminderung alle Bewegung erſchöpfet hat.

Wir dürfen aber den Untergang eines Weltgebäudes nicht als einen Verluſt der Natur bedauern. Sie beweiſet ihren Reichthum in einer Art von Verſchwendung, welche, indem einige Theile der Vergänglichkeit den Tribut bezahlen, ſich durch unzählige neue Zeugungen in dem ganzen Umfang ihrer Vollkommenheit unbeſchadet erhält. Welch eine unzählige Menge Blumen und Inſecten zerſtöret ein einziger kalter Tag; aber wie wenig vermiſſet man ſie, ohnerachtet es herrliche Kunſtwerke der Natur und Beweisthümer der göttlichen Allmacht ſind; an einem andern Orte wird dieſer Abgang mit Ueberfluß wiederum erſetzet. Der Menſch, der das Meiſterſtück der Schöpfung zu ſein ſcheinet, iſt ſelbſt von dieſem Geſetze nicht ausgenommen. Die Natur beweiſet, daß ſie eben ſo reich, eben ſo unerſchöpflich in Hervorbringung des trefflichſten unter den Kreaturen, als des geringſchätzigſten iſt, und daß ſelbſt deren Untergang eine nothwendige Schattirung in der Mannigfaltigkeit ihrer Sonnen iſt, weil die Erzeugung derſelben ihr nichts koſtet. Die ſchädlichen Wirkungen der angeſteckten Luft, die Erdbeben, die Ueberſchwemmungen, vertilgen ganze Völker von dem Erdboden; allein es ſcheinet nicht, daß die Natur dadurch einigen Nachtheil erlitten habe. Auf gleiche Weiſe verlaſſen ganze Welten und Syſteme den Schauplatz, nachdem ſie ihre Rolle ausgeſpielet haben. Die Unendlichkeit der Schöpfung iſt groß genug, um eine Welt oder eine Milchſtraße von Welten, gegen ſie anzuſehen, wie man eine Blume, oder ein Inſect, in Vergleichung gegen die Erde, anſiehet. Indeſſen, daß die Natur mit veränderlichen Auftritten die Ewigkeit auszieret, bleibt Gott in einer unaufhörlichen Schöpfung geſchäftig, den Zeug zur Bildung noch größerer Welten zu formen.

Es iſt uns nicht einmal recht bekannt, was der Menſch anjetzo wirklich iſt, ob uns gleich das Bewußtſein und die Sinne hievon belehren ſollten; wie viel weniger werden wir errathen können, was er dereinſt werden ſoll. Dennoch ſchnappet die Wißbegierde der menſchlichen Seele ſehr begierig nach dieſem von ihr ſo entfernten Gegenſtande, und ſtrebet, in ſolchem dunkeln Erkenntniſſe einiges Licht zu bekommen.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens theilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reitzen, in der Nähe soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserem Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten?

Es ist erlaubt, es ist anständig, sich mit dergleichen Vorstellungen zu belustigen; allein Niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen. Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben: so wird der unsterbliche Geist, mit einem schnellen Schwunge, sich über alles, was endlich ist, emporschwingen, und in einem neuen Verhältnisse gegen die ganze Natur, welche aus einer näheren Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringet, sein Dasein fortsetzen. Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr unter den äußeren Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bei ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muß auch sie zu dem seinigen haben, und wird sie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit rühren.

In der That, wenn man mit solchen Betrachtungen, und mit den vorhergehenden, sein Gemüth erfüllet hat; so giebt der Anblick eines bestirnten Himmels, bei einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne, redet das verborgene Erkenntnißvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und giebt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen. Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen giebt, die, ungeachtet aller Reizungen, womit ein so großer Gegenstand sie anlocken kann, dennoch im Stande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, daß sie so elende Geschöpfe hat erziehen können? Wie glücklich aber ist sie anderer Seits, da ihr unter den aller annehmungswürdigsten Bedingungen ein Weg eröffnet ist, zu einer Glückseligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben ist, die die allervortheilhafteste Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann?

2. Betrachtungen über das Gefühl vom Erhabenen und Schönen.

(1764.)

(S. 1.)

Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens, oder des Verdrusses, beruhen nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äußeren Dinge, die sie erregen, als auf dem jedem Menschen eigenen Gefühle, dadurch mit Lust oder Unlust gerühret zu werden. Daher kommen die Freuden einiger Menschen, woran andre einen Ekel haben, die verliebte Leidenschaft, die öfters jedermann ein Räthsel ist, oder auch der lebhafte Widerwille, den der eine woran empfindet, was dem andern völlig gleichgültig ist. Das Feld der Beobachtungen dieser Besonderheiten der menschlichen Natur erstrecket sich sehr weit, und verbirgt annoch einen reichen Vorrath zu Entdeckungen, die eben so anmuthig als lehrreich sind. Ich werfe vorjetzt meinen Blick nur auf einige Stellen, die sich in diesem Bezirke besonders auszunehmen scheinen, und auch auf diese mehr das Auge eines Beobachters, als des Philosophen.

Weil ein Mensch sich nur in so fern glücklich findet, als er eine Neigung befriediget: so ist das Gefühl, welches ihn fähig macht, große Vergnügen zu genießen, ohne dazu ausnehmende Talente zu bedürfen, gewiß nicht eine Kleinigkeit. Wohlbeleibte Personen, deren geistreicher Autor ihr Koch ist, und deren Werke von feinem Geschmacke sich in ihrem Keller befinden, werden bei gemeinen Zoten und einem plumpen Scherze in eben so lebhafte Freude gerathen, als diejenige ist, worauf Personen von edeler Empfindung so stolz thun. Ein bequemer Mann, der die Vorlesung der Bücher liebt, weil es sich sehr wohl dabei einschlafen läßt; der Kaufmann, dem alle Vergnügen läppisch scheinen, dasjenige ausgenommen, was ein kluger Mann genießt, wenn er seinen Handlungsvortheil überschlägt; derjenige, der das andere Geschlecht nur in so fern liebt, als er es zu den geniesbaren Sachen zählet; der Liebhaber der Jagd, er mag nun Fliegen jagen, wie Domitian, oder wilde Thiere wie A***; alle diese haben ein Gefühl, welches sie fähig macht, Vergnügen nach ihrer Art zu genießen, ohne daß sie andere beneiden dörfen, oder auch von andern sich einen Begriff machen können; allein ich wende vorjetzt darauf keine Aufmerksamkeit. Es gibt noch ein Gefühl von feinerer Art, welches entweder darum so genennet wird, weil man es länger ohne Sättigung und Erschöpfung genießen kann, oder weil es, so zu sagen, eine Reitzbarkeit der Seele voraussetzt, die diese zugleich zu tugendhaften Regungen geschickt macht, oder weil sie Talente und Verstandesvorzüge anzeigt; da im Gegentheile jene bei völliger Gedankenlosigkeit stattfinden können. Dieses Gefühl ist es, wovon ich eine Seite betrachten will. Doch schließe ich hiervon die Neigung aus, welche auf hohe Verstandes-Einsichten geheftet ist, und den Reitz, dessen ein Kepler fähig war, wenn er, wie Bayle berichtet, eine seiner Empfindungen nicht um ein Fürstenthum würde verkauft haben. Diese Empfindung ist gar zu fein, als daß sie in gegenwärtigen Entwurf gehören sollte, welcher nur das sinnliche Gefühl berühren wird, dessen auch gemeinere Seelen fähig sind.

Das feinere Gefühl, das wir jetzt erwegen wollen, ist vornehmlich zwiefacher Art; das Gefühl des Erhabenen und des Schönen. Die Rührung von beyden ist angenehm: aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneyte Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturmes, oder die Schilderung des höllischen Reiches von Milton, erregen Wohlgefallen aber mit Grausen; dagegen, die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Heerden, die Beschreibung des Elysium, oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus, veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächlend ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne: so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen, und, um die letztere recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Hayne sind erhaben, Blumenbetten, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemüthsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurch bricht, und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reitzt. Die Mine des Menschen, der im vollen Gefühle des Erhabenen sich befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafte Empfindung des Schönen durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächlens, und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen, oder auch Schwermuth, in einigen Fällen blos mit ruhiger Bewunderung, und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhafterhabene, das zweyte das Edle und das dritte das Prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art. Daher große weitgestreckte Einöden, wie die ungeheure Wüste Chamo in der Tartarey, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein seyn. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert seyn. Eine große Höhe ist eben sowohl erhaben, als eine große Tiefe: allein dieß ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft erhaben, und jene edel seyn kann. Der Anblick einer Aegyptischen Pyramyde rührt, wie Hasselquist berichtet, weit mehr, als man sich aus aller Beschreibung es vorstellen kann: aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit, z. E. Gold, mosaische Arbeit ꝛc. ꝛc. so verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten

hindurch wirkt: so heißt der Gegenstand prächtig. Ein Arsenal muß edel und einfältig, ein Residenzschloß prächtig, und ein Lustpallast schön und geziert seyn.

Eine lange Dauer ist erhaben. Ist sie von vergangener Zeit, so ist sie edel; wird sie in einer unabsehlichen Zukunft vorausgesehen, so hat sie etwas vom Schreckhaften an sich. Ein Gebäude aus dem entferntesten Alterthume ist ehrwürdig. Hallers Beschreibung von der künftigen Ewigkeit flößt ein sanftes Grausen, und von der vergangenen starre Bewunderung ein.

3. Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft. *)

(1788.)

(S. 288.)

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäfftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Ueberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich-Große mit Welten über Welten, und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweyte fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweyte erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Allein, Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforschung reizen, aber den Mangel derselben nicht ersetzen. Was ist nun zu thun, um diese, auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Art, anzustellen? Beyspiele mögen hiebey zur Warnung, aber auch

*) „Kritik der praktischen Vernunft von Immanuel Kant. Riga. Hartknoch. 1788." 8.

zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichsten Anblicke an, den menschliche Sinne nur immer vorlegen, und unser Verstand, in ihrem weiten Umfange zu verfolgen, nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelsten Eigenschaft in der menschlichen Natur an, deren Entwickelung und Cultur auf unendlichen Nutzen hinaussieht, und endigte — mit der Schwärmerey, oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Versuchen, in denen der vornehmste Theil des Geschäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht, so wie der Gebrauch der Füße, sich von selbst, vermittelst der öftern Ausübung, findet, vornehmlich wenn er Eigenschaften betrifft, die sich nicht so unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darstellen lassen. Nachdem aber, wiewol spät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu thun vorhat, und sie nicht anders, als im Gleise einer vorher wohl überdachten Methode, ihren Gang machen zu lassen, so bekam die Beurtheilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung, und mit dieser zugleich einen, ohne Vergleichung glücklichern Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder, in ihre Elemente und dabei sich äußernde Kräfte aufgelöst, und mathematisch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einsicht in den Weltbau hervor, die, bei fortgehender Beobachtung, hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber, zurückgehen zu müssen, fürchten darf.

Diesen Weg nun in Behandlung der moralischen Anlagen unserer Natur gleichfalls einzuschlagen, kann uns jenes Beispiel anräthig seyn, und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beispiele der moralisch-urtheilenden Vernunft bey Hand. Diese nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren, der Scheidung des Empirischen vom Rationalen, das sich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Versuchen am gemeinen Menschenverstande vorzunehmen, kann uns Beydes rein, und, was Jedes für sich allein leisten könne, mit Gewißheit kennbar machen, und so, theils der Verirrung einer noch rohen ungeübten Beurtheilung, theils (welches weit nöthiger ist) den Genieschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntniß der Natur, geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden. Mit einem Worte: Wissenschaft (critisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieser nicht blos verstanden wird, was man thun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen, und andere vor Irrwegen zu sicheren; eine Wissenschaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philosophie bleiben muß, an deren subtiler Untersuchung das Publicum keinen Antheil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm, nach einer solchen Bearbeitung, allererst recht hell einleuchten können.

XVI. Fried. Gottlieb Klopſtock.

(1724—1803.)

Aus der Gelehrtenrepublik. *)

1. Für junge Dichter.

(S. 122.)

Dreyerley vor allen Dingen, ſagte ein Zunftälteſter zu einem Jünglinge, der ihm ſeine Neigung zur Dichtkunſt geſtanden hatte: Unterſuchung des Menſchen, Vorübungen, und Sprachkenntniß. Wenn du den Menſchen nicht kennſt, wie er gewöhnlich iſt; und wie er ſeyn könnte, und ſelten iſt: ſo weißt du weder aus noch ein, wenn nun Noth an den Mann geht, das heißt, wenn du den rechten, den vorzüglich, oder bisweilen allein wirkenden Punkt bey einer Vorſtellung treffen ſollſt. Doch dieſe Unterſuchung erfodert Jahre; und du kannſt, eh du ſie vollendet haſt, Vorübungen machen. Von Vorübungen hab' ich noch nie etwas gehört. Es ändert bey der Sache nichts, daß du jetzo das erſtemal davon hörſt. Zeichnet der künftige Mahler nicht die Glieder des menſchlichen Leibes einzeln, und die, bey denen es ihm am wenigſten gelingt, wohl hundertmal, eh er ſich an die ganze edle Geſtalt wagt? Und hat er etwa Unrecht, daß er es thut? Und ſoll ſich vielleicht der künftige Dichter deßwegen nicht vorüben, weil ſeine Kunſt ſchwerer iſt? Die grammatiſche Richtigkeit der Sprache inne haben, macht den kleinereren und leichtereren Theil der Sprachkenntniß aus. Verſteh mich ja recht. Ich ſage dieß nur in Vergleichung mit dem größeren und ſchwereren. Denn an ſich ſelbſt iſt er weder klein noch leicht. Bei der eigentlichen und vorzüglichſten Sprachkenntniß kommt es darauf an, daß man die Bedeutungen der Wörter in ihrem ganzen Umfange wiſſe. Dieſer begreift unter andern den Sinn in ſich, den ein Wort, in der oder jener Verbindung der Gedanken, auch haben kann. Umfang ſetzt Grenzen. Du mußt alſo auch wiſſen, was ein Wort nicht bedeuten könne. Manche Wörter wimmeln, (ich rede beſonders in unſrer Sprache) von vielfachen Beſtimmungen der Hauptbedeutung oder Hauptbedeutungen: manche haben überdieß eine gewiſſe Biegſamkeit noch neue Beſtimmungen anzunehmen, vorausgeſetzt, daß die Stelle, wo ſie ſtehen, es erfodere, oder wenigſtens zulaſſe. Dieſe neuen Beſtimmungen ſind oft nur kleine, ſanfte Schattierungen; aber ſo klein ſie ſind, ſo gehören ſie doch mit zur Darſtellung. Ohne ſie mangelt ihr etwas, ſie iſt noch nicht ganz vollendet. Wie wenig verſteht alſo der von der Sprache, und was

*) „Die deutſche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Geſetze, Geſchichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogaſt und Wlemar. Herausgegeben von Klopſtock.“ Im 12. Band von „Klopstocks Werken. Leipzig. Göschen. 1798—1817. 12 Bände.“ gr. 8.

kann er darstellen, der nicht einmal die Hauptbedeutungen der Wörter recht kennt. Ein Maler, der blau und roth nicht von einander unterscheiden könnte, läßt sich zwar nicht denken, und doch gleicht ihm derjenige Dichter, dem es an jener Kenntniß fehlt. Zu den vielfachen Bestimmungen der Hauptbedeutungen gehört auch sanfter und starker Klang, langsame und schnelle Bewegung der Wörter, ja sogar die verschiedene Stellung dieser Bewegungen. Wie soll ihm aber, (mich däucht du fragst mich das) ein Mann thun, dessen Sprache ihm zu solchen Bemerkungen wenigen oder keinen Anlaß gibt, und die nicht einmal Wörter genug hat, geschweige denn viele von starker, reicher, und vielseitiger Bedeutung? Allein was geht uns denn dieser Mann an? Meinent- und deinenthalben mag er so viel er nur immer will und kann in Prosa schreiben; und es so oft und lange, als es ihm gefällig ist, Poesie nennen. Doch wenn solcher Mann nun endlich zu der Einsicht kommt, wie es, in Beziehung auf die Poesie, mit seiner Sprache eigentlich beschaffen ist, was soll er dann anfangen? Dafür laßt du ihn sorgen. Freu du dich, daß du eine Sprache hast, die der griechischen nicht nur frey unter die Augen treten, sondern die ihr auch wohl diese und jene Frage thun darf.

Man macht sich von dem, was die Sprache ausdrücken kann, keinen richtigen Begriff, wenn man sie sich, auf der einen Seite, durch Buchstaben bezeichnet; und auf der andern, von der Aktion des Redenden begleitet, vorstellt. Der eigentliche Umfang der Sprache ist das, was man, ohne den Redenden zu sehn, höret. Man hört aber Töne, die Zeichen der Gedanken sind, durch die Stimme so gebildet, daß vieles von dieser Bildung nicht gelehrt werden kann, sondern vorgesagt werden muß, um gelernt zu werden. Die unlehrbare Bildung der Töne begreift besonders das in sich, was das Sanfte oder Starke, das Weiche oder Rauhe, das Langsame und Langsamere, oder das Schnelle und Schnellere dazu beitragen, daß die Töne völlig zu solchen Gedankenzeichen werden, als sie seyn sollen. Man höret ferner mit dieser Tonbildung eine andre, die, in sehr vielen und sehr fein verschiedenen Graden, Leidenschaft ausdrückt. Diese zweite Tonbildung ist allen ein Geheimniß, denen ihr Gefühl nichts darüber sagt. Sie hat sogar mehr Schattierungen, als der Gesang. Nur der deklamirt gut, dem diese doppelte Tonbildung gelingt. Wer Dichter werden will, kann von dem guten Deklamator mehr als Eine Sache lernen.

1) Die Wirkungen des Wohlklangs. Sogar rauhe Töne gehören, wenn sie der Inhalt erfordert, mit zum Wohlklange. Cynthius zupfe dich beim Ohre, wenn du einen Trieb bei dir fühlst, diese Anmerkung zu mißbrauchen. 2) Die Wirkungen des Silbenmaaßes. Aber hier hat mancher sonst vortreffliche Deklamator noch selbst zu lernen. Da es so wenig ist, was er zu lernen hat, so ist es merkwürdig, daß er es noch nicht weiß. Wir müssen bei ihm voraussetzen, daß er seine Sprache und also auch ihr Tonmaaß kenne. Dieß also vorausgesetzt, so hat er gar nichts weiter zu thun, als die Längen genug und recht hören zu lassen. Recht läßt er

aber die Längen nicht eher hören, als bis der Zuhörer die Verschiedenheiten derselben, die durch die Dehnung, und, im abgebrochnen Tonhalte, durch die Zahl und Beschaffenheit der Mitlaute, entstehn, bemerken kann. Geschieht dieses, so erfolgt alles übrige von selbst, und der Rhytmus fängt auf einmal an zu tanzen. Mehr oder weniger Schnelligkeit, oder auch mehr oder weniger Langsamkeit entstehn von selbst aus der rechten Tonbildung der Leidenschaft. 3) Wieviel die Wörter ausdrücken können. Man hatte oft einem Worte so viel Ausdrückendes nicht zugetraut, als man durch die volle gedoppelte Tonbildung der Deklamation hört. 4) Was die Wörter nicht ausdrücken können. Der Deklamator sieht wohl, was der Dichter hat sagen wollen, er sucht ihm auch, ob er es gleich nicht gesagt hat, fortzuhelfen. Da er aber nichts Gezwungenes thun darf; und das vorkommende Wort nun einmal nicht gut gewählt ist; so muß er es wenigstens in einem gewissen Grade fallen lassen. Dieses Fallen lassen des Deklamators kann manches Licht in der Wortkenntniß geben. Du hast mich ein wenig erschreckt; aber ich will lernen; und ich freue mich, daß ich eine solche Sprache zu lernen habe.

1. Aus dem goldnen Abece der Dichter.

(S. 145.)

Laß du dich kein Regulbuch irren, wie dick es auch sey, und was die Vorred auch davon bemelde, daß ohne solchen Wegweiser keiner, der da dichtet, könne auch nur Einen sichern Schritt thun. Frag du den Geist, der in dir ist, und die Dinge, die du um dich siehst und hörest, und die Beschaffenheit deß, wovon du vorhast zu dichten; und was die dir antworten, dem folge. Und wenn du's nun hast zu Ende bracht, und kalt worden bist von dem gewaltigen Feuer, womit du dein Werk hast arbeitet; so untersuch alle deine Tritt und Schritt noch Einmal; und wo sie etwa wankend gewesen sind und gleithaft, da geh du von neuem einher, und halt solchen Gang, der stark und fest sey. Willst du dich nach gethaner Arbeit erholen und erlustigen; so nimm der dicken Regulbücher eines zur Hand, und lauf hie und da die Narrentheidungen durch, die du vor dir findest.

3. An den, welcher die Geschichte unsrer Sprache schreiben wird.

(S. 154.)

Jüngling, oder Mann, denn ich weiß nicht, sagte Ekhard, wer es thun wird, merke dir zuerst, und vor allen Dingen, daß deine Sprache eine reichhaltige, vollblühende, fruchtschwere, tönende, gemessene, freye, bildsame, (doch wer kann von ihr alles sagen, was sie ist?) männliche, edle, und vortreffliche Sprache ist, der es kaum die griechische, und keine der andern Europäersprachen bieten darf.

Aus celtischer Wurzel wuchs sie nicht auf. Denn Cäsar rühmt's an Arioviſten, daß er gut gallisch spreche. Späh du ihrer Wurzel nicht nach. Denn wer wollte in solcherley Staube umsonst wühlen.

Die Barden, die über Cäsars Rheinbrücken, gerechte Leute, spotteten; Hermannen bewunderten, weil er's werth war; Bojokalen beweinten; die kühnen Franken vom schwarzen Meer an bis zu der Rheinmünde geleiteten, die .. von diesem allen sey kurz, denn du kannst weiter nichts, als ich auch kann, dieß nämlich: Ihrem Andenken eine heiße deutsche Thräne hinstürzen lassen.

In Ulphila findest du den ersten Quell der Sprache. Aber er fließt nur kärglich; denn nur wenig Ueberbleibsel haben wir gerettet.

Der Angel und der Sachse, die Britannien eroberten, haben viel Schätze hinterlassen. Ekler, aber auch dummer Kaltsinn hat sie vergraben. Scharre du sie auf.

Manesse sah beim Sammeln nicht sonderlich scharf; doch etwas Goldes ist gleich wohl drin.

Von den Minnesängern bis zu Luthern ist ein weiter Weg. Ich hatte nie der Muße genung um zu sehn, ob dort auch Rosen an den Dornen wären. Du mußt ihn auf deiner Wanderschaft gehen.

Niemand, der weiß, was eine Sprache ist, erscheine ohne Ehrerbietung vor Luthern. Unter keinem Volke hat Ein Mann so viel an seiner Sprache gebildet. Dein Werk führt dich zu unsern Zeitgenossen. Untersuche, und vergleiche sie unter einander. So nur kannst du's treffen. Trifft du's, so wird dein Ausspruch auch der Ausspruch der Enkel seyn. Gehab dich wohl, Jüngling oder Mann, und geh an dein Werk.

4. Von einem zu schreibenden deutschen Wörterbuche.

(S. 280.)

Die Crusca, die französische Akademie, Johnson haben Wörterbücher ihrer Sprachen geschrieben. Der einzelne Mann hat's besser, als die Gesellschaften gemacht. Gleichwohl würden es Mehrere doch noch besser, als selbst ein solcher einzelner Mann machen können. In der Crusca, und unter den Akademisten theilte man sich öfter Vorurtheile, als richtige Untersuchungen mit; und so gieng es denn, wie es gegangen ist. Johnson hat mehr und tiefer in seiner Sprache untersucht, als jemals ein anderer in der seinigen. Allein unserer Sprache würde selbst ein Johnson zwar wohl das Wasser, aber keinen Wein reichen. Sie hat dazu einen zu großen Umfang. Also muß ein deutsches Wörterbuch wenigstens von einigen geschrieben werden. Aber diese müssen ja in keine Gesellschaft zusammen geknetet seyn. Krieg muß seyn, Aller gegen Alle! Ueber ein einziges Wort, besonders wenn es viele und bedeutende Abkömmlinge hat, müssen sich oft zehn und mehr widersprechen. Aber da wird man ja nur immer ungewisser, Diejenigen, die Wörterbücher schreiben, sollen ja die Sprache festsetzen. Festsetzen? Als wenn die unsrige nicht schon beynah durchgehends festgesetzt wäre? und es eine lebende Sprache jemals ganz würde? Und dann sollten es vier, fünf, zehn, zwölf Männer thun können? Seit wenn haben denn die Nationen aufgehört ihre Sprachen festzusetzen? Nach den Scribenten, kann das kleine Häuf-

chen Unterſucher zu Feſtſetzungen veranlaſſen. Das iſt es alles; aber auch das ſchon iſt Verdienſt um die Nation. Welche ſollen denn die Unterſucher ſeyn? Wer will und kann; denn das letzte gehört doch gleichwohl auch mit zur Sache. Und wer hernach der Sammler des Zerſtreuten. Auch wer will und kann. Wenn der's aber nun ſchlecht macht? wegwirft, was er behalten ſollte, und behält, was er wegwerfen ſollte? So kommt ein anderer, der Augen im Kopfe hat, und macht es beſſer. Nur keine grauen Haare wegen der Sammlung. Alles kommt darauf an, daß der Sammler was vorfinde, wobey ihm die Luſt zur Wahl ankommen kann. Ich werde nächſtens einmal ein Paar Scherfe eines erſten Beitrags mitbringen.

XVII. Iſaak Iſelin.

(1728 — 1782.)

Geſchichte der brittiſchen Freiheit.*)

(Zweiter Theil. S. 328.)

Unter allen Nationen der Erde iſt nur eine, bey welcher die politiſche Freyheit ſich in einem beträchtlichen Glanze zeiget.

Früher als in allen übrigen nordiſchen Reichen wurde in dem glücklichen Albion die perſönliche Knechtſchaft aufgehoben; jeder Einwohner in die Rechte der Menſchheit eingeſetzet, und jedem Bürger die Vorzüge ſeines Standes verſichert. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte erſchien die große Charte, und ſchon vor derſelben war durch andre die Freyheit des Volkes veſtgeſetzet. Dieſe Charte iſt eines der ſchönſten Denkmäler der Freiheit. Sie machet dem Verſtand derjenigen Ehre, welche dieſelbe in ſo barbariſchen Zeiten entworfen haben, obgleich ſie in der That ſelbſt ein Beweistum der Barbarey iſt. Dieſe muſte ſehr groß ſeyn, indem es einen allgemeinen Aufſtand brauchte, um Rechte aufleben zu machen, welche die Natur und die Vernunft den Völkern faſt alle unſtreitig zueignen, und welche nur die äuſſerſte Erniedrigung und die härteſte Ungerechtigkeit denſelben rauben konnten.

Engelland belehret uns, wie viel es gebrauchet, bis dieſe ſchätzbare Nation die geheiligten Rechte der Menſchheit, welche ihnen ihre Herren mehr als ihre Könige entzogen hatten, hervorzuſuchen erleuchtet, und ſolche zu behaupten muthig genug geworden iſt. Es iſt bekannt, wie oft die große Charte, dieſes Palladium der engliſchen Freyheit, erneuert, und wie öfter noch dieſelbe verletzet worden iſt. Jahrhunderte hindurch kämpfeten die Geſetze und die Grundſätze mit der Gewohnheit. Die lieblichen Blicke der Freyheit, die ſich bisweilen zeigeten, wurden ſogleich durch düſtere Finſterniſſe verdrungen. Dieſes iſt das natürliche Schickſal aller unbeſtimmten Verfaſſungen. Wenn in ſolchen der Fürſt oder

*) „Iſaak Iſelin über die Geſchichte der Menſchheit. Neue und verbeſſerte Auflage. Zürich. Orell. Zwei Bände. 1768." 8.

die Großen, listig, unternehmend und standhaft sind, so wird ihnen ein jeder gegen sie mislungener Versuch ein Anlaß, ihre Macht zu befestigen. Die wahre Freyheit, eine kostbare Frucht einer geläuterten Vernunft, und einer tiefen Einsicht in die Rechte der Menschheit, konnte in diesen rohen Zeiten noch nicht entwickelt seyn.

Noch in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts waren die Gemüther der Großen allzu unbändig, um sich Gesetzen zu unterwerfen, welche die heiligen Rechte der Kleinern versicherten. Noch unter Heinrich dem siebenten hatten jene eine Menge besoldeter Anhänger von dem Adel, und auch von den niedrigsten Ständen, welche alles für sie wagten, und welche dagegen bey ihnen Schutz wider alle Anfälle fanden.

Dem Fürsten und dem Bürger gleich furchtbar bekämpfeten sie oft die Tyranney und bisweilen die redlichen Absichten des erstern, indem sie die schwache Rechte des leztern immer unterdrückten. Umsonst rief der Unterdrückte unmächtige Gesetze wider diejenigen, welche sich dem Fürsten selbst furchtbar zu machen wusten. Mächtiger und wirksamer als die Gesetze, brachten die Handelschaft, die Reichtümer, die Künste, und die bequemere Lebensart die Gemüther zu der glücklichen Reife, welche die Freyheit erforderte. Sie gaben den Leidenschaften und den Neigungen einen ganz neuen Schwung, und sie verbanneten allmählig die Rohigkeit und die Wildheit der alten Sitten. Der Adel fand nach und nach mehr Freude, sich durch Pracht und durch Kostbarkeit in Gebäuden, im Hausgeräthe, in Mahlzeiten hervorzuthun als durch eine Menge roher Anhänger. Das gemeine Volck verlohr also diese dem Staate so schädliche Zuflucht; sah sich genöthiget, sich auf die bessern Künste und Gewerbe zu legen, und wurde für sich selbst unabhängig und glücklich, und für den Staat nützlich und schätzbar.

Die Erlaubnis, welche eine tiefe Politik dem Adel zu Veräusserung seiner Lehen ertheilete, trug nicht weniger bey, die ungeheuere Uebermacht desselben zu schwächen; und den Bürger und den Landmann einer wahren Freyheit, und eines sichern Wolstandes theilhaft zu machen. So wurden die kostbaren Rechte der Freyheit und des Eigentums festgesetzet; so wurden der Feldbau und die Handelschaft aufgemuntert; so wurde der bürgerliche Stand reicher, beträchtlicher, und für den Vorzug der Freyheit fühlbarer. Die Begünstigungen der Kaufleute, der Rechtsgelehrten, der Geistlichkeit, war nicht minder für die Könige ein glückliches Mittel, den Adel noch tiefer zu erniedrigen.

Diese Erniedrigung aber erhöhete weit mehr das Ansehn des Königs, als sie die Freyheit des Bürgers beförderte. Herr Hume merket sehr vielfältig an, daß nichts so sclavisches erdacht werden könne, als die Parlamenter unter Heinrich dem achten. Diese räumeten dem König eine vollkommene Gewalt ein, bewilligten knechtisch alle desselben Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen, Gewissenszwänge, und andere eigensinnige Einfälle, und zeigten nie einigen Widerstand, als wenn es darum zu thun war, Geld herzugeben.

Unter den folgenden Regierungen bis auf Carln den ersten ging es meistens auf die gleiche Weise. Die Könige, und insonderheit die

Königinnen Maria und Eliſabeth, herrſchten eigenmächtiger, als irgend ein Monarch in Europa. Die Freiheit der Engliſchen Nation that ſich in dieſen Zeiten ſo wenig hervor, daß Carl der fünfte den Geſanten Eduards des ſechſten zu Brüſſel ſagte: Der König in Engelland ſey unumſchränkter als der in Frankreich. So wollten auch die Schotten nicht in die Heyrath ihrer Königin mit dem nemlichen Eduard dem ſechſten einwilligen, aus Furcht die großen Vorrechte eines Königs in Engelland möchten ihre Freyheiten verſchlingen.

Dieſes iſt eine neue Probe, wie Grundſätze und Geſetze lang veſtgeſetzet ſeyn können, eher die Geiſter ſtarck, oder erleuchtet genug werden, dieſelben in Ausübung zu bringen. Es braucht hierzu meiſtens eine beſondere Gährung der Leidenſchaften, einen Enthuſiasmus, der ſich nur bey großen Anläßen äuſſert und eine Erſchütterung, die alle Begriffe der Menſchen zerrüttet, den gewohnten Lauf derſelben gäntzlich unterbricht, und demſelben eine vollkommen neue Richtung giebt. Ohne eine ſolche glückliche Revolution bleiben die dnrch die Gewohnheit geheiligten Misbräuche unverletzlich und unzerſtörbar. — — —

XVIII.

Johann Georg Ritter von Zimmermann.

(1728—1795.)

Ruhe in der Einſamkeit.

Ruhe der Seele iſt das höchſte Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewährt dieſe Ruhe, wenn man ſich abſondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle ſeine Anſprüche und Wünſche einſchränkt, allen Fügungen Gottes ſich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit anſieht und betrachtet, aber auch dann Nichts mehr hört, als das Fallen des Waſſers von dem Felſen herab, das Säuſeln erfriſchender Winde und etwa einen Vogel in hoher Luft. —

Solches Glückes iſt das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an Allem, wodurch wir die Seele erweitern, oder was ſich in ſanfte Bilder zerſchmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen oder Lagern im Schatten. Der Uebergang vom Läſtigen zum Gefälligen, vom Geſchäftszwange zum ruhigen, ſtillen Betrachten iſt auch Ruhe. Ein Weiſer ſagte darum, er ſei niemals weniger müſſig, als wenn er Muße habe, und ſey niemals weniger einſam, als wenn er allein ſei. Starke Seelen werden durch Muße und Einſamkeit nicht eingeſchläfert, ſondern ermuntert; und indem ſie ſich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deßwegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen ſie nicht Ruhe für den Geiſt, ſondern für das Herz.

Ach, nur zu wahr hat man geſagt, wer einem Zuſtande nachſtrebe,

der von aller Beunruhigung frei sei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in stiller Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke kannte ich nie seeligere Stunden als die, da ich, ermüdet von Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles Böse in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Alles, was mich drückte, Alles, was mich mit Widerwillen oder Eckel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da ferne weg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur und empfand Nichts als leises Vergnügen.

Ruhe muß aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne! Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen als die Menschen. Friede mit sich selbst ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in stiller Einsamkeit die Menschen lieben.

Die Natur und ein ruhiges Herz sind der schönste und erhabendste Tempel Gottes. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedsames und von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Er sieht uns allenthalben ins Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllet; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur das Herz bei jedem Blick entzückt und alle unsere Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

XIX. Gotthold Ephraim Leſſing.*)

(1729—1781.)

1. Aus Minna von Barnhelm.

(1760.)

Der deutſche Wirth.

(Akt I. Auftritt II.)

(Zwanzigſter Band. S. 226.)

Minna von Barnhelm, Franziska, der Wirth.

Der Wirth. (den Kopf voranſtreckend) Iſt es erlaubt, meine gnädige Herrſchaft? —

Franziska. Unſer Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth. (eine Feder hinter dem Ohr, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand) Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünſchen, — (zur Franziska) und auch Ihr, mein ſchönes Kind. —

Franziska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franziska. Und wünſchen Ihm auch einen guten Morgen,

Der Wirth. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erſte Nacht unter meinem ſchlechten Dache geruhet? —

Franziska. Das Dach iſt ſo ſchlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können beſſer ſeyn.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruhet? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reiſe —

Das Fräulein. Es kann ſeyn.

Der Wirth. Gewiß, gewiß! denn ſonſt — Indeß, ſollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit geweſen ſeyn, ſo geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franziska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir ſind auch nicht blöde; und am wenigſten muß man im Gaſthofe blöde ſeyn. Wir wollen ſchon ſagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächſt komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht.)

Franziska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden ſchon die weiſen Verordnungen unſerer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im geringſten, Herr Wirth. —

Der Wirth. Wir Wirthe ſind angewieſen, keinen Fremden, weß Standes und Geſchlechts er auch ſey, vier und zwanzig Stunden zu

*) Gotthold Ephraim Leſſings ſämmtliche Schriften. Berlin. Voſſiſche Buchhandlung. 1825—1828. 34 Bände. 12.

behausen, ohne seinen Namen, Heimath, Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihre Gnaden werden also sich gefallen lassen — (indem er an einen Tisch tritt, und sich fertig macht, zu schreiben.)

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (er schreibt) „Dato, den 22. August a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt." — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Wirth schreibt „von Barnhelm" — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachsen.

Der Wirth. (schreibt) „Gütern aus Sachsen" — Aus Sachsen! Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein? aus Sachsen?

Franziska. Nun? warum nicht? Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu seyn?

Der Wirth. Eine Sünde? behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachsen also? Ei, ei! aus Sachsen! das liebe Sachsen — Aber wo mir recht ist, gnädiges Fräulein, Sachsen ist nicht klein, und hat mehrere — wie soll ich es nennen? — Distrikte, Provinzen. — Unsere Polizei ist sehr exakt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verstehe: von meinen Gütern aus Thüringen also.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das ist besser, gnädiges Fräulein, das ist genauer. — (schreibt und liest) „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebst einer Kammerfrau und zwei Bedienten" —

Franziska. Einer Kammerfrau? das soll ich wohl seyn?

Der Wirth. Ja, mein schönes Kind. —

Franziska. Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt Kammerfrau, Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei ist sehr exakt; es möchte ein Mißverständniß geben, welches mir bei meinem Aufgebote einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer, und heiße Franziska; mit dem Geschlechtsnamen Willig; Franziska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung auf den Hof, und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter! künftige Lichtmeß ein und zwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es soll mir lieb seyn, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein schönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majestät?

Das Fräulein. O, nein?

Der Wirth. Oder bei unseren hohen Justiz Collegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eignen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen sich diese eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen sich — Franziska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franziska. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein schönes Kind: die Polizey will Alles wissen; und besonders Geheimnisse.

Franziska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was ist zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin sagen?

Franziska. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzukapern. —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind, mein Kind!

Franziska. Oder uns von dem Offizier kapern zu lassen. Beides ist eins.

Das Fräulein. Franziska, bist du toll? — Herr Wirth, die Naseweise hat Sie zum besten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann sie scherzen, so viel sie will; nur mit einer hohen Polizei —

2. Aus dem Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.

(1766)

Die Gruppe des Laokoon.

(Zweiter Band. S. 171.)

Es gibt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. — — — Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen sein, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sey, als für den Künstler. Nur

ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, daß ein dritter Fall möglich ſey. Denn vielleicht hat der Dichter eben ſo wenig dem Künſtler, als der Künſtler dem Dichter nachgeahmt, ſondern beide haben aus einerlei ältern Quellen geſchöpft. — — — Bewieſen oder nicht bewieſen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu ſehen, wie ſie ihm ſodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geſchrei habe ich mich ſchon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit ſeinen beiden Söhnen durch die mörderiſchen Schlangen in einen Knoten zu ſchürzen, iſt ohnſtreitig ein ſehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein maleriſchen Phantaſie zeigt. Wem gehört er? dem Dichter, oder den Künſtlern? — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geſchildert. Sie haben die Knaben umſtrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen ſie auch ihn (corripiunt). Nach ihrer Größe konnten ſie ſich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte alſo einen Augenblick geben, da ſie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen ſchon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verſchlungen hielten. Dieſer Anblick iſt in der Fortſchreitung des poetiſchen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn ſeltſam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, ſcheint eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künſtlern entwiſcht ſeyn, in deren verſtändiges Auge, alles was ihnen vortheilhaft werden kann, ſo ſchnell und deutlich einleuchtet?

In den Wendungen ſelbſt, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er ſorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirkſamkeit zu laſſen. — —

Hierin mußten ihm die Künſtler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte beſonders iſt das ſprechendſte Geſicht ohne ſie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen feſt an den Körper geſchloſſen, würden Froſt und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Alſo ſehen wir ſie, an der Hauptfigur ſowohl, als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meiſten beſchäftigt, wo gegenwärtig der heftigſte Schmerz iſt.

Weiter aber auch nichts, als dieſe Freiheit der Arme, fanden die Künſtler zuträglich, in Anſehung der Verſtrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon ſich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn hinausragen. — —

Dieſes Bild füllt unſere Einbildungskraft vortrefflich; die edelſten Theile ſind bis zum Erſticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Geſichte. Deſſenungeachtet war es kein Bild für Künſtler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um dieſe bemerken zu können, mußten die Hauptheile ſo frei ſeyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf

sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Es gibt Zeichner, welche unverständig genug gewesen sind, sich dessenungeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse, um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeigt, gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebt die Weisheit der Künstler eben so sehr, als die andere, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgil's Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheint er mit seinen beiden Söhnen völlig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer nackend vorgestellt werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwey Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen. Wenn die alten Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen, als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen: Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk

sklavischer Hände, eben so viel Schönheit, als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerley Fähigkeiten, ist es einerley Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn und ist es ihnen gleichviel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht; sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar, wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllt. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde, selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehn und Verehrung verschaft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdrucks. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann; sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

3. Aus der Hamburgischen Dramaturgie.

(1767.)

a. Die Schauspielkunst.

(Vier und zwanzigster Band, S. 42.)

Wenn Shakespeare nicht ein eben so großer Schauspieler in der Ausübung gewesen ist, als er ein dramatischer Dichter war, so hat er doch wenigstens eben so gut gewußt, was zu der Kunst des einen, als was zu der Kunst des andern gehört. Ja vielleicht hatte er über die Kunst des erstern um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte. Wenigstens ist jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldne Regel für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifall gelegen ist. „Ich bitte euch," läßt er ihn unter andern zu den Komödianten sagen, „sprecht die Rede so, wie ich sie euch vorsagte;

die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir ſie ſo heraushalſet, wie es manche von unſern Schauſpielern thun: ſeht, ſo wäre mir es eben ſo lieb geweſen, wenn der Stadtſchreiber meine Verſe geſagt hätte. Auch durchſägt mir mit eurer Hand nicht ſo ſehr die Luft, ſondern macht alles hübſch artig; denn mitten in dem Sturme, mitten, ſo zu reden, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geſchmeidige gibt."

Man ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; man zerſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweiſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, als es die Umſtände erfordern: ſo haben die, welche es leugnen, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schauſpieler nicht zu viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand zeige. Ueberhaupt kommt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrei und Kontorſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig, daß der Akteur darin zu weit gehen kann. Beſteht aber das Feuer in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Akteur ausmachen, das Ihrige dazu beitragen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: ſo müſſen wir dieſen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, wenn es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel Feuer in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo auch nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpeare, ſelbſt in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaften verlangt: er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegung meinen; und der Grund iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauſpieler ſich in beiden Stücken mäßigen müſſe. Es gibt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle, allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen, noch unſere Ohren beleidigt werden; und nur alsdann, wenn man bei Aeußerungen der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſtockter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſteht hier zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie mitten inne. Als ſichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Malerei braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alles das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzu lange

darin verweilen; nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmälig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen; nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unseren Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt seyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll.

b. Von den dramatischen Charakteren.

(Vier und zwanzigster Band. S. 171 und 241.)

Weßwegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen; oder nimmt er diese Namen, weil Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen, sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxis der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Orts, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Fakta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese, als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne. In allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache angeben können. Ich habe mich vielmehr schon dahin geäußert, daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger seyn müssen, als die Fakta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, diese, in so fern sie eine Folge von jenen sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerlei Faktum sich aus ganz verschiedenen Charakteren herleiten läßt. Zweitens, weil das Lehrreiche nicht in bloßen Faktis, sondern in der Erkenntniß besteht, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen pflegen, und hervorbringen müssen. Gleichwohl hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Seraglio eine europäische Sklavin gegeben, die sich zur gesetzmäßigen Gemahlin des Kaisers zu machen gewußt: das ist das Faktum. Die Charaktere dieser Sklavin und dieses Kaisers bestimmen die Art und Weise, wie dieses Faktum wirklich geworden, und da es durch mehr als Eine Art von Charakteren wirklich werden können, so steht es freilich bei dem Dichter, als Dichter, welche von diesen Arten er wählen will: ob die, welche die Historie bestätigt, oder eine andere, so wie der moralischen Absicht, die er mit seiner Erzählung verbindet,

das eine oder das andere gemäßer ist. Nur sollte er sich, im Fall, daß er andere Charaktere, als die historischen, oder wohl gar diesen völlig entgegengesetzte wählt, auch der historischen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Personen das bekannte Faktum beilegen, als bekannten Personen nicht zukommende Charaktere andichten. Jenes vermehrt unsere Kenntniß, oder scheint sie wenigstens zu vermehren, und ist dadurch angenehm. Dieses widerspricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und ist dadurch unangenehm. Die Fakta betrachten wir als etwas Zufälliges, als etwas, das mehreren Personen gemein seyn kann; die Charaktere hingegen als etwas Wesentliches und Eigenthümliches. Mit jenen lassen wir den Dichter umspringen, wie er will, so lange er sie nur nicht mit den Charakteren in Widerspruch setzt, diese hingegen darf er wohl ins Licht stellen, aber nicht verändern; die geringste Veränderung scheint uns die Individualität aufzuheben, und andere Personen unterzuschieben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpiren, und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, seinen Personen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geschichte giebt, als in diesen freiwillig gewählten Charakteren selbst, es sey von Seiten der innern Wahrscheinlichkeit, oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verstoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie bestehen; nicht aber dieser. Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß, nicht der erworbne Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenem Gefühl, hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen, oder mag es weiter nicht wissen, als in sofern es in seinen Kram taugt; es verstößt also, bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorsatz, so oft so gröblich, daß wir anderen guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen, und rufen: „Aber, wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! — wie ist es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?"

O, laßt uns ja schweigen! wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich, alles, was wir besser wissen, als er, beweiset bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten. — — —

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, sind wir berechtigt, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet, oder sich schafft, Uebereinstimmung und Absicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinstimmung: — Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben; sie dürfen sich jetzt stärker, jetzt schwächer äußern, nachdem die Umstände auf sie wirken; aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug

seyn können, sie von schwarz auf weiß zu ändern. Ein Türke und Despot muß, auch wenn er verliebt, noch Türke und Despot seyn. — —

c. Was dem Ruhme der deutschen Bühne, und der schönen Literatur überhaupt, hinderlich ist.

Das Meiste, was wir Deutschen noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien, oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nicht anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Compendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne Literatur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern sogar, fast gegen aller neueren polirten Völker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht; aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen eckeln Zirkel seiner alltägigen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. B. in unsern höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört: solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt, so gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erschüttern will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will, der ist einmal da gewesen und kommt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Das größte komische Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken des Menander sagt Plutarch, daß sie mit seinen späteren und letzteren Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesen aber, setzt er hinzu, könne man schließen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander starb? Wie viele Komödien meint man wohl, daß er erst geschrieben hätte? Nicht weniger als hundert und fünfe; und nicht jünger als zwei und fünfzig.

Keiner von allen unseren verstorbenen komischen Dichtern, von

denen es sich noch der Mühe verlohnte zu reden, ist so alt geworden; keiner von den jetzt lebenden ist es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil so viel Stücke gemacht. Und die Kritik sollte von ihnen nicht eben das zu sagen haben, was sie von dem Menander zu sagen fand? — Sie wage es aber nur und spreche!

Und nicht die Verfasser allein sind es, die sie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel sey Dank! jetzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!" schreien sie. „Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!" So schmeichlen sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und ebendemselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!" — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie; aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur, in so fern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen Falle anschauend erkennt; und nur von diesem einzelnen Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können; heißt mit anderen Worten behaupten, daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen: heißt, das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt es sogar, lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken.

Eben so wenig wissen diese weisen Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen lassen, daß die Farben desselben nur Staub sind.

„Unser Theater," sagen sie, „ist noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es das monarchische Zepter der Kritik ertragen könnte. — Es ist fast nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß durch Beispiele, nicht durch Regeln reformirt werden. — Raisoniren ist leichter, als selbst erfinden."

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden: oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen und keine erhaschen? Und wer sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom Selbsterfinden reden? — Was für Beispiele haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe!

Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu strenge ist; und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist, als Raisonniren; und glauben, widerlegt zu haben. Wer richtig raisonnirt, erfindet auch; und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.

Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf. Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!

4. Aus „Emilia Galotti."

(1771.)

1. Der deutsche Maler.

(Emilia Galotti Akt I. Auftritt II.)

(Einundzwanzigster Band. S. 189.)

Der Prinz. Guten Morgen, Conti, Wie leben Sie? Was macht die Kunst?

Conti. Prinz, die Kunst geht nach Brot.

Der Prinz. Das muß sie nicht; das soll sie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. — Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kann ihn um den Namen Künstler bringen.

Der Prinz. Ich meine nicht vieles; sondern viel; ein Weniges; aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eins, welches Sie mir nicht befahlen; aber weil es gesehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfin Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat, seit drei Monaten, gerade Ein mal sich entschließen können, zu sitzen.

Der Prinz. Wo sind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer; ich hole sie. (Geht ab.)

— — — — — — — — — — —

Der Prinz. Bei Gott! wie aus dem Spiegel gestohlen! (noch immer die Augen auf das Bild geheftet) O, Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieſes noch ſehr unzufrieden mi mir gelaſſen. — Und doch bin ich wiederum ſehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. — Ho! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich ſage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müſſen: darauf bin ich eben ſo ſtolz, und ſtolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen laſſen. Denn aus jenem erkenne ich, mehr als aus dieſem, daß ich wirklich ein großer Maler bin; daß es aber meine Hand nur nicht immer iſt. —

Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte maleriſche Genie geweſen wäre, wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz. (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt) Was ſagen Sie, Conti? Was wollen Sie wiſſen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderei! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe ſolche Seelen, und ſolche Augen.

Der Prinz. (mit einer erzwungenen Kälte) Alſo, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichſten Schönheiten unſerer Stadt?

Conti. Alſo? mit? mit zu den vorzüglichſten? und den vorzüglichſten unſerer Stadt? — Sie ſpotten meiner, Prinz. Oder Sie ſahen die ganze Zeit eben ſo wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen wieder auf das Bild gerichtet) wie darf unſer einer ſeinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines Jeden Empfindung ſollte erſt auf den Ausſpruch eines Malers warten? — Ins Kloſter mit dem, der es von uns lernen will, was ſchön iſt! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler ſagen, mein Prinz: eine von den größten Glückſeeligkeiten meines Lebens iſt es, daß Emilia Galotti mir geſeſſen. Dieſer Kopf, dieſes Antlitz, dieſe Stirn, dieſe Augen, dieſe Naſe, dieſer Mund, dieſes Kinn, dieſer Hals, dieſe Bruſt, dieſer Wuchs, dieſer ganze Bau, ſind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderei ſelbſt, wovor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Vater bekommen. Aber dieſe Kopie —

Der Prinz. (der ſich ſchnell gegen ihn kehrt) Nun, Conti? iſt doch nicht ſchon verſagt?

Conti. Iſt für Sie, Prinz; wenn Sie Geſchmack daran finden.

Der Prinz. Geſchmack! — (lächelnd) Dieſes Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich beſſer thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? Dort, jenes Porträt nehmen Sie nur wieder mit, — einen Rahmen darum zu beſtellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So ſchön, ſo reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es ſoll in der Gallerie aufgeſtellt werden. — Aber

ſes bleibt hier. Mit einem Studium macht man ſo viel Umſtände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen; ſondern hat es gern bei der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht ſehr. — Und, wie geſagt, in meinem Gebiete ſoll die Kunſt nicht nach Brot gehen, bis ich ſelbſt keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeiſter, und laſſen Sie, auf Ihre Quittung, für beide Porträte ſich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie ſo noch etwas anderes belohnen wollen, als die Kunſt.

Der Prinz. O des eiferſüchtigen Künſtlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti; ſo viel Sie wollen. (Conti geht ab.)

2. Ein Todesurtheil.

(S. 207.)

Camillo Rota (Schriften in der Hand.) Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier iſt, was ich dieſen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröſtliches! — Sie werden von ſelbſt ſehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr!

Der Prinz. Noch iſt hier eine Bittſchrift einer Emilia Galot — Bruneſchi will ich ſagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar ſchon beigeſchrieben. Aber doch — die Sache iſt keine Kleinigkeit — Laſſen Sie die Ausfertigung noch anſtehen. — Oder auch nicht anſtehen; wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht, wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was iſt ſonſt? Etwas zu unterſchreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterſchreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geſchwind!

Camillo Rota. (ſtutzig, und den Prinz ſtarr anſehend) Ein Todesurtheil, ſagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte ſchon geſchehen ſeyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota. (ſeine Schriften nachſehend) Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anſtand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zuſammen: ich muß fort. — Morgen, Rota, ein Mehreres! (Geht ab.)

Camillo Rota. (Den Kopf ſchüttelnd, indem er die Papiere zu ſich nimmt und abgeht) Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätte es ihn in dieſem Augenblicke nicht mögen unterſchreiben laſſen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieſes gräßliche Recht gern!

5. Aus „der Erziehung des Menſchengeſchlechts.“

(1780.)

(Fünfter Band Seite 239.)

Vielmehr ſind dergleichen Speculationen über das göttliche Weſen — mögen ſie im Einzelnen doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben. Denn bei dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrifft, würde ihn mehr ſtumpfen, als wetzen heißen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſeyn, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben, fähig macht. Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? — Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geſchlechte nicht weniger, als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun, vermögend ſey. Darauf zwecke die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzelnen gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung! Nein; ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlt, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und ſtärken ſollten, die inneren beſſeren Belohnungen deſſelben zu erkennen.

XX. Moſes Mendelsſohn.

(1729 — 1786.)

Gegen den Selbſtmord.

Cebes fragte: wie iſt dieſes zu verſtehen, Sokrates? Es iſt nicht erlaubt, ſagſt du, ſich ſelbſt zu entleiben; und dennoch ſoll jeder Weltweiſe einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! ſprach Sokrates: du und Simmias, Ihr habt beide den Weltweiſen Philolaus gehört; hat er euch denn niemals hievon etwas geſagt?

Nichts Ausführliches mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verſchiedenes von der Sache gehört, und will

euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursache, sich nach der Beschaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweißt man, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sei? Philolaus und andre Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, daß er verboten sei, aber mehr hat mir niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns versuchen, ob wir nicht ein mehreres davon heraus bringen können. Was meinest du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sei. Wir wissen, es gibt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu seyn, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fordern sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen ausgestellet wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraussetzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt sagen Gott; denn wen habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigner, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude sein, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllt zu sehen; und um so mehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eignes Beste an diesen Wünschen Theil hat.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerschaffene Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Wesen hineinsetzte, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er mußte sein Wesen, die selbstständige Güte verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte: und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläu-

bige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.

Derselbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnten Leibeignen also muß es uns eine heilige Pflicht sein, die Absichten unsers Eigenthumsherren zu ihrer Reife gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen; sondern vielmehr alle unsere freiwilligen Handlungen mit denselben auf das vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichste Musik sei: denn sie lehret uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des Allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewiß keine Musik herrlicher und vortrefflicher seyn, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine große und wundervolle Harmonie zu stimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein geliebtester Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter? Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings.

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkünden, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschlaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses leugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freien Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegen zu setzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn mir heute zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. — — —

XXI. Salomon Geßner.

(1730—1787.)

Der Herbſtmorgen. (Idylle.) *)

(S. 17.)

Die frühe Morgenſonne flimmerte ſchon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den ſchönſten Herbſttag, als Micon ans Gitterfenſter ſeiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgeſtreifte, grün und gelb gemiſchete Reblaub, das von ſanften Morgenwinden bewegt, am Fenſter ſich wölbte. Hell war der Himmel, Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchſten Hügel ſtanden, Inſeln gleich, daraus empor, mit ihren rauchenden Hütten, mit ihrem bunten herbſtlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, ſtanden die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im ſchönſten Gemiſche. In frohem Entzücken überſah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Geſang der munteren Vögel, die bald hoch in heller Luft ſich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals ſich verloren. Staunend ſtand er lange ſo. Aber in frommer Begeiſterung nahm er jetzt die Leyer von der Wand, und ſang:

Möcht ich, ihr Götter! Möcht ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig ſingen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überſtrömt in vollem Segen; Anmuth herrſchet überall und Freude; und von Bäumen und vom Weinſtock lächelt des Jahres Segen: Schön, ſchön iſt die ganze Gegend, in des Herbſtes feyerlichſtem Schmucke.

Glücklich iſt der, deſſen unbeflecktes Gemüth keine begangne Bosheit nagt; der ſeinen Segen zufrieden genießt, und, wo er kann, gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag iſt ihm volle Wonne, und ſanft umfängt die Nacht ihn mit ſüſſem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude, genießt ſein frohes Gemüthe. Ihn entzückt jede Schönheit des wechſelnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich iſt, der ſein Glück mit einer Gattin theilt, welche Schönheit und jede Tugend ſchminkt; einer Gattin, wie du biſt, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, iſt jedes Glück mir ſüſſer. Ja, ſeit Hymen uns verband, war unſer Leben wie zwo wohlgeſtimmte Flöten, die in ſanften Tönen das gleiche Lied ſpielen. Kein Mißton ſtört die ſüſſe Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunſch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfüllteſt? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude mir verſüßteſt? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verſchwand? Ja da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unſern freundlichen Hausgöttern ſetzten ſie ſich, um nimmer

*) „Sammlung der beſten deutſchen proſaiſchen Schriftſteller und Dichter. Carlsruhe. Schmieder. 1775. 21 Th. Geßner's Schriften." 8.

von uns zu weichen: Wirthſchaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bey jedem Unternehmen; und alles, was du vollführeſt, iſt von den Göttern geſegnet.

Seit du, o ſeit du der Segen meiner Hütte biſt, ſeitdem iſt mir alles mit gedoppelter Anmuth geſchmückt: Geſegnet iſt meine Hütte; geſegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich ſammle. Freudig iſt jeden Tages Arbeit; und komm ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geſchäftigkeit mich zu erquicken! Schöner iſt mir der Frühling, ſchöner der Sommer und der Herbſt; und, wenn der Winter um unſere Hütte ſtürmet, dann, beym Feuerheerde, an deiner Seite, unter Hausgeſchäften und ſanftem Geſpräche, fühl ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bey dir eingeſchloſſen mögen Winde wüten und Schneegeſtöber die ganze Ausſicht rauben: Dann erſt fühl ich's wie du mir alles biſt.

Die Fülle meines Glückes ſeyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreitz der Mutter geſchmückt; was für Segen, was für Freude blüht in euch uns auf! Die erſte Silbe, die ſie euch ſtammeln lehrte, wars, mir zu ſagen, daß ihr mich liebet. Geſundheit und Freude blühen in euch auf, und ſanfte Gefälligkeit herrſchet ſchon in jedem eurer Spiele. Die Freude ſeyd ihr unſerer Jugend, und euer Glück wird einſt des Alters Freude ſeyn. Wenn ihr, komm ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knien hangend, mit kindiſcher Freude die kleinen Geſchenke empfanget, ſüße Früchte, oder was ich bei der Wartung der Heerde kleines Feld- oder Gartengeräthe euch ſchnitzte, eure kleine Geſchäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unſchuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil ich dann, o Daphne, in deine offne Arme, und mit holder Anmuth küſſeſt du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; ſchön war ſie, wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, ſo ſchluchzte ſie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen dir zu danken, daß du ſo uns liebſt.

Jetzt ſchließt er alle drey in ſeine Arme. Sie redeten nicht, ſie empfanden nur ihr ganzes Glück; und wer ſie da geſehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt; empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich ſind.

XXII. Joh. Georg Hamann.

(1730 — 1788.)

1. Aus den „Bibliſchen Betrachtungen eines Chriſten."

(1758.)

Ich habe heute mit Gott den Anfang gemacht, zum zweitenmal die heilige Schrift zu leſen. Da mich meine Umſtände zu der größten Einöde nöthigen, worin ich wie ein Sperling auf der Spitze des Daches ſitze und wache, ſo finde ich gegen die Bitterkeit mancher traurigen

Betrachtungen über meine vergangenen Thorheiten, über den Mißbrauch der Wohlthaten und Umstände, womit mich die Vorsehung so gnädig unterscheiden wollen, ein Gegengift in der Gesellschaft meiner Bücher, in der Beschäftigung und Uebung, die sie meinen Gedanken geben. Die Aussicht einer dürren Wüste, worin ich mich von Wasser und Aehren verlassen sehe, ist mir jetzt näher als jemals. Die Wissenschaften und jene Freunde meiner Vernunft, scheinen gleich Hiobs mehr meine Geduld auf die Probe zu stellen, anstatt mich zu trösten, und mehr die Wunden meiner Erfahrung blutend zu machen, als ihren Schmerz zu lindern. Die Natur hat in alle Körper ein Salz gelegt, das die Scheidekünstler auszuziehen wissen, und die Vorsehung (es scheinet) in alle Widerwärtigkeiten einen moralischen Urstoff, den wir aufzulösen und abzusondern haben, und den wir mit Nutzen als ein Hülfsmittel gegen die Krankheiten unserer Natur und gegen unsere Gemüthsübel anwenden können. Wenn wir Gott bei Sonnenschein in der Wolkensäule übersehen, so erscheint uns seine Gegenwart des Nachts in der Feuersäule sichtbarer und nachdrücklicher. Ich bin zu dem größten Vertrauen auf seine Gnade durch eine Rücksicht auf mein ganzes Leben berechtigt. Ich erkenne selbst in meiner gegenwärtigen Verfassung einen liebreichen Vater, der in ernsthaften Blicken warnt, der mich wie den verlornen Sohn hat in mich selbst gehen lassen, und meine bußfertige Rückkehr zu ihm nicht nur mit der Zurückhaltung meiner verdienten Strafe, sondern auch mit einer huldreichen Vergebung und unerwarteten Aufnahme beantworten wird. Es hat weder an meinem bösen Willen gelegen, noch mir an Gelegenheit gefehlt, in ein weit tieferes Elend, in weit schwerere Schulden zu fallen, als worin ich mich befinde. Gott! wir sind solche armselige Geschöpfe, daß selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit einen Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden muß. Gott! wir sind solche unwürdige Geschöpfe, daß nichts als unser Unglaube deinen Arm verkürzen, und deiner Freigebigkeit zu segnen, Grenzen setzen und sie wider ihren Willen einschränken kann.

Wie die ganze Dauer der Welt nichts als ein Heute der Ewigkeit ist! Die ganze Zeit macht einen einzigen Tag in Gottes Haushaltung aus, wo alle Stunden zusammenhängen und in Einen Morgen und Einen Abend eingeschlossen sind. Die Ankunft unseres Heilandes macht den Mittag der Zeit aus. Gott! was ist die Ewigkeit! und was ist der Herr derselben! wie viel Millionen Tage haben dazu gehört, wie viel Millionen Bewegungen hat die Erde gemacht, ehe sie zu derjenigen gekommen, die sie heute macht; und wie viele Millionen werden auf selbige folgen, die du alle gezählt hast, wie die vergangenen gezählt sind! Wie diese Ewigkeit von Tagen, die in der Welt gewesen sind und noch seyn sollen, nichts als Heute für dich sind, so ist der heutige Tag eine Ewigkeit für mich, ja der jetzige Augenblick, eine Ewigkeit für mich. Herr, dein Wort macht uns klug, wenn es uns auch nicht mehr gelehrt hätte, als, diese unsere Tage zählen. Was für ein Rausch, was für

ein Nichts sind sie in unsern Augen, wenn die Vernunft sie zählt! was für ein All, was für eine Ewigkeit, wenn sie der Glaube zählt! Herr! lehre mich meine Tage zählen, auf daß ich klug werde! Alles ist Weisheit in deiner Ordnung der Natur, wenn der Geist deines Wortes den unsrigen aufschließt. Alles ist Labyrinth, alles Unordnung, wenn wir selbst sehen wollen. Elender als blind, wenn wir dein Wort verachten und es mit den Täuschgläsern des Satans ansehen. Unsere Augen haben die Schärfe des Adlers, gewinnen das Licht der Engel, wenn wir in deinem Worte alles sehen, dich, liebreicher Gott! Himmel und Erde, die Werke deiner Hände, die Gedanken deines Herzens gegen beide und in beiden. Der Christ allein ist ein Mensch, er allein liebt sich, die seinigen und seine Väter, weil er Gott liebt, der ihn zuvor geliebt hat, da er noch nicht da war. Der Christ allein ist ein Herr seiner Tage, weil er ein Erbe der Zukunft ist. So hängt unsere Zeit mit der Ewigkeit zusammen, daß man sie nicht trennen kann, ohne beiden das Licht ihres Lebens auszublasen. Ihre Verbindung ist die Seele des menschlichen Lebens, so ungleich sie auch ihrer Natur nach sind, wie die Verbindung der Seele mit dem Leibe das zeitliche Leben ausmacht.

2. Aus den Sibyllinischen Blättern. *)

(S. 108.)

An Beobachtungen fehlt es uns nicht, wodurch das Verhältniß der Sprache zu ihrem wechselseitigen Gebrauche ziemlich genau bestimmt werden kann. Die Einsicht in dieses Verhältniß und die Kunst, selbiges anzuwenden, gehört mit zu dem Geiste der Gesetze und zu den Geheimnissen der Regierung. Eben dieses Verhältniß macht klassische Schriftsteller. Der Unfug, Sprachen zu verwirren, und der Köhlerglaube an gewisse Zeichen und Formeln sind bisweilen Staatsstreiche, die im Reiche der Wahrheit mehr auf sich haben, als die kräftigste, frisch gegrabene Wurzel eines Wortes, oder die unendliche Genealogie eines Begriffs, Staatsstreiche, die einem gelehrten Kannengießer und redseligen Handwerksburschen nicht in seinen besten Träumen einfallen.

Ein Kopf, der auf seine eigne Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache thun; ein Autor hingegen, auf Rechnung einer Gesellschaft, läßt sich die ihm vorgeschriebenen Worte, wie ein Miethsdichter die Endreime, gefallen, die ihn auf die Gleise derjenigen Gedanken und Meinungen bringen, so sich am besten schicken. Das gemeine Wesen hat mehrentheils für dergleichen gangbare Schriftsteller die Schwäche eines bestallten Schulmeisters gegen solche Kinder, die fertig aufsagen können.

---

*) „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden, Johann Georg Hamanns.) Nebst mehrern Beilagen herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Leipzig. Brockhaus. 1819." 8.

Das menschliche Leben scheint in einer Reihe symbolischer Handlungen zu bestehen, durch welche unsere Seele ihre unsichtbare Natur zu offenbaren fähig ist, und eine anschauende Erkenntniß ihres wirksamen Daseyns außer sich hervorbringt und mittheilt. —

XXIII. Friedrich Ch. Nicolai.

(1733 — 1811.)

Aus Sebaldus Nothanker. *)

(Erster Band. S. 1.)

Die ersten Monathe nach der Verheurathung pflegen sonst neuvereh elichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu seyn; aber der Pastor Sebaldus und die schöne Wilhelmine waren zu Anfange ihrer Ehe in ihrem Betragen gegeneinander, wenn nicht kalt, doch etwas verlegen. Die landmännische Treuherzigkeit des Mannes, und die feine Hofmanier seiner jungen Frau machte einen Abstand zwischen Ihnen, so daß der Pastor sich noch nicht recht darein schicken konnte, mit ihr als mit seines gleichen umzugehen; Wilhelminen war hingegen noch immer der wohlgeputzte Hof vor Augen, den sie verlassen hatte. Das Andenken an die prächtigen von der Fürstinn abgelegten Kleider, in den sie sich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemachten Anzug. Es war ihr sogar, als ob ihr etwas fehlte, daß sie ferner nicht hohen Personen mit tiefer Verneigung aufzuwarten hatte, und das Glück unabhängig zu seyn, schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelten Schönheiten der Natur, womit sie auf dem Lande umgeben war, konnten sie noch nicht wegen des Flitterstaats der Kunst schadlos halten, den sie nun nicht mehr erblickte. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Szenen von Bällen, Concerten und Schlittenfahrten, die sie oft angesehen hatte; noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürstinn, durch das sie zuweilen unter der Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bei jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht ihre Aufwartung bei Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dies kostete ihr zwar einige Thränen, war aber doch die erste Ursache, daß sie die gute Seite ihrer jetzigen Lage und die guten Gesinnungen ihres Sebaldus einzusehen anfieng, welche zu bemerken sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine schief gepuderte Perücke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten entstanden bey ihnen gegenseitige Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlt hatten.

*) „Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker. Drei Bände. Berlin und Stettin. Friedrich Nicolai." 8. Erste Ausgabe 1773 — 76. Vierte Ausgabe 1799.

Von dieſer Zeit an vergaß die ſchöne Wilhelmine völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthinn. Vorher hatte ſie nur zu gehorchen gewußt, nun begann ſie zu regieren. Es koſtete ihr einige kleine Liebkoſungen, ſo begann Sebaldus, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, ſich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht ſo viele Federn auf ſeinem ſchwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit erſtreckte ſie bald ihre Herrſchaft auf ihre Nachbarinnen, die von ihr bisher durch ein gnädiges HofläcHeLn verſcheucht worden waren. Nun erwarb ſie derſelben Vertrauen, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, den Armen Almoſen, und ward in kurzer Zeit im Kirchſpiele eben ſo beliebt, als ihr Mann ſchon vorher geweſen war.

Dieſe Liebe hatte ſich Sebaldus durch die Sorgfalt, die er für ſeine Gemeinde trug, erworben. Er war in den Häuſern ſeiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Troſt, nie dem Hungrigen an Labſal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen unterrichtet, nicht weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben ſuchte, ſondern weil er von ihnen ſelbſt bei allen ihren Verlegenheiten um Rath, bei allen ihren Zwiſtigkeiten um Vermittelung erſucht ward. Er ſchalt in ſeinen Predigten nicht auf die Laſter, aber wenn ein Laſter in der Gemeinde verübt wurde, pflegte er, ohne deſſelben zu gedenken, die entgegengeſetzte Tugend einzuſchärfen. Daher richtete er ſeine Predigten auch mehr nach den Bedürfniſſen ſeiner Gemeinde, als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroſchen, von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloß weil ſich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einſt vergeblich verſucht hatte zwey Bauern, die in offenbarer Feindſeligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelaſſen worden, predigte er am Tage St. Stephani des Märtyrers: von der erſten Pflicht wahrer Chriſten, ihren Nächſten zu lieben, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangeliums: Jeruſalem, du tödteſt die Propheten, und ſteinigeſt die zu dir geſandt ſind, die ſchönſte Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freilich, daß dieſer ſonſt gutmüthige Mann, und der beim Antritte ſeines Amtes auf die ſymboliſchen Bücher geſchworen hatte, im Herzen nichts weniger als orthodox war. Ueber das athanaſiſche Glaubensbekenntniß hat er ſich zwar niemals erklärt; nur weil er anſtatt des Liedes: Wir glauben all an einen Gott u. ſ. w., welches ſonſt alle Sonntage in ſeiner Kirche war geſungen worden, oft ein geiſtliches Lied von Gellert ſingen ließ, war er bey einigen vielleicht allzu brünſtig orthodoxen Landpredigern in der Nähe nicht in allzu gutem Geruche. Ueber die Lehre von der Genugthuung aber äußerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verſchwendete (ohne Exegeſe, wovon er wenig hielt) viel philoſophiſche Spitzfindigkeit, um dieſer Lehre eine beſſere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Cruſiusſchen Philoſophie, welche unter allen andern Philoſophieen am geſchick-

testen scheint, die Theologie philosophischer und die Philosophie theologischer zu machen. Am meisten aber ging er in der Lehre vom tausendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenstrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erstere steif und fest, von der letztern hingegen hatte er sich nie überzeugen können. Er glaubte, im himmlischen Jerusalem würden alle Gottlosen fromm werden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apokalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablässigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise dazu gebracht worden, diese Bücher vorzüglich zu studiren. Schon in seinen jüngern Jahren war er durch sorgfältiges Nachdenken auf den Gedanken gekommen: der Wille Gottes, der unsere itzige und zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren, müsse dennoch auch nothwendig durch Vernunft eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könne, worauf die bloße Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatische Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen sein ließ, alle moralische Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben; so hatte er sich ganz dem Studium der prophetischen Schriften gewidmet. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und Sebaldus hatte die Apokalypse dazu erwählt, welches er auch, seine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er sich zu seiner Predigt vorbereitete, und der Sonntag, wenn er sie hielt, war moralischen Betrachtungen gewidmet. Denn so sehr er auch die Prophezeihungen der Untersuchung eines scharfsinnigen Kopfes würdig hielt, so wenig glaubte er, würden seine Bauern davon verstehen oder nützen können; und es war sein unwiderruflicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich als nützlich wäre.

Er hatte daher mit einer Menge seiner wohlehrwürdigen Amtsbrüder eine gewisse Aehnlichkeit, ob er ihnen gleich sonst sehr unähnlich war. Viele Landpfarrer predigen Sonntags mit lauter Stimme das Gesetz, und wissen die Ungläubigen und Ketzer mit starken Ausrufungen und gelehrten Citationen aus dem Grundtexte gar fein zusammenzutreiben. Eben diese Männer aber sieht man die ganze Woche über als dickstämmige Pachter, wilde Pferdebändiger, drolligte Trinkgesellschafter oder vorsichtige Wucherer, und möchte sie kaum für Ebendieselben halten. Eben so konnte jedermann alle Sonntage hören, daß der Vortrag des Pastors Sebaldus einfältig, herzrührend und allen Bauern verständlich war. Wer hätte sich da vorstellen sollen, dies sey der grundgelehrte Mann, der alle Kommentarien über die prophetischen Bücher durchstudirt hatte, der alle alte und neue Prophezeihungen nebst ihren Erfül-

lungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder wie Schachtel und Deckel zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenziffern und Jahrwochen, prophetische Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichte und weissagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche Raja Mehemna gänzlich inne hatte? Wer hätte sich da vorstellen sollen, dieser ganz einfache Landprediger sey der Mann, der aus seinem Reichthume von gelehrtem Stoffe mit Hülfe der Crusiusschen Philosophie, die feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann, eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeihungen aus der Apokalypse gezogen hatte, welchem Crusius unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, Bengels unwidersprechliche Auslegung der apokalyptischen Weissagungen, Don Isaak Abarbanels Majeneh Jeschuah und Michaelis unwiderlegliche Erklärung der siebenzig Wochen, weder an Richtigkeit und Wahrheit, noch an Neuheit, Scharfsinn und sinnreicher Aufklärung der dunkelsten Bilder zu vergleichen waren?

XXIV. Christoph Martin Wieland. *)

(1733 — 1813.)

1. Abderitenstreiche.

(Aus der Geschichte der Abderiten. Band 19. S. 8.)

Die Athener waren von jeher ein muntres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athener, nach Jonien versetzt, gewannen unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebirge der guten Hoffnung. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Jonischen Griechen die Günstlinge der Musen. Homer selbst war, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ein Jonier. Die erotischen Gesänge, die Milesischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romane) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alkäos, die glühende Saffo, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler der Grazien waren aus Jonien; Anakreon war sogar ein geborner Tejer. Dieser letzte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren sein, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat) als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daß er seine den Liebesgöttern geweihte Leier nicht zurückgelassen, sang er dort das Lied an ein Thracisches Mädchen, (in Barnesens Ausgabe das ein und sechzigste) worin ein gewisser wilder Thracischer Ton gegen die Jonische Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art absticht.

*) „C. M. Wielands sämmtliche Werke. Leipzig. Göschen. 1794 bis 1802. 36 Theile." 8.

Wer sollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem ersten Ursprung Athener — so lange Zeit in Jonien einheimisch. — Mitbürger eines Anakreons — sollten auch in Thracien den Karakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen sein mag) das Gegentheil ist außer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht daß sie ihre vormahlige Lebhaftigkeit ganz verloren und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Juvenal sie ungerechter Weise beschuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; denn ihre Einbildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemahls wieder möglich war, sie einzuhohlen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit wo sie angebracht wurden; oder kamen erst wenn die Gelegenheit vorbei war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken, was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hievon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflogen war. Dieß zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewieß, daß es ihnen nicht besser ging, wenn sie sich besannen. Machten sie (welches sich ziemlich oft zutrug) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschließungen die schlechteste ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein Abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen, war bei diesen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger oder bei den Helveziern ein Lalleburgerstreich ist; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu versehen. Für itzt mögen davon ein paar Beispiele zur Probe dienen.

Einsmahls fiel ihnen ein, daß eine Stadt, wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymfen, Tritonen und Delfinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delfinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stand, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delfins zu befeuchten; und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delfinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des

Neptuns bringen; und so oft man sie einem Fremden wies, bedauerte der Küster sehr ernsthaft im Nahmen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermahl erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. „Sie ist zu schön, (riefen sie einhellig) um auf einem niedrigen Platze zu stehen; ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht und so viel Geld gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste seyn, was den Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt." Diesem glücklichen Gedanken zu Folge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß: und wiewohl es nun unmöglich war zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Austernymfe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden zu gestehen, daß man nichts vollkommneres sehen könne.

Uns dünkt, diese Beispiele beweisen schon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Karakter stärker zeichnen könnte als dieser; daß sie (nach dem Zeugnisse des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie endlich selbst genöthiget wurden, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander von Macedonien an einen dritten Ort zu begeben.

Dieß Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es so kommen würde. Der Fehler lag in der That blos an den Mitteln, wodurch sie dem Uebel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten dieß einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war: daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankam, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegputzte, daß eine Meile rings um Abdera nicht Einer übrig blieb, der dem wieder kommenden Frühling Brekekek Koax Koax entgegen gesungen hätte.

2. Aus dem Agathon.

a. Das Fest des Bachus.

(Wielands sämmtliche Werke. Erster Band S. 25.)

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung von dem

b. Karakter des Alcibiades, von Aſpaſien geſchildert. Wie die junge Danae in Aſpaſiens Hauſe erzogen ward.

(Dritter Band. S. 274.)

Bald darauf kam Alcibiades. Er that nicht als ob er mich kennte, und erſparte mir dadurch die Fortdauer der Verlegenheit und des Erröthens, worein mich ſeine Erſcheinung ſetzte. Sein Bezeigen gegen mich war zurückhaltend und voll von dieſer ungezwungenen Urbanität, die den Athener von den übrigen Griechen eben ſo ſehr unterſcheidet, als die Griechen überhaupt allen andern Völkern an Witz und Lebensart vorgehen. Die Unterredung zwiſchen ihm und Aſpaſien war lebhaft und ſo neu für mich, daß ich lauter Ohr und Auge war. Er ſprach von Staatsſachen und Liebeshändeln mit dem gleichen muntern Ton, und mit dem Leichtſinne, deſſen verführeriſcher Reitz ihn für die Ruhe ſeines Vaterlandes eben ſo gefährlich machte als für die Ruhe der weiblichen Herzen. Nach einiger Zeit ſtand er auf, entſchuldigte ſich, daß er den Abend nicht mit ihr zubringen könnte, und gab zur Urſache davon eine Luſtbarkeit vor, die zwiſchen ihm und einigen jungen Herren von ſeiner Bekanntſchaft angeſtellt ſey. Die ſchöne Spartanerin wird dabei ſein, ſetzte er hinzu, indem er einen beobachtenden Seitenblick auf mich warf; und ſo verſchwand er.

Der leichtſinnigſte, witzigſte, verwegenſte, aber liebenswürdigſte Böſewicht, auf den je die Sonne geſchienen hat! — ſagte Aſpaſia, nachdem er fortgegangen war. Ich weiß keine Tugend, keine Vollkommenheit, wovon er nicht entweder den Schein oder die Wirklichkeit beſäße; aber Er allein hat das Mittel gefunden, mit allem, was einen Mann ſchätzbar und liebenswürdig macht, alle Laſter, deren die menſchliche Natur fähig iſt, zu verbinden. Perikles, deſſen Pflegeſohn er war, hat in ſeinem ganzen Leben nichts tadelnswürdigers gethan, als daß er durch zu viele Nachſicht dieſen verzärtelten Menſchen aus ihm gemacht hat, der er nun iſt. Doch das ganze Athen, der weiſe Sokrates ſelbſt nicht beſſer. Von ſeiner Kindheit an wurde er angewöhnt, der allgemeine Liebling aller Welt zu ſein. Alles was er that gefiel, ſeine Unarten waren angenehme Lebhaftigkeiten, ſeine Wildheit das Feuer einer Heldenſeele, ſeine muthwilligſten Ausſchweifungen witzige Einfälle und Ergießungen eines fröhlichen, nichts Arges denkenden Herzens. Immer hatte er das Glück, oder vielmehr das Unglück, daß man ſeine Untugenden, um der ſchönen Form willen, die er ihnen zu geben wußte, entſchuldigte oder gar für Verdienſte gelten ließ. Er übte ſeine Leichtfertigkeiten mit einer ſo guten Art aus, gab ſeinen Laſtern eine ſo angenehme Wendung, eine ſo eigene Grazie, daß man ihn auch da, wo er Tadel und Beſtrafung verdiente, immer liebenswürdig fand. Dinge, die man einem andern nie vergeben hätte, wurden an ihm bewundert, oder wenigſtens dadurch, daß man bloß darüber lachte, gebilliget und aufgemuntert. Nun, da es zu ſpät iſt, fangen die Athener an gewahr zu werden, daß ſie übel daran gethan haben. Aber ſein Genius überwältigt ſie auch wider ihre beſſere Ueberzeugung, und die Bezauberung wird nicht eher völlig aufhören, als wenn er ſie zu Grunde

gerichtet haben wird. Es geht ihnen nicht beſſer mit ihm, als unſern Schönen. Seine Unbeſtändigkeit, ſeine Treuloſigkeit, ſein Uebermuth gegen unſer Geſchlecht ſind weltkundig. Tauſend warnende Beiſpiele ſollten uns klug gemacht haben. Aber alles iſt umſonſt. Eine jede, die es noch nicht erfahren hat, eilt was ſie eilen kann, die Zahl der Betrogenen zu vermehren. Jede ſchmeichelt ſich, reitzender, oder geſchickter, oder wenigſtens glücklicher zu ſein als ihre Vorgängerinnen. Man thut alles ihn zu gewinnen, alles ihn zu erhalten; er wird mit der pünktlichſten Treue geliebt; kein Opfer, das er fodern kann, iſt zu groß; man glaubt nie zu viel für ihn thun zu können; man verblendet ſich über ſeine Untreue: und zuletzt, wenn man nicht mehr daran zweifeln kann, tröſtet man ſich wenigſtens mit dem ſüßen Gedanken, daß man doch einmal vom Alcibiades geliebt worden ſey; und jede ſchmeichelt ſich, es mehr geweſen zu ſein als die übrigen. Ich habe es für nöthig gehalten, Danae (fuhr ſie fort) dir den gefährlichen Menſchen in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen; denn du wirſt ihn täglich in meinem Hauſe ſehen. Ich ſelbſt erfahre das allgemeine Loos; ich liebe ihn; wiewohl die Zeit, da er mir gefährlich war, ſchon lange vorüber iſt. Die deinige, meine liebe Danae, wird noch kommen. Ich mußte dich warnen, weil ich dich liebe. Aber nun überlaß ich dich deinem Herzen. Alles was ich um dich zu verdienen wünſche, iſt, daß du mich zu deiner Vertrauten macheſt, ſobald du eine Vertraute nöthig haben wirſt.

Ich verſprach es ihr mit einer Naivität, über die ſie lächeln mußte, und ſetzte hinzu: die Begierde mich ihrer Liebe würdig zu machen, würde meinem Herzen keine Zeit laſſen, ſich mit einem andern Gegenſtande zu beſchäftigen. — Du haſt noch nicht lange genug gelebt, meine Tochter, erwiederte ſie, um dein Herz zu kennen; und noch weniger, um alle die Gefahren zu kennen, wovon es umgeben iſt. In einigen Jahren wird dich deine eigene Erfahrung gelehrter gemacht haben. Indeſſen wird es nur auf dich ankommen, dich der meinigen zu deinem Vortheil zu bedienen. Ein gefühlvolles Herz iſt ſehr zu beklagen, wenn es bloß auf eigene Unkoſten lernen muß, ſich gegen ein Geſchlecht zu verwahren, das bei uns nichts als ſeine Befriedigung ſucht, und von dem wir immer betrogen werden, ſo lange wir es nach uns ſelbſt beurtheilen. — Ich verſicherte ſie, mit einem Ton, in den mein ganzes Herz einſtimmte, daß von nun an mein angelegenſtes Geſchäft ſeyn würde, mich nach ihr zu bilden und ihren Lehren zu folgen.

Meine Erfahrung, beſter Agathon, hat mich gelehrt, wie wichtig es für ein junges Mädchen iſt, frühzeitig eine Perſon ihres Geſchlechts kennen zu lernen, welche vortrefflich genug iſt, ſich ihres Herzens zu bemächtigen. Vor wenigen Stunden war das meinige noch ganz von dem Bilde des verführeriſchen Alcibiades erfüllt. Wie leicht würde ihm ſein Sieg geworden ſein, wenn er damals, anſtatt mich in Aſpaſiens Schutz zu bringen, ſich der Mittel, woran er nur allzu reich war, hätte bedienen wollen, mich in ſeine eigene Gewalt zu bekommen! Aber er wollte ſich ſeinen Sieg ſchwer machen; wiewohl er in der Folge mehr als Einmal Urſache fand zu wünſchen, daß er ſich weniger auf

die Unwiderstehlichkeit seiner Verdienste und Gaben verlassen haben möchte. Der erste Augenblick, da ich Aspasien sah, schien mich zu einer andern Person umzuschaffen. Der Wunsch, dem Ideal weiblicher Vollkommenheit, welches ich in ihr zu erblicken glaubte, ähnlich zu werden, wurde die herrschende Leidenschaft meiner Seele. Mir war, als ob mein Herz mir sagte: Diese Göttin ist doch immer nicht mehr, als was du auch werden kannst; sie ist — doch nur ein Weib. Dieser Gedanke machte mich stolz auf mein Geschlecht; und, ohne diesen Stolz, womit sollten wir uns gegen den Uebermuth des eurigen schützen? Alcibiades schien mir nun ein ganz andrer Mann, da ich ihn neben Aspasien sah. Ihr Glanz verdunkelte den seinigen; ich konnte ihn ungeblendet ansehen. Meine Augen verweilten darum nicht mit minderm Vergnügen auf seiner Gestalt; ich fühlte seine Reitzungen nicht schwächer: aber ich empfand stärker den Werth der meinigen.

Aspasia pflegte beinahe alle Abende Gesellschaft zu sehen, und an gewissen Tagen versammelte sich alles, was in Athen durch Stand, Schönheit, Geist und Talente vorzüglich war, in ihrem Hause. Sie sagte mir, wenn ich lieber allein sein wollte, sollten einige von ihren Mädchen mir den Abend angenehm zubringen helfen. Ich ersuchte sie darum. Sie verließ mich unter neuen Ausdrücken einer Zärtlichkeit, die mich über allen Ausdruck glücklich machte. Bald darauf traten drei angenehme junge Mädchen in mein Zimmer, wovon die Aelteste kaum vierzehn Jahre hatte. Sie glichen in ihrer leichten und niedlichen Kleidung den Freuden, welche die Dichter und Maler, in Gestalt junger Mädchen, vor dem Wagen der Liebesgöttin hertanzen lassen. Wir wurden in kurzer Zeit vertraut mit einander: denn sie begegneten mir als ob wir uns immer gekannt hätten. Sie waren Sklavinnen der Aspasia, in ihrem Hause geboren, und, da sie vorzügliche Gaben zu den Künsten der Musen zeigten, zu ihrem Vergnügen erzogen. Es befanden sich noch mehrere von dieser Art im Hause, die an Reitzungen und Geschicklichkeiten vollkommen genug gewesen wären, den Hof eines Königs zu zieren; und dieß mag wohl in einer Stadt, wo der zaumlose Muthwille der Komödienschreiber weder Talente noch Tugend, weder Götter noch Menschen schonte, Gelegenheit zu gewissen Verleumdungen gegeben haben, die dir nicht unbekannt sein können. Es ist wahr, die Freiheit eines Hauses, welches eine Art von Tempel aller Musen und Götter der Freude war, schien den Aristofanen einigen Vorwand zu geben. Aber um diesen Vorwand aller Scheinbarkeit zu benehmen, braucht man nur zu bedenken, daß Aspasia die Gemahlin des Ersten unter allen Griechen war; daß Sokrates seine jungen Freunde, und die edelsten Athener ihre Gemahlinnen in keine bessere Gesellschaft führen zu können glaubten; und daß man die verdorbnen Sitten eines Aristofanes haben mußte, um die Akademie des Geschmacks, der Filosofie, der Wohlredenheit und der feinsten Lebensart, dem niedrigsten Pöbel, der das nicht kennt noch kennen kann, was edle Seelen Freude nennen, als ein Gelag von Bacchanten und Mänaden, oder als eine Schule der Ausschweifung und Liederlichkeit vorzuschildern.

Dieser erste Abend, da ich mit den liebenswürdigen Sklavinnen der Aspasia Bekanntschaft zu machen anfing, lehrte mich, wie weit ich noch in der einzigen Kunst, in welcher ich mir einige Stärke zugetraut hatte, von der Vollkommenheit entfernt war. Einige Tage darauf machte Aspasia Gelegenheit, daß es schien, als ob sie von ungefähr dazu komme, als ich mich mit den drei Mädchen in pantomimischen Tänzen übte. Sie setzte sich unter uns hin, und wurde unsre Lehrmeisterin, indem sie scherzend vorgab, blos unsre Richterin sein zu wollen. Sie gab uns Fabeln aus der Göttergeschichte, oder Begebenheiten aus der Heldenzeit zu Tänzen auf. Meine Gelehrigkeit und feine Empfindung erhielt ihren Beifall. In der That verstand ich ihre leisesten Winke, und da sie sich eine Ergetzlichkeit daraus machte, diese Uebungen fortzusetzen, so erreichte ich in kurzer Zeit eine Fertigkeit darin, die vielleicht nicht wenig dazu beitrug, mich zu ihrem Liebling zu machen. Denn sie selbst hatte ehmals den Ruhm der vollkommensten Tänzerin; und noch itzt liebte sie diese Kunst so sehr, daß sie, wenn sie mich einen Karakter oder eine Situation vorzüglich gut machen sah, in einem augenblicklichen Vergessen dessen, was sie itzt war, ausrief: Mich däucht ich sehe mich selbst in meine Jugend zurück versetzt!

Mit diesen Uebungen wurden alle andere verbunden, die man bei uns Griechen zur vollkommnen Erziehung einer Schönen rechnet. Aspasia, welche so viele Ursache hatte, die meinige als ihr eignes Werk anzusehen, schien den ganzen Umfang ihres Vermögens in Vervollkommnung eines Werkes, worin sie sich selbst gefiel, erschöpfen zu wollen. Die Virtuosen von allen Arten, die das Haus des Perikles als ihr eigenes anzusehen gewohnt waren, eiferten in die Wette, diese Absicht meiner edlen Wohlthäterin befördern zu helfen. Ein jeder schien seinen größten Stolz darin zu suchen, wenn er sich rühmen könnte, etwas zur Verschönerung und Vollendung dieser Danae, in welcher Aspasia sich selbst wieder hervorbringen wollte, beigetragen zu haben. Alles Verdienst, was ich mir selbst dabei zueignen kann, war Gelehrigkeit, und brennende Begierde einer Wohlthäterin zu gefallen, die alles für mich that, was die beste Mutter für eine einzige Tochter thun kann, und die ich, auch ohne Rücksicht auf das, was ich ihr schuldig war, um ihrer selbst willen unaussprechlich liebte. Und war nicht auch diese Gelehrigkeit, dieser Enthusiasmus für das Schöne, dieses Verlangen, einer Wohlthäterin, deren Güte ich durch nichts anders vergelten konnte, das Vergnügen, ihre Absichten mit mir erreicht zu sehen, zu gewähren — war nicht auch dieß ein bloßes Geschenk der Natur? — —

3. Aus dem Aristipp.

Der griechische Salon der Lais.

(Wieland's sämmtliche Werke 33. Band.) — (Erster Band des Agathon S. 132.)

Aristipp an Kleonidas.

Ich gestehe unverhohlen, daß ich ein großer Freund aller Tage bin, die von unsern frommen Vorfahrern dem allgemeinen Müßiggang und

Wohlleben gewidmet wurden. Immerhin mögen Arbeitsamkeit und Enthaltsamkeit, wo sie nicht Töchter der Nothwendigkeit sind, unter die preiswürdigsten Tugenden gerechnet werden: wenigstens sind sie es bloß als Mittel zu dem, was der letzte Wunsch aller lebenden Natur ist; Ruhe ist die angenehmste Belohnung des Arbeiters, und der Arme behilft sich die meiste Zeit schlecht, um sich zuweilen einen guten Tag machen zu können. An Festtagen seh' ich allenthalben fröhliche Gesichter; jedermann ist besser als gewöhnlich gekleidet, thut sich gütlicher, geht ins Bad, kränzt sich mit Blumen. Gemeinschaftliche Opfer, Gesänge und Gebete, feyerliche Aufzüge, Uebungsspiele, Tänze und Schauspiele nähren und erhöhen den sympathetischen Trieb, und lassen uns vom geselligen Bürgerleben, dessen tausendfache Kollisionen die Tage der Arbeit und Geschäftigkeit so häufig erschweren und verbittern, nur das Gefügige, Angenehme und Tröstliche empfinden. Die Natur hat mir, wie du weißt, zu einem ziemlich kalten Kopf ein warmes Herz gegeben. Mir ist nie wohler, als wenn ich mich so ganz aufgelegt fühle allen Menschen hold zu seyn, und dieß bin ich immer, wenn ich sie in Gemeinschaft fröhlich sehe. Denn da wiege ich mich unvermerkt in die süße Täuschung ein, sie alle für gut und wohlwollend zu halten, und mache mir selbst weiß, sie würden es immer seyn, wenn sie sich immer glücklich fühlten. Du wirst es also ganz begreiflich finden, lieber Kleonidas, daß ich, ungeachtet der schelen Gesichter, die ich mir von meinen gravitätischen Mitgesellen, und zuweilen auch wohl von dem Meister selbst gefallen lassen muß, keine Gelegenheit versäume, wo ich mir diesen behäglichen Lebensgenuß verschaffen kann.

Einer meiner hiesigen Bekannten, ein Mann von Geist und angenehmen Umgang, der nach Athenischer Art reich ist, und (was hier in den Augen einer gewissen Klasse noch mehr zu sagen hat) sein Geschlechtsregister auf mütterlicher Seite von Kodrus ableitet, besitzt ein schönes Landgut auf der Insel Aegina, die nicht viel über zwey hundert Stadien von Athen entfernt liegt, und wiewohl von Natur nur ein kahler Felsen, durch eine fünfhundertjährige Anbauung und den Wetteifer ihrer durch Gewerbe und Handelsschaft reich gewordenen Einwohner sie auf alle nur mögliche Weise zu verschönern, eines der anmuthigsten Eylande ist, die im Myrtoischen Meer und Saronischen Meerbusen zerstreut umherliegen. Eurybates (so nennt sich mein Freund), der das vornehmste Fest der Aeginer, die Poseidonia, gewöhnlich auf seinem Gute zuzubringen pflegt, bat mich ihm diesmahl Gesellschaft zu leisten, und ich nahm seine Einladung um so williger an, da diese Festtage gerade in die schönste Jahreszeit fallen, und durch einen großen Markt belebt werden, der eine Menge Fremde vom festen Lande und den benachbarten Inseln herbey zieht.

Wir hatten bereits einige Tage in allerley festlichen Lustbarkeiten verlebt, als Eurybates mir den Antrag machte: ob ich nicht Lust hätte, den Abend in Gesellschaft der schönen Lais zuzubringen? Er setzte, vermuthlich um mir desto mehr Lust zu machen, hinzu: „wenn ich meinen Augen glauben darf, so ist schwerlich ein Weib im ganzen Grie-

chenlande, das ihr den Preis der Schönheit ſtreitig machen kann." Da mir die Landesſitte bekannt iſt, ſo konnt' ich natürlicher Weiſe nichts anders denken, als die Rede ſey von einer Hetäre mit deren Geſellſchaft Curybates ſeine Freunde dieſen Abend zu bewirthen gedenke; und wiewohl ich bisher den Umgang mit Frauenzimmern aus der Klaſſe immer zu vermeiden ſuchte, ſo kamen doch hier mehrere Umſtände zuſammen, die eine Ausnahme ſchicklich zu machen ſchienen. Kurz, ich ſagte meinem Wirthe, es werde mir um ſo angenehmer ſeyn, ihm eine ſo intereſſante Bekanntſchaft zu danken zu haben, da ich geſtehen müßte, daß ich eine Art von Ideal in meinem Kopfe hätte, dem die ſchöne Lais den Vorzug abzugewinnen einige Mühe haben würde. Indeſſen kam der Abend heran, und wie ich eben mit Verwunderung zu bemerken anfieng, daß ſich nirgends eine Anſtalt zu einem Gaſtmahl im Hauſe zeigte, kam Curybates, mir zu ſagen, es wäre nun Zeit ihm zu ſeiner ſchönen Nachbarin zu folgen. — Zu welcher Nachbarin? — „Zu welcher andern als der ſchönen Lais, die vor einigen Tagen hierher gekommen iſt, um von einem kleinen Gute Beſitz zu nehmen, das ihr durch den Tod eines Freundes zugefallen iſt, und das glücklicher Weiſe unmittelbar an das meinige ſtößt." — Die Rede iſt alſo nicht von einer Hetäre? ſagte ich. — „Nun ja Hetäre oder auch nicht Hetäre, wie du willſt; im Grunde läßt ſie ſich nicht wohl in eine andere Klaſſe ſtellen, wenn ſie ja klaſſificirt ſeyn muß: aber dann iſt ſie eine Hetäre, wie es, zwey oder drey ausgenommen, noch keine gegeben hat." — —

Dieſer Vorbericht ſpannte meine Neugier und Erwartung ſo ſtark, daß mir der Weg, der uns nach dem Hauſe der ſchönen Korintherin führte, dreymal länger vorkam, als er in der That war. Wir fanden ſie in einem geräumigen, auf Joniſchen Marmorſäulen ruhenden Gartenſahle, von einem kleinen Kreiſe dem Anſehn nach feiner junger Männer umgeben, und, wie es ſchien, in einem lebhaften Geſpräche begriffen. Schon von ferne, bevor es möglich war, ihre Geſichtszüge genau zu unterſcheiden, däuchte mir ihre Geſtalt die edelſte, die ich je geſehen hätte. Ihr Anzug war mehr einfach als gekünſtelt und eher koſtbar als ſchimmernd; leicht genug, um einen Bildner, der keine ſchöne Form unangedeutet laſſen will, zu befriedigen, aber zugleich ſo anſtändig, daß ſelbſt die Grazie der Scham nicht untadeliger bekleidet werden könnte. — Die hat einen feinen Takt für ihre Kunſt, dachte ich. Aber ſtelle dir vor, mein Freund, wie gewaltig ich überraſcht wurde, da ich ein paar Schritte näher die nehmliche Dame in ihr zu erkennen glaubte, mit welcher ich vor drey Jahren zu Korinth auf eine ſo ſeltſame Art in Bekanntſchaft gekommen war, ohne damals ihren Stand und Nahmen erfahren zu können. Ich mußte alle meine Gewalt über mich ſelbſt zuſammenraffen, um der edeln Unbefangenheit, womit ſie mich empfieng, keine größere Betroffenheit entgegen zu ſetzen, als ſich allenfalls mit der Wirkung ihrer Schönheit auf jeden, der ſie zum erſten Mahle ſah, entſchuldigen ließ. Daß ich es wollte, war ich mir deutlich genug bewußt; doch zweifle ich ſehr, ob es mir in der erſten Viertelſtunde ſo gut gelang als ich wünſchte; denn gewöhnlich verrät

einer durch die Bemühung, etwas unter seinen Mantel zu verbergen, daß er etwas verberge, und dieß ist genug, um die Aufmerksamkeit aller Umstehenden zu erregen. Das Wahre ist, daß die Furcht, mich zu irren, und das Verlangen, mich nicht zu irren, den Blicken, womit ich sie durch und durch zu erspähen und nach allen Dimensionen auszumessen scheinen mußte, mir (wie sie mir in der Folge selbst sagte) etwas zu gleicher Zeit so schüchtern unverschämtes, gieriges und erstauntes gab, daß sie selbst Mühe gehabt hätte, sich in gehöriger Fassung zu erhalten, wenn sie nicht auf diese, bloß von meiner Seite unerwartete Zusammenkunft vorbereitet gewesen wäre. In der That hatte sie sich in den drey Jahren, die seit der ersten verflossen waren, dermaßen verschönert, daß ungeachtet das Bild meiner Korintischen Anadyomene noch wenig in meiner Erinnerung verloren hatte, oder vielmehr eben deßwegen, ein kleines Mißtrauen in meinen Augen oder in meinem Gedächtniß ganz natürlich war. Sie war indessen merklich größer geworden, und die Blüthe ihrer mächtigen Gestalt schien so eben den Augenblick der höchsten Vollkommenheit erreicht zu haben; den Augenblick, wo die Fülle der hundertblättrigen Rose sich nicht länger in der schwellenden Knospe verschließen läßt, sondern mit Gewalt aufbricht, um ihre glühenden Reitze der Morgensonne zu entfalten. Dieß verbreitete einen so blendenden Glanz um sie her, daß ich, wiewol die Aehnlichkeit mit sich selbst zu entschieden war, um nicht jeden aufsteigenden Zweifel sogleich wieder niederzuschlagen, doch nicht aufhören konnte, mich durch immer wiederholtes Anschauen von einer so angenehmen Wahrheit immer gewisser zu machen. Bei allem dem behielt ich doch noch so viel Besonnenheit, um, zu meinem Troste, wahrzunehmen, daß die andern Anwesenden, (den einzigen Eurybates vielleicht ausgenommen) jeder für sich zu stark mit unsrer schönen Wirthin beschäftigt waren, um sich viel um mich zu bekümmern. Auch blieb mir nicht unbemerkt, daß Sie Selbst am wenigsten gewahr zu werden schien, daß etwas besonders in mir vorgehe; und wenn mich ein paar verstohlne Seitenblicke nicht verständiget hätten, würde die höfliche Kälte, womit sie sich gegen mich benahm, neue Zweifel haben erregen müssen. Diese nur mir verständlichen Blicke sagten mir so zuverlässig, sie sey es, daß keine Möglichkeit zu zweifeln übrig blieb; und nun war es auch um so viel leichter, die Rolle einer ganz neuen Bekanntschaft natürlich genug zu spielen, um selbst den beobachtenden Eurybates dadurch zu täuschen und den leisesten Verdacht eines früheren Verhältnisses zwischen uns unmöglich zu machen. Ich überließ mich jetzt mit meinem gewöhnlichen Frohsinn oder Leichtsinn, wenn du willst, dem heiteren Genuß des schönsten Abends, den ich bisher erlebt hatte, und ich wollte alles in der Welt wetten, daß Tantalus an der Tafel Jupiters nicht halb so glücklich war, als ich im Speisesaal dieser irdischen Göttin, welche, nicht zufrieden, uns mit dem Ambrosia und Nektar ihrer Schönheit und ihres Witzes zu sättigen, außerdem noch alles aufgeboten hatte, was Land und Meer und die Kunst eines Korinthischen Kochs vermochte, um selbst den Gaumen eines Sybariten zu befriedigen.

Nimm es als einen Beweis der Stärke meiner Liebe zu dir auf, daß ich in diesen Stunden der süßesten Seelenberauschung, wo es so leicht war, ein lethеisches Vergessen alles dessen, was man sonst liebte, aus den Augen dieser neuen Circe zu trinken, mehr als einmahl herzlich wünschte: möchte doch mein Kleonidas hier seyn, wär' es auch auf Gefahr, seiner ersten Liebe ein wenig ungetreu zu werden! Es ist, denke ich, dem Menschen überhaupt, und vor allen dem Künstler zuträglich, in allen Gattungen und Arten das Höchste gesehen zu haben.

Eine vollkommene Schönheit ist in Griechenland und vermuthlich allenthalben etwas sehr seltenes, die Vereinigung einer solchen Schönheit mit geistigen Reitzungen noch seltner. Dieß vorausgesetzt, ist die schöne Lais unter den Griechischen Weibern, was der Phönix unter den Vögeln ist. Ich habe die berühmte und von Sokrates selbst geschätzte Aspasia, wiewohl in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, mehrmahl gesehen und gesprochen; sie kann selbst in der Blüthe ihrer Schönheit nie ein Recht gehabt haben, mit Lais um den goldnen Apfel zu streiten. An Stärke des Geistes und an Kenntnissen mag ihr vielleicht der Vorzug bleiben; aber an Lebhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des Witzes und der Laune ist Lais vielleicht einzig. Die feinsten Wendungen der scherzenden oder nur leicht ritzenden Ironie sind ihr so geläufig, als ob sie bei meinem alten Mentor in die Schule gegangen wäre. Sie spricht gern und viel, und findet immer den zierlichsten Ausdruck und das rechte Wort ungesucht auf ihren Lippen.

Ohne wie Kassandra vom delfischen Gotte besessen zu seyn, glaube ich voraus zu sehen, daß diese neue Helene in ihrer Art wenigstens eben so viel Unheil unter den ohnehin so leicht entzündbaren Griechen unserer Zeit anrichten wird, als die Tochter der Leda unter den Achäern und Trojanern des heroischen Zeitalters. Was sie in meinen Augen am gefährlichsten macht, ist ein gewisser unnennbarer Zauber, den ein Dichter mit den unsichtbaren und unzerreißbaren Schlingen vergleichen würde, welche Homers Vulkan aus hinterlistigen Absichten um das Lager seiner treuen Gemahlin legte: Weil ich mich nicht gern mit unerklärbaren und nichts erklärenden Wörtern behelfe, so habe ich in aller Stille ausfindig zu machen gesucht, worin dieser magische Ivnx (mit Sokrates zu reden) eigentlich bestehe, und, so viel ich jetzt davon sagen kann, dünkt mich, er liege darin, daß sie sich aller ihrer Reitzungen immer bewußt ist, ohne daß es scheint, als ob sie ihrentwegen Anspruch an große Bewunderung mache, oder mit geheimen Anschlägen auf Eroberungen umgehe. Sie scheint in vollkommner Selbstgenügsamkeit sich mit der Gewißheit zu befriedigen, es hänge nur von ihr ab, sobald sie Lust dazu habe, jeden Sterblichen zum Gott und jeden Weisen — zum Narren zu machen; da es hingegen in keines Mannes Gewalt stehe, mehr über sie zu gewinnen, als sie ihm freiwillig einzuräumen geneigt sey. Sie bedient oder begiebt sich dieses Vorrechtes mit gleicher Sorglosigkeit, ohne Anschein einer besonderen Absicht; aber wenn sie sich dessen bedient, thut sie es öfters mit einem Muthwillen, der an Grausamkeit grenzt, wiewohl es vielleicht bloser Naturtrieb, ihre Macht

zu versuchen, seyn mag. Sie schießt ihre Strahlen umher, wie die Sonne die ihrigen ergießt, unbekümmert wohin sie fallen und wie sie wirken, ob sie erwärmen und beleben, oder antrockenen, versengen und zerstören. Daß die Sprache der Griechen keinen Nahmen für diesen gefährlichen Karakter hat, beweißt vermuthlich, daß die schöne Lais in ihrer Art die erste ist.

Ich sehe dich für die Freyheit und Ruhe deines Aristipp zittern; aber sey unbesorgt, mein Freund! Der Salamander, sagt man, befindet sich sehr wohl in eben dem Feuer, worin andere lebendige Wesen verzehrt werden. Ich schwöre dir, daß ich in meinem Leben nie freyer, heitrer und aufgeräumter war als diesen Abend. Nicht als ob ich mich einer Gleichgültigkeit rühmen wolle, die mir im Grunde wenig Ehre machen würde; genug, Lais selbst scheint zu merken, daß sie an einen jungen Mann gerathen ist, den Hermes mit dem berühmten Kräutchen Moly, das alle Bezauberung unkräftig macht, bewaffnet hat, und ich denke, wir wollen noch sehr gute Freunde werden. Ueberdieß war auch hier keine Ursache zur Eifersucht. Ich sahe keinen begünstigten; und wie hätte ich mich darüber ärgern sollen, gerade so viele Nebenbuhler zu sehen als Personen zugegen waren? Das wird nun einmahl in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren nicht anders seyn. Alles kommt darauf an, nicht ob man ihr gefallen will, (wer wollte das nicht?) sondern ob man ihr gefällt, und das muß man den Göttern und ihrer Laune anheim stellen. Ausschließliche Anmaßungen an ein solches Wesen machen zu wollen, wäre, nach meiner Vorstellungsart, als wenn Einer Sonne und Mond für sich allein behalten wollte. Wenn ich auch die Macht des großen Königs besäße, ich würde schwerlich thörigt genug seyn, ein falsches Unrecht an ihr und an mir selbst zu begehen. Wer wäre berechtigt frey zu seyn, wenn ein so hoch von der Natur begünstigtes Weib es nicht seyn sollte? Und wie wenig müßte der seinen eignen Vortheil kennen, der, wenn er es auch vermöchte, die Liebesgöttinn zu seiner Sklavin machen wollte.

Wir brachten einen Theil der Nacht mit den gewöhnlichen Ergetzlichkeiten zu, womit die Griechen ihre Symposien zu würzen pflegen. Die schöne Lais hat verschiedene niedliche junge Sclavinnen, die mit Fertigkeit tanzen, singen und auf allen Arten von besaiteten Instrumenten spielen. Die Unterhaltung wechselt bald mit munteren Gesprächen, bald mit Musik und mimischen Tänzen ab, und die Dame des Hauses selbst war so gefällig, oder (wie es einige von uns nannten) so grausam, uns zum Abschied mit einer wahren Sirenenstimme ein süßes Liedchen von Anakreon zu singen, wobei vermuthlich jedermann eben dasselbe fühlte, was Odysseus, als der einladende Zaubergesang der Töchter des Achelous über die Wolken zu ihm herüber schallte; und im Weggehen versicherte mehr als Einer, daß er die Erlaubniß zu bleiben mit dem Schicksal der Unglücklichen, die in die Klauen jener mörderischen Sängerinnen geriethen, nicht zu theuer erkauft gehalten hätte. Daß ich keiner von diesen war, kannst du mir auf mein Wort glauben.

Es hatte sich zufälliger Weise gefügt, daß ich an diesem Tage den

Ring am Finger trug, in welchem ich die Haare meines korinthischen Unbekannten hatte fassen lassen; und so konnt' es nicht wohl fehlen, daß ich Gelegenheit fand, ihr meine Hand, als wie von ungefähr, nahe genug zu bringen, daß sie ihr durch den Druck einer Feder aus dem Kasten des Rings heraufgebrachtes Geschenk erkennen konnte. Ein leises Erröthen und ein lächelnder Blick, der unsre alte Bekanntschaft zu gestehen schien, versicherte mich dessen, und mehr verlangte ich für diesmahl nicht.

XXV. Joh. Karl August Musäus.

(1735 — 1787.)

Rothmantel, der gespenstige Barbier. *)

(Vierter Theil. S. 92.)

Mitternacht heißt die Stunde, wo die intellektuelle Welt Leben und Thätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte animalische Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünschte um deßwillen lieber, diese bedenkliche Stunde zu verschlafen, als zu durchwachen, darum that er das Fenster zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchspähete Winkel und Ecken, zu sehen, ob alles geheuer sey; schneuzte die Lichter, daß sie heller brennten und streckte sich flugs aufs Ruhebette, welches seinem ermüdeten Körper gar sanfte that. Dennoch konnt er nicht so bald, als er wünschte, in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuschrieb, erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht, diese Frist zu benutzen, und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte, dieser that die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabey einschlief. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plözlichen Schreck, welches bey einem unruhigen Blute eben nichts ungewöhnliches ist. Dadurch wurde er ganz munter, horchte, ob alles ruhig sey, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölfe schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf, im ganzen Flecken, mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich aufs andre Ohr, und war eben im Begriff wieder einzuschlafen; da wars ihm, als knarre von Ferne eine Thür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O Wehe! Wehe! raunte die Furcht ihm ins Ohr, das ist fürwahr der Poltergeist! Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kams näher, immer näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Delinquent mit schweren Ketten; oder als ging der Pförtner, mit seinem Schlüsselbund, im Schloß umher. Das war kein Windesspiel, die Herzhaftigkeit verstummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte wie ein Schmiedehammer.

*) Volksmärchen der Deutschen. Neue Ausgabe. Gotha. Ettinger. Fünf Theile. 1782." 8.

Jetzt war die Sache aufserm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte lassen zum Worte kommen; so würde diese den Verzagten an den Subsidien-Traktat mit dem Wirthe erinnert und ihn angetrieben haben, die stipulirte Hülfe laut aus dem Fenster zu reklamiren; aber da gebrachs an Entschliessung. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matratze, der lezten Schutzwehr der Furchtsamen, und zog sie dichte übern Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt hinter ein Sträuchlein birgt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Drauſſen gings Thür auf, Thür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kams auch ans Schlafgemach. Es drehte rasch am Schloß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Thüre fest, bis sie ein harter Schlag, gleich einem Donnerschlag, eröffnete, daß Niet und Riegel sprang. Da trat herein ein langer hagrer Mann, mit einem schwarzen Barte, in alter Tracht und finsterm Angesicht, die Augenbraunen senkten sich zu tiefem Ernste, von der Stirn herab. Um seine linke Schulter schlug er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupt trug er einen spitzen Hut. Er zog mit schwerem Tritt dreymal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweihten Kerzen und puzte sie, damit sie heller leuchteten. Drauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Scheersack auf, den er darunter barg, und kramte ein Barbierzeug aus, strich flugs ein blankes Scheermesser auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz schwizte Judasschweiß unter der Matratze, befahl sich in den Schuz der heil'gen Jungfrau, und spekulirte ängstlich, was dies Manövre sollte, wußte nicht, obs damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeint sey. Zu seiner Beruhigung, goß das Gespenst, aus einer silbernen Flasche, Wasser in ein silbern Becken, und schlug, mit beinerner Hand, die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte, und winkte, mit ernster Miene, den angstvollen Lauerer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen diesen bedeutsamen Wink galt so wenig eine Einwendung, als gegen die strengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilirten Vezier den Engel des Todes, den Capichi Baschi, mit der seidnen Schnur nachschickt, seinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigste, was sich in diesem kritischen Falle thun läßt, ist der Nothwendigkeit nachzugeben, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, und sich, mit stoischer Gelassenheit, die Kehle gemachsam zuschnüren zu lassen. Franz honorirte die empfangne Ordre: die Matratze begann sich zu heben, er sprang rasch vom Bette auf, und nahm den ihm angewiesenen Platz auf dem Schemel ein. So wunderſam auch dieser schnelle Uebergang, von der äusserſten Verzagtheit zur kühnſten Entschlossenheit scheinen mag, so natürlich wird dennoch das psychologische Journal uns diese Erscheinung zu erklären wissen.

Der spukende Barbier band seinem zitternden Bartkunden alsbald das Scheertüchlein vor, ergriff darauf Kamm und Scheere, beschnitt ihm Haare und Bart. Dann seifete er ihn kunſtmäßig ein, zuerſt den Bart, hernach die Augenbraunen, zulezt die Schläfe, Scheitel und das

Hinterhaupt, und ſchor ihn von der Gurgel bis zum Nacken, ſo glatt und kahl, wie einen Todtenkopf. Als er mit dieſer Operation zu Stande war, wuſch er ihm das Haupt, trocknete es ſäuberlich, machte ſeinen Reverenz und ſchnürete den Scheerſack zu, hüllte ſich in den Scharlachmantel, und ſchickte ſich zum Rückzuge an. Die geweihten Kerzen brannten vortreflich helle bey der ganzen Verhandlung, und Franz ſahe, vermöge ihres Schimmers, im Spiegel, daß ihn der Scheerer in einen chineſiſchen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verluſt der ſchönen braunen Locken, gleichwohl ſchöpfte er nun wieder friſchen Athem, da er merkte, es ſey mit dieſem Opfer alles abgethan, und der Geiſt habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt ſichs auch in der That, der Rothmantel ging nach der Thür, ſtillſchweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und ſchien ganz das Widerſpiel ſeiner geſchwätzigen Profeſſionsverwandten. Kaum war er aber drey Schritte zurück, ſo ſtund er ſtille, ſahe ſich mit trauriger Gebehrdung nach ſeinem wohlbedienten Kunden um, und ſtrich mit der flachen Hand über den ſchwarzen Bart. Eben das that er zum andern male, und nochmals als er eben zur Thür hinaus ſchreiten wollte. Franz gerieth dadurch auf die Vermuthung, daß das Geſpenſt etwas verlange, und durch eine ſchnelle Kombination der Ideen rieth er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienſt von ihm erwarte, den es ihm vorher geleiſtet habe, und er traf's damit glücklicher, als weiland Geiſterſeher Oeder, der das renomirte Braunſchweiger Geſpenſt inquirirte, wie ein Amtmann den Delinquenten, ohne daß er es zum Geſtändniß brachte, was es eigentlich mit ſeiner frivolen Erſcheinung wolle.

Da der Geiſt, ungeachtet ſeines trübſinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernſt aufgelegt ſchien, und ſeinen Gaſt geſchabernakt, nicht aber gemißhandelt hatte: ſo war bey dieſem jetzt faſt alle Furcht verſchwunden. Alſo wagte er den Verſuch, und winkte dem Geiſte, ſich auf den Schemel zu ſetzen, welchen er eben verlaſſen hatte. Sogleich gehorchte das Geſpenſt, warf den rothen Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tiſch, und ſetzte ſich auf den Stuhl, in die Stellung eines Menſchen, der ſich will den Bart abnehmen laſſen. Franz beobachtete ſorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geiſt zuvor mit ihm vorgenommen hatte, ſtuzte ihm den Bart mit der Scheere, ſchnitt ihm das Haar ab, ſeifete ihm den ganzen Kopf ein, und das Geſpenſt hielt ſtill wie ein Haubenſtock. Der ungeſchickte Geſell wußte das Meſſer ſchlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, ſchor den Bart gerade gegen den Strich, wobey der Geiſt eben ſo ſeltſame Grimaſſen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das Bartputzen ſeines Herrn nachahmte. Dabey wurde dem unkundigen Pfuſcher doch nicht wohl zu Muthe, er dachte mehr als einmal an die ſinnreiche Sentenz: was deines Amts nicht iſt, laß deinen Vorwiz, indeſſen zog er ſich, ſo gut er konnte, aus der Affäre, und ſchor das Geſpenſt ſo kahl als er ſelbſt war.

Bisher war die Scene, zwiſchen dem Geiſte und dem Wandrer,

pantomimisch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatisch. Fremdling, sprach jener mit freundlicher Gebehrde, habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast: durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreyhundert Jahre in diese Mauren gekerkert hat, und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange, einer Uebelthat halber, verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und thun würde, was ich bey meinen Lebzeiten andern that. — — —

XXVI. Helfrich Peter Sturz. *)

(1736 — 1778.)

1. Pitt.

(Erster Theil S. 120.)

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Flut der neuen Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtet die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er sich bestrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet, oder bewogen. Er riß ein und baute, herschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhub sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah ins Grenzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weißagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Klassen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten, freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von niederer Größe. Unempfindlich gegen die sanfteren Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Brittaniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reissenden Strom des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme

*) Schriften von Helfrich Peter Sturz. Leipzig. Weidmann's Erben und Reich. Erste Sammlung 1779. Zweite Sammlung 1782. 8.

des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er verleitete, fesselte den Verstand nicht, durch mühsam verkettete Schlüsse, wie Mansfield; er war nie, wie Townshend auf der Folter, um Wiz und Talente zu zeigen: sondern er umstralte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt, durch den Bliz seines Geistes, den man, wie den Bliz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konte nach Willkür umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konte widerstehen, als er in der Toga stand, und für die Kolonien gegen die Stempelakte sprach: „Eure Herschaft über Amerika ist unumschränkt, wenn es auf „Regierung, auf Gesetzgebung ankömt, aber ihr seid nicht befugt, „Steuern von den Kolonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen „Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; „sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vater„land ist das Recht Steuern aufzulegen weder ein Theil der regieren„den, noch der gesetzgebenden Macht; Steuern sind ein freies Geschenk „der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben „und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber „wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, so bewilligen „Sr. Majestät Gemeinen von Grosbritannien — unser Eigenthum? nein, „das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, „die Kolonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich „frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Distrikts, irgend „einer Stadt — wo sind sie? ein verächtlicher Einfall, der keine Wider„legung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer „Brüder plündern? Steuern sie nicht unmittelbar beschwerlicher als „wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht alles von euch, so „theuer als ihr wünschet, kaufen? alles an euch, so wohlfeil, als ihr „wollt, verkaufen? dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte „ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der „Erde auf diesem Markt neben euch zu stehen. Man erzählt uns, daß „Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. „Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widersteht. Drei „Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, „würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den „Nacken zu heften. Seit König William hat kein Minister den fürch„terlichen Plan gewagt; er war unsern Zeiten vorbehalten.

„Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, „und hinstürzen auf die Trümmer unsrer Verfassung. — Ist dies euer „gerühmter Frieden? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, son„dern in die Eingeweide eurer Brüder stecken."

Die Verehrer Pitts wünschen einen Tag aus seinem Leben zu vertilgen, dessen Geschichte Lord Chesterfield in folgenden Worten

erzählt: „Pitt hatte freie Hand alle Minister zu nennen; und errathen Sie, wozu er sich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier ist der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen ist, und zwar so unglücklich, daß er in seinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun ist er nichts mehr, als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geschichte kein ähnliches Beispiel. So in der Fülle seiner Macht wegzusinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlassen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht versichern konte, ins Hospital der Unheilbaren, ins Haus der Lords zu flüchten — es ist ein unglaublicher Schritt. *)"

Dennoch haben andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurück trat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel konten Pitt erhöhn, sondern er entwich allein nur dadurch dem Geräusch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünschte nach unsterblichen Thaten; und verdient sie vielleicht der Retter seines Volks nicht?

Als er neulich sich wieder auf seinen Krücken empor hub, und im Parlament mit sterbender Stimme rief: „Britten, ihr wollt Frieden „kaufen? aufopfern Ruhm und Herschaft, nicht züchtigen Frankreich, „das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht? — Ich — zeuge wider „euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es „sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die neuverklärt über ihren Leichnam schwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Roms gefahrvollen Krieg mit Tarent und den Chatham jener Zeit. Pyrrhus, als Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Konsul Levinus überwunden, und stand mit seinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römergut zu würdigen verstand, so trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philosophen Cineas an, der, durch Geschenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunst, das Erbieten zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und einige stellten vor, daß eine große Schlacht verloren sei, daß eine zweite gefährlicher, entscheidender werden könte, weil manche Völker Italiens sich mit Pyrrhus vereinigen wolten. Rom war im Begriff, einen schimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Klaudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Gesichtes beraubt, fern von Geschäften unter seinen Lorbeern ruhte. Er hörte nicht so bald die friedliche Neigung des Senats, als er sich in einer ofnen Sänfte über den großen Plaz von Rom nach dem Kapitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn seine Schwiegersöhne und Kinder, auf deren Arme gestüzt er in die Versamlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in stiller Ehrfurcht schwieg.

*) Letters to Mr. *Stanhope*.

„Römer", sprach er mit zitternder Stimme, „ich bin schon lange „blind, und ertrage mein Schicksal ungeduldig; aber heut wünschte ich „auch taub zu werden, um eure Schlüsse nicht zu hören. Wo ist euer „Troz, wo sind die hohen Reden, die durch die Welt erschallten? Eure „Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet? Habt ihr nicht „oft wiederholt, daß Rom nur der Triumpf noch fehlte, mit ihm „gekriegt zu haben, daß er durch seine Flucht, oder durch seinen Tod „euch verherrlicht haben würde? Das war also eitle Pralerei? — Die „Mazedonier fürchtet ihr nicht; aber die Molosser und die Chaonier? „Den Alexander fürchtet ihr nicht, aber wol den Pyrrhus, der als „Knecht bei seinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; „Krieg und Untergang werdet ihr für Schande erkaufen! Wenn euch „Pyrrhus gedemütigt hat, wenn man euch erst verachtet, so werden „andre Feinde sich wafnen, und über das erniedrigte, mutlose Volk her„fallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlands! welcher Tag! — „Pyrrhus siegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis."

Rom verwarf den Frieden und siegte.

2. Aus den „Erinnerungen des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorf."

(2r Theil. S. 95.)

Ich wünschte Bernstorf zu schildern, wie er einst vor dem Gerichte der Nachwelt erscheint, wann kein Lob und keine Verläumdung mehr täuscht, wann die Zeit alle Stimmen gezählt und gewogen und seinen Werth berichtiget hat, wann die Folgen seiner Thaten allein für ihn zeugen.

Alsdann, ich darf es erwarten, wird ein dankbares Volk ihn segnen, dessen Väter er glücklich machte, und erleuchtete Monarchen werden, zum Lohn ihrer Sorgen, einen Diener wie ihn, von der Gottheit erflehn.

Aber Bernstorfs Geschichte ist innig mit der neuesten Geschichte aller Höfe verflochten; und wer darf es wagen den Vorhang wegzuziehen, der diese Geheimnisse deckt? das bewegliche grenzenlose Gemälde der politischen Welt zu entwerfen, das eine Meisterhand fordert, und doch nur für spätere Zeiten gehört, wo man die Wahrheit, weil sie weniger beleidigt, auch unter den Mächtigen erträgt?

Ich kann also Bernstorf nicht durch alle Auftritte seines merkwürdigen Lebens folgen. Ich mache mich nur zu zerstreuten Erinnerungen, zu wenigen, aber merkwürdigen Zügen seines Karakters verbindlich. Ich samle nur einzelne Zweige zur bürgerlichen Krone dieses Menschenfreunds, und ich lege sie auf sein ehrwürdig Grab nicht ohne stille Thräne nieder, denn ich habe ihn gekannt, ich habe den Minister hinter der Wolke gesehen, die ihn im Kreis der Geschäfte verbarg, die ihn gegen den spähenden Blick der Höflinge schützte.

Mögt' es mir gelingen, mit Würde von dem Manne zu reden, der edlen Anstand und jede Schönheit der Tugend über seinen ganzen

Wandel ausgoß! Nur wünschte ich den Ton der Lobrede zu meiden, der sich gerne zur feurigen Bewundernng gesellt und den kältern Beobachter mißtrauisch macht. Dieser fordert Eigenthümlichkeit in dem Bilde großer Männer, und erwartet Menschen zu sehen, keine Göttergestalten, die in den Denkmalen der Schriftsteller und Künstler sich immer einförmig ähnlich, so wie immer über der Natur sind. — — —

Ich folge nun Bernstorf in die Stille des häuslichen Lebens, wo ein Mensch den andern nur durch innern Werth, nur durch eigne Tugend übertrift, wo kein Glanz der Würde mehr blendet, wiewohl auch diese nur einen Augenblick täuscht; denn ein Staatsmann kann anf seinem hohen Standort, seine Sitten, seine Schwachheiten, nicht lange verbergen. Bernstorfs Tugend war strenge und auf unveränderliche Grundsätze gebaut, aber nicht in den stoischen Ernst gehüllt, der alles Vergnügen wegscheucht, sondern sie vertrug sich mit deu Freuden des gesellschaftlichen Lebens. Man vermuthet zwar die Gabe zu gefallen bey dem Manne der großen Welt; er lebt immer unter Menschen, deren Meynung ihm nicht gleichgültig seyn kann, und ist geübt, auf die kleinsten Ansprüche der Gesellschaft, auf die Forderungen jeden Augenblicks zu merken, es ist auch selten ohne dies Talent ein Minister groß und mächtig geworden, aber es erhält sich nicht lange, wenn er ein Arbeiter ist, und den Staatsangelegenheiten selbst vorsteht; sein Geist wird zu sehr an wichtige Gegenstände geheftet, als daß er sich zu den kleinen Aufmerksamkeiten des Umgangs herablassen sollte. Daher rührt der feyerliche Ernst, die finstre, eingewickelte Miene, die man keinem Minister verzeiht und die allerdings eine billigere Nachsicht verdient. Auch Bernstorf gefiel nicht beym ersten Anblick, denn sein Auge war umwölkt, und es saß Tiefsinn auf seiner Stirne: aber so wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug seines Angesichts, heiße Menschenliebe glühte im Auge und heitere Leutseligkeit verjüngte den Zug seines Mundes; man hielt ihn bald für einen gütigen Mann, und er hatte kaum zu reden angefangen, für einen grossen glänzenden Mann. Seine Beredsamkeit floß wie ein sanfter Strom, und bahnte sich Wege durch Felsen, er nahm ein, überredete, überwältigte, je nachdem es ihm gefiel; der Ausdruck schmiegte sich dem Endzweck, das Wort der Sache fest an; sein Gegenstand war mit Wahrheit umstralt und ging hervor und stand da, mit den Farben der Natur geschmückt. Er sprach auszeichnend vortrefflich über Regierungsgeschäfte, über Revolutionen in der Geschichte der Menschheit, über künftige wichtige Folgen kaum hervorkeimender Ursacheu, über Erwartungen im System der Politik; dann malte er Staaten und Menschen nach dem Leben und aus der Geschichte mit leichten, aber treffenden Umrissen, deren Aehnlichkeit auffiel, ordnete Maßen und vertheilte Licht und Schatten mit schöpferischen Zügen einer Meisterhand. Beispiele der Tugend begeisterten ihn; jede treffliche That, jede Gesinnung der Wohlthätigkeit, der Vaterlandsliebe, traf in seinem Herzen auf eine verschwisterte Saite, die deutlich im wärmern Ausdruck hervorklang; sein Blick und seine Sprache glühten, und er hob uns mit zu hohen Empfindungen empor. Ein Mann, der mit

blendenden Gaben auch noch Macht und Einflüsse vereinigt, herrscht gewöhnlich allein in dem schweigenden unterthänigen Haufen; alles hört und bewundert, niemand wagt einen Laut, und das Gleichgewicht der Unterhaltung hört mit allen ihren Annehmlichkeiten auf. Aber Bernstorf demütigte nicht durch die Vorzüge seines Verstandes; er lud zum Widerspruch durch Leutseligkeit ein, und wußte seinen Gegenstand immer nach dem Geistesvermögen der Gesellschaft zu wählen. Er verstand es, eine Frage zu thun, die man wünschte, eine Antwort zu finden, die befriedigen mußte. Er hatte für jeden ein Wort, einen Blick, ein Zeichen der Achtung in Bereitschaft, das auch dem Furchtsamen Muth gab Jeder fand einen Anlaß, sein Talent zu entwickeln, jeder seinen Raum, wo er mit Vortheil erschien. Hierin allein besteht die wahre Höflichkeit, welche, wenn sie nicht im Karakter liegt, den Großen so selten gelingt, weil immer das Bewußtseyn der Gnade durchscheint, mit welcher sie großmüthig ihrer Würde entsagen; und, so bald nur der Geringere seinen Abstand einen Augenblick zu vergessen scheint, oder irgend einer Lieblingsthorheit nahe tritt: so hüllt sich der große zum Schrecken des Verwegnen schnell wieder in seinen Purpurmantel ein.

Bernstorf war sogar seiner Temperamentsneigungen Meister. Er war mit einer aufwallenden Wärme geboren; und weil seinem Scharfsinn das Lächerliche nicht entrann, so drängte sich oft die Satyre bis an seine Lippen und leuchtete noch aus seinem Blick, aber er blieb seines Ausdrucks mächtig, der nie das Gepräge des Spottes trug und immer zur Freundlichkeit gestimt war.

So betrug sich Bernstorf unter seinen Untergebenen und in der allgemeinen Gesellschaft. Ich unternehme es nicht, ihn unter seinen Freunden zu schildern, wenn seine ganze Seele sich ergoß und alle Zärtlichkeit seines Gefühls auch in ihre Herzen strömte; denn wer ist fähig, sie nachzuempfinden?

Sonst meidet die Freundschaft die Palläste der Großen; ihre Stelle vertritt eine niedrige Dienstfertigkeit, eine heuchlerische verstellte Liebe, die, so bald die Gnade des Fürsten wankt, oft ohne irgend eine andre Veranlassung, zum offenbaren Haß wird. Der Anhang mancher Minister ist ein Haufen um Lohn gedungener Knechte, und unter Gebietern und Sklaven gibt es keine Vereinigung der Seelen. Aber Bernstorf hatte sich Freunde erworben, die seines Herzens würdiger waren; sie schätzten, unabhängig von der Würde, den Mann, der nicht verehrt, der geliebt sein wollte, und der ihrer Freundschaft mit einer Zärtlichkeit vergalt, die in der verfeinerten Welt nicht gekannt wird. — — —

Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie, mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, der rechtschaffene geistvolle Cramer, der reine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt, gehörten mit zu diesem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernstorfs Mund und labten uns mit Sokratischer Weisheit. Hier entfaltete sich sein

Herz und sein Geist; der Schleyer der Würde fiel nieder und die erhabne Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verließen ihn nie, ohne wärmer für Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet, oder gebessert zu sein.

Wenn die schöne Zeit des Jahrs heran nahte, so entfloh auch Bernstorf aus dem Geräusche der Stadt in die sanftern Scenen der Natur König Friedrich hatte ihm ein Landgut geschenkt, das, als der Ruheplatz eines großen Mannes unserer Zeit und der Nachwelt ehrwürdig bleibt.

Auf einem Hügel, der auf einer weit ausgebreiteten Fläche sich langsam erhebt, ist ein geschmackvolles, mehr bequemes als prächtiges, Wohnhaus erbaut. Jenseits der Fläche begränzt die Stadt den Horizont; nah genug, um in ihrer ganzen Schönheit zu glänzen, und entfernt genug, um die ländliche Ruhe nicht zu stören. Die Stadt dehnt ihr Gewühl durch den Hafen in das angränzende Meer aus; hier verändert die Schiffarth jeden Augenblick die reiche mannigfaltige Scene, und das stille ferne Getümmel entzückt. An dem Hafen vorbey verliert sich der Blick auf der See, oder ruht zuweilen auf einer sich samlenden Flotte, oder auf den Küsten von Schonen aus,

Jung gepflanzte Alleen führen von dem Wohnhaus in die regellosen Gänge eines reizenden Waldes, der einen Garten verbirgt und schützt, auf welchen die Sonne nicht weniger gütig, als auf ein südliches Land blickt. Er ist das Muster der Gärten von Dännemark, und bringt die besten Früchte der wärmern Provinzen von Europa in ihrer Vollkommenheit hervor. Bernstorf hat ihn gepflanzt und gewartet; er hat in demselben die angenehmsten Stunden seines Lebens zugebracht; sein Geist blühte auf und sein Herz erweiterte sich, wenn er die freyere Luft dieses Lustplatzes athmen konte. Er hatte es gelernt, die Stufenfolge der Wohlthaten Gottes in der Natur aufzusuchen, einen heitern Tag mit Entzücken zu grüßen, der Entwickelung der Pflanzen nachzuspüren, die Ankunft der Blüte zu belauschen und über die schwellende Frucht zu frohlocken, alle die mannigfaltigen Freuden zu empfinden, die ein unverdorbenes Gefühl mit keinen anderen vertauscht.

Damit auch kein Segen dieser auserwählten Erde fehlen möge, versamlete Bernstorf glückliche Menschen um sich her. Er gab seinen Gutsunterthanen ihr Geburtsrecht, Freyheit und Eigenthum, wieder; er munterte sie durch großmütige Beyhülfe auf, ihre Güter zu theilen, und auf der Mitte ihres Landes zu wohnen.

Schnell deckten sich Heiden mit fröhlichen Saaten; neue Pflanzungen stiegen hervor; anstatt dürftiger Hütten in elenden Dörfern wurde die Gegend mit angenehmen Wohnungen geschmückt, in welchen glückliche Väter ihre Kinder den Namen ihres Wohlthäters lehrten. Sie wollen ihm, dem Freund der Menschen, mitten in der verschönerten Gegend ein Denkmal errichten, das dem künftigen Wanderer gewiß edlere Empfindungen, als Trophäen, einflößt, einen prachtlosen, aber ehrwürdigen Stein, auf welchen die Thräne ihrer Dankbarkeit floß.

In dieser Wohnung des Friedens fühlte Bernstorf sich glücklich;

sein Gedächtniß rief ihm tugendhafte Thaten und überzeugende Beyspiele der göttlichen Vorsehung zurück; keine Handlung seines Lebens war durch eine kränkende Reue verbittert; sein Fleiß war mit Gedeyen gesegnet; er war von den Redlichen im Staat, von den Würdigsten aller Nationen verehrt, von seiner Familie, von seinen Freunden, von seinen Untergebenen geliebt; und auf seiner gefahrvollen langen Laufbahn hatten ihn wenig Unglücksfälle betroffen. Er näherte sich mit munntern Kräften dem Alter, und durfte sich schmeicheln, noch manche Früchte seiner Arbeit zu genießen, noch lange dem Staate nützlich zu seyn.

Am Abend des Lebens wird selten ein Mann, der in großen Verhältnissen eingeflochten war, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünschen, ohne Epoken, ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernstorf hat es oft mit freudigem Danke gegen die Vorsicht wiederholt, er nähme jeden verflossenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, ginge er nicht einer herrlichen Zukunft entgegen.

Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn sie auch keine Strafgerichte fürchten, doch selten der Prüfung entgehn, die ihr Vertrauen auf Gott bestätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den schwersten Triumpf, durch ihre Geduld im Leiden, krönen soll. Langsam zog sich ein Ungewitter auf. Unbedeutend in seinem Anfang schien es auch dem scharfsichtigsten Auge nicht furchtbar; aber es verbreitete sich schnell und deckte Dännemark mit einer schreckenvollen Nacht. — O, ruhte sie ewig auf der Geschichte dieser Zeit!

Bernstorf hatte schon lange die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen und zu irgend einem Schritte zu verleiten, der sie von dem Mann, den sie haßten, befreyte. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelung, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehen. Aber sollte er ruhig sein Schicksal erwarten, oder den Sturm, der ihm drohte, entfliehn? Das war die große bedenkliche Frage, die entschieden werden mußte, und die in seiner bittern Verfassung nicht so leicht zu beantworten war.

Ein Staatsmann, der zu mißfallen anfängt, wandelt immer an Abgründen hin, und thut keinen gleichgültigen Schritt mehr. Ist er gelassen, so ist es ein Stolz, der gedemütigt zu werden verdient; verbirgt er seine Unruhe und seine Empfindlichkeit nicht, so ist es Bewußtseyn der Schuld; entschließt er sich, sein Amt niederzulegen, so wartet vielleicht eine Kränkung auf ihn, wozu nur der Anlaß gefehlt hat; und harrt er zu lange, reizt er die Ungeduld seiner Verfolger, so ist es ungewiß, zu welchem heftigen Ausbruch ihr Unwillen endlich verleitet werden mag. Wenn alle Zugänge des Throns von Rathgebern umringt sind, die ihre gemeinschaftliche Sicherheit vereinigt, so ist kein Fürst der Erde mächtig genug, den Eingebungen der Wahrheit, die zurückgescheucht wird, oder den Empfindungen seines unaufhörlich bestürmten Herzens zu folgen.

Alles das erwog Bernstorf mit heiterer Ueberlegung und ent

schloß sich dennoch nicht zu fliehen, den Posten nicht feig zu verlassen, auf welchem er als ein auserwähltes Werkzeug der Vorsehung stand, keinen Augenblick, der in seiner Macht war, zu verlieren, wo er dem Staat, oder auch nur einem Gliede desselben durch seine Arbeit nützlich seyn konnte.

Der Schlag kam seiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieses prüfenden Augenblicks. Sein Betragen dabey muß auf ewig seinen Karakter entscheiden; denn in einer solchen Stunde ist der größte Mann in den Händen der Natur.

Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille und stund mit einem Blick des Schmerzens auf. Ich bin meines Amts entsetzt, sprach er mit einem gesetzten bescheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhobenen Augen hinzu: Allmächtiger, segne dies Land und den König!

So stand Bernstorf an den Ruinen seines Ruhms, so gelassen sah er in einer Minute das Gebäude seines ganzen Lebens umstürzen; Hofnungen große Entwürfe zu vollenden, Aussichten in eine ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin, wie ein Traum, und die Folgezeit breitete sich finster vor ihm aus: dennoch stand er unerschüttert. Entweder war Bernstorf ein großer, oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekant?

Es war seinen Feinden geglückt, die Grundsätze seiner Verwaltung zu schelten; aber dennoch haben sie nie in dem Herzen des Königs, selbst nicht in ihrem Gewissen, die Achtung vertilgt, welche das wahre Verdienst auch unter Verfolgungen fordert. — — —

Bernstorf glaubte länger an die Tugend, die er geprüft und gewürdigt hatte, und blieb verläumdeten unglücklichen Männern bis an seinen Tod gewogen. Er erlebte die Verherrlichung noch, für seine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er starb zu früh, um des Triumpfs zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten versprach. Er erlag unter den Kämpfen des Geistes, mehr durch Arbeit und Gram, als durch Krankheit und Jahre erschöpft. Seine Unpäßlichkeit verkündigte keine Gefahr; sein Ende war schnell, wie es nur der Fromme wünschen darf; seine Gemahlin empfand die Schrecken dieses sanften Todes allein. Er hatte sich eben zur Ruhe niedergelegt, als sie tönte, die Posaune des Engels, der ihn an den Thron der Vergeltungen rief, als, nach wenigen Seufzern der unterliegenden Natur, diese große Seele unsere Erde verließ.

Alle Arten des Ruhms haben sein Leben verherrlicht. Er war glücklich am Ruder des Staats, und von allen Redlichen geliebt, und, von aller Macht entblößt, noch verehrt.

* * *

Dem Leser dieser Schrift ist es nicht gleichgültig zu wissen, ob der Erzähler unterrichtet seyn konte. Ich habe in Dänemark viele Jahre als königlicher Gesandtschaftsrath und Sekretär im Departement der

ausländiſchen Sachen unterm Grafen von Bernſtorf gearbeitet, und immer in ſeinem Hauſe gelebt; wenn ich alſo nur aufmerkſam war, ſo war die Gelegenheit zur Beobachtung günſtig. Eine ausführliche Geſchichte wäre lehrreicher geweſen, aber ein Vernünftiger fodert ſie nicht.

XXVII. Joh. Timoth. Hermes.

(1738 — 1821.)

Aus Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen.*)

Dritter Brief.

Reiſegefährten der Sophie. Begebenheiten, welche ſie hätten bewegen ſollen, nach Memel zurück zu gehn.

(Erſter Theil. S. 14.)

Heidekrug, den 14. May. Donnerſt.

Hier finde ich endlich die längſt gewünſchte Muhſſe an Sie ſchreiben zu können. Daß mir verſchiedne Abentheur begegnet ſind, können Sie leicht daraus ſchlieſſen, daß ich in zween Tagen nur ſieben Meilen zurückgelegt habe. Noch iſt's nicht thunlich geweſen, mit Extrapoſt zu gehn: ich bin froh mit der ordinairen Poſt fortkommen zu können, werde aber ſo bald ich kan, Ihnen gehorſam ſeyn.

Doch ich ſoll Ihnen angenehme Dinge ſchreiben, und in Wahrheit bey dem Kummer, in welchem Sie ſind, wünſchte ich wol, Sie aufmuntern zu können. In Prökolz ſtieg eine Frau aus Memel auf die Poſt. Sie ließ ſich mit einem Geiſtlichen, (wenigſtens glaube ich daß er ein Geiſtlicher iſt, obgleich ich ihn bisher für einen Arzt gehalten hatte) in ein Geſpräch ein, in welchem ſie ſo chriſtlich redete, daß ich mich wunderte, eine Perſon, die einer ſolchen Erkentnis und Glaubensfreudigkeit ſich rühmen konte, bisher nicht gekannt zu haben. Sie beſtrafte den Geiſtlichen und mich, wenn wir bei der Gefar umzuwerfen ein wenig ängſtlich waren. „Man müſſe," ſagte ſie, „ſeiner Sache gewis ſeyn; die Furcht ſey allemal ein Zeichen eines knechtiſchen Gemüths." Der Geiſtliche hörte bald auf mit ihr zu ſprechen, und hatte mit einem Juden, der hinten im Wagen ſas, und den unſre Gefärtin bekehren wolte, über die neuere Geſchichte dieſes Volks eine Unterredung, in der ich viel lernte, und über welcher jene ſanft einſchlief. Gegen den Abend kam das erſchreckliche Ungewitter, das auch Sie, meine treue Mutter! ſehr bekümmert haben mag. Unſre Reiſegefährtin erwachte, und bezeigte, je mehr das Wetter über uns kam, eine beinah heidniſche Furcht. Ich glaubte, der Geiſtliche würde hier ſeiner Zeit warnehmen; aber er ſchwieg. Ich konte nicht ſchweigen; ich fragte ſie, wo denn jetzt ihr Vertrauen auf Gott wäre? aber ſie gab mir zur Antwort: „es ſey frech,

*) „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen. Zweite, ſtark vermehrte Ausgabe, in ſechs Theilen. Mit Kupfern. Leipzig. J. F. Junius. 1776." 8.

eine ſolche Empörung der Natur, die ohne Zweifel ein Werk des Satans ſei nicht zu fürchten." „Jude!" ſagte ſie hierauf, fürchteſt du dich denn nicht vor dem Donnerwetter?" „Ich ferchte mir vor Gott," antwortete der Jude; und ich geſteh, daß mir das ungemein gefiel. Der Geiſtliche bat hierauf, daß wir ſingen möchten, und ſchlug das Lied vor „Wunderbarer König u. ſ. w." ſagte mir aber leiſe, daß wir, um dem Juden keinen Anſtos zu geben, den lezten Vers weglaſſen wolten. Wir ſangen, und — ſollten Sie es glauben? — der Jude konte ſeine Tränen nicht halten. Gegen den Morgen verrichtete er ſein Gebet mit gewis nicht verſtellter Andacht, und unſre Chriſtin ſprach kein Wort mehr. — Wie geht es mir ſo nah, ſolche Bekenner unſrer Religion zu ſehn, die der guten Sache ſo nachtheilig ſind! — In einem verwüſteten Dorf ſprach eine Frau, die von Huſaren unbarmherzig zerſchlagen war, uns um einen Almoſen an. Unſre Gefärtin gab ihr nichts und ſagte trocken „das komt davon her, wenn ihr Leute euch der Schikung Gottes widerſezen wolt, und gegen die Feinde nicht liebreich ſeyd." Die Frau empfing mit Tränen was wir ihr gaben; der Jude lies nicht ſehn was Er ihr reichte: aber indem der Wagen fortfuhr, und der Jude ſich wieder ſezte, hob ſie mit rührenden Geberden die Hand in die Höhe und zeigte mir ein Goldſtück. Die Chriſtin ward feuerroth und ſagte: „Wer weis welchem Chriſten der Schelm das geſtolen hat?" Wie lieblos und beleidigend iſt das!

Aber dieſe böſe Frau ward beſtraft. In einem Dorf wo wir bald drauf eintrafen, lies ſie (denn ſie ſcheint eines Handelsmanns Frau zu ſeyn) einige mit Hanf beladene Wagen abpacken. Die beiden Arbeitsleute, die ſie gebraucht hatte, foderten jeder zwei Schuſtak. „Mein Gott!" ſagte ſie, „ſeid Ihr Chriſten? Mich ſo heidniſch zu überſetzen? „oder wenn Ihr euch auch der Sünde nicht ſcheuet: ſo ſoltet Ihr euch „der Schande fürchten!" Sie ſagte noch vielmehr, bis der Eine ſie unterbrach: „O Frau," ſagte er, „Sie wiſſen nicht was das heiſt, fünf hülfloſe Kinder zu haben.." „Ei," antwortete ſie, warum lauft ihr ſo zuſammen wie das Vieh? — — — Ich bin fünfzehn Jahr eine Frau, aber ich habe nur Ein Kind: man mus die Zeiten prüfen und Gott nicht verſuchen. Wenn ihr beten und arbeiten möchtet: ſo würde Gott euch und eure Kinder ſegnen." „O," erwiederte der Mann, „ich dachte, Gott, der den Mund meiner Kinder geſchaffen hat, würde auch Brod ſchaffen." Sie fuhr fort, mit vieler Härte die erbaulichſten Dinge zu ſagen, und nach vielem Drängen zalte ſie endlich mit der Verſichrung „es ſolle nicht bis an den dritten Erben kommen" das gefoderte Geld. „Nu Frau" ſagte hier der Träger der bisher geſchwiegen hatte, „Sie hat uns auch ſo eine ſchöne Ermahnung gehalten, daß ichs nicht umſonſt begehren kan. Sie iſt ganz heiſer geworden, da, trinke Sie einmal." Zugleich warf er ihr die zwei Schuſtak hin, lachte höniſch, und ging fort. Hier lächelte auch der ſonſt ernſthafte Jude, und gab ihm einen Timpf und unſre Rednerin ſchimpfte auf die ungeſtlteſte Art, ſteckte aber in Gedanken, (denn ich kann nicht glauben, daß ſie ſo niederträchtig war, es wiſſend zu thun) das Geld in den Sak.

Auf Befehl eines Brigadiers, der hier ist, mus die Post, die in jezt erwähntem Dorf schon angehalten ward, ich weis nicht warum? noch hier bleiben. Ich habe also Zeit Ihnen etwas zu sagen, was ich Ihnen im lezten Briefe verschwieg, und welches ich Ihnen gar nicht melden würde, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie es von einem Reisenden erfaren möchten. Ich reise nicht mehr in Gesellschaft meines Bruders. Ein vornehmer Officier, der ihn in Pröskolz traf, hat ihn mit sich nach Warschau genommen, ich werde ihn aber zu Ende dieses Monats in Königsberg antreffen. Ich wußte erst nicht, ob ich es wagen solte, diese Reise ohne seine Begleitung fortzusetzen; denn ich seh, daß ich tausend Gefaren ausgesetzt bin: aber jemand, mit dem mein Bruder im sehr genauen Umgange zu seyn scheint, erbietet sich, mich sicher nach Königsberg zu bringen. Er kan dies versprechen, denn er ist als Major über ich weis nicht welches? Postcomtoir gesetzt. Ich würde Ihres Zutrauens unwürdig seyn, wenn ich, wie Sie es vielleicht aus zärtlicher Besorgnis gewünscht haben, nach der Trennung von meinem Bruder, zu Ihnen zurück gekehrt wäre. Zwar seh ich wol wie gefärlich es ist, allein zu reisen; aber ich verlasse mich nächst dem Schuz Gottes, auf die Art des Respects die man bisher gegen mich geäussert hat; denn noch hat niemand mir eine so genandte Sottise gesagt. Vielleicht giebt es eine gewisse Art des Eindruks einer Würde, die sich gewahr werden, aber nicht beschreiben läßt, und vielleicht habe ich etwas davon. Kurz ich fürchte mich nicht, und werde unter dem Schuz der göttlichen Obhut, und von Ihrem Gebet gefolgt, ruhig weiter reisen. So lange ich unter der Führung des Majors bin, wäre es thörigt etwas zu fürchten, zumal wenn der Geistliche auf der Post bleibt. Ich weis nicht, woher es komt, daß ich gegen diesen Menschen so blöde bin, so blöde, daß ich noch nicht das Herz gehabt habe, ihn zu fragen, wie weit er mit uns reiset? Vielleicht macht mich sein geheimnißvolles Ansehen und Betragen so scheu: denn sonst ist er der angenehmste Mann. Er singt unvergleichlich, spricht sehr fertig und schön französisch und nach dem Gespräch mit dem Juden, (den ich für einen Rabbi halte) zu urtheilen besizt er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Ich werde im nächsten Thor horchen, für wen er sich ausgiebt; denn fast wollte ich wetten, daß ich ihn schon irgendwo, und unlängst, gesehn habe.

Noch fällt mir ein, daß der Postillion mich betrogen hat. Ich muste in Pröskolz noch lange warten, nachdem er mir befolen hatte, meinen lezten Brief zu schlieffen; denn er hatte, noch über meinen Achtehalber von jemand Geld genommen, und noch eine Stunde zu warten versprochen. Er glaubte durch sein Treiben von mir auch noch etwas zu erhaschen: künftig soll mich keiner wieder anführen.

Ich rüke mit noch einer Sache heraus, die ich verschweigen wolte. Catherine hat durch 30 fl., die ich ihr unvorsichtiger Weise anvertraute, sich blenden, oder durch die lange Reise schrecken lassen, und ist mir entlaufen. Besorgen Sie nichts, ich werde nächstens Rath schaffen.

Sophie.

XXVIII. Moritz August von Thümmel.

(1738 — 1817.)

Aus der Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. *)

1. Der Vorzug der Reisen.

(Zweiter Theil. S. 1 und 19.)

Es war schon ein gutes Zeichen meiner anhebenden Besserung, daß sich zwischen Paris und Fontainebleau ein Selbstgespräch in mir entspann, das mir keine Runzeln auf der Stirne zurück ließ. Ich wog zum erstenmale den Vorzug der Reisen gegen den albernen Beruf ab, immer wie ein Fixstern an Einer Stelle zu bleiben, und zu erwarten, ob uns einmal ein scharfsichtiges Auge in unserer entfernten Region entdecken werde, und sagte mit heimlicher Freude: Gott Lob! nun bist du wahrscheinlich auf der Spur, der du in Berlin so lange irre gingest — zu verdauen und zufrieden zu seyn. Seele und Körper begegneten einander so, als suchten sie die ehemalige gute Freundschaft wieder zu erneuern, die durch ein geringes Mißverständniß unterbrochen wurde. Wenn dieses harmonische Verhältniß von Bestand ist, wie ich hoffe, „was kümmert mich," sagte ich, „alles übrige?"

Ich überzählte, um genau zu gehen, alle die Fälle, die mich je um Freude und Gesundheit betrogen, und überlegte, wie leicht ich ihnen durch ein paar Postpferde hätte entwischen können. „Stehen dir," fuhr ich fort, „in dem einen Winkel der Welt deine Spielgesellen nicht an, rutsche nur eine Ecke weiter zu andern! Es müßte nicht gut seyn, wenn du nicht hier und da auf eine leidliche Seele stoßen wolltest, bey der du eine Weile ausruhen und vergessen könntest wie dieser und jener dir einmal auf deinem geraden Gange ein Bein stellte, oder ein Loch in deine Trommel stieß. Wie viel weniger haben unsere Thorheiten auf Reisen gegen die zu bedeuten, die wir in unserer Heimath begehen! Gewaltiger Unterschied, wenn ein Land oder eine Gasse zwischen ihnen und uns liegt!"

Auch ihr, meine lieben Freunde und Gönner, gewannet zusehens mit jeder Station, die ich zurück legte, in meiner Neigung und Achtung. Ihr erschient mir in der Entfernung in einem viel wohlthätigern Lichte, als da ich noch euern, manchmal ungelegenen Besuchen, euern Launen, euern Schmäusen, euern Gewatterbriefen ausgesetzt war. — Ich versöhnte mich mit allen großen Männern meines Vaterlandes, ihren Schriften und Liedern, so oft ich bey einem französischen Buchladen vorbey fuhr, und lächelte in Gedanken rings umher ihre Gypsköpfe an, die mir vor drey Wochen noch überall im Wege standen. — — —

Gesegnet sey der Mann, der das Reisen erfand, und dreymal gesegnet

*) „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 bis 1786. Zehn Theile. Leipzig. Göschen. 1791—1805." 8.

net der trefflichste meiner Freunde, der mich aus dem tödtenden Staube meiner Bücher hervor zog, und meine kleinsten Tugenden in Bewegung und in die glückliche Lage setzte, sie anzuwenden! Ich flog leicht wie ein Zugvogel über die Echellen. — Einige Stunden Schlaf, die ich zu Lyon im Vorbeygehen mitnahm, stärkten mich zu einer Rastlosigkeit, deren ich mich nie fähig geglaubt hätte, und die, mit dem herrlichsten Wege und der Thätigkeit der Posten verbunden, mich die folgende Nacht nach Valé, und den Morgen darauf — aber welch ein Morgen! — nach Nimes brachten, wo ich den artigen Pavillon bezog, den ich nun, nebst seinem daran stoßenden Gärtchen, schon einige Wochen bewohne, ohne daß ich mich nach einem andern als dem dir gewidmeten Geschäfte umsah, mit meinem Tagebuche in Gang zu kommen.

Ich bin es nun, theuerster Freund, und schreibe dir in diesem Augenblicke unter der kleinen Wölbung zweyer sich umarmenden fruchtvollen Granaten-Bäume, die mich doch kaum vor dem Eindringen der Sonne schützen. Aber wo soll ich Worte, ohne sie an allen Ecken zusammen zu suchen, hernehmen, dir das ganze Glück meiner bis jetzt gefühlten Existenz anschaulich zu machen? Welche Reitze der Neuheit für einen Deutschen umflossen den lachenden Wintermorgen, an dem ich Besitz von meiner heimlichen Wohnung nahm! Sie schwebten den Mittag um die Kost meines kleinen Karthäuser-Tischchens, um die jungen Erbsen, Erdbeeren und Feigen her, mit denen er besetzt wurde. Ein wolkenloser Abend, von dem du keinen Begriff haben kannst, voller Hoffnung eines gleich schönen Morgens, zauberte mich in den friedlichsten Schlaf; und diesem Tage glichen alle die folgenden, die ich bis heute in diesem Lande verlebt habe. — Indeß nun meine Seele, während dieses körperlichen Wohlbehagens, sich von dem Glücke ihrer theilnehmenden Empfindung belastet fühlt, sage, woher soll bey diesem Zusammenströmen geistigen und leiblichen Lebens, das vielleicht nie ein Gelehrter in dieser Verbindung gekannt hat, woher sollte die arme, von seiner Secte geordnete Sprache zu einem Kraftworte kommen, das die Seligkeit dieses Zustandes bezeichnet? Die Metallurgie hat eins für den Schimmer, den das durchglühte kochende Erz auf eine Secunde von sich wirft, wann es, von allen beygemischten fremden Theilen gereinigt, den höchsten Grad der vollendeten Scheidung erreicht hat — ein Wort, das ich ihr mit Vergunst der Obern entlehne. Diesen Tag also mit seinem Anhange erlaube mir, lieber Eduard, den Silberblick meines Lebens zu nennen! Möchte er nicht auch, wie bey den edeln Metallen, nur ein Schimmer — und der Uebergang zur Verkühlung — nicht auch schon der Anfang seiner Verdunkelung seyn! Aber wie kann hienieden Reinigkeit mit Brauchbarkeit für die Welt bestehen? Werden nicht Metalle und Seelen nur desto mehr an innerm Gehalte verlieren, je geschwinder sie unter den Händen des Künstlers eine nützliche Form erhalten, und unter dem Gepräge eines Fürsten in Umlauf gesetzt, und verdammt werden, Handel und Wandel auf ihren Märkten zu fördern? —

Aber Jerom winkt mir — ich schweige. Ich respectire seine Warnung, seitdem es mir wahrscheinlich wird, daß seine Weissagungen nicht

Aeltervaters an diesen Steinen, der noch mit zu den dicken Mauern gefrohnt hat, die jetzt wieder einstürzen. Seit fünfzig Jahren ist kein Rauch aus diesen verzierten Schornsteinen gestiegen. Die Besitzer dieses unnützen Gebäudes fliehen es wie einen Abgrund, der ihr Erbtheil verschlungen hat, und mir und andern stiehlt es die schöne Aussicht auf das freye Feld, das dahinter liegt. Da lobe ich mir doch die kleinen Häuser von Klebwerk, wie das meine, die man ohne Kosten selbst flickt, wenn sie wandelbar werden — um ein geringes wieder aufbaut, wenn sie zusammen fallen, und in denen starke muthige Menschen wohnen, die darinnen gnan werden."

Alles Verödete, liebster Eduard, läßt auch das Herz leer. Wir wurden erst froh, als wir das gesellige Dorf durchwandelten. Was für ein ganz anderes Gemälde für den Geist gegen jene Einöde des kummervollen Stolzes! Hier war alles lebendig. Bald fuhr der Amorskopf eines rothwangigen Jungens zu seinem kleinen Fenster heraus; bald begleiteten uns die Rabenaugen eines blühenden Mädchens über die Gasse. Hier kam uns der Reif entgegen gerollt, hinter dem ein Dutzend spielende Kinder hersprangen. Dort entblößte ein freundlicher Alter sein graues Haupt, um uns seinen patriarchalischen Segen zu geben. Aus allen Ecken, unter allen Strohdächern hervor, blickte Friede und Freude, Thätigkeit oder Ruhe nach vollbrachter Arbeit.

Welches Auge könnte so verwöhnt seyn, an diesen bevölkerten Hütten die Verhältnisse eines Palladio, und in dieser Männer Leben und den Spielen ihrer Kinder den Maschinengang der großen Welt zu vermissen?

Das Dorf ist reinlich, und seine Lage höchst angenehm. Ich machte auf unserm Rückwege noch eine Entdeckung, die mir viel werth ist. Sein kleines Gebiet schließt einen Berg ein, dessen mit Fichten, Mandelbäumen und Genisten bunt unter einander bewachsenen Gipfel ich mir zum Ziel meiner Morgengänge ausersehen habe.

So fehlt mir hier nichts, was meine einfache Diät bedarf. Johann thut sich nicht wenig zu gute auf die Zufriedenheit, die er an mir wahrnimmt, und brüstet sich manchmal wie ein Magister, der sich seit kurzem zum Wegweiser der wahren Glückseligkeit, wie man sagt, habilitirt hat. — — —

Nach dem köstlichen ländlichen Mahl, das mich an der Seite zweyer guten Menschen erwartete, als ich hungrig zurück kam, führte mich mein Wirth auf den allgemeinen Kegelplatz des Dorfs, um mich mit einem Blicke die ganze Gemeinde kennen zu lehren. Der Nachmittag ist in diesem Lande nur dem Vergnügen — und keinem mehr gewidmet, als dem Kegelspiele; und nichts kann wohl deutlicher von dem leichten Nahrungserwerb seiner Bewohner zeugen, als dieser Hang. Der Seidenwurm erfordert nur sechs Wochen Aufsicht und Wartung, wie unsere Kindbetterinnen, und belohnt dennoch dem Landmann weit reichlicher seine kleine Mühe, als der fruchtbarste Getreidebau und die fruchtbarste Frau bey uns. Die Olivenernte schlägt selten fehl, und der äußerst wohlfeile Preis des trefflichen Weines zeugt von seinem Ueberflusse. Was für

Forderungen können also diesen guten Leuten noch zu befriedigen übrig bleiben, als die Forderungen des Vergnügens?

Mein Begleiter war allen willkommen und ich mit ihm. Ich nahm indeß nur einen mäßigen Antheil an ihrem Zeitvertreibe, da ich nicht weit davon die jüngere Classe des Dorfs nach dem Takte einer Leyer ihren Muth auswalzen sah. Ich stahl mich unvermerkt von der Seite, meines Führers hinweg, und labte mein Auge an dem Ausdrucke der Freude — an den feurigen Blicken der Jünglinge und dem pochenden Herzen ihrer Geliebten. Blaise, mein Freund — immer erlaube mir, auch ihm diesen Namen zu geben — überraschte mich, da eben meine Augen auf dem liebevollen Gesichte eines Mädchens ruhten, das der Huldigung eines Sultans würdig gewesen wäre. Er sah es, und fand ganz natürlich, daß mir dieses Geschlecht nicht gleichgültig sey. — — —

3. Liebhabereien.

(Siebenter Theil. S. 258.)

— — Was aber ein Deutscher zu allen Zeiten bey der Hand hat, ist die fruchtbare Mutter so vieler Raritäten und Sammlungen, ist die Neigung der Seele, die man Liebhaberey nennt. Wenn er diese zu befriedigen Gelegenheit findet, ist er an jedem Orte geborgen. Sie macht in unserm National-Charakter unstreitig einen Hauptzug aus, der, ob er schon den cultivirten Classen anderer Völker nicht ganz fehlt, doch bey ihnen ungleich oberflächlicher, und lange nicht so ausgebreitet ist als bey uns. Wer kann die Spur dieses Naturtriebes in unsern Cabinetten und Bibliotheken verkennen? Ohne bloß bey dem ersten Endzwecke der Anhäufung litterarischer und artistischer Schätze stehen zu bleiben, hat der Deutsche gewiß immer noch ein Lieblingsfach nebenbey. Hier ist das gemeine Nützliche oft den unbrauchbarsten Dingen untergeordnet, sobald sie nur ein Zeichen des idealischen Werths an sich tragen, den ihnen der Sammler beylegt. Daher sucht der eine vorzüglich alte Drucke, der andere nicht sowohl Meisterstücke des Grabstichels, als Blätter, die sich manchmal nur dadurch rar gemacht haben, weil sie bey ihrer ersten Erscheinung nicht geachtet oder zu Pfefferdüten verbraucht wurden. Wird nicht oft das Bildniß eines Feldherrn, Arztes und Fürsten, das sich aus angeführter Ursache verlor, theurer bezahlt, als sein ganzer Nachruhm werth ist, nicht des schönen Stichs, sondern der Vollständigkeit der Sammlung wegen, in der es eine Lücke ausfüllen soll? Nur ein Deutscher kann auf den Einfall kommen, Bibliothecam Donquichottianam anzulegen, und mit der mühseligsten und kostbarsten Beharrlichkeit die Bücher, die der Autor des Romans dem Museo seines Ritters andichtete, wirklich in ein Cabinet zu vereinigen. Nur die Festigkeit, Geduld und Zeit eines Deutschen konnte hinreichen, den umfassenden Plan auszuführen, nicht allein ein grundgelehrtes neun Bände starkes Werk eigenhändig zu schreiben, und ihm zu Gefallen eine eigene Druckerey in seinem Hause zu errichten, sondern, um es sogleich zu dem seltensten aller Bücher und Druckschriften zu erheben, der Zeit durch den listigen Ausweg zuvorzukommen, daß er nur ein ein[illegible]

Exemplar davon abziehen ließ. Ich will zwar nicht läugnen, daß dieser schöne heimische Aufbewahrungs und Erhaltungstrieb, wenn er nicht auf ein festes Gehirn trifft, leicht in die fixe Idee eines Wahnsinnigen ausarten kann; aber genug, er mag sich zeigen wie er will, daß er da ist, das Herz seines Besitzers füllt und erwärmt, und ihn, wie die Tugend, auf allen seinen Wegen begleitet. Kein Städtchen ist so klein, das nicht mehr als Einen Spießbürger einschließt, der mit dem Scharfblick einer Spinne auf Beute lauert, die in das Gewebe seiner Liebhaberey taugt; und du wirst selten ein Putzzimmer wohlhabender Handwerker ohne einen Glas- und Raritätenschrank antreffen, auf dem Platze, wo in andern Ländern ein Schlafstuhl oder sonst ein brauchbares Möbel steht. Wer an Münz- Muschel- und Steincabinetten keine Freude findet, setzt an ihre Stelle Sammlungen von Pfeifenköpfen, Siegeln, Visittenbillets, oder Bußtexten. — — —

XXIX. Thomas Abbt.

(1738 — 1766.)

1. Vom Verdienste. *)

a. Vom Verdienste des Schriftstellers.

(Erster Theil. S. 253.)

Jeder Mensch, jeder Stand, ist zwar unzufrieden mit dem Werthe, den er in andrer Augen hat, und entschädigt sich wegen des Verlustes, den er dabey leidet, durch das Urtheil, das er selbst über seinen Werth fället; allein, nirgends ist wohl der Unterschied der Urtheile größer ausgefallen, als beim Verdienste des Schriftstellers. Er selbst hält sich beinahe für den unentbehrlichsten Menschen, und tausend andre, die keine Schriftsteller sind, begreifen kaum, zu was ein müßiger Mensch, der noch die Zeit hat, ein Buch zu schreiben, wohl nütze seyn könne. Ich will allemal wetten, daß kein Abschreiber auf einer Kanzelley, kein Rathsherr oder Sachwalter in dem kleinsten Landstädtchen angetroffen werde, der sich nicht bey sich selbst für ein nützlichers Glied der menschlichen Gesellschaft ansähe als Newtonen oder Leibnitzen; und der es nicht, wenn man ihn nur erst in Eifer zu setzen weiß, auch sagte. Alle übrigen Stände des bürgerlichen Lebens haben in der Gesellschaft ihren bestimmten Standort, ihre angewiesene Stäte, aus welcher sich ihr Beitrag zum gemeinen Besten ohne Schwierigkeit angeben läßt. Der Weg, der von jedem Standorte auf das allgemeine Ziel hinführet, läßt sich mit den Augen verfolgen, gleichet einer geraden Linie, deren Länge man durch die gemeine Meßschnure nothdürftig bestimmen kann. Die Bemühungen des Schriftstellers gehen nicht so unmittelbar nach das gemeine Ziel hin. Er nimmt Umwege, scheinet, wie in einer krum-

*) Thomas Abbts weil. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungsraths vermischte Werke. Berlin und Stettin. Friedrich Nicolai. 1768. Zwei Bände." 8.

men Linie, seine Richtung zu verändern, nicht immer in derselben Ebene zu bleiben, und ob sich gleich zuletzt sein Weg, vielleicht desto sicherer, zum Mittelpunkte des gemeinsamen Besten herabsenkt; so ist er doch den Augen des großen Haufens zu verwickelt, als daß sie ihn verfolgen könnten. Man kann das Verdienst des Schriftstellers nicht nach den gewöhnlichen Formeln berechnen, wornach diß bey den andern Ständen angeht. Seine Linie ist für viele zur Berechnung zu schwer. — — —

b. Das Verdienst der Matrone.

(S. 299.)

Nur noch das Verdienst der Matrone soll noch diese Blätter zieren. Ich habe es deßwegen ganz ans Ende versparet, damit die Aufmerksamkeit von demselben nicht so schnell weggerissen würde. Es ist unmöglich, dieses liebenswürdige Verdienst des häuslichen Standes in einem einzigen Gemälde vorzustellen. Wir werden also Hogarths Methode erwählen, und eine Reihe von Abbildungen geben müssen.

Zuerst dürfen wir die Matrone vielleicht noch mit Schönheit und Anmuth geschmücket, von jeder Grazie umringt, so wie von jeder sanftern Tugend bestrahlet, vorstellen; sitzend lächelt sie einem ihrer Kinder eine Lektion zu; sagt sie einem andern mit holder Stimme vor, und drückt sie ihm durch eine Umarmung ein. Die Scene ist in ihrem Garten, wo sie zarte Sprossen erstarken sieht, und andere, die schon wieder Früchte versprechen: lauter Bilder, welche ihre Hoffnungen beleben! Auf einem andern Blatte zeigt sie sich stehend und in voller Beschäftigung; ordnet ihr Hauswesen; heftet ihre Blicke auf alles; vermittelt das eine; ersetzt heimlich ein anders; weiset jedem das Seinige an; weiß jetzt ein Versehen zu ahnden, und jetzt auch — zu schweigen.

Wer kann sie vor dem Krankenbette Eines der Ihrigen mit der wehmüthigen Sorgfalt, mit der unverdrossenen Wachsamkeit, mit der angenommenen Zuversicht, wenn ihr am bangesten ist, mit dem zarten Gefühle jedes Schmerzens, den der Kranke leidet; wer kann diese Tugenden alle auf einmal an ihr vorstellen; Tugenden, die der Himmel zur Erleichterung in den Krankheiten den armen Sterblichen zugeschickt hat?

Es scheint leichter zu seyn, aber es ist eben so schwer, sie mit dem ganzen Vorzuge ihres Geschlechtes zu mahlen; mit der sanften stillen Güte, womit sie jeden Unmuth mindert; jeden Verdruß durch einen Blick zerstreuet; jede Unentschlossenheit durch ein Wort, einen Einfall, vertreibet; durch ihre Gegenwart jede Freude in Wollust und jede Traurigkeit und Gelassenheit verwandelt.

Grazien und Schönheit, ihr könnet jetzt weichen! da, wo ihr euch hinwendet, werden wir euch zwar die erste Bewegung nicht versagen. Aber Hochachtung und Ehrerbietung ist hier der Tribut, wo wir die Matrone in der höhern Beschäftigung sehen, Kinder in den Jahren der Leidenschaften zu bilden; ihr Versehen mit stillem Harme zu tragen; und unter tausend Thränen zu verbessern, Rath zu schaffen, wo Rath theuer ist; die Pflichten des Hausvaters zugleich zu verrichten, und auch die Tugenden unsers Geschlechtes auszuüben; für Nachbarn ein Beispiel,

für Freundinnen eine Zuflucht in Anliegen, für die Ihrigen ein Ruhm, ist sie kaum an den Schranken ihrer Laufbahn angelanget, als sie oft schon wieder, ohne auszutreten, von vorne anfängt, und an Kindes Kindern eben die Treue beweißt, die ihr nun zur Gewohnheit geworden ist. So entfernt sie sich allmählig aus den Gesellschaften, je mehrere tugendhafte und gefällige Gesellschafter sie schon erzogen und an ihre Stelle eingeschoben hat, und ihr Hintritt aus der Welt würde durch die längst angefüllte Lücke kaum merklich werden: wenn es möglich wäre, die würdigsten Personen zu vergessen. Die Welt schweigt von ihr, und hält ihr dadurch eine Lobrede; aber den Ihrigen ist ihr Andenken heilig, und sie bezahlen ihr dadurch etwas von der untilgbaren und schuldigsten Dankbarkeit.

Um diese Stücke, die ich nicht lebhaft genug habe ausmahlen können, einigermaßen durch den Kontrast zu erhöhen, will ich Popens Schilderung von den verdienstlosen Kreaturen hinzusetzen, die ebenfalls zu diesem Geschlechte gehören. „Sieh! wie die Welt ihre bejahrte „Streiterinnen belohnt! eine Jugend voll Lustbarkeiten, und für das „Alter Karten. Ihre Schönheit ist ihnen unnütze, und ihre Ränke sind „vergeblich; jung, ohne Liebhaber, und alt, ohne einen Freund; ein „Geck ihr Wunsch, und ein Thor ihr Loos; lächerlich beym Leben und „vergessen im Grabe." — — —

2. Aus der portugiesischen Geschichte.

Agnes von Castro. *)

(S. 67.)

Die blutigen Auftritte erfolgen von dieser Zeit an innerhalb Portugall. Der Infante Don Petro hatte im Jahr 1344 seine Gemahlin Constantia, die vier Kinder zurückließ, verlohren; und nach deren Tode seine Liebe auf eine Portugiesische Dame, Agnes von Castro, gewendet, die den Mangel einer königlichen Geburt durch ihre Schönheit und Eigenschaften so weit ersetzte, daß er sich dieselbe insgeheim antrauen ließ. Die Zeugen der begünstigten Zärtlichkeit erschienen, und die Trauung war sorgfältig verborgen. Weil aber der Erbprinz alle fernere Vermählungen ausschlug, und jeder voraus sah, daß unter der künftigen Regierung der Bruder der geliebten de Castro das vornehmste Ansehen am Hofe haben würde: so ward die Mißgunst der Hofleute durch das letztere erweckt; und das erstere gab ihnen Anlaß zu schließen, daß wol eine rechtmäßige Ehe vorhanden seyn könnte. Sie setzten also dem Könige ins Ohr, daß wohl die Enkel der ersten Ehe zum Vortheil derer aus der zweyten, die sie vermutheten, von der Thronfolge dürften ausgeschlossen werden, und die Weigerung, folglich der Ungehorsam des Infanten gegen seinen Vater der auf eine neue schickliche Verbindung drang, blos durch die Wegräumung der heimlichen Gemahlin zu heben wäre. Der König beschloß nach einer ernstlichen Unter-

*) Aus „Thomas Abbts Fragment der portugiesischen Geschichte. Berlin und Stettin. F. Nicolai. 1781." 8.

redung mit dem Kronprinzen, darinn dieser weder das Geständniß seiner Ehe gethan hatte, aus Furcht noch die Vorschläge zu einer andern Vermälung angenommen hatte, aus Liebe, daß die Maaßregeln des Neides und der Grausamkeit sollten befolgt werden. Don Petro, gewarnt dafür durch seine Mutter und durch den Erzbischoff zu Braga, aber unachtsam auf diese Warnung, weil ihm sein gerechtes Herz ein solches Verfahren als unmöglich vorstellte, hatte sich kaum einer Jagd zu Liebe von Lissabon entfernet: als der König nach Coimbra in das dortige Clarenkloster eilte, wo sich die de Castro mit den Kindern ihrer Liebe aufhielt. Die ausserordentliche Gegenwart des Königs lies sie ihr ganzes Unglück voraussehen, und sie ergriff noch das einzige Mittel, das so oft die Grausamkeit, aber nur für den gegenwärtigen Augenblick entwaffnet hat. Sie warf sich nemlich dem erzürnten Könige und Vater, der nur die Gewalt des ersteren kannte, und von dem Mitleiden des letzteren nichts wissen wollte, von ihren Unschuldigen umringet zu Füßen, und genoß die Wirkung dieses Hülfsmittels, aber mit seiner ganzen Einschränkung Der König konnte zwar der plötzlichen Rührung der Sinne, und des dadurch erweichten Herzens nicht widerstehen. Aber kaum hatte das aus den Augen entfernte Bild seine Lebhaftigkeit verlohren; so würkte der Neid, welcher gegen alle Erbarmung gepanzert ist, den Befehl zur Hinrichtung der de Castro aus; der von drey Höflingen durch ihre eigene Dolche sogleich vollstrecket wurde. Man kann auf den Schmerz des Infanten aus seinem Entschlusse, gegen den Vater sich zu empören, schließen, davon die Folgen sehr bitter müssen gewesen seyn, weil die damaligen Geschichtschreiber schon angemerkt haben, daß diese Empörung dem Alphons das Herzeleid habe fühlen lassen, das er seinem Vater durch ein nämliches Betragen, das gewiß nicht auf die nämliche Art konnte entschuldiget werden, verursachet habe. Doch wurden Vater und Sohn, zwey Jahre nach der Ermordung der de Castro, nemlich im Jahr 1357, ausgesöhnt, dabei der Infant eidlich versprach, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Der König aber, der noch in diesem Jahre den Thron und das Leben verlies, rieth auf dem Todbette den Mördern, nach Castilien zu fliehen, weil er leicht vermuthen konnte, daß die Rache, die ein so heftiger Schmerz immer anfachete, das Andenken eines Eides unterdrücken würde. — — —

XXX. Christian Fried. Daniel Schubart.

(1739—1791.)

Aus der Vaterlands-Chronik. Jahrgang 1775.

Neujahrswunsch. *)

(Erster Theil. S. 234.)

Schwerlich wird eine Provinz in Deutschland seyn, wo die Neujahrswünsche mit einer so gewissenhaften Pünktlichkeit auf Kanzeln,

*) „Chr. Fr. D. Schubart's vermischte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Schubart, Sohn. Zürich. Geßner. 1812. Zwei Theile." 8.

Kalbedern, Rathhäusern, Gassen und Strassen beobachtet werden, als in Schwaben. Da saust einem der Waidspruch: Prosit das neue Jahr, wenigstens vierzehn Tage lang ums Ohr. Gedruckte und ungedruckte Zettelchen flattern wie Schneeflocken von Hand zu Hand. — „Ich wünsche, was du dir selber wünschen möchtest;" damit pflegt man gemeiniglich die Neujahrswünsche aufzustutzen. — Und ich wünsche, daß Gott diesen Wunsch nur in dem höchst seltnen Falle gewähren möchte, wenn der Wünscher vernünftig ist. Wenn der Allmächtige alle Wünsche der Menschen erfüllen wollte; so würde es bald um die Harmonie in unsrer Welt gethan seyn. Der Arm des Menschen würde bis an die Sterne reichen, und Welten aus ihren Sphären reißen.

Folge mir, mein Leser, mit der Phantasie nur einige Augenblicke nach. —

Da steht der Thron der Vorsicht, Myriaden Sterblicher um ihn her. — Wünschet! spricht die Vorsicht; Ha, welch ein Getöse von Stimmen! — „Erst ein paar kahle Provinzen hab' ich meinen Nachbarn abgerissen," ruft der Eroberer, „gib mir mehr! Gib mir Königreiche! Gib mir die Welt!" — Ewige Vorsicht, Blut! Leichen! Siegesmale! schreit der Held. — Stürz' diesen aufgeschwollenen Höfling am Throne des Fürsten nieder und mir — mir gib seinen Platz! ruft der Staatsmann! — Krieg! Krieg! gib uns Krieg, guter Himmel! wir verschmachten ja vor Hunger und langer Weile, wünscht der Soldat. — Aerzte, Apotheker, Bader, Quacksalber und Todtengräber, wünschen epidemische Seuchen. — Der blinde Eiferer wünscht seinen Anhängern die schimpflichen Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens, um die Elenden, wie Dalai Lama noch länger mit seinem Kothe füttern zu können. — Der Sachwalter wünscht der Kabale einen Thron, um unter ihrem Schutze durch Betrug und Ränke fett zu werden. —

Der Gelehrte, — Dinte, Feder, Papier — und leichtgläubige Verleger! —

Der Dichter ruft sehr genügsam: Gott, erhalte mir nur meinen Witz, mein Mädchen, meine Weinflasche, und meinen Rock! — Uhren, Dosen, Dukaten — wünscht sich der Tonkünstler für eine Kadenz und einen Triller. —

Sopha's, Phrynen, Honigbäche, Feenschlösser, Genuß ohne Mühe, ruft der Wollüstling! — Midas Gold, nur nicht seine Ohren! wünscht der Geitz! — Der Heuchler: Gott behüte mir nur meine Maske! —

Auch unter den gemeinsten Ständen des Lebens, würde man die unsinnigsten Wünsche hören. Laß die Mode närrisch werden, würde der Schneider sagen, und jede Woche die Kleider verändern! — Laß den Hagel die Fenster zerschmettern! der Glaser. — Todtenbahren, wünscht der Tischler. — Spitzbuben, Gauner wünschen die Gerichtsdiener. — Und ich wünsche — vielleicht thörichter, als sie alle: Vorsicht gib mir weit mehr ungestümes Feuer in den Busen, daß die Wahrheit nicht kalt, wie Wasser von der Felsenwand, sondern heiß, glühend wie Lava, vom Vesuv, von meinen Lippen ströme! Will es alsdann nicht achten, wenn der Dümmling wider mich schreit, wenn der Fanatismus mich

angrinzt, die Schüler des Aberglaubens in der Hülle der Nacht auf mich lauren; — ist es nur wahr, nur vaterländisch, was ich gesagt und geschrieben. — Indessen kniet die ruhige Weisheit am Throne der Vorsicht, hebt ihre Hände empor, und fleht: „Gott! erfülle die wenigsten Wünsche, und thu — was Du willst!“ —

Lassen wir denn die Welt ihren leidlichen Gang fortgehn, und unsre Sachen so einrichten, daß wir wenig Wünsche übrig behalten. Sind doch die Mittel zur Glückseligkeit in unsrer eigenen Hand. Lebe mässig, so bist du gesund; sey rechtschaffen, so hast du Seelenfrieden! Was kann man weiter wünschen, wenn's einem an Leib und Seele wohl ist? — Und also tret ich unter Chronos Flügeln meine Laufbahn mit ziemlich erleichtertem Herzen aufs neue an. Ich weiß es, unser Kaiser wird leben, und noch lange der Stolz unsers Biedervolks seyn; Weisheit wird um den Thron der deutschen Fürsten wachen, und das Gewebe so manches luftigen Staatskünstlers zerstören; vernünftige Polizey wird Ordnung, Sicherheit, Bequemlichkeit in allen Provinzen Germaniens einführen; der trunkne Fanatiker wird seinen Rausch ausschlafen, und der Vernunft Gehör geben; die Abderitenbrut wird in Germaniens Städten nach und nach aussterben; der Handel wird durch die Sorgfalt vernünftiger Kaufleute wieder emporsteigen; der Gelehrte wird nützliche Kenntnisse sammeln, und der Geschmack sie in gefälliger Tracht dem Volke vorführen; die Künste werden ihr Haupt wieder aus dem Staub erheben, und freudig zur Sonne emporschaun; Fleiß und Ehrlichkeit wird den Handwerker beseelen, und Anbaulichkeit (man erlaube mir hier dieß neue Wort!) wird die Fäuste des Landmanns härten; die so verderbliche Nachahmungssucht des ausländischen Flittergoldes, und Verachtung der einheimischen Schätze, wird abnehmen, und Vaterlandsliebe wird wieder wie zu den Zeiten unserer Väter unsern Busen erwärmen; die Rathsherren werden weise Väter der Stadt, die Prediger friedsame Lehrer der Wahrheit, die Sachwalter Vertheidiger der Unschuld, die Lehrer weise Führer der Jugend werden; der Akademiker wird den Cathederstaub abschütteln; der Schriftsteller wird heiß und vaterländisch schreiben; der Dichter wird uns durch seine zauberische, tief empfundene Gemälde in Elysium versetzen; der Künstler wird nicht immer nachäffen, sondern erfinden; das stolze Ausland wird mit Staunen auf uns blicken, und zum Himmel rufen: Welch ein Volk sind die Deutschen! — — —

XXXI.

Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar.

(1739—1806.)

An K. L. von Knebel. *)

(Erster Theil. S. 198.)

Portici, den 29. Mai 1789.

Ich bin Ihnen, lieber Knebel, für Ihr Andenken sehr verbunden. Das Gute und Schmeichelhafte, was Sie mir sagen, ist von einer Art, daß, besäße ich mehr Eigenliebe, ich stolz darüber werden könnte; es soll mir aber vielmehr zur Ermunterung dienen, mich noch mehr zu befleißigen, meinen Freunden nützlich zu werden, um bei meiner Zurückkunft in meinem Kreise so viel wie möglich mitzutheilen, was ich hier in Italien empfangen habe. Unterdessen bitte ich Sie, lieber Knebel, lesen Sie den sechsten Gesang der Aeneide Virgils, Sie werden darin Alles finden, was ich jetzt fast beständig vor Augen habe; wie sehr wünschte ich, daß ich es mit Ihnen genießen könnte!

Der Vesuv, zu dessen Füßen ich jetzt wohne, hat die große Höflichkeit und giebt mir alle Abende ein kleines Feuerwerk. Für Jemanden, der nie dergleichen sah, ist es eine große Erscheinung. Vor einigen Tagen war er mit Wolken ganz umkränzt, die Mündung ausgenommen, die eine dunkelrothe hohe Flamme ausstieß; die glühenden Steine, die er auswarf, tanzten leicht in der Luft, alsdann kam die Lava, die sich mit den Nebelwolken mischte und sie zertheilte. Der Wiederschein der Lava machte über den Berg eine dunkelrothe glühende Glorie, die bis tief in die Nacht dauerte. Es war das schönste Schauspiel, was ich in meinem Leben gesehen habe; ich ermangele auch nicht, alle Abende meine Andacht dem Vesuv gegenüber zu halten, und kann mir recht gut vorstellen, wie es Nationen giebt, die das Feuer anbeten.

Herder ist jetzt von mir weg. Es thut mir sehr leid, daß er nicht bei mir geblieben ist, denn viel genossen hat er nicht in Portici, doch kommt er nicht leer zurück.

Der Frau von Kalb danken Sie für ihr Andenken an mich; ich erwiedere es ihr gewiß, grüßen Sie sie auf das Freundschaftlichste; auch meinen alten Wieland, der mich ganz vergißt. Sie, lieber Knebel, bleiben Sie immer mein Freund, so wie ich Ihre Freundin sein werde.

Amalie.

---

*) „K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. 3 Bde. Leipzig. Reichenbach. 1835." 8.

XXXII. Matthias Claudius. *)

(1740 — 1815.)

Ueber's Genie.

(Erster Theil. S. 40.)

Mein Vetter hat S. 33 eine sehr gelehrte Abhandlung über's Genie angefangen. Er fängt oft an, und kömmt ihm dann eine Grille, da läßt er's gut seyn und denkt nicht weiter d'ran. Ich pfleg' ihm denn wohl zuweilen unter vier Augen seine Narrheit je zu verweisen, aber er schämt und grämt sich nicht, und oft giebt er mir noch allerhand spitzfindige Redensarten zum Lohn. Neulich gab ich ihm zu verstehen, daß er, was er angefangen hätte, auch — „wohl wahr, Vetter, fiel er mir in die Rede, doch setzt ihr's fort!" Ich gab natürlicherweise zur Antwort, daß ich nichts von der Materie verstehe. „Desto besser werdet ihr davon schreiben, Vetter, es ist vieles in der Natur verborgen." Was soll ich thun? will ichs fortgesetzt haben, muß ich d'ran, es mag denn auch gehen wie's geht.

Will nun zuvor den letzten Perioden nachlesen: „und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie" — herunter denn, und gleich im Fallen angefangen.

Empfange mich, du liebreicher Hain am Heliconberg! Ich komme gefallen, zu hören deinen Silbersturm und dein sanfteres Geräusche, und Ihr im leichten Rosengewand, mit dem blassen Munde, der so holdselig sprechen kann, Gesellen des Hains! seyd mir gegrüßt — Ha! der Schwindel ist über, und ich habe wieder festen Grund unter'n Füssen.

Wenn einer 'n Buch geschrieben hat, und man liest in dem Buch und's würkt so sonderbar, als ob man in Doctor Faust's Mantel davon sollte, daß man aufsteht und sich reisefertig macht, und, wenn man wieder zu sich selbst kömmt, dankbar zum Buche zurückkehrt, dann, sollt' ich glauben, habe der Autor mit Genie geschrieben. Aber, mein Vetter wird sagen, daß das nichts gesagt sey; daß man nicht wissen will, wer Genie habe, sondern was das Genie sey, das einer hat.

Das Genie also ist — ist — weiß nicht — ist 'n Wallfisch! So recht, das Genie ist 'n Wallfisch, der eine Idee drey Tage und drey Nächte in seinem Bauch halten kann, und sie dann lebendig ans Land speyt; ist 'n Wallfisch, der bald durch die Tiefe in stiller Größe daher fährt, daß den Völkern der Wasserwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Höhe und mit Dreymastern spielt, auch wohl mit Ungestüm aus dem Meer plötzlich hervorbricht und große Erscheinungen macht. Das Nicht Genie aber ist 'n Wallfischgerippe, ohne Fett und Bein, das auf'm Wasser vom Winde hin und her getrieben wird, eine Witterung für die schwarzen und weißen Bären, (Journalisten und

*) Asmus omnia sua secum portans oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen. Hamburg und Wandsbeck. 1775. 8 Theile. 8.

Zeitungsschreiber) die über die Eisschollen herkommen und d'ran nagen. Ich will's nur bey Zeiten sagen, daß ich über meines Vetters Papiere gewesen bin; der geneigte Leser würd's doch bald merken; hab's gemacht wie die andern: Fremd Kraut, und meine Brühe d'rüber.

Der menschliche Körper voll Nerven und Adern, in deren Centro die menschliche Seele sitzt, wie eine Spinne im Centro ihres Gewebes, ist einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern, die auf der Harfe spielen. Alle Harfensaiten beben und geben einen Ton, wenn sie berührt werden. Einige Harfen aber sind von einem so glücklichen Bau, daß sie gleich unter dem Finger des Künstlers sprechen, und ihre Saiten sind so innig zum Beben aufgelegt, daß sich der Ton von der Saite losreißt und ein leichtes ätherisches Wesen für sich ausmacht, das in der Luft umher wallt und die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt. Und dies leichte ätherische Wesen, das so frey für sich in der Luft umher wallt, wenn die Saite schon aufgehört hat zu beben, und das die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es sich auf'n Kopf setzt, wie die Eule auf'n Kopf der Minerva, ist ein Mann, der Genie hat; und der geneigte Leser wird nun hoffentlich besser als ich wissen, was Genie ist. Dies Genie, fahren die oberwähnten Papiere fort, das bis so weit eine bloße Gabe der Natur ist, erhält nun eine verschiedene Richtung, nachdem der ganze individuelle Zustand, in dem der Mensch sich befindet und befunden hat, verschieden ist. Da thun Wiege und Amme und Fiebel und Wohnung und Sprache und Schlafmütze und Religion und Gelehrsamkeit u. s. w. das Ihrige, es zu erdrücken oder in Gang zu helfen. Ein ganz besonders Verdienst im Erdrücken hat die Philosophie wie sie auf den Schulen Gang und Gebe ist: Vita Caroli, mors Conradini! Die Herren Philosophen, die von Allgemeinheiten gehört haben, die tief in der Natur verborgen liegen sollen, und durch Hebammenkünste zur Welt gebracht werden müssen, abstrahiren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nakte Gespenster für jene Allgemeinheiten aus; und ihre Zuhörer, die an diese Gespenster gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe, Eindrücke von einer Welt zu empfangen, in der sie sind. Alle Hacken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken sollen, werden abgeschliffen, und alle Bilder fallen ihnen nun perspectivisch und dioptrisch in Aug und Herz, u. s. w. — —

Aber das kostet Kopfbrechen, von einer Sache zu schreiben, von der man nichts versteht; und da pflegen wir Gelehrte denn wohl zur Abwechslung und Erholung eine Spielstunde zu machen. Der selige Isaak Newton schrieb in seinen Spielstunden eine Chronologie, und ich pflege wohl an meinen alten Freund und Schulcameraden Andres zu schreiben.

Mein Lieber Andres,

Ich habe das Leichdornpflaster erhalten, die Würzpillen aber nicht, arbeite auch itzo an einem Buch, das ich dem Druck übergeben will. Er glaubt nicht, Andres, wie einem so wohl ist, wenn man was

ſchreibt, das gedruckt werden ſoll, und ich wollt ihm die Freude auch 'nmal gönnen. Er könnte etwa das Recept zu dem Pflaſter herausgeben, etwas vom Urſprung der Leichdorner herraiſonniren und am Ende einige Errata hinzuthun. Sieht er, 's kömmt bey einer Schrifft auf den Inhalt eben nicht groß an, wenn nur Schwarz auf Weiß iſt; einige loben's doch, und am Ende läßt ſich von Leichdornern und Pflaſter ſchon was ſchreiben. Ich beſinne mich, daß es ihm in der Schule immer ſo ſchwer ward, die Commata und Puncta recht zu ſetzen. Sieht er, Andres, wo der Verſtand halb aus iſt, ſetzt Er ein Comma; wo er ganz aus iſt, ein Punctum, und wo gar keiner iſt, kann Er ſetzen, was Er will, wie Er auch in vielen Schriften findet, die herauskommen. Was Er Seinem Buch für einen Titel geben will, daß muß Er wiſſen; meines heißt: Secum portans, und ich kann Ihm nichts weiter davon ſagen, als daß es Anfang und Ende hat.

Sein Diener

XXXIII. J. H. Jung, genannt Stilling.

(1740 — 1817.)

Der Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling.*)

(S. 129.)

— — — Indeſſen ſtieg Vater Stilling mit dem Raſen das Dach hinauf. Heinrich ſchnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf ſah, hörte er ein Gepolter; er ſah hin, vor ſeinen Augen wars ſchwarz wie die Nacht. Lang hingeſtreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Laſt von Leitern, ſeine Hände vor der Bruſt gefalten; die Augen ſtarrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Menſch im ſtarken Froſt. Heinrich warf eiligſt die Leitern von ihm, ſtreckte die Arme aus, und lief wie ein Raſender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margretha und Mariechen hörten im Garten kaum halb die Seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rung die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe ſtrebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgeſtreckt, die Augen ſtarrten umher; dann und wann machte ein heiſerer Schrei der beklemmten Bruſt ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerſt bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgeſtreckt, die Augen und der Mund waren geſchloſſen, die Bruſt gefalten, und ſein Odem ging langſam und ſtark, wie bei einem geſunden Menſchen, der ordentlich ſchläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünſtig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf ſein Angeſicht und jammerte beſtändig: Ach! mein Vater, mein Vater! Heinrich ſaß zu ſeinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indeſſen kam Margrethe auch hinzu; ſie fiel neben ihm

*) Heinrich Stillings Jugend, Eine wahrhafte Geſchichte. Frankfurt und Leipzig. 1780. 8.

nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von ſich. Die heldenmüthige Frau ſtand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indeſſen hinzugekommen, vergoſſen Alle Thränen, denn er war allgemein geliebt geweſen. Margrethe machte geſchwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; ſie hatte ihre beſte Bettücher, die ſie vor etlich und viertzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergeſpreitet.

Nun kam ſie ganz gelaſſen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in ſeinen Armen; ſie legten ihn aufs Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein geſunder Menſch, der ſchläft.

Nun wurde Heinrich beordert nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denſelben Abend, unterſuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte ſich, daß zwar nichts zerbrochen ſey, aber doch ſein Tod binnen dreyen Tagen gewiß ſein würde, indem ſein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle ſechs zuſammenberufen, die ſich auch des andern Morgens Donnerſtags zeitig einfanden. Sie ſetzten ſich alle rings ums Bette, waren ſtille, klagten und weinten. Die Fenſter wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelaſſen ihrer Hausgeſchäfte. Freytags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberſte Lippe erhob ſich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zuſammen. Margrethe ſah es auch; ſie nahm einen Stuhl und ſetzte ſich zurück an die Wand ins Dunkle; alle ſahen vor ſich nieder und ſchwiegen. Heinrich ſaß zu den Füßen ſeines Großvaters, ſah ihn zuweilen mit naſſen Augen an und war auch ſtille: So ſaßen ſie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine zuerſt, daß ihres Vaters Odem ſtill ſtand. Sie rief ängſtlich: Mein Vater ſtirbt! — Alle fielen mit ihrem Angeſicht auf das Bette, ſchluchſten und weinten. Heinrich ſtand da, und ergriff ſeinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer der tief ſeufzet und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz ſtille; an ſeinem ganzen Leibe regte und bewegte ſich nichts, als der Unterkiefer, der ſich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts ſchob.

Margrethe Stillings hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint, ſobald ſie aber Cathrinen rufen hörte, ſtand ſie auf, ging ans Bett, und ſah ihrem ſterbenden Manne ins Geſicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; ſie dehnte ſich aus (denn ſie war von Alter ein wenig gebückt) richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigſten Herzen; ſie holte jedesmal aus tiefſter Bruſt Odem, und den verzehrte ſie in einem brünſtigen Seufzer. Sie ſprach die Worte plattdeutſch nach ihrer Gewohnheit aus, aber ſie waren alle voll Geiſt und Leben. Der Inhalt ihrer

Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sunken am Bett auf die Knie und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß, der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie, und sagte: Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder. So wie sie das sagte; sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Baare; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt, allein ausser dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seiner Worte: Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! und der Text zur Leichenrede war: Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen; gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

XXXIV. Theodor Gottfried von Hippel.

(1741 — 1796.)

1. Der Tod. *)

(Dritten Theiles erster Band. S. 191.)

Das Grab, Freunde! ist eine heilige Werkstätte der Natur! Ein Formzimmer; Tod und Leben wohnen hier beisammen, wie Mann und Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Handvoll Erde ist eine Handvoll Welt. Schaudere nicht vor der Verwesung. Das Waizenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muß sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Dies Erdenall, dieser Erdenball, hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem jedes gelegen, die Brust, die

*) Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Nebst Beilagen A. B. C. (3 Theile). Vier Bände. Wien. 1788. 8.

jedes gesogen. Die Erde ist des Herrn. Fast sollte man glauben, daß es des lieben Gottes Lustschloß, sein Sanssouci sei, so gut ists auf ihr, oder so gut könnt es auf ihr sein. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsere Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreuet werden, auf einen schönen Acker. Der Natur ist das perpetuum mobile, sie steht nicht still. Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durcheinander, daß es eine Lust ist anzusehen dem, der ein Auge dazu hat. — Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. — Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so gierig zueignen, Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten verpflanzt, wo es so lange verpflanzt, und gepflanzt wird, bis —

Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden! Du, mein Geist! der du dein bewußt bist, du, der du dich selbst anredest, du Funke Gottes! in dieser stockfinstern Erde, du Funke, an dem sich jeder das Licht anzündete, das in seinem Hause brennt, was warst du, eh' dir dieses Kleid zugeschnitten, eh' es dir umgehangen wurde, und was wirst du seyn, wenn du dieses Regenkleid, diesen Schlafrock, wenns köstlich gewesen, ausziehest, oder wenn er, aus Alter unbrauchbar, wie ein zerrissenes Gewand abgeschüttelt wird? Von wannen kommst du? Wohin fährst du? Woher? Wohin? Finster vor und hinter dir. — O ihr Entkleideten! Ihr nakten Geister! die ihr vielleicht dies Selbstdies Seelengespräch angehöret, redet drein! sagt, wo seyd ihr? wißt ihr, daß ihr seyd, daß ihr wart, daß ihr seyn werdet nnd seyn so, oder anders in Ewigkeit? Seyd ihr es, die in uns wirken, wenn uns ein heiliger Schauer durchblitzt? Nicht von Hautschauder, sondern von Seelenschauder red' ich. Wollt ihr etwa den Geist warnen, wenn ihr der Seele, des Geistes Busenfreunde, winket, da ihr an seinem Körper anpochet? — Nur herein, ihr guten Geister! herein! Näher! Weg seyd ihr. Diese Ebbe und Fluth des Bluts, was will sie? Solch ein Seelenschauer, Todesvorschmack, wozu? Es ist wahr, er geht durchaus und durchall; allein ich, hoff ich, werds vollenden. Was ist der Tod? Seelige Geister unserer Vorfahren! die ihr vor uns wart, und mit eben der Neugierde, wie wir, euch nach Nachrichten aus der andern Welt sehntet, sagt uns, gebt uns ein Zeichen: was ist der Tod? Hebt euer Incognito. Bittet Gott um diese Erlaubniß! Wir haben nicht Mosen und die Propheten, die wir hören können, wir wünschten, wenn einer von den Todten aufstünde. O du, mein eben entschlafener Freund! Wache auf, der du schläfst, stehe auf von den Todten, entdecke mir, wie dir war, wie dir ist? Womit du dich beschäftigest? Wie? frag' ich, nicht ob? ist meine Frage. Doch! auch diese Frage und alle meine heiligen Fragstücke sind wilde Reben der Wißbegierde, sind vorschnelle Sprößlinge meiner Einbildungskraft, welche die Vernunft, wo nicht gänzlich wegzuschneiden, so doch zu verkürzen verbunden ist, Freunde!

laßt uns' in die Hände Gottes fallen! Warum sorget ihr für euer künftiges Schicksal? Gott! euer himmlischer Vater, weiß, was ihr bedürfet. Ob Leben oder Tod, ob Tag oder Nacht. Sorget nicht! Ist es nicht genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe? Es wird alles gut werden. Leben ist eure Sache. Sterben gleichfalls. Was drüber ist, bleibt über euch, Freunde! Was euch nicht angehet, davon laßt euern Fürwitz. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit. Das ist das Grundgesetz in Gottes Staat, und das andre wird euch von selbst zufallen. Laßt alles gehen, wie Gott will! Laßt die vier Winde über eueren Staub sich in Anspruch nehmen, laßt die vier Gegenden drum streiten! Laßt den eichnen Sarg euer Fleisch an Dauer übertreffen! Was kümmern euch solche Kleinigkeiten? Wir, die wir nicht in die Sonne sehen können, wollen Gott sehen; wir, die wir den Mond nicht bespannen können, wollen Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit behügeln und begrenzen; wir, die wir die Fixsterne nicht zu zählen verstehen, (Mensch! kannst du sie zählen?) wollen die Ewigkeit messen, und eine Schlaguhr für sie meistern! —

Wer kennt den morgenden Tag, und doch will man einen Calender über Ewigkeiten schreiben? Der Anfang und das Ende dieser Welt sind uns Geheimnisse; und wir glauben, einen Maasstab für die Himmel der Himmel zu besitzen! Hat der Christ einen nähern Weg, als wir? Gut für ihn! Unsere Bahn ist die Landstrasse; diese Bahn ist plan und natürlich. Im Glauben kommen wir mit dem Christen überein, als wenn wir unter einem Mutterherzen gelegen hätten, nur sein Glaube hat ein ander Feld als der werthe unsrige. Wir wollen so leben, als könnten wir eine andre Welt sinnlich machen, so fingersinnlich, als daß zweimal zwei vier ist! Als wären wir, wie die Christen, bis in den Himmel entzückt gewesen. Dann fragt euch selbst, Freunde! wenn euer Mund auch an der andern Welt zweifelt, um eure Kunst in Zweifeln zu zeigen; als ob's Kunst zu zweifeln wäre? Was sagt euch euer Herz? — Will ich denn, daß ihr einen Riß von der Stadt Gottes, vom himmlischen Jerusalem entwerfen sollt? Es ist mir genug, wenn ihr nur alle menschmögliche Wahrscheinlichkeit für die andere Welt findet.

So gut leben, daß, wenn eine andere Welt, schön wie Sonne, aufgeht, unser Bürgerrecht in derselben gewisser, wie Brief und Siegel ist, das heißt mit andern Worten: der andern Welt würdig seyn! — Je besser der Acker, je mehr Unkraut! — Vorwitz ist unächtes Kind des menschlichen Verstandes, eine Anlage zur Vorschnelligkeit, eine Krankheit des Scharfsinns, ein helles Glöckchen in der Thorheitskappe, Wir wollen uns entschliessen, wie einer unserer Vorfahren, zu bekennen, daß wir nichts wissen, daß wir hie und da Wahrscheinlichkeiten haben; allein im Thun komm' uns niemand zuvor. — — —

2. Scherzhafte Theorie von Poesie und Prosa.

„Ehrsamer Freund, willst Du wissen, ob Dein fähiger Sohn in Prosa oder in Versen Palmen brechen wird: Recipe: ein Glas Medizin,

davon alle Stunden sechszig Tropfen in beliebigem Getränk zu nehmen. Laß ihn selbst dieses auspunctirte Maaß messen; tröpfelt er, so ist er ein flügellahmer Prosaist; läßt er laufen und zählt während dieses Platzregens eins, zwei, drei bis sechzig, so ist er ein Poet; kann er mit diesem Löffel, dem er sechszig zugezählt hat, gleich essen, so konnte er, wenn es sein Verleger und er wollten, **methodo mathematica** schreiben; kann er aber in vierundzwanzig Stunden diesen Löffel nicht sehen, so ist er ein Liederdichter; kann er in sechs Tagen ohne kalten Schauder keinen solchen Löffel brauchen — zieh' ihn danach, und wenn das Glück gut ist, wird er Homer!" —

XXXV. Joseph II.

(1741 — 1790.)

An den Coadjutor von Dalberg.

Wien, den 13. Juli 1787.

Ich habe, mein lieber Baron, mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gerne nehm' ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen: Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gerne so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein. Wir haben darin eine völlig gleiche Denkungsart, und ich glaube, wenn Alle so dächten und gerecht wären, so würde man sich nicht beklagen, einen Obern zu haben, wie ich bin, so wie ich Ihnen versichere, daß ich mich sehr glücklich fühlte, wenn alle Kurfürsten und Fürsten so dächten wie Sie, mein lieber Coadjutor, den ich, der Kenntniß und wiederholten Beweise wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters und Ihrer Einsicht habe, achte und liebe. Gleich Ihnen hab' ich mich öfters beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte: ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem Deutschen Staatskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; aber bis dahin zu kommen, — hierin liegt der Stein der Weisen. Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, besonders der Untergebenen, die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren, und sie zu einer wahrhaft unerträglichen Pedanterei machen, um die Fürsten abzuschrecken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eignen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten und sich nothwendig zu machen, indem man Märchen aller Gattungen ersinnt, abgeschmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht und wornach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären.

In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sei, muß ein, Allen gemeinschaftliches Object vorhanden sein, aber das Wort, „Patriotismus" dessen man sich gegenwärtig so gemeinlich bedient, sollte ausschließlich

auch eine reelle Bedeutung haben, während das Intereſſe des Augenblicks, die Eitelkeit der Perſonen, politiſche Intriguen, Verbindungen bilden und Beſorgniſſe rege machen, denen man, ſelbſt bis zu den juridiſchen Entſcheidungen unter Einzelnen, Alles unterwerfen möchte. Wenn unſre guten Deutſchen Mitpatrioten ſich wenigſtens eine patriotiſche Denkungsart geben könnten; wenn ſie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Pruſſiomanie, noch Auſtromanie hätten, ſondern eine Anſicht, die ihnen eigen wäre, nicht von Andern erborgt; wenn ſie wenigſtens ſelbſt ſehen und ihre Intereſſen prüfen wollten, während ſie meiſtens nur das Echo einiger elenden Pedanten und Intricanten ſind. Ihnen, mein lieber Baron, iſt dieſes rühmliche Unternehmen einzig aufbewahrt, und wenn es Ihnen mißlingt, dann muß man ihm auf immer entſagen; denn zum erſtenmale ſehe ich zu meinem großen Vergnügen ganz Deutſchland auf einem Punkte vereinigt, nämlich in ſeiner Anſicht über Ihre Perſon. Alle verſchiedenen Partheien laſſen Ihrem Charakter und Ihren Einſichten Gerechtigkeit widerfahren, während ſie der Schrecken der Brausköpfe, der Intricanten und Pedanten ſind.

Glauben Sie daher, daß ich mit aller Aufrichtigkeit und Achtung bin,

Mein lieber Baron, Ihr

wohlgeneigter

Joſeph.

XXXVI. Joh. Jak. Engel.*)

(1741 — 1802.)

Der Traum des Galilei.**)

(Erſter Theil. S. 239.)

Galilei, der ſich um die Wiſſenſchaften ſo unſterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentiniſchen. Er war bereits ſeines edelſten Sinnes beraubt, aber er freute ſich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

*) „J. J. Engels Schriften. Berlin. Mylius. 1801 — 1806." 8.

**) Galilei ward zweimal vor die Inquiſition in Rom geladen, weil er das Syſtem des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen ſchien. Das zweitemal ſaß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen ſeines Schickſals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen ſollte. Seine wichtigſten aſtronomiſchen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, ſind diejenigen, deren in dieſem Traume erwähnt wird. Er lebte nach ſeiner letzten Gefangenſchaft auf ſeinem Landhauſe zu Arcetri, verlor ſein Geſicht, und genoß in den letzten Jahren bis an ſeinen Tod der Geſellſchaft des Viviani, der nachher ſein Leben beſchrieb, und ſeinen Namen nie anders als mit dem Zuſatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit dieſen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufſatze hoffentlich nichts mehr dunkel ſeyn.

Einſt, in ſeinem letzten Frühling, ließ er ſich von Viviani, ſeinem jüngſten und dankbarſten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er ſich für ſeine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz ſeinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, ſagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müſſen. — Viviani ſetzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichſam in einer Wolke von Wohlgeruch ſaß, erinnerte er ſich der heißen Sehnſucht nach Freiheit, die ihn einſt zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen ſeine grauſamen Verfolger ausſchütten, als er ſchnell wieder einhielt, und ſich ſelbſt mit den Worten beſtrafte: Der Geiſt des Copernicus mögte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den ſich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieſer Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für ſeine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erſt zurückgeführt ſeyn, eh' er ſie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schickſal in Rom war, und wie lange ſich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigſte Fürſprache meiner Beſchützer, der Medici, und ſelbſt der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einſt, voll feindſeliger Betrachtungen über mein Schickſal und voll innerer Empörung gegen die Vorſehung auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannſt, rief ich aus, wie untadelhaft iſt dein Leben geweſen! Wie mühſam biſt du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falſchen Weisheit durchwandert, um das Licht zu ſuchen, das du nicht finden konnteſt! Wie haſt du alle Kraft deiner Seele dran geſetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und ſie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich ſelbſt haſt du oft die Tafel geſlohn, nach der dich gelüſtete und den Becher den du ausleeren wollteſt, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geiſtes zu werden! Wie haſt du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um ſie der Weisheit zu ſchenken! Wie oft, wenn alles um dich her in ſorgloſer Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüſten ſtärkte; wie oft haſt du vor Froſt gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was iſt nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn haſt du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menſchheit? — Daß der Gram über dein Schikſal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß ſie dir täglich mehr abſterben, dieſe treuſten Gehülfen der Seele; daß nun bald dieſe Thränen, die du nicht halten kannſt, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden.

So ſprach ich zu mir ſelbſt, Viviani, und dann warf ich einen

Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lächeln sie, in ihren Palläſten des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt: auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten. — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen liessest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest: mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? Das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unparteiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und als bald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Gallilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernicus! rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer sind die Verwandschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte

mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Altar, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel; aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meere ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Größe verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewig wirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüber-schimmert: noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der unge-

wissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schauetest und den Plan seiner Schöpfung enthülletst; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschauetest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken könntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Palläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seinen Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empört sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er

deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden, und seelig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen. — — —

XXXVII. Johann Kaspar Lavater.

(1741 — 1801.)

Brutus.

Welche Kraft ergreift dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt! Diesen ausgebildeten Mann, und diesen zusammen gekneteten Drang. Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst. Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewürkt.

Eherner Sinn ist hinter der steilen Stirne befestigt, er packt sich zusammen, und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder, wie die Buckeln auf Fingals Schild, von heischendem Schlacht- und Thatengeiste schwanger. Nur Erinnerung von Verhältnissen großer Thaten ruht in den Augenknochen, wo sie durch die Naturgestalt der Wölbungen zu anhaltendem mächtig würksamen Antheil zusammen gestrengt wird. Doch ist für Liebe und Freundschaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben — Und die Augen! dahin blickend. Als des Edlen, der vergebens die Welt auſſer sich sucht, deren Bild in ihm wohnt, zürnend und theilnehmend. Wie scharf und klug das obere Augenlied; wie voll, wie sanft das untere! Welche gelinde kraftvolle Erhabenheit der Nase! Wie bestimmt die Kuppe, ohne fein zu seyn, und die Größe des Nasenloches und des Nasenläppchens, wie lindert sie das Angespannte des Uebrigen. Und eben in diesen untern Theilen des Gesichts wohnt eine Ahndung, daß dieser Mann auch Sammlung gelaſſener Eindrücke fähig sey. In der Ableitung des Muskels zum Munde herab schwebt Geduld, in dem Munde ruht Schweigen, natürliche liebliche Selbstgelaſſenheit, die feinste Art des Trutzes. Wie ruhig das Kinn ist, und wie kräftig ohne Gierigkeit und Gewaltsamkeit sich so das Ganze schließt!

Betrachte nun den äußern Umriß! Wie gedrängt marckig! und wiederholt die Ehernheit der Stirne, die Würksamkeit des Augenknochens, [illegible] gefällig festen Raum an der Seite des Auges, die Stärke der Wan- die Fülle des Mundes, und des Kinns anschließende Kraft.

Ich habe geendigt, und ſchaue wieder, und fange wieder von vornen an.

Mann verſchloſſener That! langſam reifender, aus tauſend Eindrücken zuſammen auf Einen Punkt gewürkter, auf Einen Punkt gedrängter That! In dieſer Stirne iſt nichts Gedächtniß, nichts Urtheil, es iſt ewig gegenwärtiges, ewig würkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in den Wölbungen aller Theile! wie angeſpannt das Ganze! Dieſes Auge faßt den Baum bey der Wurzel.

Ueber allen Ausdruck iſt die reine Selbſtigkeit dieſes Mannes. Beym erſten Anblicke ſcheint was verderbendes dir entgegen zu ſtreben. Aber die treuherzige Verſchloſſenheit der Lippen, die Wangen, das Auge ſelbſt! — Groß iſt der Menſch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinläſſige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anſtrengung deſſen, der Widerſtand findet, deſſen, der ſich im Widerſtande bildet; der nicht dem Schickſal, ſondern großen Menſchen widerſtrebt; der unter großen Menſchen geworden iſt. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den trefflichſten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr ſeyn. Er hat nie ſeine Luſt an Knechten gehabt. Unter Geſellen mußt' er leben, unter Gleichen und Freyen. In einer Welt voll Freyheit edler Geſchöpfe würd' er in ſeiner Fülle ſeyn. Und daß das nun nicht ſo iſt, ſchlägt im Herzen, drängt zur Stirne, ſchließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den gordiſchen Knoten, den der Herr der Welt nicht löſen könnte.

XXXVIII. Chriſtian Garve.

(1742 — 1798.)

Ueber den Werth des Gebrauches fremder Ideen bei dem eigenen Nachdenken.

Eine der vortrefflichſten Vorbereitungen zur Meditation iſt ohne Zweifel, ſich mit dem, was die beſten Köpfe mehrerer Nationen und Zeitalter über den für unſre Unterſuchung gewählten Gegenſtand gedacht haben, bekannt zu machen. Und gewiß, ohne einigen ſolchen empfangnen oder eingeholten Unterricht, wird, auch bei dem zum eignen Denken fähigſten Menſchen, und ſelbſt bei Gegenſtänden, wo ihm ſeine eigne Erfahrung die nöthigen Thatſachen vollſtändig darbietet, wie dies bei Gegenſtänden der Logik und Moral durchaus der Fall iſt, doch ſein Geſichtskreis immer eingeſchränkt ſein; viele Seiten der Sachen werden ihm verborgen bleiben; und viele Beziehungen derſelben auf Gründe, auf Folgen, und beſonders auf die Verſchiedenheit der menſchlichen Denkungsarten und Charaktere, — woraus im Praktiſchen die größten Hinderniſſe und die größten Beförderungsmittel der geſuchten Endzwecke entſtehen, — werden nie zu ſeinem Bewußtſein kommen. Sogar die lehrreiche Betrachtung derjenigen Dinge, die wir vor Augen ſehen, und der Vorfälle, die wir erlebt haben, wird uns, durch die Bekanntſchaft mit den Meinungen und Gedanken großer Männer über ähnliche Dinge

und Vorfälle, welche hauptsächlich durch das Lesen erhalten wird, sehr erleichtert. Indem wir ihre Behauptungen zu widerlegen, oder zu bestätigen, indem wir uns in ihre Gefühle zu versetzen, oder unsre zu rechtfertigen suchen, entwickeln wir weit deutlicher die Eindrücke, die von unsern eignen Erfahrungen im Gemüthe zurückgeblieben sind.

Nichts desto weniger ist in dem Zeitpunkte selbst, wo wir unsre Untersuchungen anstellen, die Einmischung fremder Ideen, auch derer, die von den größten Geistern herkommen, der Wahrheit und Eigenthümlichkeit unsrer eignen Ideen eher schädlich, als nützlich. — Ich wünschte jedesmal, wenn ich eine Materie als Gelehrter bearbeite, alles Gute, was über dieselbe geschrieben worden ist, gelesen zu haben. Aber zur Zeit der Meditation selbst finde ich es nie rathsam, irgend einen Schriftsteller über den Gegenstand derselben zu Rathe zu ziehen. — Ein mittelmäßiger nutzt wenig; ein großer führt uns irre. Die Stärke seiner Ideen, oder die Schönheit seines Ausdrucks giebt Anlaß, daß wir auf dieselbe Art und in derselben Manier zu schreiben versuchen, in welcher wir ihn so vollkommen finden. Dies darf nicht immer die Sache unsers Vorsatzes sein: es ist die Folge einer unwillkührlichen Nachahmung und des Eindrucks, den große Geister auf Andre machen. Indeß wird unsre eigne Denkkraft dadurch in der That mehr unterdrückt, als gehoben. Nicht mehr der Gegenstand selbst steht vor den Augen unsers Geistes, sondern das Bild, oder die Idee desselben, welche uns von dem Schriftsteller gleichsam aufgedrungen worden war. — Bald werden wir durch Vergleichungen, die wir zwischen ihm und uns anstellen, mißmuthig und niedergeschlagen; bald suchen wir Aehnlichkeiten und anscheinenden Nachahmungen auszuweichen, verrücken aber dadurch die richtige Folge unsrer Ideen, oder verfälschen unsre natürlichsten Empfindungen.

Alle solche Behutsamkeitsregeln sind allerdings für den schwächern Geist nothwendiger, als für den stärkern. Je mehr, und je eigenthümlichere Ideen Jemand, bei dem Anblicke der Dinge selbst und bei der Zergliederung seiner eignen Gefühle, erhält; desto weniger darf er fürchten, den Gang, oder die Form derselben, durch den zu gleicher Zeit mit fremden Ideen gepflognen Umgang, zu stören. In mittelmäßigen Köpfen aber tönt die Rede eines großen und vortrefflichen Schriftstellers lange Zeit nach, so wie eine rauschende Musik in schwachen Gehörnerven. Ihre Denkungsart, ihr Styl nimmt eine Zeit lang die Farbe ihres Musters an. Aber weit entfernt, daß Werke, die sie in dieser Stimmung ausarbeiten, mehr Vollkommenheit erhalten sollten, wird ihnen nur dadurch das Gepräge der Nachahmung gegeben; der Reiz der Neuheit und des Natürlichen hingegen, den alle eigenthümlichen Ideen, auch selbst der Menschen von mittleren Fähigkeiten, haben, entzogen. —

XXXIX. Georg Christoph Lichtenberg.

(1742 — 1799.)

1. Anschlag-Zeddel im Nahmen von Philadelphia. *)

(Dritter Band. S. 233.)

Avertissement.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9ten Jenner dieses Jahres anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerey zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Maiestät der Königinn Oberra auf Otaheite mit dem größten Beyfall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltag-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die beßten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er zwey von den anwesenden Damens, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch, und läßt sie die Beine in die Höhe kehren;

*) „Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. Göttingen. Dieterich. 1800—1806." 8. I—IX. Band.

stößt sie alsdann an, daß sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeugs oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke, zur größten Satisfaction aller Anwesenden.

3) Nimmt er 6 Loth des beßten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in 2 Kannen Milch und tractirt die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Bley nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend auseinander.

4) Läßt er sich eine Holz-Art bringen und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweyten Streich, da dann der Chapeau sogleich aufsteht und gemeinlich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund wie vorher.

5) Er zieht drey bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

6) Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich πᾶν meta physica genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich seyn und nicht seyn kann. Erfordert große Zubereitungen und Kosten, und gibt er es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

7) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch bares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freyer Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen den 7. Jenner 1777.

2. Aus der „Erklärung zu den Hogarthischen Kupferstichen."

a. Die Vehikel des Nachruhms.

Es ist, dünkt mich, noch eine große Frage, ob es in der Welt überhaupt andere Denkmäler gibt als papierne, seitdem die Tradition alle ihre großen Privilegia den Druckereien abgetreten, und nun in ihrem kindischen Alter nur noch einen nicht ganz honetten Kleinhandel durch Stadt-Frau-Basen treibt. Ich glaube es nicht. Selbst die ewigen Denkmäler, die sich unsere Landsleute auf den Felsen des Mondes und an den Gränzen des Weltsystems durch neue Planeten mit neuen Trabanten, und an den Laufbahnen der Planeten und Kometen erbaut haben, wären ohne dabeiliegende papierne Attestate ein Nichts. Alexander wäre, wie jeder andre Straßenräuber vergessen, wenn es nicht einem Schriftsteller gefallen hätte, ihm ein Testimonium über seine Käsebier-Historien zu ertheilen, das nun, immer und immer renovirt,

in der Welt herumläuft. Auf der Reise nach dem Tempel des ewigen Nachruhms läßt sich auf den nächsten Stationen noch etwas Gold und Silber u. s. w. absetzen; Wer aber weiter reisen will, kömmt ohne ächtes Papiergeld nicht fort. Nun bedenke man, was Papier nicht ist! Ein Feld mit Flachs — welcher Prospekt! Was da nicht, würde ein Physiker sagen, für Dinge latent sind! O Wer an einem solchen Felde vorbei fährt, oder reitet, oder geht, der nehme den Hut ab, und denke einmal nicht bloß an latente Manschettenhemden, sondern auch an Unsterblichkeit!

b. Der arme Landpfarrer.

Da sitzt er auf dem treuen Familienstück, einem erbarmungswürdigen Schimmel, der vermuthlich nun schon seit 16 Jahren sein Möglichstes gethan hat (was freilich andere Geschöpfe Gottes besser thun könnten), den armen Reiter mit einer Frau und 10 lebendigen Kindern, bei einer Einnahme von 150 Thalern netto, in dem reichen Lande zu unterstützen, dem sie Alle zugehören. Eine traurige Figur fürwahr! Das Leder an den Knien ist im schweren Dienste durchgekniet und von der Natur nur so obenhin wieder geflickt. Die Form des Halses und die Stellung der Beine, die Etwas von der Kuh und Etwas von der Schnitzbank haben, machen die Sache um kein Haar besser. Auch kann man nicht sagen, daß das Pferd durch die Figur seines Reiters, wie wohl zuweilen geschieht, gehoben würde. Dieser ist selbst so Was im Dienst der hohen Kirche, wie sein treuer vierfüßiger Diener allenfalls in jedem hohen Marstalle sein würde. Auch er ist alt, steif, baufällig, und hat sich im schweren Dienst — gerechter Himmel! — durchgekniet, und eben so wie sein Freund nun wohl ohne Hoffnung auf ein weicheres Lager. Man sehe nur hin auf den lechzenden Mund und die Lichtblicke auf den Knöcheln der verdorrten Hand! Man erwartet in ihr eher die Sense des allgemeinen Freundes der lebenden Natur, als den Zügel. Er sitzt in seinem Amtshabite da, dem einzigen im Hause, der noch auf der Heerstraße auf den Respekt rechnen konnte, den man dem Stande der Unschuld unter demselben gewiß versagt haben würde, selbst die Beinkleider nicht ausgenommen. Sie sind sicherlich durchgekniet, und die hohe Stiefelkappe nicht bloß Zierde, sondern zugleich Schutz gegen Spott und Lappenfraß. Alle Zierde in der Welt sollte so Was sein: decus et tutamen. Die abgeregnete, abgebleichte und abgekämmte Perücke ersetzte die Tonsur, und gab dem Besitzer das ehrwürdige Ansehn, welches nur den englischen Perückenträgern eigen ist . . . O ritte doch einmal diese Todten-Figur in luftiger Gestalt, wie Lenorens Wilhelm beim Gatterthor, an der Decke des Saals hin, wo der Bischoff oder der Rektor ihr Te Deum — schmaußen, oder sprengte auf der Schnitzbank über den Weg, wo sie es in einer Kutsche mit flüchtigen Vieren — rennen; und sähen in diesem Bilde den Mann ihres Fleisches, ihres Blutes, ihres Ordens (ihrer Perücke, könnte man sagen), der sein Te Deum bei größerem Verdienst sein ganzes Leben — durch — hungern mußte; es würde besser werden mit der armen Geistlichkeit

in dem reichen England. — Doch das ist Poesie. Weg damit in diesen Tagen.

c. Die Armenbüchse.

Gleich neben der so eben gezeichneten Gruppe sieht man, an einem der Kirchenstühle befestigt, die arme Armenbüchse (the poor's box.) Sie muß sehr arm sein, wenigstens mehr von Fliegen, als wohlthätigen Fingern besucht werden; denn eine Kreuzspinne hat ihr Netz, als an einer der sichersten Stellen für sie im ganzen Hause, darüber gespannt, und vermuthlich haben die Vorsteher sie sitzen lassen, um sich die Mühe einer vergeblichen Eröffnung einer Büchse zu ersparen, die nicht geschüttelt werden kann, und dann an jedem Morgen zu sehen, ob sie nicht bestohlen worden ist. Es ist dieses der einzige Gegenstand in dieser Kirche, aus dem sich noch erkennen läßt, daß die Vorsteher derselben wohl Etwas leisten könnten, wenn sie nur wollten.

XL^a. Friedr. Heinrich Jacobi.

(1743 — 1819.)

1. Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. *)

Gott und der Mensch.

(S. 32.)

Der Mensch hat nur diese Wahl: entweder, alles aus Einem, oder, alles aus Nichts herzuleiten. Dem Nichts ziehen wir das Eine vor, und geben ihm den Namen Gott, weil dies Eine nothwendig Einer seyn muß, oder es wäre, unter einem andern Nahmen, wieder nur dasselbe eine allgemeine Nichts; jenes wesentlich Unbestimmte und doch Allbestimmende; jenes Unding des Unendlichen des Platon, lauter anderes und anderes, Alles und nicht eines, ein offenbar Unmögliches, ein noch weniger als Nichts.

Einer also ist das Eine; und dieser Eine war und mußte seyn vor allem Anderen und Anderen; ein Eines ohne Anderes: die Vollkommenheit des Seyns, die Vollkommenheit des Wahren.

Des Menschen Erkenntniß ist auf Unvollkommenheit gegründet, wie sein Daseyn. Daher in ihr jenes Weisen immer nur von Einem auf ein Andres ohne Ende. In Gleichnissen allein siehet und erkennt der Mensch. Das Unvergleichbare siehet und erkennet er nicht: sich selbst nicht, den eignen Geist; und so auch Gott nicht, den allerhöchsten.

Ein Unvergleichbares, ein Eines für sich und ohne anderes ist der Mensch sich selbst durch seinen Geist, den eigenthümlichen, durch welchen er der ist, der er ist, dieser Eine und kein anderer. Als diesen Einen, der allein ist dieser Eine, und derselbe bleibt unter allen möglichen

*) „Friedrich Heinrich Jacobi von den Göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig. G. Fleischer. 1811." 8.

Veränderungen, findet er sich nicht erst hintennach durch Selbstvergleichung, ein Wesen des Begriffes, das ist, der bloßen Einbildung; denn worin geschähe die Vergleichung und Einbildung? worin wurde das Selbst dem Selbste gleich? und was wäre das noch nicht gleichgesetzte Selbst, das Selbst noch ohne eignes Seyn und Bleiben, das durch gleich-ungleich- und zusammensetzen, durch verknüpfen erst zu einem Selbste mit eigenem Seyn und Bleiben, mit Selbstseyn würde? Was endlich verübte alles dieses? — Er findet sich als dieses Wesen durch ein unmittelbares, von Erinnerung vergangener Zustände unabhängiges Wesenheitsgefühl, nicht durch Erkenntniß; er weiß, er ist dieser eine Eine und derselbe, der kein anderer ist noch werden kann, weil unmittelbare Geistes-Gewißheit von dem Geiste, von der Selbstheit, von der Substantivität unzertrennlich ist.

Der in sich selbst gewisse Geist des Menschen bedarf aber, zu seinem Selbstlaute, der Mitlaute Natur und Gott, um sein Daseyn auszusprechen, oder richtiger: er ist kein reiner Selbstlaut.

Weil er sich selbst nicht aussprechen kann, ohne Gott und Natur mit auszusprechen, und zwar so, daß diese vortönen: so weiß er, daß er der Alleinige nicht ist, wenigstens mit derselben Gewißheit, womit er weiß, daß er ist; bezeuget das von ihm unabhängige Daseyn anderer ihm ähnlicher und unähnlicher Wesen außer, neben und vor ihm, mit derselben Kraft, womit er das eigne Daseyn sich bezeuget. Er fühlet, erfährt ursprünglich, und kann es auch erkennen, daß seine Selbstständigkeit wie seine Abhängigkeit eingeschränkt ist; daß er eben so nothwendig Einer nur seyn kann unter Anderen, unmöglich ein Erster und Einziger; als er, um zu seyn Einer unter Anderen, nothwendig seyn muß Einer und kein Anderer; ein selbstständiges, ein wirkliches, ein persönliches Wesen.

Gott allein ist der Eine, der nur Einer ist, der Alleinige; Er ist das Eine ohne Anderes im ausnehmenden, im höchsten Sinne; in keinem Sinne Einer nur unter andern, kein einzelnes, durch Vor- und Mitdaseyn bedingtes Wesen, sondern das ausschließlich in selbst genugsame, unbedingt selbstständige — das allein vollkommene, allein ganz wahrhafte Wesen.

Wie? Und dieser Gott, weil er nothwendig vollkommen, in sich selbst genugsam; also kein einzelnes Wesen, das ist, kein Individuum nur aus und unter einer Gattung ist. — Er sollte darum nothwendig ohne Selbstbewußtseyn, ohne Persönlichkeit, folglich auch ohne Vernunft seyn müssen? Er sollte, weil er kein eingeschränktes, abhängiges — unvollkommenes Wesen seyn kann — nothwendig Nicht-Person, Nicht-Intelligenz seyn? — Darum weil Er, unbedürftig der Natur, unbedürftig der Sinnlichkeit, in Ihm selbst allein das Leben hat; weil er in keinem Sinne Daseyn, Erkenntniß und Wahrheit nehmend, sondern überall und schlechterdings nur gebend ist: darum sollte Er selbst, Er allein — seyn der nicht ist, der Unlebendige?

Ja, der nicht ist; nicht für sich und überall nicht! Denn ein Seyn ohne Selbstseyn ist durchaus und allgemein unmöglich. Ein Selbstseyn aber ohne Bewußtseyn, und wieder ein Bewußtseyn ohne

Selbstbewußtseyn, ohne Substanzialität und wenigstens angelegte Persönlichkeit, vollkommen eben so unmöglich; eines wie das andre nur gedankenloser Wortschall. Also Gott ist nicht, ist das Nichtseyende im höchsten Sinne, wenn er nicht ein Geist ist; und er ist kein Geist, wenn ihm die Grundeigenschaft des Geistes, das Selbstbewußtseyn, Substanzialität und Persönlichkeit, mangelt. Ist er aber kein Geist, so ist er auch nicht der Anfang der Dinge, in so fern sie Wirklichkeit und wahres Wesen haben; denn das Erste ist nothwendig überall, wo etwas wahrhaft ist, der Geist: es ist kein wahres Seyn noch Daseyn möglich, außer im Geiste und durch einen Geist.

Die gesunde noch unverkünstelte Vernunft hat an der Wahrheit dieser Sätze nie gezweifelt. Ihr versteht es sich von selbst, daß Unwesen nicht das Wesen; ein Grund der Unvernunft nicht als Folge Vernünftiges und die Vernunft; ein dummes Ungefähr nicht Weisheit und Verstand; das Todte und Tödtende nicht das Lebendige; unempfindlicher Stoff nicht die empfindende Seele, Liebe, Vorsorge, Aufopferung, Gerechtigkeit; das Zerstöhrende nicht das Schaffende und Ordnende; überhaupt das Geringere, aus seinen Mitteln, nicht das Höhere und Bessere hervorbringen, sich selbst aus sich allein dazu verklären und darin verwandlen kann; so wenig allmählig, das ist, mit der bloßen leeren Hülfe einer bloßen leeren Zeit, als, ohne Zeitverlauf, plötzlich und in einem Nu.

Aber ein Geist! staunest du — ein Geist, wie kann er etwas außer sich hervorbringen; etwas außer ihm wirkliches — andere Geister? Wie etwas ihm ganz entgegengesetztes: eine sinnliche, materielle Welt? — Wie kann aus dem Ewigen ein Anfang kommen?

Wer saget dir, daß aus Ihm, was Du einen Anfang nennest, gekommen sey? — Und was meinest du, wenn du von Anfänglichem und Unanfänglichem redest? Kannst du sagen, du sehest irgend etwas vor dir wahrhaft entstehen, und wahrhaft vergehen? Oder magst du sagen, es sey kein Anfangen und Aufhören, es verändere sich in Wahrheit nichts, nichts entstehe noch vergehe, alles sey ohne Wandel? Jenes verbietet dir die Vernunft; dieses, ein der Vernunft und Ansehn wenigstens gleiches unwiderstehliches Gefühl. — Was das übrige betrifft, so staune doch zuerst darüber, daß nur etwas sey und wirke; oder läugne, daß es irgendwo ein Seyn und Bleiben gebe. Hier im Mittelpunkt des Unbegreiflichen, wo es dich ganz umgibt, besinne dich und wähle, ob du dich mit diesem Unbegreiflichen in Freundschaft oder Feindschaft zu befassen habest.

Suchest du nicht überall ein Erstes; und kann ein Erstes je begriffen werden? Und was wäre dir das Erste, wenn es nicht Ursache wäre? — Und was wäre dir Ursache — wenn sie wäre, was nie ist?

Hier verweile, und sinne nach, tiefer und tiefer! Je vollkommener, stiller und reiner du in deinem Innersten dich sammeln wirst; desto deutlicher wirst du vernehmen: Er ist! — der das Auge gemacht hat: Er siehet! der das Ohr gepflanzt hat: Er höret! der dies Herz bereitet hat! Er liebt! der diesen Geist aus sich gebohren hat: Er will, und weiß, und ist!

2. Aus „Woldemar.“*)

a.

(Fünfter Band. S. 258.)

Den 20. Mai.

„Wir hatten am Abend dieſes etwas ſchwülen Tages am Waſſerfall geſeſſen, und den ſchönſten Sonnenuntergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Fluſſes her, und blieben ſtehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil ſeiner Krümmung überſchaut. Ein bezaubernder Anblick: wie die ſchlanken flammenden Pappeln ſich in ihm ſpiegelten. Es ſchien, als hätten ſie zur Luft ſich untergetaucht, und es durchführe ſie das ſüße Schrecken der angenehmſten Empfindung. Wunderbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde, als ſchwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwiſchen den Aeſten liſpelten, und über den kleinen Fluß glitten, und mit der ganzen Natur ſich ergetzten. — Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel ſchwamm zu unſern Füßen. Es hatte der Unermeßliche ſich in niedres Gebüſch zu uns gelagert.

Waſſer der Himmel — in Waſſern der Erde! . . .
Leben — in Leben hinübergeſtralt! — . . . Kraft — mit Kraft ſich begattend! . . .

Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geiſt. Meine Seele wähnte, dem Unbegreiflichen ſich zu nähern. Sie, die einſt nicht Einer Vorſtellſtellung ſich bewußt war, nun ſo voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Daſeyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!“

Dergleichen Aufſätze floſſen häufig aus Woldemars Feder, und waren nicht beſtimmt, von jemand außer ihm geſehen zu werden. Er nannte ſie die Schatten ſeiner abgeſchiedenen Stunden, in dem nähmlichen Sinne, wie man auch die Seelen pflegt Schatten zu nennen.

b. Woldemar an Biderthal.

(Fünfter Band S. 265.)

Pappelwieſen, den 23. Auguſt.

— — — Seit geſtern bin ich hier ganz allein. Die beiden Tanten mit Allwina und Henriette ſind nach Schellenbrug, kommen aber dieſen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf dieſe kurze Zeit in Einſamkeit verſetzt zu werden; ich habe köſtliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht einmal zu einem ſolchen alleinigen, ganz ſtillen Anſchauen meiner Glückſeeligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach geſehnt; aber mir geſchah unausſprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich dir einigermaßen nur bedeuten, wie mir war, und wie mir iſt!

Sobald meine Reiſenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der Eine Nußbaum diente

*) „Friedr. H. Jacobi's Werke. (Herausgegeben von Roth.) Leipzig. Fleiſcher. 6 Theile. 1812—1824.“ 8.

mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen ging ein ſtarker Wind. Man hörte ſein Anfallen an das dichte Gebüſch, wie er die Aeſte bog und die Blätter drängte, dann im Laube verwehte, — drinnen zum ſanfteſten Lüftchen wurde — und zwiſchen den jungen Eſchen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haſeln in vieltönigem Geliſpel ſich verlor; dann wieder majeſtätiſch rauſchte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beinah Sturm war in ihren Gipfeln. — — — In den mannichfaltigen Millionen Blätter, welch unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeſte! — Unter und über das luftige Laub-Meer! — Ergriffen von ſeinen Wogen ſchwamm mein Auge hinweg in die ſchöne Fluth, und ließ ſich von ihr verſchlingen. — — Leiſe rieſelte unterdeſſen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlunde; — und die Fiſche hatten ihren Scherz, mit Springen, Schnalzen und Klatſchen. — — Der mächtige Stamm, an den ich geſtützt war, ſchwankte, faſt unmerklich hin und her — bald ſtärker bald ſchwächer; wiegte meinen Rücken und bewegte ſanft ſchauerlich mein Haupt. — — Nie war meine Seele ſo in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Weſen! — Ewigkeit mein fliehendes Daſeyn!

XL[b]. Johann Joachim Eſchenburg.

(1743 — 1820.)

Aus dem „Entwurf einer Theorie und Literatur der ſchönen Redekünſte.“ *)

1. Ueber Geſchmack und Genie.

(Einleitung. S. 23.)

Geſchmack und Genie ſind zwar darin weſentlich von einander verſchieden, daß jener ein empfindendes und beurtheilendes, dieſes hingegen ein thätiges und hervorbringendes oder ſchaffendes Vermögen iſt; beide müſſen indeß in Verbindung mit einander zur Vollendung eines Kunſtwerks beitragen. Durch den Geſchmack wird die Einbildungskraft zweckmäßig gelenkt und gerichtet, das Erfindungsvermögen auf die Wahl des Schönen geleitet, vor wilder Ausſchweifung und Uebertreibung geſichert, und innerhalb der Gränzen der Natur, der Wahrheit und der Schicklichkeit gehalten. Auch iſt es der Geſchmack, der das Kunſtgenie nicht ſelten zur Thätigkeit veranlaßt und ermuntert, und den Künſtler durch fein empfundene Wahrnehmungen an Gegenſtänden jeder Art zur Aeußerung ſeiner Fähigkeiten und zu neuen Erfindungen auffodert.

*) Berlin und Stettin. Fr. Nicolai. 1817.

2. Ueber die Wirkungsfähigkeit der schönen Künste.

(S. 24.)

Die gesammte Energie oder Wirkungsfähigkeit der schönen Künste läßt sich auf drei vorzügliche Quellen zurückführen, auf das Schöne, das Vollkommene und das Gute; und aus diesen Quellen entspringt eine dreifache ästhetische Kraft. Die erste besteht darin, daß die Kunstwerke sinnliches Wohlgefallen, Rührung und Ergötzung bewirken; die zweite, daß sie dem Geiste Nahrung und Stof zum Denken geben; und die dritte, daß sie auf Herz und Willen wirken, und, gehörig angewandt, vermittelst der lebhaften Eindrücke auf die Sinnlichkeit und die klare Einsicht des Verstandes, Zuneigung für das Edle und Gute, und Abneigung vom Unedlen und Unsittlichen mit vorzüglicher Stärke hervorbringen.

3. Ueber das Schöne.

(S. 25.)

Das erste und allgemeinste Wirkungsmittel der Kunstdarstellung, zur Erregung sinnlichen Wohlgefallens, ist das Schöne. In objektiver Hinsicht, setzt man gemeiniglich das Wesen des Schönen in eine sinnlich und anschaulich durch Einheit des Mannichfaltigen dargestellte Vollkommenheit — obgleich diese Begriffe nicht durchaus zutreffend und erschöpfend sind; — und subjektiv, oder in Hinsicht auf die Empfindung des Schönen, charakterisirt es sich dadurch, daß schon die bloße Vorstellung der Form des Gegenstandes mit unmittelbarem Wohlgefallen verknüpft ist, und das Schöne bloß in der Beurtheilung gefällt, ohne Hinsicht auf Zweck oder Interesse. In jeder schönen Form muß sich Mehrheit und Mehrartigkeit der Theile in voller Einheit und Zusammenstimmung zu einem wohlgefälligen Eindrucke finden. Die wirkliche, körperliche und empfindbare Schönheit läßt sich von der idealischen, geistigen und intellektuellen unterscheiden; so wie die freie und für sich bestehende von der anhangenden oder bedingten, bei welcher zugleich auf Zweckmäßigkeit gesehen wird.

XLI. Johann Gottwerth Müller.

(1741—1828.)

Erziehungsgeschichte des Junkers Siegfried von Lindenberg.*)

(Erster Theil. S. 49.)

Der Edelmann, so wie er dermalen leibte und lebte, hätte ganz aus der Reihe der Dinge weggenommen werden können, ohne daß außer seinem Gute irgend eine lebendige Seele dabey zu kurz gekommen wäre. — Doch nehm' ich, nach reiflicher Ueberlegung, diejenigen Seelen aus, die wenn sie über andrer Leute Thorheiten lachen, zugleich in ihren

*) Siegfried von Lindenberg. Leipzig. Junius. Sechste rechtmäßige Ausgabe. Vier Theile. 1802. 8.

eignen Busen zu greifen pflegen. — Von der Natur aber war er so wenig bestimmt, das Spiel eines närrischen Schulmeisters und seiner eignen Grillen zu werden, als mich vielleicht die Natur zum Geschichtschreiber seiner Thorheiten bestimmt haben mag. In seinem Charakter war so viel Güte, so viel Thätigkeit, so viel Größe, daß er, wenn der rohe Klumpen gehörig wäre geformet, und die leeren Fächer des Gehirns gebührend angefüllet worden, vermögend gewesen wäre, aus dem Kabinete Länder zu beglücken, in dem Felde eine Stütze seines Monarchen zu seyn, und aus der Studierstube die Welt aufzuklären. So aber war seine herrliche Anlage versäumt oder verderbt, jenes von seinem Vater, dieses von der gnädigen Frau Mama, beides von dem Lehrer seiner Jugend. Seine Güte war in Schwachheit, seine Thätigkeit in Alfanzerey, seine Größe in Abentheuerlichkeit, und in jenen närrischen Stolz ausgeartet, der Kaisern, Königen, Herzogen und Fürsten nichts vorauslassen wollte.

Sein Vater, Gott hab' ihn selig! war bey Leibes Leben ein wackrer Husarenoberstlieutenant gewesen, rauh wie sein Schnauzbart, und brav wie sein Säbel, der sein Metier aus dem Grunde verstand, sich viel Erfahrung und Menschenkenntniß gesammelt hatte, und beym Könige sehr in Gnaden stand. In den Wissenschaften aber hatte dieser Held es niemals weiter gebracht, als bis zur Fertigkeit, eine Ordre entziffern, und seinen Namen so unterzeichnen zu können, daher er auch bey andern Leuten nichts auf Schulfüchserey hielt. Am allerwenigsten war er Willens, den Kopf seines einzigen Erben mit solcherley Unrath ausstafiren zu lassen. Der Säbel war ihm alles, und diesen Sinn trachtete der alte muthige und ehrenvolle Krieger auch einzig und allein in der Seele seines Sohnes zu nähern. Er freute sich zum Voraus darauf, ihn, wenns einmal wieder vor den Feind gehen würde, an seiner Seite fechten zu sehen; und daher kams, daß unser Edelmann von Vaters wegen nichts weiter gelernet hatte, als Reiten, Fechten, das Gewehr präsentiren, vor nichts in der Welt erschrecken, und mit lateinischen Buchstaben seinen edlen Namen unleserlich genug zu kratzen. Der hochselige König hatte als Gevatter dem Kindlein eine Kornetstelle eingebunden, folglich war er Soldat, und folglich hatte er nach des Oberstlieutenants Meynung an jetzt gedachten Geschicklichkeiten Gott und genug.

Seine gnädige Frau Mama ließ sich, wie manche Mutter, eine reichliche Portion Affenliebe gegen ihr Söhnchen zu Schulden kommen. Sie, eine Dame von uraltem Adel, und voll von jedem Vorurtheile, das irgend diesem Stande anhangen kann, wollte nicht, daß ihr Kind durch vieles Lernen an Kopf und Nerven geschwächt werden sollte. Alle irdische menschliche Weisheit hielt sie für eitel Tand, und war vest überzeugt, Witz und Verstand müsse einem Edelmanne von selbst zufallen. Nicht eben, als hätte sie zuerst nach dem Reiche Gottes getrachtet; das war nicht ihr Fall, denn sie wußte vom Reiche Gottes nicht viel mehr, als wenn gar keins gewesen wäre, und was sie davon zu wissen glaubte, war klare Heterodoxie; so behauptete sie z. E. es sey unmöglich, daß Edelmann und Bauer auf einerley Fuß Erben des Göttlichen Reichs

werden könnten, und andre Ketzereyen mehr) sondern, weil sie es wirklich für bürgerlich, das heißt in ihrer Sprache für pöbelhaft hielt, sich mit Büchern und Wissenschaften zu beschäfftigen, gab sie sich alle Mühe, ihrem Sohne eine tiefe Geringschätzung gegen solche Narrentheidungen beyzubringen. Dagegen predigte sie ihm täglich und stündlich die hohe Lehre von seinem alten Adel, und schärfte ihm tüchtig ein, daß er nach seines Vaters Tode, die Einkünfte seines freyen Gutes ungerechnet, jährlich weit über die dreißigtausend Thaler reiner Zinsen zu verzehren haben, und mit der Zeit noch viel höher kommen würde.

Der Hofmeister des edlen jungen Herrn war ein sklavischer Kerl, ein niedriger Speichellecker, der mit dem Herrn Oberstlieutenant Danziger trinken, und der gnädigen Frau die Hand küssen konnte, und bey diesem erhabenem Paare ganz ungemein in Gnaden stand. Groß war der Hofmeister und schön gebauet, breit von Schultern und stattlich von Waden. Die Moral hatte er bey einem Gellert, und das Jus Naturä bey einem Darjes gehöret, auch wußt er was Recht war so gut als Jesus Sirach; er hatte aber weder das Herz es zu sagen, noch die Entschlossenheit es zu üben, vor allen Dingen, wenn er den Grundsätzen der gnädigen Frau Oberstlieutenantinn, oder ihres narbigten Herrn Gemals hätte zu nahe treten müssen, denn er befand sich trefflich im Schlosse, und liebte faule Tage über alles. Die hatte er denn hier recht nach Herzenswunsche. Aber fechten konnt er trotz Kahn, das muß ich sagen, und zu Pferde saß Euch der Bursch als eine Puppe, auch das muß wahr seyn; voltigiren konnt er wie ein Heupferd, das soll ihm selbst der Teufel nicht absprechen; und saht Ihr ihn tanzen, so stahl er Euch vollends das Herz aus dem Leibe. Auch, wenn der alte Herr Lust hatte Passe-dix, oder die gnädige Frau Piket zu spielen, war niemand bereiter als er, dem Herrn und der Dame ihr Geld abzugewinnen.

Aller wesentliche Nutzen, den unser Edelmann aus seiner Erziehung zog, bestand darin, daß die heftigen Leibesübungen mit dem Karabiner, mit dem Rapier, und auf der Reitbahn, seine Muskeln stärkten, seinen Körper dauerhaft machten, seine Natur abhärteten, und jenen edlen Anstand, den schon der Adel seiner Seele ihm gab, erhöheten; und daß er, weil Mama und der Mentor ihn methodisch und zu gesetzten Stunden in mancherley Spielen unterwiesen, durch diesen Zwang den heftigsten Widerwillen gegen alle Arten des Spiels faßte.

Vierzehn Jahr war unser Junker alt, wie sein Herr Vater das Zeitliche gesegnet. Seine gnädige Mama fand jetzt in ihrem überreifen Alter den Soldatenstand bey weitem nicht mehr so reizend, als in jenen goldnen Tagen der leichten Jugend, da der gold besetzte Doliman, die funkelnden Quasten und Schleifen des Pelzes, die reichen Franzen auf den knapp anschließenden Scharavari, die Grazie einer Falte in denselben, und der hohe winkende Federbusch auf dem Haupte des damaligen Herrn Rittmeisters von Lindenberg, jetzt ihres wohlseligen Gemals, ihr siebzehnjähriges Herz in lichterlohe Flammen setzten. Sie bat um den Abschied ihres Sohns, schützte eine schwächliche Leibesbeschaffenheit

vor, darüber ſich das edle Knäblein mit ſeinen vor Geſundheit ſtrotzenden Backen eigentlich nicht zu beklagen hatte, und trieb ihr Weſen ſo lange bis endlich der Junker würklich ſeinen Abſchied erhielt.

Nun wuchs er denn in Gottes Namen unter der Zucht ſeiner Frau Mama und des treufleißigen Mentors ferner auf. — — —

XLII^a. Joh. Gottfried von Herder.

(1744 — 1803.)

1. Aus den Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.

(1784.)

a. Griechenland.

(Herders ſämmtliche Werke. Zur Philoſophie und Geſchichte. Sechſter Theil. S. 119.)

Bei Griechenland klärt ſich der Morgen auf und wir ſchiffen ihm froh entgegen. Die Einwohner dieſes Landes bekamen, in Vergleichung mit andern Nationen, frühe Schrift und fanden in den meiſten ihrer Verfaſſungen Triebfedern, ihre Sprache von der Poeſie zur Proſa und in dieſer zur Philoſophie und Geſchichte herabzuführen. Die Philoſophie der Geſchichte ſieht alſo Griechenland für ihre Geburtsſtätte an; ſie hat in ihm auch eine ſchöne Jugend durchlebt. Schon der fabelnde Homer beſchreibt die Sitten mehrerer Völker, ſo weit ſeine Kenntniß reichte: die Sänger der Argonauten, deren Nachhall übrig iſt, erſtrecken ſich in eine andre, merkwürdige Gegend. Als ſpäterhin die eigentliche Geſchichte ſich von der Poeſie los wand, bereiſte Herodot mehrere Länder und trug mit löblich-kindiſcher Neugierde zuſammen, was er ſah und hörte. Die ſpätern Geſchichtſchreiber der Griechen, ob ſie ſich gleich eigentlich auf ihr Land einſchränkten, mußten dennoch auch manches von andern Ländern melden, mit denen ihr Volk in Verbindung kam; ſo erweiterte ſich endlich, inſonderheit durch Alexanders Züge, allmählig die Welt. Mit Rom, dem die Griechen nicht nur zu Führern in der Geſchichte, ſondern auch ſelbſt zu Geſchichtſchreibern dienten, erweiterte ſie ſich noch mehr, ſo daß Diodor von Sicilien, ein Grieche, und Trogus, ein Römer, ihre Materialien bereits zu einer Art von Weltgeſchichte zuſammenzutragen wagten. Wir freuen uns alſo, daß wir endlich zu einem Volk gelangen, deſſen Urſprung zwar auch im Dunkel begraben, deſſen erſte Zeiten ungewiß, deſſen ſchönſte Werke, ſowohl der Kunſt als der Schrift, großentheils auch von der Wuth der Völker oder vom Moder der Zeiten vertilgt ſind, von dem aber dennoch herrliche Denkmale zu uns reden.

b. Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunſt.

(S. 129.)

Die griechiſche Sprache iſt die gebildetſte der Welt, die griechiſche Mythologie die reichſte und ſchönſte auf der Erde, die griechiſche Dicht-

kunſt endlich vielleicht die vollkommenſte ihrer Art, wenn man ſie ort- und zeitmäßig betrachtet. Wer gab nun dieſen einſt rohen Stämmen eine ſolche Sprache, Poeſie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab ſie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

* * *

Die griechiſche Sprache iſt wie durch Geſang entſtanden: denn Geſang und Dichtkunſt, und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat ſie zur Muſenſprache der Welt gebildet. So ſelten ſich nun jene Umſtände der Griechen-Cultur wieder zuſammenfinden werden, ſo wenig das Menſchengeſchlecht in ſeine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Muſäus und Linus oder einen Homerus und Heſiodus mit allem was ſie begleitete, von den Todten zurückführen kann; ſo wenig iſt die Geneſis einer griechiſchen Sprache in unſern Zeiten ſelbſt für dieſe Gegenden nützlich.

* * *

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verſchiedener Gegenden zuſammen, der Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern, oder die erſten Verſuche denkender Köpfe waren, ſich die Wunder der Welt zu erklären, und der menſchlichen Geſellſchaft Geſtalt zu geben.

Vor allen iſt Homer berühmt, der Vater aller griechiſchen Dichter und Weiſen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schickſal wurden ſeine zerſtreuten Geſänge zu rechter Zeit geſammelt und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerſtörbarer Palaſt der Götter und Helden auch nach Jahrtauſende glänzt. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären ſtrebt; ſo hat man ſich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären, der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher Sänger der joniſchen Küſte. So manche ſeiner Art mögen unter gegangen ſeyn, die ihm theilweiſe den Ruhm ſtreitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebt. Man hat ihm Tempel gebaut, und ihn als einen menſchlichen Gott verehrt; die größte Verehrung indeß iſt die bleibende Wirkung, die er auf ſeine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu ſchätzen vermögen. Zwar ſind die Gegenſtände, die er beſingt, Kleinigkeiten nach unſerer Weiſe: ſeine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenſchaften ſind keine andere, als die ihm die Sage ſeiner und der vergangenen Zeiten darbot; eben ſo eingeſchränkt iſt auch ſeine Natur- und Erkenntniß, ſeine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenſtände ſeiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feſte Umriß jedes ſeiner Züge in jeder Perſon ſeiner unſterblichen Gemälde, die unangeſtrengte ſanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere ſieht, und ihre Laſter und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, die Muſik endlich, die in ſo abwechſelnden großen Gedichten unaufhörlich von ſeinen Lippen ſtrömt und jedem Bilde, jedem Klange ſeiner Worte eingehaucht, mit

seinen Gesängen gleich ewig lebt: sie sinds, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum Einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unsterblich seyn kann.

* * *

Homer war den Griechen in mehrerem Betracht ein Götterbote des National-Ruhms, ein Quell der vielseitigen National-Weisheit. Die späteren Dichter folgten ihm; die tragischen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorien, Beispiele und Sentenzen; jeder erste Schriftsteller einer neuen Gattung nahm am Kunstgebäude seines Werks zu dem seinigen das Vorbild, also daß Homer gar bald das Panier des griechischen Geschmacks ward, und bei schwächern Köpfen die Regel aller menschlichen Weisheit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt, und keine Aeneis würde ohne ihn da seyn. Noch mehr hat auch Er die neueren Völker Europa's aus der Barbarei gezogen: so mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genossen, und der arbeitende sowohl als der betrachtende Mann Regeln des Geschmacks und der Menschenkenntniß aus ihm gezogen.

c. Künste der Griechen.

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Gesang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Gestalten darinnen lebten; was war natürlicher, als daß die bildende Kunst von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunst ward, der ihre Mutter jene großen Gestalten gleichsam ins Ohr sang? Von Dichtern mußte der Künstler die Geschichte der Götter, mithin auch die Art ihrer Vorstellung lernen; daher die älteste Kunst selbst die grausendste Abbildung nicht verschmähte, weil sie der Dichter sang. Mit der Zeit kam man auf gefälligere Vorstellungen, weil die Dichtkunst selbst gefälliger wurde, und so ward Homer ein Vater der schönern Kunst der Griechen, weil er der Vater ihrer schönern Poesie war. Er gab dem Phidias jene erhabene Idee zu seinem Jupiter, welcher dann die andern Abbildungen dieses Götterkünstlers folgten. Nach den Verwandschaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch bestimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder; bis endlich die angenommene Dichter-Tradition sich zu einem Codex der Göttergestalten im ganzen Reiche der Kunst formte. Kein Volk des Alterthums konnte also die Kunst der Griechen haben, das nicht auch griechische Mythologie und Dichtkunst gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechische Weise zu seiner Cultur gelangt war. Ein solches hat es in der Geschichte nicht gegeben, und so stehen die Griechen mit ihrer homerischen Kunst allein da.

* * *

Wolltet ihr also ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen, so gebet einem Volke diesen dichterisch-mythologischen Aberglauben, nebst allem was dazu gehört, in seiner ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiset Griechenland und betrachtet seinen Tempel, seine

Grotten und heiligen Haine, so werdet ihr von dem Gedanken ablassen, einem Volke die Höhe der griechischen Kunst auch nur wünschen zu wollen, das von einer solchen Religion, d. i. von einem lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flecken und Winkel mit zugeerbter, heiliger Gegenwart erfüllt hatte, ganz und gar nichts weiß.

d. Sitten- und Staatsweisheit der Griechen.

Bald also thaten sich in vielen freigewordenen Stämmen und Colonien weise Männer hervor, die Vormünder des Volks wurden. Sie sahen, unter welchen Uebeln ihr Stamm litt, und sannen auf eine Einrichtung desselben, die auf Gesetze und Sitten des Ganzen erbauet wäre. Natürlich waren also die meisten dieser alten griechischen weisen Männer in öffentlichen Geschäften, Vorsteher des Volks, Rathgeber der Könige, Heerführer: denn bloß von diesen Edeln konnte die politische Cultur ausgehen, die weiter hinab aufs Volk wirkte. Selbst Lykurg, Drako, Solon waren aus den ersten Geschlechtern ihrer Stadt, zum Theil selbst obrigkeitliche Personen; die Uebel der Aristokratie sammt der Unzufriedenheit des Volks waren zu ihrer Zeit aufs höchste gestiegen, daher die bessere Einrichtung, die sie angaben, so großen Eingang gewann. Unsterblich bleibt das Lob dieser Männer, daß sie, vom Zutrauen des Volks unterstützt, für sich und die Ihrigen den Besitz der Oberherrschaft verschmähten, und allen ihren Fleiß, alle ihre Menschen- und Volkskenntniß auf ein Gemeinwesen, d. i. auf den Staat als Staat wandten. Wären ihre ersten Versuche in dieser Art auch bei weitem nicht die höchsten und ewigen Muster menschlicher Einrichtungen; sie sollten dieses auch nicht seyn: sie gehören nirgend hin, als wo sie eingeführt wurden, ja auch hier mußten sie sich den Sitten des Stammes und seinen eingewurzelten Uebeln oft wider Willen bequemen. Lykurg hatte freiere Hand als Solon; er ging aber in zu alte Zeiten zurück und bauete einen Staat, als ob die Welt ewig im Heldenalter der rohen Jugend verharren könnte. Er führte seine Gesetze ein, ohne ihre Wirkungen abzuwarten, und für seinen Geist wäre es wohl die empfindlichste Strafe gewesen, durch alle Zeitalter der griechischen Geschichte die Folgen zu sehen, die sie theils durch Mißbrauch, theils durch ihre zu lange Dauer seiner Stadt, und bisweilen dem ganzen Griechenlande verursacht haben. Die Gesetze Solons wurden auf einem andern Wege schädlich. Den Geist derselben hatte er selbst überlebt; die üblen Folgen seiner Volksregierung sahe er voraus, und sie sind bis zum letzten Athem Athens den Weisesten und Besten seiner Stadt unverkennbar geblieben. Das ist aber einmal das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, insonderheit der schwersten, über Land und Leute. Zeit und Natur verändern alles; und das Leben der Menschen sollte sich nicht ändern? Mit jedem neuen Geschlecht kommt eine neue Denkart empor, so altväterisch auch die Einrichtung und Erziehung bleibe. Neue Bedürfnisse und Gefahren, neue Vortheile des Sieges, des Reichthums, der wachsenden Ehre, selbst der mehreren Bevölkerung drängen sich hinzu; und wie kann nun der gestrige Tag der heutige, das alte Gesetz ein

ewiges Gesetz bleiben? Es wird beibehalten, aber vielleicht nur zum Schein, und leidet am meisten in Mißbräuchen, deren Aufopferung eigennützigen, trägen Menschen zu hart fiele. Dieß war der Fall mit Lykurgs, Solons, Romulus, Moses und allen Gesetzen, die ihre Zeit überleben.

* * *

Trotz also aller bösen, zum Theil auch schrecklicher Folgen, die für Heloten, Pelasger, Colonien, Ausländer und Feinde mancher Griechenstaat gehabt hat; so können wir doch das hohe Edle jenes Gemeinsinnes nicht verkennen, der in Lacedämon, Athen und Thebe, ja gewissermaßen in jedem Staate Griechenlands zu seinen Zeiten lebte. Es ist völlig wahr und gewiß, daß nicht aus einzelnen Gesetzen eines einzelnen Mannes erwachsen, er auch nicht in jedem Gliede des Staates auf gleiche Weise, zu allen Zeiten gelebt habe; gelebt hat er indeß unter den Griechen, wie es selbst noch ihre ungerechten neidigen Kriege, die härtesten ihrer Bedrückungen, und die treulosesten Verräther ihrer Bürgertugend zeigen. Die Grabschrift jener Spartaner, die bei Thermopylä fielen:

Wandrer, sag's zu Sparta, daß seinen Gesetzen gehorsam
Wir erschlagen hier liegen?

bleibt allemal der Grundsatz der höchsten politischen Tugend, bei dem wir auch zwei Jahrtausende später nur zu bedauren haben, daß er zwar einst auf der Erde der Grundsatz weniger Spartaner über einige harte Patricier-Gesetze eines engen Landes, noch nie aber das Principium für die reinen Gesetze der gesammten Menschheit hat werden mögen. Der Grundsatz selbst ist der höchste, den Menschen zu ihrer Glückseligkeit und Freiheit ersinnen und ausüben mögen. Ein ähnliches ist's mit der Verfassung Athens, obgleich dieselbe auf einen ganz andern Zweck führte. Denn wenn die Aufklärung des Volkes in Sachen, die zunächst für dasselbe gehören, der Gegenstand einer politischen Einrichtung seyn darf: so ist Athen unstreitig die aufgeklärteste Stadt in unserer bekannten Welt gewesen. Weder Paris noch London, weder Rom noch Babylon, noch weniger Memphis, Jerusalem, Peking und Benares werden ihr darüber den Rang anstreiten. Da nun Patriotismus und Aufklärung die beiden Pole sind, um welche sich alle Sittencultur der Menschheit bewegt, so werden auch Athen und Sparta immer die beiden großen Gedächtnißplätze bleiben, auf welchen sich die Staatskunst der Menschen über diese Zwecke zuerst jugendlich-froh geübt hat.

e. Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude. (S. 216.)

1) Der Römische Senat, wie das Römische Volk waren von frühen Zeiten an Krieger: Rom, von seinem höchsten bis im Nothfall zum niedrigsten Gliede, war ein Kriegsstaat. Der Senat rathschlagte: er gab aber auch in seinen Patriciern Feldherren und Gesandte: der wohlhabende Bürger, von seinem siebenzehnten bis zum Sechs und vierzig-

oder gar fünfzigsten Jahr, mußte zu Felde dienen. Wer nicht zehn Kriegszüge gethan hatte, war keiner obrigkeitlichen Stelle würdig. Daher also der Staatsgeist der Römer im Felde, ihr Kriegsgeist im Staat. Ihre Berathschlagungen waren über Sachen, die sie kannten, ihre Entschlüsse wurden Thaten. Der Römische Gesandte prägte Königen Ehrfurcht ein; denn er konnte zugleich Heere führen, und im Senat sowohl als im Felde das Schicksal über Königreiche entscheiden. Das Volk der oberen Centurien war keine rohe Masse des Pöbels; es bestand aus Kriegs-Länder-Geschäfterfahrnen, begüterten Männern. Die ärmeren Centurien galten mit ihren Stimmen auch minder, und wurden in den besseren Zeiten Roms des Kriegs nicht einmal fähig geachtet.

2) Dieser Bestimmung ging die Römische Erziehung insonderheit in den edlen Geschlechtern entgegen. Man lernte rathschlagen, reden, seine Stimme geben oder das Volk lenken; man ging früh in den Krieg und bahnte sich den Weg zu Triumphen oder Ehrengeschenken und Staatsämtern. Daher der so eigne Charakter der Römischen Geschichte und Beredsamkeit, selbst ihrer Rechtsgelehrsamkeit und Religion, Philosophie und Sprache; alle hauchen einen Staats- und Thatengeist, einen männlichen, kühnen Muth, mit Verschlagenheit und Bürger-Urbanität verbunden. Es läßt sich beinahe kein größerer Unterschied gedenken, als wenn man eine finesische oder jüdische und römische Geschichte oder Beredsamkeit mit einander vergleichet. Auch vom Geiste der Griechen, Sparta selbst nicht ausgenommen, ist der römische Geist verschieden, weil er bei diesem Volke gleichsam auf einer härtern Natur, auf älterer Gewohnheit, auf festern Grundsätzen ruhet. Der römische Senat starb nicht aus; seine Schlüsse, seine Maximen und der von Romulus hergeerbte Römer-Charakter war ewig.

3) Die Römischen Feldherrn waren oft Consuls, deren Amt und Feldherrn-Würde gewöhnlich nur ein Jahr dauerte: sie mußten also eilen, um im Triumph zurückzukehren, und der Nachfolger eilte seines Vorfahren Götter-Ehre nach. Daher der unglaubliche Fortgang und die Vervielfältigung der römischen Kriege; einer entstand aus dem andern, wie einer den andern trieb. Man sparete sich sogar Gelegenheit auf, um künftige Feldzüge zu beginnen, wenn der jetzige vollendet wäre und wucherte mit denselben wie mit einem Kapital der Beute, des Glücks und der Ehre. Daher das Interesse, das die Römer sogern an fremden Völkern nahmen, denen sie sich als Bundes- und Schutzverwandte, oder als Schiedsrichter, gewiß nicht aus Menschenliebe, aufdrängten. Ihre Bundesfreundschaft ward Vormundschaft, ihr Rath Befehl, ihre Entscheidung Krieg oder Herrschaft. Nie hat es einen kältern Stolz und zuletzt eine schamlosere Kühnheit des befehlenden Aufdringens gegeben, als diese Römer bewiesen haben; sie glaubten, die Welt sey die ihre und darum ward sie's.

4) Auch der römische Soldat nahm an den Ehren und am Lohne des Feldherrn Theil. In den ersten Zeiten der Bürgertugend Roms diente man um keinen Sold: nachher ward er sparsam ertheilt; mit den Eroberungen aber und der Emporhebung des Volks durch seine Tribu-

nen wuchsen Sold, Lohn und Beute. Oft wurden die Aeker der Ueberwundenen unter die Soldaten vertheilt, und es ist bekannt, daß die meisten und ältesten Streitigkeiten der römischen Republik über die Austheilung der Aeker unter das Volk entstanden. Späterhin bei auswärtigen Eroberungen nahm der Soldat an der Beute, und durch Ehre sowohl als durch reiche Geschenke am Triumph seines Feldherrn selbst Theil. Es gab Bürger-Mauer Schiffskronen, und L. Dendatus konnte sich rühmen, „daß, da er hundert und zwanzig Treffen beigewohnt, achtmal im Zweikampf gesiegt, vorn am Leibe fünf und vierzig Wunden und hinten keine erhalten, er dem Feinde fünf und dreißig mal die Waffen abgezogen und mit achtzehn unbeschlagenen Spießen, mit fünf und zwanzig Pferdezierrathen, mit drei und achtzig Ketten, hundert und sechszig Armringen, mit sechs und zwanzig Kronen, nämlich vierzehn Bürger, acht goldnen, drei Mauer- und einer Errettungskrone, außerdem mit baarem Gelde, zehn Gefangnen und zwanzig Ochsen beschenkt sey."

* * *

5) Der größte Theil der gepriesenen Römertugend ist uns ohne die enge, harte Verfassung ihres Staats unerklärlich; jene fiel weg, so bald diese wegfiel. Die Consuls traten in die Stelle der Könige und wurden nach den ältesten Beispielen gleichsam gedrungen, eine mehr als königliche eine römische Seele zu beweisen; alle Obrigkeiten, insonderheit die Censors, nahmen an diesem Geiste Theil. Man erstaunt über die strenge Unpartheilichkeit, über die uneigennützige Großmuth, über das Geschäftsvolle bürgerliche Leben der alten Römer vom Anbruch des Tages an, ja noch vor Anbruch desselben, bis in die späte Dämmerung. Kein Staat der Welt hat es vielleicht in dieser ernsten Geschäftigkeit, in dieser bürgerlichen Härte so weit als Rom gebracht, in welchem sich alles nahe zusammendrängte. Der Adel ihrer Geschlechter, der sich auch durch Geschlechtsnamen glorreich auszeichnete, die immer erneuerte Gefahr von außen und das unaufhörlich-kämpfende Gegengewicht, zwischen dem Volk und den Edlen von innen; wiederum das Band zwischen beiden durch Clientelen und Patronaten, das gemeinschaftliche Drängen an einander auf Märkten, in Häusern, in politischen Tempeln, die nahen und doch genau abgetheilten Gränzen zwischen dem, was dem Rath und dem Volk gehörte, ihr enges häusliches Leben, die Erziehung der Jugend im Anblick dieser Dinge von Kindheit auf; alles trug dazu bei, das römische Volk zum stolzesten, ersten Volk der Welt zu bilden. Ihr Adel war nicht, wie bei andern Völkern, ein träger Landgüter- oder Namen Adel? es war ein stolzer Familien- ein Bürger- und Römergeist in den ersten Geschlechtern, auf welchen das Vaterland als auf seine stärkste Stütze rechnete: in fortgesetzter Wirksamkeit, im dauernden Zusammenhange desselben ewigen Staats erbte es von Vätern auf Kinder und Enkel hinunter. Ich bin gewiß, daß in den gefährlichsten Zeiten kein Römer einen Begriff davon gehabt habe, wie Rom untergehen könne; sie wirkten für ihre Stadt, als sey ihr von den Göttern die Ewigkeit

erſchieden und als ob ſie Werkzeuge dieſer Götter zur ewigen Erhaltung derſelben wären. Nur als das ungeheure Glück den Muth der Römer zum Uebermuth machte; da ſagte ſchon Scipio beim Untergange Karthago's jene Verſe Homers, die auch ſeinem Vaterlande das Schickſal Troja's weiſſagten.

6) Die Art, wie die Religion mit dem Staat in Rom verwebt war, trug allerdings zu ſeiner bürgerlich-kriegeriſchen Größe bei. Da ſie von Anbeginn der Stadt und in den tapferſten Zeiten der Republik in den Händen der angeſehenſten Familien, der Staats- und Kriegsmänner ſelbſt war, ſo daß auch noch die Kaiſer ſich ihrer Würde nicht ſchämten; ſo bewahrte ſie ſich in ihren Gebräuchen vor jener wahren Peſt aller Landesreligionen, der Verachtung, die der Senat auf alle Weiſe von ihr abzuhalten ſtrebte. Der ſtaatskluge Polybius ſchrieb alſo einen Theil den Römertugenden, vornehmlich ihre unbeſtechliche Treue und Wahrheit der Religion zu, die er Aberglaube nannte, und wirklich ſind die Römer bis an die ſpäten Zeiten ihres Verfalls dieſem Aberglauben ſo ergeben geweſen, daß auch einige Feldherrn vom wildeſten Gemüth ſich die Geberde eines Umganges mit den Göttern gaben und durch ihre Begeiſterung, wie durch ihren Beiſtand nicht nur über die Gemüther des Volks und Heers, ſondern ſelbſt über das Glück und den Zufall Macht zu haben glaubten. Mit allen Staats- und Kriegshandlungen war Religion verbunden, alſo daß jene durch dieſe geweihet wurden; daher die edlen Geſchlechter für den Beſitz der Religionswürden als für ihr heiligſtes Vorrecht gegen das Volk kämpften. Man ſchreibt dieſes gemeinlich bloß ihrer Staatsklugheit zu, weil ſie durch die Auſpicien und Aruſpicien, als durch einen künſtlichen Religionsbetrug den Lauf der Begebenheit in ihrer Hand hatten; aber wiewohl ich nicht läugne, daß dieſe auch alſo gebraucht worden, ſo war dieß die ganze Sache nicht. Die Religion der Väter und Götter Roms war dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzugs vor andern Völkern und das geweihte Heiligthum ihres in der Welt einzigen Staats. Wie ſie nun im Anfang keine fremden Götter aufnahmen, ob ſie wohl die Götter jedes fremden Landes ſchoneten; ſo ſollte auch ihren Göttern der alte Dienſt durch den ſie Römer geworden waren, bleiben. Hierin etwas verändern, hieß die Grundſäule des Staats verrücken.

7) Was ſoll ich von der römiſchen Kriegskunſt ſagen? „nie nachzulaſſen, bis der Feind im Staube lag, und daher immer nur mit einem Feinde zu ſchlagen; nie Frieden anzunehmen im Unglück, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, ſondern feſt zu ſtehen und deſto trotziger zu ſeyn gegen den glücklichen Sieger; großmüthig und mit der Larve der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu ſchützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen ſuchte, bis man zeitig genug den Bundesgenoſſen befehlen, die Beſchützten unterdrücken und über Freund und Feind als Sieger triumphiren konnte.“ Dieſe und ähnliche Maximen römiſcher Inſolenz, oder wenn man will, felſenfeſter, kluger Großmuth machten eine Welt von Ländern zu ihren Provinzen, und

werden es immer thun, wenn ähnliche Zeiten mit einem ähnlichen Volke wiederkämen.

2. Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie.

(1784.)

(Aus Herders „Sophron. Gesammelte Schulreden." Sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Zehnter Theil. S. 77.)

Es wäre unnütz, durch eine lange Rede anjetzt dem besseren Geschäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampf ihres Fleißes und Ruhms zu zeigen, seine armselige Zeit zu nehmen; und noch unnützer wär's, diese Zeit mit einer lateinischen Rede zu verlieren, die gerade dem Theil unserer Versammlung halb oder ganz unverständlich wäre, dem ich am meisten verständlich zu werden wünschte. Ich habe mir nämlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwey Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasium den sonderbaren Ausspruch gehört habe: daß sie ein für die Jugend trocknes Studium sei, und in der ich bei manchen Prüfungen, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist nämlich diese Wissenschaft keine andere als die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Ilm oder das große Weltmeer trocken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so nothwendig für unsere Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen ist, daß ich mich wundere, wie irgend ein edler wohlerzogener Jüngling in den schönsten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muß, nämlich als die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserm Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben Sie also, H. V., daß ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, indem ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Vergnügen gelernt und mit eben so vielem Vergnügen Andere gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst reden.

Freilich wenn man unter Geographie nichts Anders versteht, als ein trocknes Namenverzeichniß von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten, so ist sie allerdings eine trockne, aber auch zugleich eine so unwürdig behandelte, und mißverstandene Wortkenntniß, als wenn man an der Historie Nichts als ein Verzeichniß von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennet. Ein solches Studium ist nicht nur nicht bildend, sondern in hohem Grade abschreckend, saft- und kraftlos; aber ist dies wahre Geographie? wahre Geschichte? Ist elende Nomenclatur eine Sprache? Ist ein Vocalbuch, auswendig gelernt, denn das, was ein guter Schriftsteller ist? und würde man nicht einen Menschen für sinnlos halten, der, um Lateinisch und Griechisch zu lernen, Nichts als das

Lexikon studirte? Und grade das ist Geographie und Geschichte, wenn man sie bloß als Namenverzeichniß von Flüssen, Ländern, Städten, Königen, Schlachten und Friedensschlüssen gebraucht. Alles dieß sind nothwendige Materialien, aber das Gebäude muß davon erbaut werden, sonst sind sie Steine und Kalk, d. i. Schutt, an dem sich kein Mensch freuet, (d. i.) in dem keine lebendige Seele wohnet. Die Farben sind dem Maler nothwendig, aber er braucht sie zum Gemälde; alsdann erst erfreuen sie das Auge, und unterrichten die Seele. Lassen Sie uns sehen, was das Wort Geographie uns schon seinem Namen nach sage.

Es heißt Erdbeschreibung: sonach ist die Kenntniß der Erde, überhaupt die physische Geographie vor Allem nothwendig; eine Kenntniß, die so wichtig als leicht und angenehm-unterhaltend ist. Wer wird das wunderbare Haus nicht kennen lernen wollen, in dem wir wohnen? den abwechselnden Schauplatz, auf den uns die schaffende Güte und Weisheit zu setzen für gut gefunden? Die Erde also, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, sich die allgemeinen Gesetze bekannt zu machen, nach denen sie sich um sich selbst und die Sonne bewegt, und wie dadurch Tage und Jahre, Klimata und Regionen auf ihr werden, dies Alles mit der Faßlichkeit und Würde vorgetragen, die der große Gegenstand fordert; wenn das nicht den Geist erhebt und erweckt, was sollte ihn erheben und erwecken? Es giebt einem edlen Jüngling einen Theil jener erhabenen Freude, die wir fühlen, wenn wir eine erhabene Musik hören: denn diese Kenntnisse sind eine wahre Musik des Geistes. Aus der größten Einheit von Natur-Principien wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und genießen, und von denen noch jeder Verständige Aufschluß wünschet. Der Jüngling müßte eine menschenähnliche Bildsäule sein, der bei den großen Gesetzen, die allgemein auf unserm Erdboden herrschen, und wodurch er das, was er ist, ward, ungerührt bliebe. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenröthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da meine Seele diese Kenntniß zuerst empfing und ich über die Grenzen meines Geburtslandes hinaus, in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entzückt ward. —

Der Planet, den wir bewohnen, theilt sich in Erde und Wasser: jene steht wie ein Berg hervor, zu dessen beiden Seiten Ströme rinnen: dies ist das große Behältniß von Wasser, aus dessen Dünsten, durch die Luft geläutert und auf den Höhen der Berge sich niederschlagend, die Quellen aller Fruchtbarkeit und Nahrung der Erde werden. Welche Fülle von schönen und nützlichen Kenntnissen, die in dieser Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken besteigt, und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt, wenn er sodann mit den Flüssen hinab in die Thäler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt, und überall andere Geschöpfe, an Mineralien, Pflanzen, Thieren und Menschen gewahr wird; wenn er einsehen lernt, daß, was ihm in der Gestalt der Erde sonst Chaos war, auch seine Gesetze und

Ordnung hat; wie hiernach und nach den Gesetzen des Klima's Gestalten, Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wechseln und sich verändern, und ungeachtet aller Verschiedenheit das Menschengeschlecht doch allenthalben ein Brudergeschlecht ist von einem Schöpfer erschaffen, von einem Vater entsprossen, nach einem Ziel der Glückseligkeit auf so verschiedenen Wegen ringend und strebend — o wie wird sich sein Blick erheben, wie wird sich seine Seele erweitern! Indem er die mancherlei Producte der Erde, die mancherlei Gattungen der Schöpfung in diesem oder jenem Klima, die mancherlei Denkarten, Gebräuche, Lebensweisen seiner Mitbrüder, der Menschen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht einer Sonne genießen und einerlei Gesetzen des Schicksals gehorchen: wahrlich, so muß ihm die Geographie das reizendste Gemälde voll Kunst, Anlagen, Abwechselung, ja voll Lehren der Klugheit, Menschlichkeit und Religion werden. Er wird, ohne daß er sein Vaterland verläßt, ein Ulysses, der die Erde durchreiset, viele Völker, Länder und Sitten, voll Klugheit und Thorheit kennen lernt, und wenn ihm jedes von dieser anschaulich gemacht wird, so müßte es eine stupide Mißgeburt sein, die dadurch nicht Ideen in den Kopf und große oder geläuterte Empfindung ins Herz erhielte. Hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernet: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimate und Völker gemacht haben! — An meinem geringen Theil wenigstens muß ich bekennen, daß Geographie und Geschichte (Beide im wahren und würdigen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerst dazu beigetragen haben, eine Reihe träger Vorurtheile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen, und das Wahre, Schöne, Nützliche zu suchen, in welcher Gestalt und Hülle es sich von außen auch zeige. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte der nützlichsten Philosophie auf der Erde, nämlich der Philosophie der Sitten, Wissenschaften und Künste; sie schärfen den sensum humanitatis in allen Gestalten und Formen; sie lehren uns mit erleuchteten Augen unsere Vortheile sehen und schätzen, ohne daß wir dabei irgend eine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. „In ihm leben, weben und sind wir," sagt Paulus vorm Altar des unbekannten Gottes der Athenienser. „Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Sie alle sind Kinder seines Geschlechts."

Es ergiebt sich aus dem, was ich gesagt habe, daß Geographie auf eine wirkliche Art mannichfach, reich, anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte und Historie der Völker unabtrennlich sei, und zu Beiden die wahren Grundlinien gewähre. — Naturgeschichte ist das, was Jünglinge und Kinder am meisten reizt, was ihren Kopf mit den reichsten, reinsten, wahrsten, brauchbarsten Bildern und Ideen füllet, und

die wahrſte, angenehmſte, nützlichſte Kinder-Geographie iſt Naturgeſchichte. — Der Elephant und der Tiger, das Krokodil und der Wallfiſch intereſſiren einen Knaben weit mehr, als die acht Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs in ihren Hermelinmänteln und Pelzen: die großen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulkane, die Ebbe und Fluth, die periodiſchen Winde u. A. ſind ſeinen Jahren und Kräften mehr angemeſſen, als viele Dinge anderer Art. Durch die Naturgeſchichte zeichnet ſich dieſes Land, jedes Meer, jede Inſel, jedes Klima, jedes Menſchengeſchlecht, jeder Welttheil bei ihm mit unverlöſchbarem Charakter aus, um ſo mehr, da dieſe Charaktere beſtändig ſind, und nicht mit dem Namen eines ſterblichen Regenten wechſeln. Das arabiſche Kamel, der indiſche Elephant, der afrikaniſche Löwe, der amerikaniſche Kaiman (Alligator) u. A. ſind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog, und vielleicht der erſte neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander ſo nahe grenzen, da die Kette aller Erdweſen ſo verſchlungen in einander hängt: ſo wird Eines die Erinnerung des Andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmoſphäre, ſo wie an Thiere und Menſchen, die ihn oder ſeinen Abhang bewohnen. Alles füget ſich an einander und entwirft dem Geiſt des zu bildenden Jünglings ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wiſſenſchaften übergehen, und allenthalben von vielſeitigem nützlichen Gebrauch ſind.

Inſonderheit weiß Jedermann, daß die Geographie zunächſt der Geſchichte, und zwar jeder Geſchichte, der politiſchen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeſchichte diene, ja ich darf ſagen, daß die Geſchichte ohne Geographie ſo wie ohne Zeitrechnung größtentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilfts dem Jüngling, wenn er weiß, was geſchehen iſt, ohne daß er weiß, wo es geſchehen ſey? — und warum iſt ſo oft die alte Geſchichte eher ein unſtäter Traum als eine wahre Geſchichte zu nennen? Nicht auch unter andern deßwegen, als weil ſie zu oft von der alten Geographie getrennt wird, und alſo von lauter Schattengeſtalten redet, die in der Luft ſchweben? Durch die Geographie wird die Geſchichte gleichſam zu einer illuminirten Karte für die Einbildungskraft ſelbſt: denn nur durch ihre Hülfe wird es deutlich, warum dieſe und keine andre Völker auf dem Schauplatze unſerer Erde ſpielten? warum dieſe Regenten hier, jene dort herrſchen konnten? dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte? warum die Monarchien und Reiche ſo und nicht anders auf einander folgen, ſo und nicht anders zuſammengrenzen, ſich befehden oder vereinigen konnten? woher die Wiſſenſchaften und die Kultur, die Erfindungen und Künſte dieſe und keine andere Laufbahn nehmen, und wie von der Höhe Aſiens durch Aſſyrer, Perſer, Aegyptier, Griechen, Römer, Araber, Europäer endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltſtreitigkeiten jetzt hier, jetzt dorthin geſchoben ſey? — Ich würde ſtundenlang reden müſſen, wenn ich dies Alles auch nur in den nothdürftigſten Exempeln zeigen

wollte. Kurz die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist Nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer eine oder die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unser Jahrhundert liebt, schätzt, befördert und belohnt, gründen sich vorzüglich auf Philosophie und Geschichte; Handel und Politik, Oekonomie und Rechte, Arzneikunst und alle praktische Menschenkenntniß und Menschenbearbeitung gründen sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unserer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muß ein Studirender zurückbleiben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinahe die Materialien zu Allem, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, nicht von Schulen mitbringt. Glücklich, wer sie auf denselben in einer schönen, reizenden Gestalt sah! glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtniß füllte, sondern die Seele bildete und den Geist aufschloß! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeigt, was ich im allgemeinen Gemälde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung. Ueberraschet uns durch Proben eures Fleißes, eurer Munterkeit, eurer edlen Ruhmbegierde in dieser und in allen andern Wissenschaften eurer Laufbahn, und der Genius eures Lebens wird euer frohbegonnenes rühmliches Werk krönen.

3. Aus den Briefen zur Beförderung der Humanität.

Ueber die Verbindung der deutschen Völker und Provinzen zur Humanität.

(Herder's sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Dreizehnter Theil. S. 28.)

Ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands? Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützet diese Zertheilung; Religionen, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Ueberlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Ueberlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Theil Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unläugbaren Fortschritten ein großes Voraus gegeben; der andere Theil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle seyn, ein Ebenmaß zu finden. Jeder biedere Mensch muß sich bestreben, dieses zu fördern, und glücklicherweise scheinen mir diejenigen, die die biedersten Deutschen seyn sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht; denn in allen Religionen Deutschlands gibt es aufgeklärte, gute Menschen. Der Unterschied von Dialekten,

von Bier- und Weinländern macht es auch nicht, was uns von einander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Kultur auf der einen, auf der anderen Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichthums u. s. war es, was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen.

Denn sagen Sie, was hindert uns Deutsche, uns allesammt als Mitarbeiter an Einem Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren und einander zu helfen? Haben wir nicht alle Eine Sprache? Ein gemeinschaftliches Interesse? Eine Vernunft? Ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgend den Weg versperren können; sie arbeitet sich überall durch; sie wird in allen guten Köpfen rege. Ihre Regeln sind allenthalben dieselben; ihr Zweck allenthalben nur Einer. Auch der Wetteifer verschiedener Provinzen gegen einander kann nicht anders als diesen Zweck befördern.

Ruhm und Dank verdient also ein jeder, der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, thut zu unserer Sache gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel ein Hinderniß seyn; und auch der Geschmack kann durch sie eben sowohl verderbt und gefesselt werden, als sie ihm anfangs Politur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Ueberlegungen, thätige Versuche, Empfindungen und Aeußerungen dessen, was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet; sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstätte ist das gesammte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen, desto mehr wird die Mittheilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vortheile der Geistesindustrie, der Geisteskultur, der gegenseitigen Mittheilung von Empfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangnen Fehlern und Schwächen einsieht. Jedes dieser Stücke kommt der Menschennatur, mithin auch der Gesellschaft zu gut; der Fehler wird entdeckt, der Irrthum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Entschließet sich die Blüthe nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da; jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unserer engbeschränkten Natur so nahe, so dicht bei einander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt, aus den Einfalls- den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken

zu hemmen, dieß Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzuträglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen: dieß ist ihr für alle Zeiten hinaus, unabsehlicher großer Vortheil.

Doch die Seite des Verstandes ist's nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt, einen Altar der Biedertreue wünsche ich ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existiren, d. i. in Schriften; und o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Name, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europa's erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß. — — —

4. Paramythien.

a. Der Schlaf.

(Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Kunst und Literatur. Sechster Theil S. 224.)

In jener Schaar unzählbarer Genieen, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich," sprach er, da er seine Gestalt ansah, „unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? Welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleien des Amors? Mag es seyn, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme, und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es seyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?" —

„Du irrest," sprach der Vater der Genien und Menschen, „in deiner dunklen Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg und Elend, und verwandlen sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit."

„Aber auch du," fuhr er fort, „sollst nicht ohne Vergnügen seyn; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen." Mit diesen Worten reichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. „Aus ihm," sprach er, „schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brü-

der wünſchen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, ſind von deinen Schweſtern, den Grazien, mit zauberiſcher Hand von unſern ſeligſten Fluren geſammelt. Der ätheriſche Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen jeden, den du zu beglücken denkſt, mit ſeinem Wunſch erquicken, und da ſie die Göttin der Liebe mit unſerm unſterblichen Nectar beſprengt hat: ſo wird die Kraft ihrer Wolluſt viel anmuthiger und feiner den Sterblichen ſeyn, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewähret. Aus dem Chor der blühenſten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen; Dichter werden dich beſingen, und in ihren Geſängen dem Zauber deiner Kunſt nachbuhlen; ſelbſt das unſchuldige Mädchen wird dich wünſchen, und du wirſt auf ihren Augen hangen, ein ſüßer beſeligender Gott." —

Die Klage des Schlafs verwandelte ſich in triumphirenden Dank, und ihm ward die ſchönſte der Grazien, Paſithea, vermählet. — — —

b. Nacht und Tag.

(S. 234.)

Nacht und Tag ſtritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fing an zu ſtreiten.

Arme, dunkle Mutter, ſprach er, was haſt du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geſchäftiges, raſtloſes Leben? Ich erwecke, was du getödtet haſt, zum Gefühl eines neuen Daſeyns; was du erſchlaffteſt, rege ich auf —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? ſprach die beſcheidene, verſchleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermatteſt? und wie kann ichs anders, als meiſtens durch die Vergeſſenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menſchen, nehme alles, was ich erzeugte, mit ſeiner Zufriedenheit in meinen Schoos; ſo bald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neiget ſein Haupt ſanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordne Seele mit himmliſchem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenſtrahle nie gen Himmel zu ſehen wagte, enthülle ich, die verhüllete Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der ſchwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und ſchweigend und matt ſank er ſelbſt in ihren umhüllenden Schoos. Sie aber ſaß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

XLII^b. Karl Ludwig von Knebel.

(1744—1834.)

Ueber deutsche Literatur. *)

Ilmenau den 30. Januar 1804.

Ihre Bitte, lieber Freund, wird mir etwas schwer zu erfüllen. Erstlich erinnere ich mich gar nicht, was ich ehemals über das Werk der Fr. v. Stael De la Littérature etc. gesagt, als daß ich es mit grossem Vergnügen durchgelesen habe: Zweytens ist dieser Gegenstand von so mannichfaltiger Ansicht und Bemerkung, daß man darüber ein Buch, und zwar ein viel weitläuftigeres, wenn gleich kein so vortreffliches als Madame de Stael, schreiben könnte.

Ich habe indessen das Buch wieder aufgeschlagen, und besonders was den Artikel de la Littérature allemande betrift. Ich will diesen Artikel, der, bey der geringen Bekanntschaft, welche die Verfasserin mit unsrer Litteratur haben konnte, mit bewundernswürdiger Richtigkeit und Schärfe des Geistes abgefaßt ist, zur Grundlage legen, um einiges, wie es mir kommt, über unsre Schriftsteller und Litteratur zu sagen.

Die teutsche Literatur, worunter ich eigentlich die schönen Wissenschaften verstehe, kann nicht wohl mit einer andern des kultivirten Europa verglichen werden. Singen und Verse machen gehört für alle Völker; aber die Gaben der Wohlredenheit und Dichtkunst durch öffentliches Urtheil oder Beyfall zu einer Kunst zu erheben, dazu sind wohl nirgend die Anstalten schlechter gewesen, als in Teutschland. Ich will nicht auf die ganz alten Zeiten zurück gehn, wo es vielleicht in diesem Punkte besser ausgesehen hat. Aber so viel ist gewiß, daß seit Opiz ich mir keinen unsrer Dichter ins Gedächtniß führen kann, der, als Dichter, besondre Vorzüge oder Belohnungen von seiner Nation erhalten hätte. Selbst Klopstock erhielt solche von einem fremden Könige, und zulezt erst durch den Markgrafen von Baden. Zwar haben wir gekrönte Poeten genug gehabt; aber diese waren gewöhnlich von der schlechtsten Sorte, nur bestimmt die Gelegenheitsgedichte, als eine Art der Ceremonie, für den Hof zu verfertigen.

Mit der Beredsamkeit gieng es, wegen der Kanzelübungen, etwas besser; auch erhielt sich da noch die Sprache: aber was ist blosse Kanzelberedsamkeit? — und sonst durften die Teutschen eigentlich nicht reden.

Was noch zu jenen Zeiten galt, war nicht Geist und Genie — denn diese wurden sogleich in Bann gethan — sondern Gelehrsamkeit. Der Teutsche mußte gelehrt seyn, wenn er für einen Mann von Kopf passiren wollte. Auch waren die meisten unsrer Dichter unmäßig gelehrt. Ausser den alten Sprachen mußten sie auch mehrere der neuern

*) Brief an K. W. Böttiger, in des Letztern handschriftlichem Nachlasse von dessen Sohne aufgefunden, und mitgetheilt im Phönix 1838. Man vergleiche Knebel's literarischen Nachlaß, herausgegeben von Varnhagen und Mundt (III. 65.) Der obenstehende Aufsatz wurde bei Hofe vorgelesen.

wissen, und überhaupt alles gelesen haben, was nur in das menschliche Wissen einschlägt: weil sie nur als Gelehrte einer Art von Achtung genoßen. Damit war es aber noch nicht genug; denn das Versemachen u. dergl. wurde nur als ein leerer unnützer Zeitverderb angesehen, der allenfalls zum Spas gut genug wäre. Kein rechtlicher Mann befaßte sich gern damit, und wenn es doch geschah, so suchte oder mußte ers verheimlichen. So hat z. B. Uz in Anspach gelebt, dem seine Oden und Lieder viel Verdruß gemacht haben, und ihn beynahe ums Amt gebracht hätten — bis Pabst Benedictus der 14te ihn erst in Rom seinem Landesfürsten selbst bekannt machte. So hat der trefliche liederreiche Götz, ganz unbekannt seinem Fürsten, Vaterlande und dessen Ministern, zu Winterburg als Superintendent gelebt. Von andern sag' ich nicht. Mehr oder weniger fand es überall statt.

Also ein Amt mußte der Mann haben, der als Dichter doch rechtlich leben wollte: und dieses versah er gemeiniglich strenge, theils aus eigenem Gewissen, theils um den Vorwurf des Dichters zu vermeiden. Alle unsre Dichter, bis auf eine geringe Ausnahme in den neusten Zeiten, (wovon Weimar nur die Ehre gebühret) sind also nicht, wie bey andern Nationen, bey uns als Sänger, Dichter und Begeisterer der Nation anzusehen; sondern als strengbeamtete Männer, von ungeheurem Wissen, die nebenbey zuweilen die Schwachheit hatten, Verse zu machen.

Man vergleicht z. B. Haller mit Pope. Man hat sehr Unrecht, wenn es auf das ganze Talent des Mannes ankommt. Haller hat seine Gedichte für Jugendsünden erkannt, und darauf seine unsterbliche Physiologie und so viele andre Werke geschrieben und betrieben. Pope war ganz nur in der Kultivirung seines dichtrischen Talents. So mehrere, Withoft, u. a. Sie übten ihr poetisches Talent mehr zum Privatvergnügen, als daß sie geglaubt hätten, der Nation Ehre damit zu machen, die auch keinen sonderlichen Antheil daran nahm.

Belege zu dieser Geringschäzung eines so seltnen Talents, und der mit dieser und ähnlichen Eigenschaften verbundenen Kultur des Geistes, sind zu hunderten in Teutschland, und man würde müde werden sie her zu erzählen. Man sollte daraus fast schliessen, daß das Bedürfniß des Geistes selbst bey unsrer Nation nur sehr gering sey.

Ein Misgeschick ist dabey noch für die Litteratur unsrer Nation, daß wir nemlich nicht zeitig genug einen Schriftsteller oder Dichter (denn die ersten Schriftsteller sind ja allzeit Dichter) von entschiednem Gewichte gehabt haben. Dies trägt unendlich bey, den Geist und Geschmack einer Nation und Sprache zu bilden. Was wären die Engländer, wenn sie nicht ihren Shakespear gehabt hätten? Ob sie gleich durch die Veneration für ihre Schriftsteller die Kunst und den Geschmack zu schreiben sehr erhöhet haben.

Klopstock ist mit Recht als der erste Teutsche anzusehen, der der Sprache Kraft, Schwung und Originalität gegeben hat. Sein ächter Genius, verbunden mit einer weitläuftigen und genauen Wissenschaft, und einer ungeheuren Sprachliebe, die sogar bis ins Kleinliche verfiel, gab der Teutschen Dichtkunst eine neue Form. Doch ihm schadete auch

die beschränkte Schulerziehung und Mangel an gehörigem Umgang und Welt, und band seinen Geist in enge religiöse Vorstellungen, die er umsonst durch die Kraft seines Genies zu erweitern suchte. Daher gleicht leider seine Messiade, bey allen ihren Herrlichkeiten, mehr einem Phantasiereichen Gebetbuche, als einem wahren Heldengedichte. Er hat indessen die unerträgliche Fessel des Reims zerschlagen, die alten Gedanken- Sprach- und Sylbenformen hervorgesucht, und so um die Teutsche Litteratur ein unendliches Verdienst. Glücklich, wenn ihn nicht — vielleicht eine zu abgezogene Lebensart und der Mangel an einsichtsreichen Freunden, auf eine zum Theil übertriebene und falsche Originalität gebracht hätten, die oft seinen Schriften und Gedichten das brauchbare und genießbare benimmt.

Die mitfolgenden Zeiten waren reich an Geistern und Männern aller Art. Da aber Teutschland kein Centrum des Geschmacks oder des beurtheilenden Publikums hat, und oft die Ehre der Wissenschaft wenig in Betrachtung kommt, sondern der Broderwerb die hauptsächlichste Tendenz beynahe aller ist, und seyn muß; so finden wir den Geist unsrer Nation mehr in Versuchen, in einzelnen fragmentarisch abgebrochenen Stücken, in geist- und sinnvollen — zuweilen aber auch sehr excentrischen — Proben, als in lange bereiteten und dauerhaften Werken des Geschmacks.

Hievon hat sich nun freylich, zumal in dieser lezten Zeit, einige Ausnahme gemacht. Lessing, der eigentlich blos als Gelehrter existirte, zeigte noch zulezt durch ein Meisterwerk einziger Art, daß er auch fähig seye mit den Hohen des Olympus in Gemeinschaft zu treten; ob er nun gleich durch die Schärfe des Geistes das ersezen mußte, was ihm vielleicht vorhergehende Anstrengungen von der Blüthe des Genies hinweggenommen hatten.

Was soll ich von unserm Wieland sagen, der, nach meiner Meynung, der vollendetste Schriftsteller nicht nur unsrer, sondern aller neuern Nationen ist. Er ist den mühsamen, aber edeln Weg des wahren Künstlers und Schriftstellers gegangen, vom vollkommenen immer zum vollkommenern, und von dem wohlbearbeiteten fruchtreichen Stamme fallen uns jezt noch die süssesten Früchte zu.

Herder hat, wie mich deucht, die Sprache der wahren Beredsamkeit bey uns zur höchsten Blüthe gebracht. Er war ein wahrer Goldmund, angefüllt mit den Schäzen aller Kenntnisse und Weisheit, selbst von einem reichen unerschöpflichen Herzen, mit brennender Begierde weiter zu gehen. Alle Töne, alle Talente, Wissenschaften und Kenntnisse standen ihm zu Gebot. Er verfertigte einen Katechismus, ein Abcbuch mit eben dem Geiste und derselben Liebe wie die Ideen zur philosophischen Geschichte der Menschheit. Einen menschlichern Menschen, wenn es auf Kenntnisse und Wissenschaften ankam, giebt es nicht. Er lieh sich allen gerne, zur Verbesserung und Vollkommenheit. Er wollte Samen ausstreuen, nicht eben erndten. Seine Werke sind eine reiche Erndte von Kenntnissen aller Art für die Nachwelt.

Andre verschweig' ich; aber Göthe darf ich wohl nicht verschweigen, dessen Genie sich einen eigenen Weg gebahnt hat. Er sah bald ein, daß die Poesie nicht in Redensarten und Formeln, sondern in einer innern Anschauung und Ergreifung, und einer richtigen Darstellung der Sache selbst bestehe. Diese Darstellung erforderte tiefe Gründe und Studien, wenn das übrige das Genie giebt. Sein Werther war nur ein Versuch hierinnen; sein Götz von Berlichingen ein grösserer und bedeutenderer. Er wich von dieser etwas rohern Manier, und studirte die Griechen. Seine Iphigenie ist ein Beweis, wie glücklich er sie studirt hat. Er schrieb den Tasso, dessen erster Akt das glänzendste seiner Poesie ist. Vielleicht wollte er zu sehr und zu viel aus dem Innern eines kränklichen Gemüths entfalten, und dies verdarb an dem Interesse seines Stücks. Mehrerm zu folgen vermag ich jezt nicht: aber es scheint, daß zulezt das Intresse für die Formen seinen Geist allzusehr angezogen hat, und, da er dieses größtentheils aus den leblosen Künsten genommen, auch seinen Werken etwas von Blut und natürlicher Wärme dadurch entzogen worden sey. Er hat oft seine Manier verändert, ob man ihn gleich in jeder leicht wieder erkennt. Was den Inhalt seines Geistes am meisten ausprägt, ist ohne Zweifel sein Faust. Auch trefliche Lieder und Romanzen hat er gemacht, und seine Elegieen sind, wenn ich so sagen darf, gewissermassen das klassischste seiner Werke.

Möge es mir erlaubt seyn, als einem Teutschen, hier auf die Vorzüge hinzudeuten, welche die Teutsche Poesie — und der Poesie folgen doch alle übrigen Künste — vorzüglich vor allen Neuern auszeichnen sollten; und wohin sie, hauptsächlich durch Klopstock und Göthe, die Tendenz zu nehmen geschienen. Daß sie jezt schon wieder durch ein kindisches Lallen, und durch Ausschweifungen und Verirrungen aller Art, scheint in Verfall zu gerathen, bezeugt eben wie gefährlich es für den Geschmack seye, kein gewisses Centrum des Urtheils vor sich zu haben; wo denn jeder, der sich einiges Talent fühlt, nach seinen Ansichten, nach den Umständen die ihn umgeben, sich seinen eignen Geschmack und seinen eignen Parnaß bildet.

Die Poesie, in ihrem absoluten Sinn genommen, ist nicht etwa ein *langage pénible*, wie sich Hr. v. Boufflers ausdrückt, sondern sie ist die Kunst, alle Eindrücke der Seele in anschaulichen Gestalten hinzustellen. Zweyerley wird dazu erfodert daß ein Kunstwerk vollkommen sey: erstlich, daß die Anschauung selbst richtig sey, und zweytens, daß die Darstellung vollkommen mit ihr übereinstimme. Nun sind die Eindrücke der Seele unendliche; die Arten aber ihrer Darstellung sind begrenzt. Es kommt also darauf an, daß der Dichter oder Künstler die Formen aufsuche, unter welchen sich die Eindrücke seiner Seele am vollkommensten und gefälligsten zur Anschauung bilden. Diese Formen können nicht gleich seyn, sie müssen aber in sich das richtigste Ebenmas vollenden, und dadurch gefällig und schön seyn.

Dies sind die Erfoderniſſe der Poesie überhaupt, in einem strengen Sinne genommen. Sie gleicht hierinn jeder andern Kunst, oder viel-

XLIII. Johann Wilhelm von Archenholz.

(1745 — 1812.)

Die Schlacht bei Zorndorf den 25. August 1758.*)

(S. 76.)

Nie war bey einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer, als wie diesmal bei der Preußischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen, und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge, aufs lebhafteste gerührt schien alle Philosophie zu vergessen, und alle andre Leidenschaften der Sache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Morästen der Oder zu drängen, und dort zu vernichten, sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!" „Und wir auch nicht!" war der weit schreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll, und hieng von dem Ausgange einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun in Begriff sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichs-Truppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Haupt-Armee der Oestreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreyten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und überdem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabey aber doch dem Könige bey einem widrigen Schicksal der Rückzug nach Cüstrin frey blieb. Es war am 25. August, als diese grosse Schlacht bey Zorndorf geliefert wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000 Mann und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese abermahls so wie bey Leuthen in schiefer Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer grossen Canonade. Die Stellung der Russischen war ein in ihren Türken-Kriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reuterey, ihr Bagage, und das Reserve-Corps befand: eine Stellungsart, die bey einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden.

*) „Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland vom Jahr 1756 bis 1763. Berlin. Spener. 1788. 2 Bände." 8.

Sowie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Canonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten Russischen Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden. Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Quarree herausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancirte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloß gab. Diesen Umstand nutzte die Russische Cavallerie, in die Preußische Infanterie einzudringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Quarree von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrey; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in grosse Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der Preußischen Cavallerie in drey Colonnen an, und warf die Russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigene Infanterie getrieben wurde. Ein anderes Corps Preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwerdt nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preußischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seidlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Canonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten in der Flanke, auf der Fronte, und im Rücken angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlacht-Scenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so standen sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungswerthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlands-Liebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen, selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als nieder zu metzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze Russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in die Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketender-

Wagen wurden geplündert, und der Brantwein viehisch gesoffen. Vergebens schlügen die Russischen Officiere die Fässer in Stücken, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andere massakrirten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So gieng es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehn. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen! allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preußischen Namens, verkannten ihre Kräfte, sowie die Macht ihrer tactischen Künste, in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preußischen linken Flügels schienen verloren zu sein; allein Seidlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschen-Feuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manövre der Reiterey wurde von dem Kern der Preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg, und einigen Grenadier-Bataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonet die Russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flinten-Kolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigne Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbey kamen, und den Cannibalen durchbohrten. Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bei ihrem Vordringen auf die Russische Bagage und Kriegscasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf

Stunden gedauert hatte, nur allein die Coſaken ſchwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erſchlagenen auszuplündern, und die wehrloſen Verwundeten umzubringen. Allein dieſer Mordluſt wurde bald geſteuert, da man die Beſchäftigung der Unholde ausſpähete. Ueber tauſend Mann von dieſem Geſindel, die von den alles niederhauenden Huſaren ſehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen ſich in die Schäferey von Quartſchen, ein großes ſteinernes Gebäude; hier ſchoſſen ſie aus allen Löchern, und wollten ſich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, ſtürzte ein, und faſt alle Coſaken erſtickten, verbrannten, oder wurden niedergehauen.

Beyde Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Ruſſen befanden ſich in der ſchröcklichſten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermiſcht. Gern hätten ſie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlaſſen, allein der Rückzug war ihnen verſperrt, da alle Brücken über die Flüſſe abgebrochen waren. In dieſer Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenſtillſtand auf zwey bis drey Tage an. Sein Vorwand war die Todten zu begraben. Auf dies ſonderbare Anſuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, ſo werden auf ſeinen Befehl die Todten beerdigt, und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabey, daß ein Waffenſtillſtand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache ſey. Den folgenden Tag geſchahe nichts als Canonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bey der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verſchafften den Ruſſen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen ſich über Landsberg an der Warthe zurück. Dieſe Niederlage koſtete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebſt 3000 Gefangenen; dabey verloren ſie 103 Canonen, viele Fahnen, ihre Kriegskaſſe, und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte; auch hatten ſie beym Weichen ihres rechten Flügels 26 Canonen eingebüßt.

XLIV. Joh. Heinrich Peſtalozzi.

(1746 — 1827.)

Aus Lienhart und Gertrud.

Der Abend vor einem Feſttage.*)

(Erſter Theil d. ſämmtl. Sch. S. 138.)

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der nahe feſtliche Morgen erfüllten ihr Herz. In ſich ſelbſt

*) J. H. Peſtalozzis Sämmtliche Schriften. Stuttgart und Tübingen 1820 — 1826. 15 Bände. 8.

geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus den Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie Nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen. Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen.

Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist als an dem, was er sonst thun muß. Kinder! wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder! dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben! daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste gezogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch, so lang ihr leben werdet, Kinder! an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten, und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denkt an die, welche Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und, wenn ihr einen Mundvoll Ueberflüssiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder! ihr wollt es gern thun?

O ja, Mutter, gewiß gern! sagten alle Kinder.

Mutter. Niklas! Wen kennst du, der am Meisten Hunger leiden muß?

Niklas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hunger sterben; er isset Gras von dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrod geben?

Niklas. O ja, Mutter! Darf ich gerade morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niklas. Das freut mich!

Mutter. Und du, Lise! wem wolltest du dann und wann dein Abendbrod geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ichs am Liebsten gebe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn, das Hunger leiden muß?

Liſe. Wohl freilich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willſt? Du haſt immer ſo kluges Bedenken, Liſe.

Liſe. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Liſe. Des Reütimarren Beteli. Ich ſahe es heute auf des Vogts Miſt verdorbene Erdäpfel herausſuchen.

Niklas. Ja, Mutter! Ich ſahe es auch und ſuchte in allen meinen Säcken, aber ich fand keinen Mund voll Brod mehr; — hätte ichs nur auch eine Viertelſtunde länger geſpart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder, und ſie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß ſie morgen ihr Abendbrod armen Kindern geben ſollten.

Die Mutter ließ ſie eine Weile dieſe Freude genießen; dann ſagte ſie zu ihnen: Kinder! Es iſt jetzt genug hievon. Denket jetzt auch daran, wie unſer gnädige Herr euch ſo ſchöne Geſchenke gemacht hat.

Ja, unſere ſchönen Batzen — willſt du ſie uns doch zeigen, Mutter? ſagten die Kinder.

Hernach, nach dem Beten, ſagte die Mutter. Die Kinder jauchzeten vor Freuden.

Ihr lärmet, Kinder! ſagte die Mutter. Wenn euch etwas Gutes begegnet, ſo bedenket doch bei Allem an Gott, der uns Alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, ſo werdet ihr in keiner Freude wild und ungeſtüm ſein. Ich bin gern ſelber mit euch fröhlich, ihr Lieben! Aber wenn man in Freude und Leid ungeſtüm und heftig iſt, ſo verliert man die ſtille Gleichmüthigkeit und Ruhe ſeines Herzens. Und wenn der Menſch kein ſtilles, ruhiges und heiteres Herz hat, ſo iſt ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetſtunde des Abends und Morgens iſt dafür, daß ihr das nie vergeſſet. Denn wenn der Menſch Gott danket oder betet, ſo iſt er in ſeinen Freuden nie ausgelaſſen und in ſeinen Sorgen nie ohne Troſt. Aber darum, Kinder, muß der Menſch beſonders in ſeiner Gebetsſtunde ſuchen ruhig und heiter zu ſein. Sehet, Kinder! Wenn ihr dem Vater recht danket für Etwas, ſo jauchzet und lärmet ihr nicht; ihr fallet ihm ſtill und mit wenigen Worten um den Hals; und wenns euch recht zu Herzen gehet, ſo ſteigen euch Thränen in die Augen. Sehet, Kinder! ſo iſts auch gegen Gott. Wenns euch recht freuet, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen iſt zu danken, ſo machet ihr gewiß nicht viel Geſchreies und Geredes; — aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel ſo gut iſt. — Sehet, Kinder! dafür iſt alles Beten, daß einem das Herz gegen Gott und Menſchen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, ſo thut man auch recht und wird Gott und Menſchen lieb in ſeinem ganzen Leben. —

Mutter. Aber, ihr Lieben! Wie iſts in dieſer Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder sahen eins das andere an und schwiegen.

Mutter. Anneli! Thatest du recht in dieser Woche?

Anneli. Nein, Mutter! Du weißt es wohl mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli! Es hätte dem Kinde Etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über dies, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dursten und schreien ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lang ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. — Anneli! So dürfte ich, weiß Gott! keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kinde nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mirs doch, Mutter! Ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich wills zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und Niklas! wie ists dir in dieser Woche gegangen?

Niklas. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgestoßen hast?

Niklas. Ich habs nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hättest, schämest du dich nicht das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid! Ich wills nicht mehr thun, Mutter.

Mutter. Wenn du einmal groß sein und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist; so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit, und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niklas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter!

Mutter. Thue es doch, mein Lieber! und glaube mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! Ich weiß es und ich glaube es und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Lise! Wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt?

Lise. Ich weiß einmal nichts Anders diese Woche, Mutter!

Mutter. Gewiß nicht?

Lise. Nein, Mutter! so viel ich mich besinne, ich wollte es sonst gern sagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du Nichts weißt, mit so viel Worten antwortest als ein Andres, wenn es recht Viel zu sagen hat!

Lise. Was habe ich jetzt denn auch gesagt, Mutter?

Mutter. Eben Nichts und doch Viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seist nicht bescheiden, du besinnest dich über Nichts, was du reden sollst, und müssest doch immer

geredet haben. Was hatteſt du gerade vorgeſtern dem Untervogt zu ſagen, du wiſſeſt, daß Arner bald kommen werde?

Liſe. Es iſt mir leid, Mutter.

Mutter. Wir habens dir ſchon oft geſagt, daß du nicht in Alles, was dich nicht angeht, reden ſollſt, inſonderheit vor fremden Leuten; und doch thuſt dus immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte ſagen dürfen, daß er es ſchon wiſſe, und wenn er ſo Verdruß von deinem Geſchwätze gehabt hätte?

Liſe. Es würde mir ſehr leid ſein, aber weder du noch er haben doch kein Wort geſagt, daß es Niemand wiſſen ſoll.

Mutter. Ja, ich wills dem Vater ſagen, wenn er heim kommt. Wir müſſen ſo zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzuſetzen: Das darf jetzt die Liſe ſagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen, aber das nicht und das nicht und das wieder; — ſo weißt du denn recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfſt.

Liſe. Verzeih mir doch, Mutter! Ich meinte es auch nicht ſo.

Mutter. Man hat es dir für ein und allemal geſagt, daß du in Nichts, was dich nicht angeht, plaudern ſollſt, aber es iſt vergeblich. Der Fehler iſt dir nicht abzugewöhnen als mit Ernſt, und das erſte Mal, daß ich dich wieder bei ſo unbeſonnenem Geſchwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abſtrafen.

Die Thränen ſchoſſen der Liſe in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redete. Die Mutter ſah es und ſagte zu ihr: Liſe! Das größte Unglück entſteht aus unvorſichtigem Geſchwätze, und dieſer Fehler muß dir abgewöhnt ſein.

So redete die Mutter mit Allen, ſogar mit dem kleinen Grütli: Du mußt deine Suppe nicht mehr ſo ungeſtüm fordern, ſonſt laſſe ich dich ein ander Mal noch länger warten, oder ich gebe ſie gar einem Andern.

Nach allem dieſem beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete und nach denſelben das Samstagsgebet, das Gertrud ſie gelernt hatte. Es lautete alſo:

Lieber Vater im Himmel! Du biſt immer gut mit den Menſchen auf Erden, und auch mit uns biſt du immer gut und giebſt uns Alles, was wir nöthig haben. Ja, du giebſt uns Gutes zum Ueberfluß. Alles kommt von dir, das Brod und Alles, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, Alles giebſt du ihnen und ſie geben es uns gern. Sie freuen ſich über Alles, was ſie uns thun und geben können, und ſagen uns, wir ſollen es dir danken, daß ſie ſo gut mit uns ſind; ſie ſagen uns, wenn ſie dich nicht kennten und du ihnen nicht lieb wäreſt, ſo wären auch wir ihnen nicht ſo lieb, und ſie würden, wenn ſie dich nicht kennten und liebten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie ſagen uns ferner, daß wir es dem Heiland der Menſchen danken ſollen, daß ſie dich, himmliſcher Vater! erkennen und lieben, und daß alle Menſchen, welche dieſen lieben Heiland nicht kennen und lieben und nicht allem guten Rathe folgen, den er den Menſchen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmliſcher Vater! nicht ſo lieben und ihre

Kinder nicht so fromm und sorgfältig erziehen als die, welche dem Heiland der Welt glauben. Unser lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von diesem lieben Jesus, wie er es so gut mit den Menschen auf Erden gemeint, wie er, damit er Alles thue, was er könne, die Menschen zeitlich und ewig glücklich zu machen, sein Leben in tausendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze gestorben sei; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes, seines Vaters, lebe und noch jetzt alle Menschen auf Erden gleich liebe und suche glücklich und selig zu machen! Es geht uns allemal ans Herz, wenn wir von diesem lieben Jesus hören, wenn wir nur auch lernen so leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir einst zu ihm kommen in den Himmel.

Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beisammen sitzen und beten, sind Brüder und Schwestern; darum wollen wir immer recht gut mit einander sein und einander Nichts zu Leid thun, sondern alles Gute, was wir können und mögen. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brode nachgehn können; das ist das Einzige, das wir ihnen thun können — für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben, die sie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel! Alles, was sie an uns thun, und laß uns ihnen in Allem, was sie wollen, folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis ans Ende ihres Lebens, da du sie von uns nehmen und belohnen wirst für ihre Treue, die sie uns werden erwiesen haben!

Lieber himmlischer Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jesu Christi und auch alles dessen, was uns unser Vater und unsre Mutter und alle Menschen Gutes thun, recht eingedenk sein, damit wir gegen Gott und Menschen dankbar werden und gehorsam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unser Lebenlang! — —

Hier mußte Niklas innehalten. Dann sprach Gertrud allemal nach den Vorfällen der Woche das Weitere vor.

Heute sagte sie ihnen: Wir danken dir, himmlischer Vater! daß du unsern lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brod und für ihre Haushaltung erleichtert und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienst gezeiget hast. Wir danken dir, daß unsere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unser Schutz, unser Trost und unsere Hülfe in allem Elend und in aller Noth ist. Wir danken dir für die Gutthat unsers gnädigen Herrn. Wir wollen, wills Gott! aufwachsen, wie zu deiner Ehre, also auch zu deinem Dienst und Wohlgefallen, denn er ist uns wie ein treuer Vater! —

Hierauf sprach sie der Lise vor: Verzeih mir o mein Gott! meine alte Unart und lehre mich meine Zunge im Zaum halten, schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtlich antworten, wo man mich fraget!

Sodann ſprach ſie dem Niklas vor: Bewahre mich, Vater im Himmel! doch in Zukunft vor meinem haſtigen Weſen und lehre mich, mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um mich ſei!

Dann dem Anneli: Es iſt mir leid, mein lieber Gott! daß ich mein Brüderlein ſo leichtſinnig verlaſſen und damit die liebe Mutter ſo in Schrekken geſetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!

Und nachdem die Mutter allen Kindern ſo vorgeſprochen hatte, betete ſie ferner:

Herr, erhöre uns!
Vater, verzeih uns!
Jeſus, erbarm dich unſer!

Dann betete Niklas das heilige Vaterunſer.

Und dann Enne: Behüt mir, Gott! den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geſchwiſter, auch unſern lieben gnädigen Herrn von Arnheim und alle guten lieben Menſchen auf Erden!

Und dann die Liſe:

Das walt Gott,
Der Vater!
Der Sohn!
Und der heilige Geiſt!

Und dann die Mutter:

Nun Gott ſei mit euch!
Gott erhalte euch!
Der Herr laſſe ſein heiliges Angeſicht über euch leuchten und ſei euch gnädig! —

Eine Weile noch ſaßen die Kinder und die Mutter in der ernſten Stille, die ein wahres Gebet allen Menſchen einflößen muß. —

XLV. Wilhelm Heinſe. *)

(1746 — 1803.)

1. Rom.

(Erſter Theil. S. 254.)

Wer Rom in ſeinen Ruinen und ſeiner Verſunkenheit ganz fühlen wollte, müßte ein neuer und doppelt und dreifach großer Marius auf den zerſtörten und zerfallenen Kaiſerpalläſten des Monte Palatino ſitzen. Kein Menſch auf dem heutigen Erdboden vermag dieß; alles iſt dagegen zu klein, was herkömmt und was da iſt. Meine Thränen rinnen auf die heilige Aſche der Helden, und ich ſchaudere zuſammen in der Unwürdigkeit, wozu mich das Schickſal verdammt hat. Welch ein Glück, bey ſeiner Geburt in ein Rom zu den Zeiten der Scipionen auf die Welt geworfen zu werden! aber dieß kann Niemand mehr begegnen.

*) „Ardinghello und die glückſeeligen Inſeln. Zwei Bände. Zweite Ausgabe. Lemgo. Meyer. 1794." 8.

Wer sich eine Idee von der Römischen Gegend machen will, muß sie an einem heiteren Morgen oder Abend auf dem Thurme vom Kapitol sehen. Weit, voll großer reinen Gegenstände, ein entzückend Stück Welt, zu handeln und wieder auszuruhen, ist sie; schöne Hügel, fruchtbare Flächen, ferne Ketten kühl Gebirg, und das unermeßliche Meer in der Nähe zum leichten Ausflug in allen Nationen. Und wie Stolz und königlich nun Rom in der Mitte liegt auf seinen freundlichen mannigfaltigen Höhen, an der Schlangenwindung des Tiberstroms, als stark anziehender Vereinigungspunct! Zeigt mir eine Stadt in der Welt, im herrlichen Europa, von wo aus man dasselbe, und Afrika und Asien so bequem beherrschen könne, gerad im mildesten menschlichsten Klima zwischen Hitze und Kälte!

Es bleibt dabey: Luft und Land macht den Hauptunterschied von Menschen; alsdenn kömmt Zufall und die Kette der Begebenheiten, Neuheit und Ablebung; alles geht im Kreis und Taumel, und die Bewegung läuft immer fort. Es kann nicht fehlen, jede Gegend stimmt mit der Zeit die Seelen der Einwohner nach sich. Rom ist weit, glänzend, und groß in prächtigen Fernen, schön in der Nähe; still auf seinen bekränzten Hügeln, und einsam zum Genuß und Nachdenken: und so die Römer von jeher, was die Form betrifft, und sie werdens bleiben. Jetzt geben ihnen ihre eignen Ruinen etwas zerstörendes, das noch entferntere Gegenden als ehemals empfinden.

O daß du nicht hier bist und mich begleiten kannst! Doch ist auch wieder Genuß und Rührung stärker bey traurigen Gefühlen, wenn der Mensch allein ist.

Ich bin die ersten Tage in den Gebirgen herumgeritten zu Tivoli, Palestrina, Frascati und Albano; und hernach an der See herum zu Nettuno, Ostia, Civitavechia. Wie ein Hannibal such ich es einzunehmen, das unbändige Rom: aber es wird mir wie ihm nicht gelingen. Alsdenn hab ich es wieder von seinen Höhen betrachtet: und nun stürz ich mich hinein in die Tiefe. Meine Seele kann wegen der vorigen Stürme noch keine rechte Ruhe finden, und dieß treibt mich oft nach kurzem Schlummer vom Lager auf; hier will ich dir denn, um mich zu zerstreuen, und vielleicht zu deinem Vergnügen etwas beizutragen, zuweilen einige Worte über mein gegenwärtig Leben hinwerfen. Für Eingeweihte ist das willkührliche Zeichen immer ein guter Zauberstab, die Gefühle eines andern wieder hervorzurufen; zumal wenn sie dereinst dieselben Gegenstände vor sich haben.

2. Die Mahlerei und Bildhauerei.

(Erster Theil. S. 282.)

Es ist wohl keine Frage, welche von beyden Künsten die Formen des Menschen besser darstellen kann. Die Mahlerey ist eine beständige Lüge, und ihre Erhabenheit und Tiefe erkünstelt. Wir lassen uns täuschen, weil völlige Wahrheit und Wirklichkeit wie bey Bildhauerey unmöglich ist, und geben uns zu unserm eignen Vergnügen alle Mühe, die Köpfe und überhaupt das Nackende z. B. vom Tizian rund und

hervorgehend, und die Fernen und Mittelgründe seiner Landschaften im gehörigen Abstand zu sehen. Ihre eigentlichen Gegenstände sind, wo die Farben, leichte Bewegung und zarter Stoff einen vorzüglichen Theil ausmacht. Die Neuheit hauptsächlich, und dann die überwundne Schwierigkeit machten sie unter dem Zeuris und Apelles so reizend; und gewiß ist's, daß die Farbe viel zur Täuschung, im Ganzen genommen, beyträgt. Auf den ersten Blick wirkt ein gemahltes Bild auch auf den Verständigen mehr, als eine eben so vortreffliche Statue in ihrer Art; aber wenig Zeit und Besinnung macht die Mahlerey dagegen ganz verschwinden. Unter tausend Gesichtern findet man ferner in einem guten Klima nur äußerst wenige für den Marmor, aber weit mehrere für die Farbe. Die Bildhauerkunst ist die ächte Probe schöner Form, und geht ins Wesentlichre, und das Erhabne: die Mahlerey gibt sich mit allem ab, wo sie nur ein wenig Reiz findet.

Die letztere muß sich also vor allem hüten, was schon die Bildhauerey vollkommen darstellen kann; und beyde müssen sich davor hüten, das Reich der Poesie zu beschreiten: denn jede bleibt überwunden, sobald sich nur ein gewöhnlich guter Meister der andern Kunst an den Kampf macht. Poesie enthält sich der Formen und Farben; Bildhauerey enthält sich der Farben und Geschichten von vielen Figuren; Mahlerey enthält sich alles dessen, was sich bloß durch Form zeigt, und sowie die Bildhauerey noch der Geschichten, wo man das Ganze nicht mit einem Blicke herausnehmen kann. Dienste und Gefälligkeiten mögen sie sich übrigens gern erzeigen. Rom allein ist voll von Beyspielen, wie gute und wackre Meister verunglückt sind, indem sie über diese Regeln hinaus wollten; und den schönsten Theil ihres Lebens umsonst dagegen kämpften.

Apelles nahm sich wohl in Acht, kein bloßes Portrait vom Alexander zu machen; hierin mußt er allezeit dem Lysipp wegen seiner Formen nachstehen. Er bildete ihn also mit dem Blitz in der Hand; mit dem Kastor und Pollux und der Victoria; auf einem Triumpfwagen mit dem Krieg hinter drein, diesem die Hände auf den Rücken gebunden. Dieß mußte Lysipp so natürlich wohl bleiben lassen. Aber Bildhauerey behält doch immer den Rang; denn sie zeigt das edelste der bildenden Kunst, nämlich die Form am vollkommensten. Bey Weibern, es ist wahr, und bei Knaben ist die Farbe auch sehr reizend; allein sie ist doch bloß ein seichter Augengenuß, der nicht in den ganzen Menschen so eindringt, wie die Form.

Das Klassische überall ist das Gedrängtvolle, wenn einer alles Wesentliche und Bezeichnende von einem Gegenstande heraus fühlt und nachahmt; und in diesem Verstande kann man gewiß schon aus einer Hand, oder irgend einem Theil am menschlichen Körper bey einem Künstler den großen Mann erkennen, wie aus der Klaue den Löwen. Phantasie, die aus Tausenden zusammenträgt, aber nicht das rechte, sondern außerwesentliche, ist das Gegentheil und Bettlerarmuth; Lumpen und Lappen und kein ganz Stück. Ein Ding recht fassen, zeigt den trefflichen Menschen und macht den Virtuosen.

Der schöne Mensch im bloßen Gefühl seiner Existenz ohne Leiden-

ſchaft in Ruhe iſt der eigentlichſte Gegenſtand der Nachahmung des bildenden Künſtlers, und ſeine Nummer Eins; in dieſer Verfaſſung ohne alle Bekleidung liegt die reinſte Harmonie der Schönheit, und ſie paßt am allerbeſten zu dem gänzlichen Mangel an Bewegung ſeiner Werke. Alle Leidenſchaft, alle Handlung zieht, leitet unſre Betrachtung von ihren ſchönen körperlichen Formen ab. Zur Schönheit ſelbſt gehört der Charakter, oder das, wodurch ſich eine Perſon von der andern unterſcheidet. Schönheit mit lebendigem Charakter iſt das ſchwerſte der Kunſt. — — —

XLVI. Johann Wolfgang Göthe.

1. Von Deutſcher Baukunſt.

D. M.

Ervini a Steinbach.

(1773.)

(Göthe's Werke. Band 39. S. 339.)

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoſſen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und beſſer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ich's vermögte.

Was braucht's dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die drum krabbeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Höhen darauf zu zaubern, nnd dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geiſtes, vollendet das Begonnene in die Wolken. Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſt's Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wird's immer ſchwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrſcheinlicher dem Tod als dem Gewinnſt entgegen, ſiehe hier in dieſem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, ſchneid ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich ſchlank

aufsteigende Buche, hänge an seine vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf — nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen worden, voll reiner und unreiner Thiere; so auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschossene Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisirend eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe. — —

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hat ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkührlichkeiten Gothischer Verzierungen. Unter die Rubrick Gothisch, gleich dem Artickel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammen gestoppeltem, aufgepflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedreckselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schminken, bis zu den ernsten Resten der älteren Deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mir's im Gehen vor'm Anblick eines einst geformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat; Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelezt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben! Wie über dem Haupteingange, der zwey kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte!

das all war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmon'schen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen, wie das fest gegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch' eine Schöpfung herabschauen, und Gott gleich sprechen kann: es ist gut! — — —

2. Aus Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Schauspiel.

(1773.)

(Achter Band.)

a. Götz und Lerse.

(S. 89.)

Götz, Georg. Später Lerse.

Georg. Er will selbst mit euch sprechen. Ich kenn' ihn nicht; es ist ein stattlicher Mann, mit schwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerse (kommt.)

Götz. Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerse. Mich selbst, das ist nicht viel, doch alles was es ist biet' ich euch an.

Götz. Ihr seyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lerse. Franz Lerse.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerse. Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerse. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt?

Götz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt' meinen Haufen, waren unſere ſechszehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer in willens ſie ſollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerse. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt vorbei und hieltet unten. Wie wir ſahn ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galts kein Feyern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich Alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerse. Der Knecht, wovon ihr ſagtet —

Götz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt ihn von mir gebracht, wollte mit Andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerse. Habt ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun ſo hoff' ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet; ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's? O willkommen, willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerse. Mich wundert daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das Feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerse. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und habs mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kannte euren Namen, und da lernt' ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt' euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bei mir aushalten?

Lerse. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein Anderer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt.) Hans von Selbitz läßt euch grüßen; Morgen iſt er hier mit fünfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter; ohne Zweifel euch zu beobachten

Götz. Wieviel?

Georg. Ihrer fünfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerse, wir wollen sie zusammen schmeißen, wenn Selbitz kommt daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Götz. Zu Pferde.

b. Das Vehmgericht.

(Akt V. S. 161.)

In einem finstern engen Gewölbe. Die Richter des heimlichen Gerichts. (Alle vermummt,)

Aeltester. Richter des heimlichen Gerichts, schwurt auf Strang und Schwert unsträflich zu seyn, zu richten im Verborgenen, zu strafen im Verborgenen Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Missethäter. Deß Herz rein ist, dessen Händ rein sind zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger (tritt vor). Mein Herz ist rein von Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aeltester. Wen klagst du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet, der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Aelter. Wird es falsch befunden, beutst du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm).

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aeltester. Sterben soll sie! sterben des bitteren doppelten Todes; mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Missethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Wehe über sie Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer (tritt vor).

Aeltester. Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die ihr richtet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut.

c. Götz von Berlichingens Tod.

(Akt V. S. 164.)

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel! Wie frei! Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittage, Elisabeth, ahnte mir's nicht, daß ich so sterben würde. — — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapferen Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen; jetzt hältst du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erden und weint — Er ist todt — Georg ist todt — Stirb, Götz — Du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. — Wie starb er? — Ach fingen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw' um seine Freiheit.

Götz. Gott sey Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun. — Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht. — Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gäbe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist. Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, daß dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

3. Aus Werther. *)

(1774.)

(Sechzehnter Band. S. 7.)

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dämpft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alllebenden der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat alles so was anzügliches, was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals

*) „Göthes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1828." 8.

die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 18. August.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Gesträuche, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfältigen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich anniſten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis an's Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines

Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webende Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

4. Aus Egmont.

(1788.)

Egmont's letzte Stunde.

(Achter Band. S. 288.)

Egmont (hat eine Weile in sich versenkt stille gestanden, und Silva ohne sich umzusehen abgehen lassen. Er glaubt sich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn.)

Du stehst und bleibst? Willst du mein Erstaunen, mein Entsetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willst du noch etwa die willkommene Botschaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag ihm! Sag ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmsüchtigen, wird man es erst hinter den Schultern leise lispeln, dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegen rufen! Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hieher gebracht. Um sein selbst Willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes einer nach dem andern von seiner Seite zu mir herübereilten; da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Blässe, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beide Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenschrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich sein Geschoß. Sag' ihm, daß ichs weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich ist, von der Sitte des Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem du dich für den schämst, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchtest.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe lasten wie Keulschläge auf einem Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du trifft mich, du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Ist es eine späte Reue, daß du der schändlichen Verschwörung deinen Dienst gellehen? Du bist so jung und hast ein glückliches Ansehen. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang ich dich sah, war ich mit deinem Vater versöhnt. Und eben so verstellt, verstellter als er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Abscheuliche! Wer ihm traut, mag er es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt, und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigin? Soll ich dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magst? Du bist verloren; und ich Unglücklicher stehe nur da, um dir's zu versichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja ich erkenne dich in diesem Befehle. Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden sandtest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu sehen zwingst du

mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir sagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheures Uebel, mache dich zum Zeugen einer schrecklichen That; ich will dir danken, ich will sagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierst dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß diese Leidenschaft rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht standhaft scheinen, wenn alles in mir zusammenbricht. Dich soll ich hier sehen? — Dich? — Es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sollst du mich verstehen? Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löse mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir zu meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft hab ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir her geschritten; immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und schritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft ich endlich dich zu sehen, und sah dich und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatte ich mir bestimmt, und wählte dich aufs Neue, da ich dich sah. Nun hofft ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohlthun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblick mein Gemüth dir entgegen kam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln. Sage mir: ist es der strenge, ernste Wille deines Vaters, mich zu tödten.

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir selbst mit dieser ausweichenden Hoffnung; und schon da empfand ich Angst und Schmerz, dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabscheust, die dich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt seyn. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden.

Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sey unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch davor entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig! o schweige! Du vermehrst mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen festen Knoten; ich weiß wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefesselt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er schickte mich hieher, um alles, was von Lebenslust und Freude mit mir lebt, in diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend.) Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels gibst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehen, zu sehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer?

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Streit an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du überstehst; ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest; so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande

von Grevelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb auch du, mein Freund, gern und mit Luſt, und ſcheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hätteſt dich für uns erhalten können, erhalten ſollen. Du haſt dich ſelber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich ſprachen, feindſelige, wohlwollende, ſie ſtritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten ſie ſich, keiner wagt es zu läugnen, jeder geſtand: ja er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünſcht' ich dich warnen zu können! Hatteſt du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich Punctweiſe alle dieſe Beſchuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug dich zu entſchuldigen; nicht kräftig genug dich von der Schuld zu befreien—

Egmont. Dieß ſey bei Seite gelegt. Es glaubt der Menſch ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen; und ſein Innerſtes wird unwiderſtehlich nach ſeinem Schickſale gezogen. Laß uns darüber nicht ſinnen; dieſer Gedanken entſchlag' ich mich leicht — ſchwerer der Sorge für dieſes Land! doch auch dafür wird geſorgt ſeyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, ſo fließt es willig. Leider wird's nicht ſo werden. Doch es ziemt dem Menſchen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken ſoll. Kannſt du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken, ſo thu's. Wer wird das können? — Leb wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehen.

Egmont. Laß meine Leute dir auf's beſte empfohlen ſeyn! Ich habe gute Menſchen zu Dienern; daß ſie nicht zerſtreut, nicht unglücklich werden! Wie ſteht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er iſt dir vorausgegangen. Sie haben ihn als Mitſchuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geiſt gewaltſam beſchäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderſtehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, ſo legt der Müde ſich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war. Nun ich ſie dir empfehle, ſterb ich ruhig. Du biſt ein edler Mann; ein Weib, das den findet, iſt geborgen. Lebt mein alter Adolph? iſt er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derſelbe.

Ferdinand. Er lebt, er iſt frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an ſein Ende, daß er dir den Weg zu dieſem Kleinode zeigt. — Leb wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thüre drängend.) Leb wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied. (Er begleitet Ferdinanden bis an die Thüre, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernt sich eilend.)

5. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahre.

(1792.)

Mignon.

Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnung ich, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Rechten zu bilden wünschte. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche ich, soviel nur möglich ist, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einem richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen.

Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauernkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom Heiligen Christe vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken und unartige bestrafen sollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Personen seyn müßten, worin ich sie denn auch bestärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulassen, mir vornahm, ihnen bey der ersten Gelegenheit ein solches Schauspiel zu geben. Es fand sich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsschwestern, die sich immer sehr gut betragen hatten, nahe war; ich versprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geschenke bringen sollte, die sie so wohl verdient hätten. Sie waren äußerst gespannt auf die Erscheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieser Rolle ausgesucht, und sie ward an dem bestimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Brust und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglassen, doch bestanden die Frauenzimmer, die sie anputzten, auf ein Paar große goldene Schwingen, an denen sie recht ihre Kunst zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand, und mit einem Körbchen in der andern, die wundersame Erscheinung in die Mitte der Mädchen, und überraschte mich selbst. Da kommt der Engel, sagte ich. Die Kinder traten gleichsam alle zurück! Endlich riefen sie aus: es ist Mignon! und getrauten sich doch nicht, dem wundersamen Bilde näher zu treten.

Hier sind eure Gaben, sagte sie, und reichte das Körbchen hin. Man versammelte sich um sie, man betrachtete, man befühlte, man befragte sie.

Bist du ein Engel? fragte das eine Kind?

Ich wollte, ich wär es, versetzte Mignon.

Warum trägst du eine Lilie?
So rein und offen sollte mein Herz seyn, dann wär ich glücklich.
Wie ists mit den Flügeln? laß sie sehen.
Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind.

Und so antwortete sie bedeutend auf jede unschuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Gesellschaft befriedigt war, und der Eindruck dieser Erscheinung stumpf zu werden anfeng, wollte man sie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Zitter, setzte sich hier auf diesen hohen Schreibtisch hinauf, und sang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus:
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick,
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlische Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung.

Ich entschloß mich sogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu lassen, und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.

6. Recension.

Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von S. P. Hebel. Prof. zu Carlsruhe. Zweite Auflage. 1804. VIII und 232 S. 8.

(Band 23. S. 166.)

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem Oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eignen Platz auf dem Deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwey entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der andern Seite zeigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort seine Körper für

einen Geist fand, so findet er auch hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike, oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Lebloſe durch idealische Figuren beleben, und höhere göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden, und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man dann doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oestreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohl meinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond; ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmahl recht freudig beisammen, wie in Hans und Vrene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthüm-

lichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der Winter, der Jänner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemahls in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und blos die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht, so gibt es noch andere Gedichte, die zwar direkter, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Kanderer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volks-

poesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssage sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwey Volksmährchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnrn dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopäen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herüber genommen, Worte von einem, zwey Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihre Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen Oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiäner ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu gibt es verschiedene Mittel, theils durch Vorleser, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprachweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

(Folgt die Sonntagsfrühe.)

7. Rede.

Zum feyerlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwittweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach, gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg. 1807.

(Band 32. S. 235.)

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feyern, verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtniß einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen, manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause, das von den frühesten Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten, als ein solches, das ruhmvoll und auch

der Zukunft bewunderungswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Cultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

Von dort wurde sie früh hinweg gerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der Vortheile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweyten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig, fühlte sie sich, bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege, in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth. Gerechtigkeit und freier Edelmuth bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen

Eben so war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondere Land, ja für das ganze Deutsche Vaterland, so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich, nach dem gegebenen Maß, um sich zu versammeln, und sie war im Begriff mit Freude und Zutrauen das gewissenhaft Verwaltete ihrem Durchlauchtigsten Sohn zu übergeben, als das unerwartete Unglück des Weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingebornen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten, und trat eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannichfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizey befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und

Staat gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde frei gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun, unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtseyn ihre Pflicht gethan, das was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft, so wie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen, und freute sich Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen: denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höhern Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische und Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gab zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte, und uns hoffen ließ, daß, zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweyer tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders, und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder

zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eignes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohlerworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen, als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo sich die Erinnerung vergangner Uebel zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die ihrigen; und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpuncte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochnen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

8. Aus den Wahlverwandschaften.

(1809.)

a. Ottilie.

(Göthe's Werke. Band 17. S. 65.)

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte gieng ihr entgegen; das liebe Kind eilte sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Knie.

Wozu die Demüthigung! sagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und sie aufheben wollte. Es ist so demüthig nicht gemeint, versetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich

nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lächeln: sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondere zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wieviel Zeit ihr übrig blieb, bat sie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch zu reden wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergetzte sich Charlotte an einer zufälligen zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß. Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste was die Frauen beschäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher

geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich mit geringer Beihülfe Anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt: denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie vom Anfang so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht sobald vom Tische weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet seyn möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, sowie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größeren Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schul
deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere
dadurch menschlich und gut; nur will es einem Fra

nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lächeln: sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondere zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wieviel Zeit ihr übrig blieb, bat sie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch zu reden wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergetzte sich Charlotte an einer zufälligen zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß. Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste was die Frauen beschäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher

geſchenkten Stoffe ſelbſt zu und wußte ſie ſich mit geringer Beihülfe Anderer, ſchnell und höchſt zierlich anzupaſſen. Die neuen, modiſchen Gewänder erhöhten ihre Geſtalt: denn indem das Angenehme einer Perſon ſich auch über ihre Hülle verbreitet, ſo glaubt man ſie immer wieder von neuem und anmuthiger zu ſehen, wenn ſie ihre Eigenſchaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward ſie den Männern, wie vom Anfang ſo immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentroſt. Denn wenn der Smaragd durch ſeine herrliche Farbe dem Geſichte wohlthut, ja ſogar einige Heilkraft an dieſem edlen Sinn ausübt, ſo wirkt die menſchliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer ſie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt ſich mit ſich ſelbſt und mit der Welt in Uebereinſtimmung.

Auf manche Weiſe hatte daher die Geſellſchaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zuſammenkünfte. Sie ließen weder zum Eſſen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf ſich warten. Sie eilten, beſonders Abends, nicht ſobald vom Tiſche weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie ſuchte zu erforſchen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gäbe; aber ſie konnte keinen Unterſchied bemerken. Beide zeigten ſich überhaupt geſelliger. Bei ihren Unterhaltungen ſchienen ſie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet ſeyn möchte, was ihren Einſichten, ihren übrigen Kenntniſſen gemäß wäre. Beim Leſen und Erzählen hielten ſie inne, bis ſie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienſtbefliſſenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr ſie das Haus, die Menſchen, die Verhältniſſe kennen lernte, deſto lebhafter griff ſie ein, deſto ſchneller verſtand ſie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerkſamkeit blieb ſich immer gleich, ſowie ihre gelaſſene Regſamkeit. Und ſo war ihr Sitzen, Aufſtehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niederſitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechſel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man ſie nicht gehen hörte, ſo leiſe trat ſie auf.

Dieſe anſtändige Dienſtfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemeſſen vorkam, verbarg ſie Ottilien nicht. Es gehört, ſagte ſie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerkſamkeiten, daß wir uns ſchnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben ſuchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichſam dienſtpflichtig; nur iſt in der größeren Welt dabei zu bedenken, wem man eine ſolche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Geſetze vorſchreiben. Du biſt jung. Gegen Höhere und Aeltere iſt es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man ſich dadurch menſchlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht

nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lächeln: sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondere zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wieviel Zeit ihr übrig blieb, bat sie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch zu reden wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergetzte sich Charlotte an einer zufälligen zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß. Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste was die Frauen beschäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher

geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich mit geringer Beihülfe Anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt: denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie vom Anfang so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht sobald vom Tische weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet seyn möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, sowie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größeren Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht

nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lächeln: sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondere zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wieviel Zeit ihr übrig blieb, bat sie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch zu reden wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergetzte sich Charlotte an einer zufälligen zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß. Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste was die Frauen beschäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher

geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich mit geringer Beihülfe Anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt: denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie vom Anfang so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht sobald vom Tische weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet seyn möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, sowie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größeren Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht

wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen suchen, versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Unschicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht soviel daraus behalten, als ich wohl gesollt hätte: denn ich wußte nicht wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrücklich gewesen; so folgende:

Als Karl der Erste von England vor seinen sogenannten Richtern stand, fiel der goldne Knopf des Stöckchens, das er trug herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich alles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, daß ihm auch jemand dießmal den kleinen Dienst erzeigen sollte. Es regte sich niemand; er bückte sich selbst, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das so schmerzlich vor, ich weiß nicht ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an niemanden kann etwas aus den Händen fallen sehen, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer schicklich seyn mag, und ich, fuhr sie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geschichte erzählen kann; so will ich mich künftig mehr zurückhalten. — — —

b. Aus Ottiliens Tagebuch.

(S. 239.)

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten."

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle auch unsre Freunde herbeiführen."

„Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger."

„Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken."

„Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, ist Bildung."

„Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißversteht."

„Man verändert fremde Reden bei'm Wiederholen wohl nur darum so sehr weil man sie nicht verstanden hat."

„Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen."

„Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn."

„Widerspruch und Schmeicheley machen beyde ein schlechtes Gespräch."

„Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet."

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden."

„Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Contrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird."

„Der sinnliche Mensch lacht oft wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein."

„Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts."

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen und das will doch jedermann."

„Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll."

„Gewisse Mängel sind nothwendig zum Daseyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm seyn, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten."

„Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut."

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher schmeicheln als sie verletzen."

„Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte."

„Unsere Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor."

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich."

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch's Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben."

9. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.

(1811)

a. Die Krönung Joseph II.

(Vierundzwanzigster Band. S. 315.)

Der Krönungstag brach endlich an, den 3ten April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der oberen Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier stand die große Breterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheueren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer

aus dahin, und von andern Straßen nach den Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien, und etwas besonders angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlank gebildeter Herr, den die Spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch seyn mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im Spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in Spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen war aber der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feyerten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug auf das letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feyerlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zugs, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volks erfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drey geistlichen Churfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt,

prächtig, harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen, Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen, welche die Enden faßten, und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Haupt-Personen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreymal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer

Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdige, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquelle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige mit dem Churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum waren aber die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belusti-

gender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derbern Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preiß zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohe Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde dießmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einem Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie dann aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feyerlichkeit dieser Art mit etwas gefährlichem und schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die breterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Breter wurden los gerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden, todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einiger Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetretten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab

mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß giengen die Befugten häufig ein und aus. Ich erblickte einen Pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Küssen rückwärts in einiger Entfernung. Die drey geistlichen Churfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleere Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn auch hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden. — —

Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der Brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Mayn zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohl gebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jederman etwas vorsätzliches darin erkennen mußte; wie man dann schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflegte: so gieng man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

b. Gellert.

(Band 25. S. 51.)

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwey Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wohl nothwendig: denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen. —

c. Gottsched.

(S. 85.)

Unseren Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf, wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu

ſagen; genug wir glaubten, er habe uns in das anſtoßende Zimmer gewieſen. Wir traten hinein zu einer ſonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottſched, der große breite rieſenhafte Mann, in einem gründamaſtnen mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock zur entgegengeſetzten Thür herein; aber ſein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür ſollte jedoch ſogleich geſorgt ſeyn: denn der Bediente ſprang mit einer großen Allongeperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptſchmuck ſeinem Herrn mit erſchrockener Gebärde. Gottſched, ohne den mindeſten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er ſie ſehr geſchickt auf den Kopf ſchwang, gab er mit ſeiner rechten Tatze dem armen Menſchen eine Ohrfeige, ſo daß dieſer, wie es im Luſtſpiel zu geſchehen pflegt, ſich zur Thür hinauswirbelte, worauf der anſehnliche Altvater uns ganz gravitätiſch zu ſitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anſtand durchführte. —

d. Klopſtock.

(S. 290.)

Nun ſollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie ſich ſelbſt gewahr würde, ſich ſeine eignen Verhältniſſe ſelbſt ſchüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verſtünde. Alles traf in Klopſtock zuſammen, um eine ſolche Epoche zu begründen. Er war, von der ſinnlichen wie von der ſittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernſt und gründlich erzogen legt er, von Jugend an, einen großen Werth auf ſich ſelbſt und auf alles was er thut, und indem er die Schritte ſeines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er ſich, im Vorgefühl der ganzen Kraft ſeines Innern, gegen den höchſten denkbaren Gegenſtand. Der Meſſias, ein Name, der unendliche Eigenſchaften bezeichnet, ſollte durch ihn auf's neue verherrliche werden. Der Erlöſer ſollte der Held ſeyn, den er, durch irdiſche Gemeinheit und Leiden zu den höchſten himmliſchen Triumpfen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Engliſches, Menſchliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anſpruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle ſind ſeit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, deſſen Erniedrigung ſie mit Staunen beſchauen, und an deſſen Verherrlichung ſie glorreich Theil nehmen ſollen. Dann endlich, nach trüben und ſchrecklichen Stunden, wird der ewige Richter ſein Antlitz entwölken, ſeinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieſer wird ihm dagegen die abgewendeten Menſchen, ja ſogar einen abgefallenen Geiſt wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tauſend Engelſtimmen um den Thron; und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das ſeinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferſtätte geſammelt hielt. Der himmliſche Friede, welchen Klopſtock bei Conception und Ausführung dieſes Gedichts empfunden, theilt ſich noch jetzt einem jeden mit, der die erſten zehn

Gesänge lies't, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz, durch manche reine Zähre, lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich lieb gehabt habe, ob sie seiner werth gewesen sey. Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung, alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark, in dem Hause eines großen, und auch menschlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Laconismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen, das mit jenen zarten Naturgesinnungen im Widerstreit zu liegen schien, obgleich beide aus Einer Quelle entsprangen. Von allem diesen geben seine ersten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und sie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch persönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, ist kaum als eine seiner entschiedenen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

10. Für junge Dichter.

(Band 45. S. 425)

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzusehen, daß hierdurch im höheren Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Inneren vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen, überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche; denn Viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Unbekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiter entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt, und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwicklung

ſich freuen. Und ſo ſey mir erlaubt, dieſe Herzensergießung mit einem Reimworte zu ſchließen.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo ſich Geiſt und Sinn erhöht:
Daß die Muſe zu begleiten,
Doch zu leiten nicht verſteht.

11. Noch ein Wort für junge Dichter.

Unſer Meiſter iſt derjenige, unter deſſen Anleitung wir uns in einer Kunſt fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, ſtufenweiſe die Grundſätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das erſehnte Ziel am ſicherſten erreichen.

In ſolchem Sinne war ich Meiſter von niemand. Wenn ich aber ausſprechen ſoll, was ich den Deutſchen überhaupt, beſonders den jungen Dichtern geworden bin, ſo darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn ſie ſind an mir gewahr worden, daß, wie der Menſch von innen heraus leben, der Künſtler von innen heraus wirken müſſe, indem er, gebärde er ſich wie er will, immer nur ſein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei friſch und froh zu Werke, ſo manifeſtirt er gewiß den Werth ſeines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieſer Art gewirkt; es entſpringt daraus gewiſſermaßen eine Naturdichtung, und nur auf dieſe Art iſt es möglich Original zu ſeyn.

Glücklicherweiſe ſteht unſere Poeſie im Techniſchen ſo hoch, das Verdienſt eines würdigen Gehalts liegt ſo klar am Tage, daß wir wunderſam erfreuliche Erſcheinungen auftreten ſehen. Dieſes kann immer noch beſſer werden und niemand weiß wohin es führen mag; nur freilich muß jeder ſich ſelbſt kennen lernen, ſich ſelbſt zu beurtheilen wiſſen, weil hier kein fremder äußerer Maßſtab zu Hülfe zu nehmen iſt.

Worauf aber alles ankommt, ſey in Kurzem geſagt. Der junge Dichter ſpreche nur aus was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Geſtalt es auch ſeyn möge; er beſeitige ſtreng allen Widergeiſt, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann: denn dabey kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernſt genug empfehlen, daß ſie ſich ſelbſt beobachten müſſen, auf daß bei einer gewiſſen Facilität des rhythmiſchen Ausdrucks ſie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetiſcher Gehalt aber iſt Gehalt des eignen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüſtern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbſtgefälliges ohne Fundament iſt, wird ſchlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären iſt eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man ſich ſelbſt beherrſchen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, ſprech' ich hierüber folgen-

dermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe?

Ihr seyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod, verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert.

Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweißt sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

XLVII. Jakob Michael Reinhold Lenz.

(1750 — 1792.)

Scenen aus dem „Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung. Einer Komödie. 1774." *)

1.

(Akt 1. Sc. 2. S. 4.)

Major. Was willst du denn? Ist das nicht ein ganz artiges Männchen?

Geh. Rath. Artig genug, nur zu artig. Aber was soll er deinen Sohn lehren?

Major. Ich weiß nicht, Berg, du thust immer solche wunderliche Fragen.

Geh. Rath. Nein aufrichtig! Du mußt doch eine Absicht haben, wenn du einen Hofmeister nimmst und den Beutel mit einemmal so weit aufthust, daß dreihundert Dukaten herausfallen. Sag mir, was meinst du mit dem Gelde auszurichten? was forderst du dafür von deinem Hofmeister?

Major. Daß er — was ich — daß er meinen Sohn in allen Wissenschaften und Artigkeiten und Weltmanieren — Ich weiß auch nicht, was du immer mit deinen Fragen willst; das wird sich schon finden; das werd' ich ihm alles schon zu seiner Zeit sagen.

Geh. Rath. Das heißt: du willst Hofmeister deines Hofmeisters seyn; bedenkst du aber auch, was du da auf dich nimmst — Was soll dein Sohn werden, sag mir einmahl?

Major. Was er . . . Soldat soll er werden; ein Kerl, wie ich gewesen bin.

Geh. Rath. Das letzte laß nur weg, lieber Bruder; unsere Kinder sollen und müssen das nicht werden, was wir waren; die Zeiten ändern sich, Sitten, Umstände, alles, und wenn du nichts mehr und

*) „Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Bände. Berlin. Reimer. 1828." 8.

nichts weniger geworden wärst, als das leibhafte Konterfey deines Elternvaters — —

Major. Potz hundert! wenn er Major wird, und ein braver Kerl wie ich, und dem König so redlich dient als ich!

Geh. Rath. Ganz gut, aber nach fünfzig Jahren haben wir vielleicht einen andern König und eine andere Art ihm zu dienen. Aber ich seh schon, ich kann mich mit dir in die Sachen nicht einlassen, ich müßte zu weit ausholen und würde doch nichts ausrichten. Du siehst immer nur der geraden Linie nach, die deine Frau dir mit Kreide über den Schnabel zieht.

Major. Was willst du damit sagen, Berg? ich bitte dich, misch dich nicht in meine Hausangelegenheiten, so wie ich mich nicht in die deinigen. — Aber sieh doch! da läuft ja eben dein gnädiger Junker mit zwei Hollunken aus der Schule heraus. — Vortreffliche Erziehung, Herr Philosophus! Das wird einmal was rechts geben! Wer sollt' es in aller Welt glauben, daß der Gassenbengel der einzige Sohn Sr. Excellenz des königlichen Geheimen Raths —

Geh. Rath. Laß ihn nur. — Seine lustigen Spielgesellen werden ihn minder verderben als ein galonirter Müßiggänger, unterstützt von einer eiteln Patronin.

Major. Du nimmst dir Freiheiten heraus. — Adieu.

Geh. Rath. Ich bedaure dich.

2.

(Dritte Scene.)

Frau Majorin (auf einem Kanapee.) — Läuffer (in sehr demüthiger Stellung neben ihr sitzend. — Leopold (steht.)

Majorin. Ich habe mit ihrem Herrn Vater gesprochen, und von den dreihundert Dukaten stehenden Gehalts sind wir bis auf hundert und fünfzig einig geworden. Dafür verlang' ich aber auch, Herr — wie heißen Sie? Herr Läuffer, daß Sie sich in Kleidern sauber halten, und unserm Hause keine Schande machen. Ich weiß, daß Sie Geschmack haben; ich habe schon von Ihnen gehört, als Sie noch in Leipzig waren. Sie wissen, daß man heut zu Tage auf nichts in der Welt so sehr sieht, als ob ein Mensch sich zu führen wisse.

Läuffer. Ich hoff', Euer Gnaden werden mit mir zufrieden seyn. Wenigstens hab' ich in Leipzig keinen Ball ausgelassen, und wohl über die fünfzehn Tanzmeister in meinem Leben gehabt.

Majorin. So? Lassen Sie doch sehen. (Läuffer steht auf.) Nicht furchtsam, Herr . . Läuffer! nicht furchtsam! Mein Sohn ist buschscheu genug; wenn der einen blöden Hofmeister bekommt, so ist's aus mit ihm. Versuchen Sie doch einmal, mir ein Kompliment aus der Menuet zu machen; zur Probe nur, damit ich doch sehe. — Nun, nun, das geht schon an! Mein Sohn braucht vor der Hand keinen Tanzmeister! Auch einen Pas, wenn's Ihnen beliebt. — Es wird schon gehen; das wird sich alles geben, wenn Sie einmal einer unsrer Assembleen werden beigewohnt haben . . . Sind Sie musikalisch?

Läuffer. Ich spiele die Geige, und das Klavier zur Noth.

Majorin. Deſto beſſer: wenn wir aufs Land gehen, und Fräulein Milchzan beſuchen uns einmal; ich habe bisher ihnen immer was vorſingen müſſen, wenn die guten Kinder Luſt bekamen zu tanzen: aber beſſer iſt beſſer.

Läuffer. Euer Gnaden ſetzen mich außer mich: wo wäre ein Virtuos auf der Welt, der auf ſeinem Inſtrument Euer Gnaden Stimme zu erreichen hoffen dürfte.

Majorin. Ha ha ha, Sie haben mich ja noch nicht gehört... Warten ſie; iſt Ihnen die Menuet bekannt? (ſingt.)

Läuffer. O.. o.. verzeihen Sie dem Entzücken, dem Enthuſiasmus, der mich hinreißt (küßt ihr die Hand.)

Majorin. Und ich bin doch enrhumirt dazu; ich muß heut krähen wie ein Rabe. Vous parlez français, sans doute?

Läuffer. Un peu, Madame.

Majorin. Avez vous déjà fait votre tour de France?

Läuffer. Non Madame . . . Oui Madame.

Majorin. Vous devez donc savoir, qu'en France on ne baise pas les mains, mon cher . . .

Bedienter (tritt herein.) Der Graf Wermuth . . .

(Graf Wermuth tritt herein.)

Graf (nach einigen ſtummen Komplimenten ſetzt ſich zur Majorin aufs Kanapee. Läuffer bleibt verlegen ſtehen.) Haben Euer Gnaden den neuen Tanzmeiſter ſchon geſehen, der aus Dresden angekommen? Er iſt ein Marcheſe aus Florenz und heißt . . . . Aufrichtig: ich habe nur zwei auf meinen Reiſen angetroffen, die ihm vorzuziehen waren.

Majorin. Das geſteh' ich, nur zwei! In der That Sie machen mich neugierig; ich weiß, welchen verzärtelten Geſchmack der Graf Wermuth hat.

Läuffer. Pintinello . . . nicht wahr? ich hab' ihn in Leipzig auf dem Theater tanzen ſehen; er tanzt nicht ſonderlich . . .

Graf. Er tanzt — on ne peut pas mieux. — Wie ich Ihnen ſage, gnädige Frau, in Petersburg hab' ich einen Beluzzi geſehen, der ihm vorzuziehen war: aber dieſer hat eine Leichtigkeit in ſeinen Füßen, ſo etwas freies, göttlich nachläßiges in ſeiner Stellung, in ſeinen Armen, in ſeinen Wendungen — —

Läuffer. Auf dem Kochiſchen Theater ward er ausgepfiffen, als er ſich das letztemal ſehen ließ.

Majorin. Merk Er ſich, mein Freund! daß Domeſtiken in Geſellſchaften von Standesperſonen nicht mitreden. Geh er auf ſein Zimmer. Wer hat Ihn gefragt? (Läuffer tritt einige Schritte zurück.)

Graf. Vermuthlich der Hofmeiſter, den Sie dem jungen Herrn beſtimmt? . . .

Majorin. Er kommt ganz friſch von der hohen Schule. — Geh' Er nur! Er hört ja, daß man von Ihm ſpricht; deſto weniger ſchickt es ſich, ſtehen zu bleiben. (Läuffer geht mit einem ſteifen Kompliment ab.) Es iſt was unerträgliches, daß man für ſein Geld kei-

nen rechtschaffenen Menschen mehr antreffen kann. Mein Mann hat wol dreimal an einen dasigen Professor geschrieben, und dies soll doch noch der galanteste Mensch auf der ganzen Akademie gewesen seyn. Sie sehens auch wohl an seinem links bordirten Kleide. Stellen Sie sich vor, von Leipzig bis Insterburg zweihundert Dukaten Reisegeld und jährliches Gehalt fünfhundert Dukaten, ist das nicht erschrecklich?

Graf. Ich glaube, sein Vater ist der Prediger, hier aus dem Ort . . . .

Majorin. Ich weiß nicht — es kann seyn — ich habe nicht darnach gefragt, ja doch, ich glaub' es fast: er heißt ja auch Läuffer: nun denn ist er freilich noch artig genug. Denn das ist ein rechter Bär, wenigstens hat er mich ein für allemal aus der Kirche gebrüllt.

Graf. Ist's ein Katholik?

Majorin. Nein doch, Sie wissen ja, daß in Insterburg keine katholische Kirche ist; er ist lutherisch, oder protestantisch wollt' ich sagen; er ist protestantisch.

Graf. Pintinello tanzt . . . Es ist wahr, ich habe mir mein Tanzen einige dreißig tausend Gulden kosten lassen, aber noch einmal so viel gäb' ich darum, wenn . . .

3.

(Vierte Scene.)

Läuffer. — Leopold. — Der Major. (Erstere sitzen an einem Tisch, ein Buch in der Hand, indem sie der letztere überfällt.)

Major. So recht; so lieb' ich's; hübsch fleißig — und wenn die Kanaille nicht behalten will, Herr Läuffer, so schlagen Sie ihm das Buch an den Kopf, daß er's Aufstehen vergißt, oder wollt' ich sagen, so dürfen Sie mir's nur klagen. Ich will dir den Kopf zurecht setzen, Heiduk du! Seht da zieht er das Maul schon wieder. Bist empfindlich, wenn dir dein Vater was sagt? Wer soll dir's denn sagen? Du sollst mir anders werden, oder ich will dich peitschen, daß dir die Eingeweide krachen sollen, Tuckmäuser! Und Sie, Herr, seyn Sie fleißig, mit ihm, das bitt' ich mir aus, und kein Feriiren und Pausiren und Rekreiren, das leid ich nicht. Zum Plunder, vom Arbeiten wird kein Mensch das Malum hydropisiacum kriegen. Das sind nur Ausreden von euch Herren Gelehrten. — Wie steht's, kann er seinen Cornelio? Lippel! ich bitt' dich um tausend Gotteswillen. den Kopf grad. Den Kopf in die Höhe, Junge! (richtet ihn.) Tausend Sackerment den Kopf aus den Schultern! oder ich zerbrech dir dein Rückenbein in tausendmillionen Stücken.

Läuffer. Der Herr Major verzeihen; er kann kaum lateinisch lesen.

Major. Was? So hat der Racker vergessen. — Der vorige Hofmeister hat mir doch gesagt, er sey perfekt im Lateinischen, perfekt . . . Hat er's ausgeschwitzt — aber ich will dir — ich will es nicht einmal vor Gottes Gericht zu verantworten haben, daß ich dir keinen Daumen auf's Auge gesetzt habe, und daß ein Galgendieb aus dir geworden ist, wie der junge Hufeise oder wie deines Onkels Friedrich, eh du mir so

ein gaſſenläuferiſcher Taugenichts — ich will dich zu Tode hauen — (giebt ihm eine Ohrfeige) ſchon wieder wie ein Fragzeichen? Er läßt ſich nichts ſagen. — Fort mir aus den Augen — fort! Soll ich dir Beine machen? Fort, ſag' ich (ſtampft mit dem Fuß, Leopold geht ab. Major ſetzt ſich auf ſeinen Stuhl. Zu Läuffern.) Bleiben Sie ſitzen, Herr Läuffer; ich wollte mit Ihnen ein paar Worte allein ſprechen, darum ſchickte ich den jungen Herrn fort. Sie können immer ſitzen bleiben; ganz, ganz. Zum Henker Sie brechen mir ja den Stuhl entzwei, wenn Sie immer ſo auf einer Ecke . . . Dafür ſteht ja der Stuhl da, daß man drauf ſitzen ſoll. Sind Sie ſo weit gereiſt, und wiſſen das noch nicht? Hören Sie nur: ich ſeh' Sie für einen hübſchen artigen Mann an, der Gott fürchtet und folgſam iſt; ſonſt würd' ich das nimmer thun, was ich für Sie thue. Hundert und vierzig Dukaten jährlich hab' ich Ihnen verſprochen: das machen drei — warte — dreimalhundert und vierzig; wieviel machen das?

Läuffer. Vier hundert und zwanzig.

Major. Iſt's gewiß? Macht das ſo viel? Nun damit wir gerade Zahl haben, vierhundert Thaler preußiſch Courant hab ich zu Ihrem Salario beſtimmt. Sehen Sie, das iſt mehr als das ganze Land giebt.

Läuffer. Aber mit Eurer Gnaden gnädigen Erlaubniß, die Frau Majorin haben mir von hundert fünfzig Dukaten geſagt: das machte gerade vierhundert fünfzig Thaler, und auf dieſe Bedingungen hab' ich mich eingelaſſen.

Major. Ei was wiſſen die Weiber! — Vierhundert Thaler, Moſieur; mehr kann Er mit gutem Gewiſſen nicht fodern. Der vorige hat zweihundert fünfzig gehabt, und iſt zufrieden geweſen wie ein Gott. Er war doch, mein Seel! ein gelehrter Mann; auch und ein Hofmann zugleich. Die ganze Welt gab ihm das Zeugniß, und Herr, Er muß noch ganz anders werden, eh' Er ſo wird. Ich thu' es nur aus Freundſchaft für ſeinen Herrn Vater, was ich an ihm thue, und um ſeinetwillen auch, wenn Er hübſch folgſam iſt, und werd' auch ſchon einmal für Sein Glück zu ſorgen wiſſen; das kann Er verſichert ſeyn. — Hör Er doch einmal: ich hab' eine Tochter, das mein Ebenbild iſt, und die ganze Welt giebt ihr das Zeugniß, daß ihres gleichen an Schönheit im ganzen Preußenlande nicht anzutreffen. Das Mädchen hat ein ganz anders Gemüth als mein Sohn, der Buſchklepper. Mit dem muß ganz anders umgegangen werden! Es weiß ſein Chriſtenthum aus dem Grunde und in dem Grunde, aber es iſt denn nun doch, weil ſie bald zum Nachtmahl gehen ſoll, und ich weiß wie die Pfaffen ſind, ſo ſoll Er auch alle Morgen etwas aus dem Chriſtenthum mit ihr nehmen. Alle Tage Morgens eine Stunde, und da geht Er auf ihr Zimmer; angezogen, das verſteht ſich: denn Gott behüte, daß Er ſo ein Schweinigel ſeyn ſollte, wie ich einen gehabt habe, der durchaus im Schlafrock an Tiſch kommen wollte. — Kann Er auch zeichnen?

Läuffer. Etwas, gnädiger Herr. — Ich kann Ihnen einige Proben weiſen.

Major (beſteht ſie.) Das iſt ja charmant! — Recht ſchön; gut das: Er ſoll meine Tochter auch zeichnen lehren. — Aber hören Sie, werther Herr Läuffer, um Gottes Willen ihr nicht ſcharf begegnet; das Mädchen hat ein ganz ander Gemüth als der Junge. Weiß Gott! es iſt als ob ſie nicht Bruder und Schweſter wären. Sie liegt Tag und Nacht über den Büchern und über den Trauerſpielen da, und ſobald man ihr nur ein Wort ſagt, beſonders ich, von mir kann ſie nichts vertragen, gleich ſtehen ihr die Backen in Feuer, und die Thränen laufen ihr wie Perlen drüber herab. Ich will's Ihm nur ſagen: das Mädchen iſt meines Herzens einziger Troſt. Meine Frau macht mir bittre Tage genug: ſie will alleweil herrſchen und weil ſie mehr Liſt und Verſtand hat, als ich. Und der Sohn, das iſt ihr Liebling; den will ſie nach ihrer Methode erziehen; fein ſäuberlich mit dem Knaben Abſalom, und da wird denn einmal ſo ein Galgenſtrick draus, der nicht Gott, nicht Menſchen was Nutz iſt. — Das will ich nicht haben. — Sobald er was thut, oder was verſieht, oder hat ſeinen Lex nicht gelernt, ſag' Er's mir nur und der lebendige Teufel ſoll drein fahren. — Aber mit der Tochter nehm' Er ſich in Acht; die Frau wird Ihm ſchon zureden, daß Er ihr ſcharf begegnen ſoll. Sie kann ſie nicht leiden, das weiß ich; aber wo ich das geringſte merke. Ich bin Herr im Hauſe, muß Er wiſſen, und wer meiner Tochter zu nahe kommt — Es iſt mein einziges Kleinod, und wenn der König mir ſein Königreich für ſie geben wollt: ich ſchickt' ihn fort. Alle Tage iſt ſie in meinem Abendgebet und Morgengebet und in meinem Tiſchgebet, und alles in allem, und wenn Gott mir die Gnade thun wollte, daß ich ſie noch vor meinem Ende mit einem General oder Staatsminiſter vom erſten Range verſorgt ſähe, — denn keinen andern ſoll ſie ſein Lebtage bekommen — ſo wollt ich gern ein zehn Jahre eher ſterben. — Merk' Er ſich das — und wer meiner Tochter zu nahe kommt oder ihr worin zu Leid lebt — die erſte beſte Kugel durch den Kopf. Merk' Er ſich das. — (geht ab.)

— — — —

XLVIII.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

(1750 — 1821.)

Der Rheinfall bei Schaffhauſen. *)

(Th. 1. S. 71. Elfter Brief.)

Zürich, den 26ſten Auguſt 1791.

Vorgeſtern früh mit Sonnenaufgang fuhren wir über die Rheinbrücke von Conſtanz. Heller als in den vorigen Tagen hoben ſich die Berge, auch die entfernteſten. Die Schwaben und Schweizer ſagen alsdann, das Gebürge öffne ſich, und erwarten Regen oder Gewitter. Am

*) Aus der „Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien, von F. L. Graf zu Stolberg. 4 Bände. Königsberg und Leipzig. 1794." gr. 8.

Zellersee hinfahrend übersahen wir alle Gebürge, die den ganzen Bodensee kränzen, von dem einige Stunden weit vor uns liegenden drei einzelnen Bergen, Hohentwiel, Hohenkreg und Hohnstoffel, bis zu den entferntesten Gebürgen des Tirol. Sehr hell sahen wir auch eine Kette von Schneegebürgen. Man sagte uns, sie lägen im Welschen Bünden. Der Richtung nach schien es mir, daß sie jenseits des Sees der vier Waldstädte, im Kanton Lucern oder im Canton Uri lägen. Die hohe würtembergische Feste Hohentwiel, ließen wir auf unsrer Fahrt nach Schaffhausen hart am Wege liegen. Auch in ihr, wie in der von Hohenasperg werden Gefangne bewahrt.

Etwa eine Stunde vor Schaffhausen sahen wir den Rhein im Thale, zwischen den waldigen Ufern und stark rauschend mit smaragdgrünen durchsichtigen Wogen, - lauter wie Wein, nach seinem Bade im Bodensee. Die Höhe eines Berges im Walde über diesem Strom trennet das deutsche Reich, nicht Deutschland, eine halbe Stunde vor Schaffhausen, von der Schweiz. Nicht Deutschland!

Rein bey den heiligen Fluten des Rheins, der im Gebürge freier Bünder entspringt, und durch Ebnen freier Bataver sich ins Meer ergeußt! Unsre Brüder im Gebürge, unsre Brüder in der Ebene, waren nie deutscher, als da sie das Joch der Tyrannei von sich abwarfen! Wir sehen mit Ehrfurcht auf sie, aber auch sie wollen nicht vrrgessen, daß sie Deutsche sind! Wir schauen mit Ehrfurcht in die grauen Thäler ihrer Vorzeit zurück, mit Hoffnung mögen sie auf die noch umwölkten Berge unsrer Zukunft blicken.

Hie und - da, wann und wo es ersprießlich sein wird, mag das Gebürge dereinst sich öffnen, Ungewitter weissagen und Fruchtbarkeit. Nur müsse nie der Deutsche, dem Franzosen gleich, die wilde Flamme des Mordbrenners für Feuer des Himmels halten! Er müsse nie, lechzende Auen zu tränken, das Land mit einer Sündflut überschwemmen!

Nahe bei Schaffhausen ist der Rhein sehr reißend und rauschet über Felsen. In frühern Zeiten schon standen hier Häuser, in welche Waaren gelegt wurden, die von den höheren Gegenden, Bünden, Lindau, Constanz ꝛc. mit dem Strom gekommen waren, und wegen des nahen Rheinfalls hier ausgeladen wurden. Diese Häuser gaben nachher der Stadt ihren Namen. Denn in schweizerischer, schwäbischer und östreichischer Mundart bedeutet das Wort schaffen handeln, kaufen und verkaufen. Am Nachmittag besuchten wir den Rheinfall. Wie könnte ich dir den beschreiben! Er läßt jede Beschreibung weit hinter sich, jede Vorstellung, selbst die Erinnerung. Ich sah ihn zum drittenmal aber mit eben dem Staunen, mit welchem ich ihn das erstemal gesehen hatte. Er überrascht den Mann, wie er den Jüngling überrascht hatte.

Ich scheine dir etwas zu sagen, und ich sage dir nichts, wenn ich dir erzähle, wie der breite Strom zwischen hohen Felsen, die mit Laubholz bewachsen sind, in einer ungeheuern Schaummasse, durch welche hie und da die grüne Farbe der gewölbten Fluten schimmert, mit betäubendem Getöf und fliegendem Ungestüm, tief herunterstürze; wie drei in ungleicher Entfernung mitten aus seinem Wasserfall vorragende, mit

immer erschüttertem Gebüsch belaubte Felsen, ihm, nicht ungestraft, sondern ausgehöhlet und durchlöchert, entgegen starrend, seinen Sturz theilend und verherrlichend. Auf dem minder hohen Felsenufer, zur rechten Seite des Wasserfalls, steht im Schaffhausner Gebiet eine Drahtmühle; gegenüber, im Gebiet des Kanton Zürich steht das Schloß Laufen auf einem viel höhern Felsen. Zuerst zeigt man Fremden den Rheinfall von der Seite der Drahtmühle, wo die Erwartung schon sehr überrascht, wo schon der Hinstaunende freudig geschreckt wird. Dann führt man ihn einen schmalen krummen Pfad, unter Bergen am gerundeten Becken des Stromes hin, bis er, gerade dem Rheinfall gegenüberstehend, gewahr wird, daß die Katarakte, welche er eben anstaunte, nur zwischen dem Ufer und einem Felsen, der mitten aus dem Strom sich emporthürmt, gebildet werde, und etwa den fünften Theil des Wasserfalls ausmache.

Hier sieht er den ganzen Strom, zwischen den Felsenufern und drei vereinzelten Klippen gedränget, herunter stürzen. In einem schmalen Nachen wird man dann unten, den Katarakten vorbei, auf tanzenden Wogen hinübergebracht nach der Zürcher Seite. Hier, ist unter dem Schlosse Laufen, ein Gerüst bis in den Wasserfall hinein gebaut. Vor einem Thürchen, dessen Schlüssel im Laufner Schloß verwahrt wird, stehst du ein Weilchen, und hörst mit Ungeduld den Donner des Stroms bis das Thürchen geöffnet wird, und du nun unmittelbar an dem stürzenden Strom stehst. Hier ergreift dich das mächtigste Staunen, es ist dir, als müßtest du hinunter gewirbelt werden in die Tiefe. Von der Eile, von der Kraft der stürzenden Wogen kannst du dir keinen Begriff machen. Als der Dichter Lenz hier stand, fiel er auf die Kniee, und rief aus: Hier ist eine Wasserhölle!

Die mit Eile des Blitzes herunter geschmetterten Fluten sprüzzen hoch auf. Ein Nebel dick und weiß wie der Rauch aus Schmelzhütten, verhüllet die Gegend! weit umher beben und träufeln alle Büsche der felsigen Ufer. Bei Sonnenschein spielen Farben des Regenbogens im Schaum und im aufsteigenden Nebel.

Kein Schauspiel der Natur hat mich je so ergriffen. Meiner Sophie wankten die Kniee, und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem Strom, welcher auch dadurch, daß er die andern Gegenstände in aufsprüzende Nebel hüllet, der einzige Gegenstand des Auges wird. Grauenvolles, doch seliges Staunen, hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar das praesens numen (gegenwärtig würkende Gottheit). Mit dem Gedanken an die geoffenbarte Macht und Herrlichkeit Gottes, wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir als ginge die Herrlichkeit des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinsinken aufs Angesicht, und ausrufen: Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!

Wir waren schon ziemlich weit auf dem Rückwege, ehe wir unser Stillschweigen unterbrachen. Und nur als wir uns abgekühlt fühlten von der Empfindung Glut, warfen wir im Geist einen flüchtigen Seitenblick auf den Weltweisen, welcher den Rheinfall sehen, und mit kalter Bedächtlichkeit fragen konnte: wozu er nütze? Ein Weltweiser beant-

wortet ſo vieles, was ein Weiſer nicht beantwortet; mag er denn auch fragen wie ein Weiſer nicht fragen würde.

XLIX. Joh. Martin Miller.*)

(1750 — 1814.)

Der Tod eines Kloſtergeiſtlichen.

(Erſter Theil. S. 32.)

Der junge Siegwart gieng indeſſen zwiſchen ſeinen beiden Mönchen langſam wieder nach dem Kloſter zu. Dieſe wetteiferten, ihm angenehme Dinge vorzuſagen, und ſeinen Entſchluß zu loben.

Der Abend ſtrich ihm in der Geſellſchaft der Kapuziner, die ſich beim Abendeſſen faſt allein mit ihm beſchäftigten, und ihm das Kloſterleben von der reizendſten Seite abzuſchildern ſuchten, ſehr angenehm hin. Sein Herz ward immer mehr gefeſſelt; wo er hinſah, erblickte er Ruhe, Zufriedenheit und brüderliche Liebe; Bilder, die bisher immer nur in ſeiner Einbildungskraft geſchwebt hatten, und die nun wirklich und lebendig vor ihm daſtanden. Nach dem Abendeſſen ging man wieder in den Garten. Heute hatte ſich eine Nachtigall ganz nahe zu der Grotte gemacht, und ſang da ihr göttliches Lied. Siegwarts Seele war ganz voll. Er drückte einigemal dem P. Anton mit einer innigen Bewegung die Hand.

Er beſuchte noch mit ihm den Pater Gregor einen kranken Pater, der mehr vor Alter als vor Krankheit langſam dahin zu ſterben ſchien, und der Roſe glich, die an einem ſtillen Abend, wenn kein Lüftchen ſich bewegt, die Blätter nach und nach verliert. Der Kranke athmete ſtill, und ſprach wenig. Neben ihm lag ſein Gebetbuch, und der Roſenkranz. Dazwiſchen ſtand ein Kruzifix. Einige Blumen welkten in einem irdnen Gefäß. Ein paar Arzneygläſer ſtanden dabey. In der Ecke der Zelle hing eine düſtre Lampe, die ihr Licht nur ſchwach umher verbreitete. Anton und der andere Pater, die dem Kranken wachen ſollten, ſprachen leiſe. Jede lautere Bewegung ward vermieden, und tiefe feyerliche Stille herrſchte rings umher, wie es bey dem Sterbebette der Mutter Siegwarts geweſen war. Ihr Andenken wachte auch hell in ſeiner Seele auf, und ſie erſchien ihm noch einmal im Traum; lebhafter als die Nacht zuvor.

Anton, der ſeine tiefe Traurigkeit wahrnahm, führte ihn ganz langſam an die Thüre, öfnete ſie leiſe, und lispelte ihm in die Ohren: der gute Pater wirds nicht lange mehr machen. Komm er morgen früh, wenn er Luſt hat, wieder zu mir in die Zelle; vielleicht hat mein Freund bis dahin überwunden.

Siegwart ging nun mit traurigen Gedanken ſchlafen; um fünf Uhr wachte er auf, und ſein erſter Gedanke war an den kranken Pater. Die Sonne gieng neblicht auf; der halbe Himmel war blutroth, und

*) „Siegwart. Eine Kloſtergeſchichte. Leipzig. Zweite Auflage. Drei Theile. 1777." 8.

warf einen blaſſen Wiederſchein an die weiße Wand des Schlafgemachs. Er zog ſich ſchnell an, und gieng an die Zelle. Er klopfte zweimal an die Thüre, ohne daß ihm geantwortet wurde; doch hörte er laut reden.

Als er aufmachte, hielt P. Anton dem Sterbenden den Kopf in die Höhe und nickte ihm mit Thränen in den Augen zu. Der andere Pater las aus einem Buche vor. Der Kranke war mehr gelb, wie blaß; ſeine Augen ſtanden unbeweglich, und man ſah nur das Weiſe davon. Er ſammelte ſeine letzten Kräfte, und betete laut nach. So flammt die ſterbende Lampe noch einmal hell auf, und verliſcht. Die letzten Worte, die er mehr heraus ſtieß, als ſprach, waren: Hilf, Herr Jeſu! Nun zuckte er ein paarmal, und lag todt da.

Gottlob! hat wieder einer überwunden, ſagte Pater Anton, ließ den Kopf des Todten ſinken, und drückte ihm die Augenlieder zu. Er iſt bey ſeinem Heiland Jeſu Chriſto, und bei allen Heiligen. Der gute Pater, Martin, warſt ein frommer Mann; mein Ende ſey wie deines! Der andere Pater ging hin, es dem Guardian anzuzeigen; Anton legte eine Decke über den Leichnam, gieng ans Fenſter, und ſchwieg eine Zeitlang ſtill.

Siegwart gieng hierauf mit ſchwerem Herzen, und allein im Garten auf und nieder; ſtellte ſich die Züge des Sterbenden wieder vor, drückte ſie in ſeinem Herzen tief ein, und folgte ſeiner Seele in Gedanken in den Himmel nach, ſah den Jubel der Gerechten, die die Siegerinn empfiengen, und ihr Palmenzweige ſtreuten. Seine ganze Seele war emporgehoben, und er wußte lange nicht, daß ihm helle Zähren aus den Augen rollten. Alle ſeine Wünſche waren auch ein ſolcher Tod; und der einzige Weg dahin ſchien ihm das Kloſter. Er warf ſich auf eine Raſenbank, verhüllte ſein Geſicht in beyde Hände, und lag in einer Art von Betäubung da, als der Schall von allen Glocken den Anbruch des Feſts verkündete.

Er gieng in den Verſammlungsſaal, wo die Väter traurig bei einander ſtanden, und ſich vom Verſtorbenen unterhielten. Alle lobten ihn einmüthig, und ſchickten ihm ihren Segen nach. Sein Begräbniß ward auf übermorgen angeſetzt, und nun giengen die Patres Paar und Paar in die Kirche, die mit Blumen beſtreut, und mit Meyen ausgeſchmückt war. Mehr, als hundert Wachslichter wurden angeſteckt. Dicke Weihrauchswolken ſtiegen auf, und umgaben die Patres und den jungen Siegwart. Es ward ein feyerlicher voller Choral angeſtimmt, der wie ein Meer daher brauſte. Der langſame, andachtsvolle Geſang und der begeiſternde Weihrauchsduft trugen unſers Siegwarts Seele zu den Wolken. Er hatte tauſend, ſich durchkreuzende Empfindungen, ohne Eine davon deutlich zu fühlen. Es war ihm, als ob er zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte, und zuweilen einen Blick durch die Wolken an den Thron des Höchſten thäte. Das Geſicht der Geiſtlichen ſchien ihm zu glänzen, und verklärt zu ſeyn. Er warf einen Blick auf das Gemälde, wo die Kapuziner hingerichtet wurden. Sie ſchienen ihm zu leben, und ihn anzublicken. Er hielt ſich ſchon für ein Mitglied des Ordens, und blickte in die Welt, wie in ein Grab zurück, von dem ſich ſein Geiſt dem

Himmel zugeschwungen hatte. Der Guardian hielt das Hochamt; die Gemeinde kniete nieder und ein heiliges Te Deum trug die Seele des Jünglings in noch tieferes Erstaunen und Entzücken über. Nach vollendetem Gottesdienste ging er mit dem P. Anton in die Zelle des Verstorbenen, der schon in einem schlechten Sarge lag, um welchen brennende Wachskerzen standen. Nach einer kurzen Unterredung von den Tugenden des Todten, die in Siegwarts Seele eine brennende Nacheiferung erweckte, ward zum Essen geläutet.

Während der ganzen Mahlzeit herrschte eine fast ununterbrochene feyerliche Stille. Die Augen waren niedergeschlagen; zuweilen sah ein Pater den andern an, und kehrte schnell, wenn er bemerkt wurde, den Blick, in welchem Thränen schwammen, wieder weg. Wider Willen stieß der eine und der andere einen lauten Seufzer aus, der die Losung zu einer neuen allgemeinen Bestürzung gab. Inzwischen redete doch jeder mit dem jungen Siegwart, den das allgemeine Bedauern des Verstorbenen, und die Liebe gegen ihn, wovon dieses ein Zeuge war, im Innersten rührte. Er gewann die Väter, die so vieler Freundschaft fähig waren, nur um desto mehr lieb, und wünschte sich, nur auch recht bald dieser Freundschaft werth zu werden. Es ward ihm nun schon als einem, der zum Orden gehörte, begegnet, und diese Art von Vertraulichkeit nahm ihn völlig ein. — — —

L[a]. Johannes von Müller. *)

(1752—1809.)

1. Aus den vier und zwanzig Büchern allgemeiner Geschichte.

Resultate der Weltgeschichte.

(Sechster Theil. S. 350.)

Wenn man die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit Einem Blick übersieht, so glaubt man Gegenden und Völker zu bemerken, bei welchen die scheinbare Bestimmung (daß wechselweise in aller Welt sich die mannichfaltigen Fähigkeiten unserer Natur nach den verschiedenen Schattirungen des physischen Einflusses und überlieferter Cultur entwickeln) noch nicht völlig erreicht sey; Revolutionen, die in Verwilderung oder Hingebung enden; Nationen, die den Geiz und die Herrschgier der Europäer noch nicht ganz erfahren haben; die Einwohner unsers Welttheils, gewöhnt durch Geist und Muth Alles zu unternehmen, und in der Lage, daß Erschütterungen ihres Schicksals den fernsten Welttheilen einen Gegenstoß fühlbar machen, und unbewandertem Grund und nie gesehenen

*) Johannes von Müllers sämmtliche Werke. Herausgegeben von Johann Georg Müller. Stuttgart. Cotta. 27 Bände. 8. Taschenausgabe. 1831. ff.

Wildnissen Bewohner und Cultur zu verschaffen fähig sind. So groß und so klein sind wir, daß die Selbstvernachlässigung oder eine plötzliche Begeisterung europäischer Völker, ja einzelner Männer, auf den moralischen Zustand des Menschengeschlechtes wirksam wird, und daß die größten Dinge unvorgesehen, ja wider den Willen ihrer Urheber geschehen.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihre Verkettung in diesem Geschichtbuch dargestellt worden, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht bei Staaten und Particularen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wo hingegen Schwäche, Furchtsamkeit und Alles, was die Entwicklung inwohnender Fähigkeiten hindert, Staaten und Einzelne stürzt. Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey (die Umstände ändern Alles unendlich) als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle trefflich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit.

* * *

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschwimmenden Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannichfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mogolen, Tartaren; Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken, und unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr? Die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einandergreifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Gepraffel, Geschrei und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte.

2. Aus den „Geschichten der Schweizerischen Eidgenossenschaft."

a. Des Landes erste Gestalt.

(Siebenter Band. S. 1.)

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien, in Form eines großen halben Mondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unübersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klafter über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keinen, welche das Schreckhorn oder Finsteraarhorn erstiegen hätten: man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannter Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast trotzt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur: diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölbern der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es überfriert und seit Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründlichen Lasten, Tagreisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, Höhlen, Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft, in Eines Lebenslauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, gesprengt, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (in unbebautem Land gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme

ſog aus ihnen ſein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe, die Elemente kämpften um unbeſtändige Küſten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felſenklüften, außer dem Gebrülle der Auerochſen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre in dem lebloſen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

b. Beſchreibung des Oberlandes.

(Achter Band. S. 164.)

Wenn man von Bern Uechtland hinauf zieht, erheben ſich auf beiden Seiten des Thals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwiſchen welchen aus lieblichen Thälern viele befruchtende Waſſer hervor fließen. Bei Thun ſteht ein See, bei hundert und zwanzig Klafter tief, und wie faſt alle helvetiſchen Waſſer ſtürmiſch. Die Berge des öſtlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Weſten wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwaſſer unglaubliche Laſten von Sand und Steinen daher, wodurch ſie längs dem Eingang der Thäler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebirg ſtellt ſich das Stockhorn dar, Markſtein der Alpen gegen das niedrigere Uechtland; ſechstauſend ſiebenhundert ſieben und ſechzig Fuß über das Meer. An ſeinem Fuß fließt aus den Thälern ihres Namens die Sibne. Jenſeits der Sibne ſieht man das Nieſenhorn aus einer finſteren Waldung das zugeſpitzte Haupt bei achtzig Fuß über Stockhorn erhaben, meiſt aus einem Wolkenkranz emporſteigend. An ſeinem Fuß führt die Kander aus Frutigenthal und Kanderſteig die wilden Waſſer hervor. Von dem Nieſen ſteigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein ſanfter Berg, der Abendberg, anmuthig auf; die Wellen brechen an ſeinem Fuß, die Heerden graſen ſeinen Rücken, er endigt faſt wo der See, in einem lebhaft grünen Thal. Durch dieſes wallt in mächtigen Fluthen die Aare in den Thuner-See aus dem von Brienz. Der Brienzer See füllt einen ſehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Je näher man den hohen Alpen kommt, um ſo mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur; der Gedanke ihres den Anfang des menſchlichen Geſchlechts um unzählbare Jahrtauſende überſteigenden Alters und ein gewiſſer Eindruck von unbeweglich feſter Gründung bringt auf das melancholiſche Gefühl des Nichts unſerer körperlichen Form; zugleich erhebt ſich die Seele, als wollte ſie höheren Adel todter Größe entgegenſetzen. In dieſen Gedanken kommt man in das Oberhasli Thal, und am ſchaudervollen Rand finſterer Tiefen, auf gebrochenen zerriſſenen Pfaden, ſteigend und ſtaunend, aus dem Boden der Fruchtbäume der Tannwald hinauf, durch den gelben Enzian zu Arfeln und Bergroſen, zum Sevenbaum, zu den würzhaften, aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an ſteilen Wänden ungetreuer glatter Waſen Gränze ſcheint für die Nahrung des Viehs und für die Neugier des Menſchen; ſintemal über demſelben unermeßliche Schneelaſten die lebende Natur unterjochen, und jahrtauſendaltes Eis Jungfrauhorn, Finſteraahorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Viehſchaarhorn, einſame Firne dieſes Alpenſtocks, verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt ſich die

lautere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Krystalle; kaum flieht hier eine Gemse und wohnt in dem Fels unzugänglich ein Lämmergeier; die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes; man wird leicht in Eischründe verschlungen, und vom Stoß des wachsenden Glätschers unter Eis und Felsenschutt nach mehreren Geschlechtsaltern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdenreich bis an den Gemmi begraben; der Gemmi steht nackend, wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubersees und von dem Engstelenalpglätscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eisthal und jenen Ufern des Thuner-Sees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und Stockhorn, westwärts in geringern Höhen gegen den Lemanischen See, enden, liegt das Oberland, eine unglaubliche Menge neben und in einander laufender Thäler, wo die Sane, die Simme, die Kander, der Engstelenbach und beide Lütschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Thal, in die Aare oder den Thuner-See führen. So hoch in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Heerden, indeß Asien wüste liegt, weil das Glück des Oberlandes, Freiheit, ihm fehlt.

c. Der Bund in Rütli.

(Achter Band. S. 302.)

Alle andere Schweizer übertraff der Herr von Attinghausen, durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen wohlhergebrachten Gutes und ungefälschter Liebe zu dem Land. Bei einem solchen Volk werden viele Geschlechter durch die alten Sitten lang und in der Verwaltung des gemeinen Wesens fortgepflanzt; so die Nachkommen Rudolf Redings von Biberek, welcher damals lebte, die bis auf diesen Tag zu Schwyz den väterlichen Ruhm erhalten; die Beroldingen auf ihrem uralten Stammsitz, damals voll schweizerischen Freiheitssinn und noch der Voreltern würdig; die Zai, die Iberg; die Winkelried, im Geist jenes Ritters, ihres Ahnen, der den Lindwurm erschlug, der Freiheit Opfer, alten Biedersinns Muster. Zu Schwyz war Werner Stauffacher angesehen, weil Rudolf sein Vater ein ehrwürdiger Vorsteher des Volks, und er selbst ein wohlbegüterter und wohlgesinnter Landmann war. Solchen Männern glaubten die Landleute; sie kannten dieselben, sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treu. Das Volk lebt in vielen Dorfschaften, deren Häuser meist, wie bei den alten Teutschen, auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse, althergebrachte eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahrs gleich ist. Man spricht

Schlacht erschrocken in den See sprangen; bis als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sie öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort, wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegner Pfade todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oestreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollkommenen Sieg erhielten.

Straßberg, von dessen Unternehmung die Zeit und Stärke zu Unterwalden kaum vermuthet wurde, zog an eben demselben Tag unversehens über den Berg Brünig und fiel durch den Wald mit viertausend Mann in das Land; von Lungeren kam er ohne vielen Widerstand nach Saxeln, Sarnen, und bis an die Alpnacher Bucht im Waldstättensee, zu der Zeit als die Mannschaft von Lucern zu landen versuchte bei Bürgistad. Als die Oberwaldner mit schneller Botschaft von Stanz Hülfe begehrten, begegnete ihr Eilbote dem, welcher sie nach Stanz um gleichen Beistand wider die Luzerner mahnte. Jede Hälfte des Volks trachtete auf das fleißigste mit äußerster Gefahr den Feind aufzuhalten, indeß sie eilends aus dem Lande Schwyz die dreihundert Unterwaldner zurückberiefen. Der Ueberbringer dieser Botschaft, als er bei Brunnen landete, vernahm, wie glücklich Morgens um neun Uhr der Paß behauptet worden. Denn als weit und breit kein Feind mehr erschien, war die größere Anzahl der Kriegsmänner, von den Landleuten bewirthet und begleitet, an den Waldstättensee hinab gekommen. Alsobald stiegen die Unterwaldner in ihre Schiffe; als aber die Urner und Schwyzer begehrten, mit ihnen den Feind aus Unterwalden zu schlagen, entschuldigten sich die dreihundert (welche, wohl wetteifernd, Begierde hatten dieses allein zu thun) dadurch, daß die Landesvorsteher nicht geboten hatten, die Eidgenossen zu mahnen. Doch war unmöglich hundert Mann von Schwyz abzuhalten. Also fuhren vierhundert Mann bei gutem Wind mit größter Geschwindigkeit hinüber, landete bei Buchs und schlugen die Lucerner in übereilte Flucht, also daß viele im Wasser umkamen. Das Volk, nach Befreiung des Landes bei Stanz, eilte mit Siegesgeschrei nach Oberwalden. Die Oberwaldner standen bei Kerns, vernahmen des Adels Verlust und Flucht, und eilten froh gegen Alpnach; daselbst war Straßberg. Was viele gute Feldherren bemerkt haben, wurde in derselben Stunde bekräftiget, nämlich daß die Augen und Ohren am ersten überwunden werden: Als der Graf Siegesgeschrei hörte und Fahnen sah, von welchen er wußte, sie waren im Lande Schwyz gewesen, zweifelte er weder an dem Unfall Herzogs Leopold, noch daran, was zu thun ihm selbst übrig blieb. Er befahl den Rückzug, und um ihn zu bedecken, suchte er selbst mit Wenigen die Unterwaldner aufzuhalten, bis, da er in die linke Hand verwundet wurde,

alle über die Renk nach Winkel auf der Seite nach Luzern flohen. Es war an dieſen verſchiedenen Orten, und in den meiſten Kriegen der Eidgenoſſen, die Anzahl der Feinde die ungleich größere; aber ſie wurde, wie in den Kriegen unſerer Zeit, aus Furcht oder Schmeichelei, aus Unwiſſenheit oder mit Vorſatz, auch entſchuldigungsweiſe, von verſchiedenen größer oder geringer angegeben. Billig hat in alten Zeiten Salluſtius, einer der Großen unter den Geſchichtſchreibern, in der ausführlichern Beſchreibung der Geſchichte von Rom ſolche Zahlen anzugeben unterlaſſen; endlich kommt am wenigſten auf die Menge der Erſchlagenen an, Siege werden richtig nach ihren Folgen geſchätzt.

Eben als die Befreiung dieſes Landes den Eidgenoſſen berichtet wurde, in demſelbigen Augenblick landeten dreihundert Männer von Schwyz und vierhundert Urner; ſie vernahmen den Sieg mit Freuden. Die fünfzig, die vom Lande Schwyz vertrieben waren, wurden in das Vaterland hergeſtellt. Hierauf beſchloſſen die Schweizer, den Tag dieſer Schlacht jährlich wie einen Apoſteltag zu feiern, weil „an demſelben der Herr ſein Volk heimgeſucht, gerettet von ſeinen Feinden und ihm den Sieg über ſie gegeben habe; der Herr der Allmächtige!“ —

L^b. Johann Anton Leiſewitz.

(1752 — 1806.)

Aus dem Trauerſpiel: „Julius von Tarent.“ *)

(Fünfter Aufzug. — Fünfter Auftritt.)

Fürſt. — Erzbiſchoff. — (Der Fürſt drängt ſich herein. — Der Erzbiſchoff will ihn daran verhindern.)

Fürſt. Laß mich, laß mich!

Erzbiſchoff. Nein Bruder, Du darfſt nicht in den Saal, Dein Schmerz iſt zu groß!

Fürſt. Stelle mich für ein Gericht von Vätern, und ich will meinen Schmerz verantworten — aber nicht gegen einen Prieſter. Was väterliche Liebe iſt, verſteht niemand als ein Vater. Bruder, ſchwaze von Büchern und Kirchen!

Erzbiſchoff. Ich darf, ich darf dich nicht laſſen.

Fürſt. Was! hier iſt Tarent, und ich bin Fürſt von Tarent! — Und was brauch' ich mich darauf zu berufen. Iſt es ein Majeſtätsrecht, ſein Haar am Sarge ſeines Sohnes auszuraufen? — das kann ja jeder Bettler.

Erzbiſchoff. Ich kenne dein Herz, und ſchaudre vor dem, was es izt leidet.

Fürſt. Nicht doch — mein Schmerz iſt ja ſo ruhig, und hier bin ich am allerruhigſten, ich ſeh hier an ſeinem Leichnam ſein ruhiges

*) „Julius von Tarent. Ein Trauerſpiel. Leipzig. 1776.“

Lächeln, aber abwesend erscheint er, und fordert mit fürchterlichen Geberden Blanka und sein Leben von mir.

Erzbischoff. Gut, Bruder, ich will Dich noch eine halbe Stunde allein lassen — aber dann gehst du auch mit, versprich mir das.

Fürst. Ich versprech' es dir. (Erzbischoff ab) Izt bin ich so als ich seyn soll — He Thomas! (Ein Bedienter kommt) Hast du den Vater geholt?

Bedienter. Ja er ist im Vorzimmer.

Fürst. Laß ihn ins Nebenzimmer treten, und ruf Guido. (Bedienter geht ab) — Kalt, kalt meine Seele, daß der Vater dem Richter nicht ins Amt greife, das ist billig, ich will ja dieses nur einen Augenblik seyn, und jenes mein ganzes Leben. (er nimmt unter dem Tuch zu Julius Füssen Guidos blutigen Dolch heraus, und macht damit die Pantomime, als wenn er auf jemanden zustiesse) Gut — Gut — die alten Sehnen sind stärker, als ich dachte — (er legt den Dolch wieder weg)

(Sechster Auftritt.)

Fürst. — Guido.

Guido. Hier bin ich Vater — ich hasse das Leben, und ich werde mich an Sie halten; Sie haben es mir gegeben.

Verbessern Sie nun, was Sie verdorben haben.

Fürst. Still — tritt näher! (indem er Julius Gesicht aufdekt) Kennst Du den Leichnam?

Guido. Den Tod Vater!

Fürst. Kennst Du den Leichnam?

Guido. Ach, ich kenne ihn!

Fürst. (indem er Guidos Dolch zu Julius Füssen aufdeckt) Kennst Du den auch?

Guido. Nur halb, (indem er dernach greift) aber ich werde ihn ganz kennen lernen.

Fürst. (hält ihn ab) Häufe nicht Sünde auf Sünde: — Verflucht sey die Stunde, in der ich mein Weib zum erstenmal sah; — Verflucht jeder Tropfen, den die Hochzeitsgäste tranken, jeder Reihen den sie tanzten; verflucht mein hochzeitliches Bette, und seine Freuden!

Guido. Fluchen Sie nicht auf Ihr Leben! Ihren Namen wird die Nachwelt mit Ruhm nennen, aber wenn sie meinen kennt, so hat sie ihn an einer Schandsäule gelesen: — den Tod Vater!

Fürst. Guido, Guido, dacht' ich es, Du würdest mir zwei Söhne rauben, als die Hebamme zu mir sprach, Herr, Ihnen ist ein Sohn geboren, und Dich zum erstenmal auf meine Hände legte? Ach Guido, Guido!

Guido. Den Tod Vater! auch man hat mich auf ewig aus dem Tempel des Ruhms ausgeschlossen! und vielleicht bin ich es auch aus den Wohnungen der Seligen. — Nur Tod kan mein Verbrechen tilgen, das Brandmark der Sünde an meiner Stirne auslöschen — den Tod Vater!

Fürst. Daß ich keinen Vater mehr habe! — Armer alter Mann! Liegt doch genau so viel Unglük auf mir, als mein Gehirn tragen

kann; gütiger Himmel, gieb nur noch ein Quentchen Unglük mehr, als es trägt! Dann seh ich in der Phantasie meine einträchtigen Kinder immer neben mir. Wer über ein Unglük verrükt ist, sieht ja immer das entgegengesezte Glük — aber ich bin so ausgezeichnet unglüklich, daß das vielleicht nicht einmal bei mir einträfe. Und soll ich doch noch hier eine angenehme Stunde haben, so muß es ja in der Raserei seyn. Nicht wahr, Guido?

Guido. (kalt) Es giebt mehr Dolche, auch Feuer und Wasser, Berge und Abgründe. (er will abgehn)

Fürst. Du sollst sterben — als der Vater meiner Unterthanen darf ich es nicht leiden, daß unschuldig Blut auf dem Lande klebe, und Krieg und Pest und alle Landplagen herbei rufe — Von meinen Händen, als ein Fürst, sollst Du sterben. Daß aber das nicht unbereitet geschehe, wartet im Nebenzimmer ein Pater auf Dich.

Guido. Ich bin augenbliklich wieder hier. (ab)

(Siebenter Auftritt.)

Fürst.

Wahrhaftig es wird Tag — ich dacht' es würde nie wieder helle. — (Er nimmt den Dolch) Guidon straf ich? — und wer ließ Blanka ins Kloster bringen? — (besieht die Spizze des Dolchs) ha ich bin lüstern nach dir — wenn du so gut Wesen zerschneiden könntest, als das Band zwischen zwei Wesen! — Aber wer ist mir Bürge, daß in ewigen Strafen diese Geschichte nicht Millionen mal wieder komme! (stekt den Dolch weg) Geh Spielzeug, Du bist um kein Haar besser, als jeder andre Trost der Erde!

Selbstmord ist Sünde: — aber wir werden Dich ohne Selbstmord quälen, Constantin, wir werden Dich quälen.

Selbst einen Hang zur Traurigkeit möcht' ich hassen können — Hang das ist ja Vergnügen! — Was das Vergnügen hinterlistig ist! aber dies eine, denk' ich, soll die andern schon verscheuchen — immer will ich diese Geschichte sehn — sie mahlen — oft mahlen lassen, auf ein Gemählde soll der erste, und auf das andre der lezte Stral der Sonne fallen — Mit dem Namen Julius sollen sie mich einen Tag wekken, und mit dem Namen Guido den andern! — ein Lied will ich aus dem ganzen Jammer machen, und das soll mir Blanka um Mitternacht singen.

(Achter Auftritt.)

Fürst. — Guido.

Fürst. So geschwind, Guido? — hat Dir der Himmel vergeben?

Guido. Ich hoff' es.

Fürst. (ihn umarmend) Ich vergebe Dir auch. Bring Julius diesen Kuß des Friedens.

Guido. (stürzt sich auf den Leichnam) Erst izt mag ich mich Dir nähern — Verweile, verweile, Märtirer, wenn Du noch nicht in den Wohnungen der Seligen bist, verbirg mich Sünder in deinem Glanze, daß ich mit hineindringe!

Fürſt. Noch einmal umarme mich, mein Sohn! (umarmt ihn mit dem einen Arm, und durchſticht ihn mit der andern Hand) Mein Sohn! Mein Sohn!

Guido. (fällt über den Leichnam, und ergreift deſſen Hand) Verſöhnung mein Bruder! (giebt die andre Hand ſprachlos ſeinem Vater)

Fürſt. (fällt auf die Todten, liegt einige Zeit auf denſelben, und geht nachher verzweiflend auf und ab) Ja! Ja ich lebe noch! (geht wieder auf und ab)

(Neunter Auftritt.)

Fürſt. — Erzbiſchoff.

Erzbiſchoff. Bruder, was haſt du gemacht!

Fürſt. Mein oberrichterliches Amt zum letztenmale verwaltet. Izt gieb den Karthäuſern Befehl, daß ſie mich bei ſich aufnehmen, übernimm ſo lange die Regierung, und laß dem König von Neapel wiſſen, daß er mein Fürſtenthum in Beſiz nehme.

Erzbiſchoff. Bedenke Dein Alter, und was ein Karthäuſer iſt!

Fürſt. Mein Haus iſt gefallen, die jungen Orangenbäume mit Blüthe und Frucht ſind umgehauen, es wär ein ſchändlicher Anblik, wenn ich alter verdorrter Stamm allein da ſtünde.

Auch hat mich der Schmerz ſchon zu einem Karthäuſer geweiht. Memento mori.

Erzbiſchoff. Ich beſchwöre Dich, bedenke, was Du deinem Lande ſchuldig biſt, und die harte neapolitaniſche Regierung!

Fürſt. Memento mori.

Erzbiſchoff. (umarmt ihn) Bruder, Bruder!

L.

Ad. Franz Fr. Ludwig Freiherr von Knigge.

(1752 — 1796.)

Aus dem Werke „über den Umgang mit Menſchen.“ *)

Ueber den Umgang mit Gelehrten.

(Dritter Theil. 5. Kapitel.)

Beurtheile nicht den moraliſchen Character des Gelehrten nach dem Inhalte ſeiner Schriften! Auf dem Papiere ſieht der Mann oft ganz anders aus, als in Natura. Auch iſt das ſo übel nicht zu nehmen. Am Schreibtiſche, wo man die ruhigſte Gemüthsverfaſſung wählen kann, wenn keine ſtürmiſche Leidenſchaften unſern Geiſt aus ſeiner Faſſung bringen: da laſſen ſich herrliche moraliſche Vorſchriften geben, die nachher in der wirklichen Welt, wo Reizung, Uebertaſchuug und Verführung von Seiten der berüchtigen drei geiſtlichen Feinde uns hin und her treiben, nicht ſo leicht zu befolgen ſind. Alſo ſoll man freilich

*) Ueber den Umgang mit Menſchen von Adolph Freiherr v. Knigge. Hannover 1788. 3 Theile.

den Mann, der Tugend predigt, darum nicht immer für ein Muſter von Tugend halten, ſondern auch bedenken, daß er ein Menſch bleibt; ihm wenigſtens dafür danken, daß er vor Fehlern warnt, wenn er ſelbſt auch nicht ſtark genug iſt, dieſe Fehler zu vermeiden; und es würde unbillig ſein, ihn desfalls für einen Heuchler zu halten (obgleich es eben ſo unbillig wäre, ohne Beweis vorauszuſetzen, er thue das Gegentheil von dem, was er lehrt, oder man müſſe ſeine Worte anders auslegen, als ſie lauten). Von der andern Seite ſoll man auch nicht die Grundſätze, die ein Schriftſteller den Perſonen ſeiner eignen Schöpfungen in den Mund legt, wie ſeine eignen anſehen, noch einen Mann deswegen für einen Böſewicht, oder Faun, oder Menſchenhaſſer halten, weil ſeine üppige Phantaſie, ſein Feuer ihn verleitet, irgend einen boshaften Character von einer glänzenden Seite darzuſtellen, oder eine wollüſtige Scene mit lebhaften Farben zu ſchildern, oder mit Bitterkeit über Thorheiten zu ſpotten. Er thäte wohl beſſer, wenn er das unterließe, aber er iſt darum doch kein ſchlechter Mann; und ſo wie man bei hungrigem Magen Götter-Mahlzeiten ſchildern kann, ſo kenne ich Dichter, die Wein und materielle Liebe beſingen, und dennoch die mäßigſten, keuſcheſten Menſchen ſind; kenne Schriftſteller, die Greuel von Schandthaten mit der treffendſten Wahrheit dargeſtellt haben, und dennoch Rechtſchaffenheit und Sanftmuth in ihren Handlungen zeigen; kenne endlich Satyriker, voll Menſchenliebe und Wohlwollen.

Eine andre Art von Ungerechtigkeit gegen Schriftſteller und Künſtler begeht man, wenn man von ihnen erwartet, ſie ſollen auch im gemeinen Leben nichts als Kernſprüche reden, nichts als Weisheit und Gelehrſamkeit predigen. Der Mann, der am glänzendſten von einer Kunſt ſchwatzt, iſt darum nicht immer der, welcher die gründlichſten Kenntniſſe davon beſitzt. Es iſt nicht einmal angenehm, und ſchmeckt nach Pedanterei, wenn wir Jeden ohne Unterlaß von unſern eignen Lieblings-Beſchäftigungen unterhalten. Man geht in Geſellſchaften, um ſich zu zerſtreuen, um auch einmal Andre, nicht ſich ſelbſt, zu hören. Nicht Jeder hat ſo viel Gegenwart des Geiſtes, um mitten im Getümmel, und wenn er durch Fragen und Vorwitz überraſcht wird, mit Würde und Beſtimmtheit von Gegenſtänden zu reden: die er vielleicht zu Hauſe in ſeinem einſamen Zimmer mit der größten Klarheit durchſchauet. Und dann giebt es auch Geſellſchaften, in welchen die Leute ſo gänzlich anders, als wir, geſtimmt ſind; die Dinge von ſo durchaus andern Seiten anſehen, daß es nicht möglich iſt, in dem erſten Augenblicke ſich ſo zu faſſen, daß man etwas Geſcheutes auf das antworte, was ſie uns vortragen. Auch hat ja ein Gelehrter, ſo gut wie ein andrer Erdenſohn, ſeine Launen, iſt nicht ſtets gleich aufgelegt zu wiſſenſchaftlichen und überhaupt zu ſolchen Geſprächen, die Nachdenken erfordern; oder die Menſchen, die er um ſich ſieht, behagen ihm nicht, ſcheinen ihm keines Aufwandes von Verſtand- und Witz würdig.

Als vor vielen Jahren der Abbé Raynal in den Rheingegenden war, wurde ich einſt mit ihm in einem vornehmen Hauſe zu Gaſte geladen. Es hatte ſich da eine Schaar neugieriger Damen und Herren

nebst einigen Schöngeistern versammelt, um ihn zu bewundern, und von ihm bewundert zu werden. Er schien zu beidem nicht aufgelegt, und — ich gestehe es, — der Ton seiner Unterhaltung gefiel mir gar nicht. Die ganze Gesellschaft aber war gegen den Mann, der ihre Erwartungen so getäuscht hatte, aufgebracht und erbittert, und das ging denn so weit, daß Alle behaupteten: Dieser sey nicht der Abbé Raynal gewesen, oder es sey unmöglich, daß der Abbé Raynal so schöne Sachen geschrieben habe.

Es ist ein recht garstiger Zug in dem Character unsers Zeitalters, daß man so gern von guten Schriftstellern und überhaupt von Männern, die sich Ruf erworben haben, ärgerliche Anekdoten auffammelt, um ihnen einen Grad der öffentlichen Achtung zu entziehen, wenn ihre Schriften ihnen Bewundrer gewonnen, wenn ihre Talente die Aufmerksamkeit verständiger Menschen mehr auf sie, als auf Männer gleiches Standes, gezogen haben; ja, es giebt sogar gewisse gar dumme kleine Städte, in welchen man wirklich affectirt, den Mann mit Verachtung zu behandeln, dem es gelungen ist, durch gute literarische Producte, auswärts, das heißt, außer dem Kreise der Herren Vettern und Frauen Baasen, seinen Namen bekannt zu machen. Daß man einen Solchen im Vaterlande nicht aufkommen, auch allenfalls darben lasse, das finde ich ganz in der Ordnung der menschlichen Dinge, aber seinen moralischen Character aus Neid verdächtig machen, und ihn, wenn er auch noch so demüthig, noch so forderungslos seinen stillen Gang fortgehet, ausgezeichnet grob behandeln: — das ist doch zu hart, und geschieht doch hie und da, besonders in einigen minder großen Städten.

Spricht aber ein Gelehrter, ein Künstler gern und viel von seinem Fache, so nimm ihm auch das nicht übel auf! Die unglückliche Polyhistorei, die Wuth, auf allen Zweigen der Wissenschaften und Künste herumzuhüpfen, sich zu schämen, daß irgend etwas unter der Sonne seyn dürfte, worüber wir nicht raisonniren könnten, ist nicht eben das, was unserm Zeitalter am mehrsten Ehre macht; und wenn es langweilig ist, einen Mann alle Gespräche auf seinen Lieblings-Gegenstand lenken zu hören, so ist es mehr als langweilig, es ist empörend, wenn ein Schwätzer entscheidende Urtheile über Dinge ausspricht, die gänzlich außer seinem Gesichtskreise liegen; wenn der Priester über Politik, der Jurist über Theater, der Arzt über Mahlerei, die Cokette über philosophische Gegenstände, der süße Herr über Tactik mitklügelt. Erlaube dem Manne, der etwas gelernt hat, mit Leidenschaft von seiner Kunst, von seiner Wissenschaft zu reden; ja, gieb ihm Gelegenheit dazu! Man ist wahrlich recht viel werth in der Welt, wenn man — doch übrigens bei gesundem Hausverstande — ein Fach aus dem Grunde versteht; und mir ekelt vor den herumwandelnden encyclopädischen Wörterbüchern; mir ekelt vor den allwissenden, aburtheilnden jungen Herren, mit denen man denn so zuweilen einmal das Unglück hat in Gesellschaft zu kommen, — die den bescheidenen, zweifelnden Forscher mit Machtsprüchen zu Boden schlagen, und die, besonders von liebenswürdigen gelehrten Damen unterhaltend gefunden, ganz unausstehlich werden.

LI*.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler.

(1752 — 1810.)

Aus: „Ueber die Geſchichte und Verfaſſung des Jeſuiten-Ordens. *)"

Die erſte Verfaſſung des Jeſuitenordens.

Wie Don Inigo dem Pabſte ſich präſentirte und die erſte Beſtätigung ſeiner Geſellſchaft erhielt, ward der Plan damals ſo entworfen, daß man wohl ſah, daß vorerſt nur einige Hauptverhältniſſe beſtimmt, aber die Conſtitutionen ſelbſt erſt der Zeit und den Umſtänden oder der künftigen planmäßigen Bearbeitung überlaſſen werden ſollten. Oder vielmehr, man war allerſeits noch ſo ungewiß, was künftighin aus dem Kindlein werden könne, daß man es gleichſam nur auf Probe zur Erziehung annahm. Sie hatten zu Rom die Erfahrung gemacht, daß alle ſolche Orden bloß ein Palliatifmittel ſeyen, wodurch kaum auf kurze Zeit einige Hülfe geſchaft, aber ein weit größeres, neues Uebel für die Zukunft vorbereitet werde; und drey Jahrhunderte hindurch hatte ſchon mehr denn ein Fall bewieſen, wie weiſe jene alten Kirchengeſetze ſeyen, die jede neue Stiftung ſolcher Conſociationen verboten, und der Aufhäufung von Palliatifmitteln, deren jedes am Ende, auſſer dem allgemeinen Uebel, das den großen Kirchenkörper drückte, noch mehr als eine beſondere Krankheit hervorbrachte, zu ſteuern ſuchten. Man verfuhr alſo zu Rom ſehr bedächtig, wie das neue Phänomen ſich zeigte.

Die Geſellſchaft ſollte kraft der Bulle P. Pauls III **) (1540. den 27. Sept.) bloß aus ſechszig Perſonen beſtehen; und ſo klar der Zweck ihrer Vereinigung faſt gerade eben derſelbe war, wie bey allen übrigen Orden: ſo characteriſtiſch waren denn doch ſchon die allererſten Grundzüge von Einrichtung, die ſie haben ſollte. Sie ſollte ſich nemlich, wie viele der übrigen Orden, das Heil der Seelen, die Fortpflanzung des Glaubens, die Predigt des göttlichen Wortes, gute Werke, Unterricht der Kinder und Unwiſſenden recht angelegen ſeyn laſſen. Aber ob man wohl glaubte, daß es bisher an den geſellſchaftlichen Einrichtungen der übrigen Verbrüderungen gefehlt habe, und daß man bey der ſo oft erprobten Wandelbarkeit des menſchlichen Eifers auf die fortdauernde Erreichung dieſer Zwecke nie rechnen könne, wenn man nicht in die geſellſchaftliche Einrichtung ſelbſt ein recht wirkſames Lebensprincipium hineinbringe: ſo half man dießmal auf eine Weiſe, wie noch nie verſucht worden war. Die Zeiten waren ohnedieß damals ſchlimm;

*) Ueber die Geſchichte und Verfaſſung des Jeſuitenordens von L. Th. v. Spittler. Leipzig. 1817.

**) Bulla *Regimini militantis ecclesiae* in Inst. Soc. Jesu. B. I. S. 5.

A. d. H.

die große kirchliche Rebellion, die in Deutschland ausgebrochen war, hatte einen erstaunenswürdigen Fortgang gehabt, und noch schien sie weit nicht die volle Kraft und volle Ausdehnung ihrer Wirkungen erreicht zu haben.

Diese neue Gesellschaft — denn Orden sollte es nicht heissen, sondern in vielfacher recht planmäßiger Rücksicht Compagnie, Gesellschaft — diese neue Gesellschaft sollte unter dem Namen Societas Jesu blos dem Pabste unterworfen seyn, aber ihren eigenen Chef haben, dem allein das Recht zukomme, die Stellen zu vergeben und die Individuen der Gesellschaft von Grad zu Grade fortrücken zu lassen. Bey Entwerfung der Constitutionen, die künftighin das Regulatif der gesellschaftlichen Verfassung seyn sollten, müßte zwar dieser künftige Chef nach der Stimmen-Mehrheit der Verbündeten sich richten, aber das ganze Recht zu befehlen sollte doch nur er, und er allein haben, und jeder, der zur Gesellschaft gehöre, müßte in diesem Chef — den Herrn Christus selbst verehren, und jenem gehorchen, wie diesem zu gehorchen seine Pflicht sey. *)

Die legislative Gewalt schien also vorerst noch getheilt, aber die ganze Fülle dessen, was man in einer solchen Gesellschaft zur executiven Gewalt rechnen mochte, und alle Regierungsrechte des Ordens stunden allein nur dem Chef zu. Schon die erste Theilung war also so gemacht, daß man wohl sah, wem künftighin das Ganze zufallen müsse.

Ueberdieß ward denn noch besonders verordnet, daß sich alle Mitglieder dieser Gesellschaft oder Compagnie durch ein besonderes viertes Votum dem Pabste zu einem engeren Gehorsam verpflichten sollten, in allem seinen Befehlen zu folgen, was zum Seelenheil und zur Fortpflanzung des Glaubens gehöre, um überall hinzugehen, wohin er sie als Prediger des Evangeliums zu schicken beliebe.

Nicht nur aber die einzelnen Mitglieder der Compagnie, sondern auch die ganze Compagnie als ein Corps betrachtet, sollte arm seyn, weder das ganze Corps, noch einzelne Subjecte desselben sollten Güter oder Revenüen als bleibendes Eigenthum erwerben dürfen, aber zugleich doch sollte die Gesellschaft Seminarien, Collegien oder Erziehungsinstitute haben, die immerhin so reich seyn möchten, als ihre Bestimmung und ihre Bedürfnisse erforderten, und die auch zugleich die Pflanzschulen seyen, von wo aus die Gesellschaft gehörig rekrutirt werden möchte.

Uebrigens sollten alsdann auch eben diese Collegien mit allen ihren Individuen von Lehrern und Lernenden ganz unter der Autorität des Chefs der Gesellschaft stehen. Er mag ihnen Statute geben, wie er will, er mag nach Willkühr strafen und belohnen, Unterricht und äußere Disciplin anordnen.

Schon also in dieser ersten Bulle sind die Grundzüge des Ganzen, und man sieht, wie bequem alles hier schon für die Zukunft eingerichtet

*) Es wird auch in der Bulle des P. Julius III. ausdrücklich gesagt, daß die Unterthanen des Ordens in ihrem General Christum gleichsam als gegenwärtig verehren sollen. A. d. H.

war. Die Gesellschaft schien sich zum Bettelorden organisiren zu wollen, und ihre Armuth hatte alle die Hauptbestimmungen, die eigentlich die Armuth der Bettelorden ausmachen. Aber dabey hatte sie doch ihre — vielleicht reichlich genug zu dotirenden Collegien, über welche der Ordenschef willkührlich verfügen durfte, und bekam auch bald ihre Probierhäuser, die so gut, wie die Collegien, mit den reichlichsten Einkünften versehen seyn mochten.

Sie setzte sich in ein ganz eigenthümliches Verhältniß gegen den Pabst, in dem nie noch irgend ein anderer Orden gestanden war, und zog auch so den Pabst in ihr besonderes Interesse, ohne daß doch die Verpflichtung, die die Gesellschaft übernahm, sehr drückend wurde, denn sie bezog sich nur auf die Missionen. Sie hatte ihre Rekrutirung auf einen viel solideren Fuß eingerichtet, als irgend ein anderes ähnliches Institut, und ihr Chef hatte eine Gewalt erhalten, die, wenn man auch viel von den gebrauchten Ausdrücken abrechnet, immer noch fast unbegränzt groß war.

Nach dritthalb Jahren hob noch P. Paul III. durch eine Bulle vom 14. März 1543. die Haupteinschränkung auf, die in jener erstern enthalten war. Die Gesellschaft sollte künftighin Mitglieder aufnehmen, so viel sie wollte, und selbst Constitutionen geben, wie ihr nach ihrem Zwecke gutdünke. Es stehe bey ihr, die schon bestehenden Constitutionen aufzuheben, und auch die, die sie etwa künftighin errichtete, bald wieder aufzuheben, bald wieder zu errichten. Was die Gesellschaft jetzt oder künftighin hierin thue, sey ohne weiter nachzusuchende päpstliche Bestätigung, als bestätigt vom Pabste anzusehen.

Welche Früchte muß der Pabst nicht schon gesehen, oder welche Hoffnungen muß er nicht gehabt haben, daß er einem kaum werdenden Corps Rechte und Vorzüge verwilligen konnte, wie sie nie noch irgend ein ähnliches Corps erhalten?

In der That zeigt sich aber auch gleich in der weitern Entwickelung der Organisation desselben eine Anstaltenkunde des Stifters oder der dirigirenden Personen des neuen Instituts, die schwerlich ihres Gleichen in irgend einer andern Ordensgeschichte hatte. Sie hatten gleich das große Geheimniß ausgefunden, dem Orden Ausdehnung zu geben, ohne seine intensive Kraft zu schwächen, die Arten, wie man ihm angehören könne, so zu vervielfältigen, daß zwar alle, die ihm beytraten, ihm ganz angehörten, und alle unter der gränzenlosen Souverainität des Generals stunden, aber jeder doch nur so viel vom Orden erhielt, als der General ihm nach seiner Fähigkeit mitzutheilen gut fand. Der Pabst gestattete (1546. den 5. Jun.) sowohl für die geistlichen als weltlichen Bedürfnisse des Instituts Cooperatoren oder Coadjutoren anzunehmen; Priester für jene, und Laven für diese. Diese Gehülfen sollten zur Beobachtung der bekannten drey Gelübde verpflichtet seyn, ohne doch dieselben feyerlich abzulegen; denn diese Verpflichtung sollte bloß auf dem Befehl und Gutdünken des Generals beruhen, und nur so lange dauern, als dieser es gut finde. Der Orden oder der Chef desselben konnte sich also dieser Cooperatoren entledigen oder

sie beybehalten, wie ihm gut dünkte. Er konnte sie zu jeder, ihrem geistlichen oder weltlichen Charakter gemäßen, Bestimmung brauchen, und bey Bestimmungen oder Geschäften dieser Art bald absterben lassen, bald herauf befördern zu eigentlichen Professen des Ordens. Denn Jünglinge, die man im Seminarium oder Collegium als brauchbare Köpfe kennen gelernt hatte, also nicht gern dem Orden entfremdete, ließ man in die Ordnung der Cooperatoren einrücken, wenn man sie zu Professen nicht tüchtig oder nicht reif genug fand.

So hatte man demnach Professen, Coadjutoren, Novizen und Studenten; aber noch ist eine höchst wichtige Classe übrig, von deren erstem Hinzukommen man leider nicht gleich sichere urkundliche Nachrichten hat, deren zahlreiche Existenz aber eben so unläugbar ist, als gewiß schon sehr frühe die Ausbreitung und Macht des Ordens durch das Hinzukommen dieser Classe von Individuen nicht wenig vermehrt wurde. Denn schon unter den Decreten der ersten Generalcongregation, die 1558 gehalten worden, findet sich Nro. 139. ein Decret, woraus erhellt, daß es damals streitig war, ob die Ritter des Christusordens an dieser Classe von Jesuiten Antheil haben könnten, oder nicht.

Diese Classe bestund nehmlich aus Jesuiten, die den Jesuitenrock nicht trugen; Affiliirte männlichen und weiblichen Geschlechts, deren religiöse und politische Wirksamkeit unter der hohen Leitung des Generals stund, und die gewiß auch so viel nützlichere Mitglieder des Ordens waren, je weniger ihre Kleidung und ihre öffentlichen gesellschaftlichen Verhältnisse vermuthen ließen, daß sie Soldurien eines fremden Feldherrn seyen. Wenn Päbste und Könige, und oft die ehrwürdigsten Corps im Staate einen Krieg gegen den Orden hatten, so war alles, wer weiß wie oft, durch diese Affiliirten des Ordens verrathen und heimlich zernichtet; und diese unsichtbare Kirche, die der Jesuitengeneral regierte, mußte nach Art und Brauchbarkeit der Individuen noch in mannichfaltigere Classen getheilt seyn, als die Compagnie, die Uniform trug. Aber wer mag sich in Muthmaßungen verlieren? und wer mag da urkundliche Beweise verlangen, wo die Natur der Sache selbst urkundliche Beweise kaum zuläßt?

Gewiß aber wird es keinen Kenner befremden, daß sich die oberste Ordnungsregierung immer mehr in Despotismus auflöste, je vielfacher die Art wurde, wie man dem Orden angehören konnte: denn in einem Systeme, so verwickelt und so zusammengesetzt als dieses werden mußte, war eine recht starke, einfache Centralkraft notwendig, wenn nicht das Intensive in eben dem Verhältniß abnehmen sollte, wie die Ausdehnung zunahm. Hier haben auch alle übrigen Orden und Verbrüderungen dieser Art gescheitert, und so vielfach die politisch-hierarchischen Combinationen waren, die man seit dem eilften Jahrhunderte erfand, so wenig gelang es doch irgend einem Stifter oder Urheber derselben auf Einrichtungen der Art zu kommen, wie die der Jesuitencompagnie waren. Sie verstärkten in keinem aller älteren Orden die Centralkraft gerade in eben dem Verhältniß, wie Thätigkeit, Reichthum und Ausdehnung zunahm, und in den meisten derselben schien das Verhältniß gerade

umgekehrt zu werden, oder vielmehr ein solches umgekehrtes Verhältniß bildete sich von selbst, sobald man nicht durch Anstalt und Kunst so planmäßig vorbereitete und nachhalf, wie gerade zu rechter Zeit bey dem Orden der Jesuiten geschah.

So ward denn also hier schon 1558. auf der ersten Generalcongregation der Canon aufgestellt: Solus praepositus Generalis auctoritatem habeat regulas condendi, und zu eben derselben Zeit wurde auch, trotz aller Widersprüche und trotz der entgegenstehenden Wünsche des Pabstes selbst, der Grundsatz durchgesetzt, daß die Stelle des Ordensgenerals eine lebenslängliche Stelle seyn sollte. Laynez, der erste Ordenschef nach dem Stifter der Gesellschaft, hatte diese unerschütterlichen Fundamente des Despotismus gelegt, und seine Regierung war auch wie seine Grundsätze. Daher entstunden aber auch bald nach Inigos Tode im Orden selbst große Klagen, und misvergnügte Mitglieder desselben wandten sich endlich nach Rom, um eine Reform zu bewirken. Es ward der Kampf der Aristokratie gegen die uneingeschränkte Monarchie; der Kampf einiger kraftvollen, selbstständigen Männer im Orden gegen den ganz reif gewordenen Despotismus, den der General Aquaviva *) noch härter und fühlbarer machte, als sein Vorgänger Laynez gewagt hatte oder wagen wollte.

LI[b]. Friedrich Maximilian von Klinger.

(1753 — 1831.)

Der Weltmann und der Dichter. **)

(1797.)

(Neunter Band. S. 3.)

Der Weltmann: Ey! bist du es mein lieber alter Schulfreund, den ich in zwanzig Jahren nicht gesehen habe? —

Der Dichter: Dem es gleichwohl nach zwanzig Jahren so schwer hielt, bey seinem alten Schulfreunde vorgelassen zu werden.

Der Weltmann: Hätte ich dich doch kaum erkannt!

Der Dichter: Mein Name, den ich vor einigen Stunden hereinschickte, wird wohl das Gedächtniß ein wenig aufgefrischt haben.

Der Weltmann: Freylich hat er dieß gethan; denn, das Feuer deiner Augen, und deinen noch immer schwebenden Blick abgerechnet, hat sich gar vieles an dir geändert. Doch mußt du meinen Leuten nicht so übel nehmen, daß sie dich so lange haben warten lassen; wie konnten sie in dir den Freund ihres Herrn erkennen?

Der Dichter: Wie sollte ich's den Leuten übel nehmen! Sie folgen ja nur Ihrer Weisung. — Freilich nach meinem Aeußern konnten sie so viel in mir nicht vermuthen. Außerdem wissen auch die guten Leute, daß ein Mann, der für das Beste eines ganzen Landes arbeitet, mit seiner Zeit sehr sparsam sein muß.

---

*) Der fünfte General, erwählt im J. 1581. A. d. H.

**) F. M. Klingers Werke. Königsberg. Nicolovius. 1809. 12 Theile. 8.

Der Weltmann: So nennt man es allerdings; und es ist recht gut, daß die es glauben, für die wir arbeiten; es hilft, wie alle Vorurtheile. Setze dich doch! — Nun —

Der Dichter: Es ist alles so prächtig und kostbar reinlich hier — mein Rock staubig, meine Stiefeln nicht die saubersten, — Der Weg nach der Stadt ist weit für mich, und das gestrige Gewitter hat ihn schlecht gemacht. —

Der Weltmann: Was schadet es! Hier sind der Leute genug, die nichts zu thun haben, als dort ein Stäubchen abzuwischen, und da ein Fleckchen abzureiben. Jeder zeigt gerne, wie nöthig er dem Hause ist; und für den Freund ist mir nichts zu prächtig, dem steht selbst das Prächtigste zu Diensten. — Du lächelst? —

Der Dichter: Freund!

Der Weltmann: Warum nicht? bist du es mir nicht?

Der Dichter: Dieß Wort klingt mir in Ihrem Munde eben so, als wenn ich in Gesellschaft einen gewissen Atheisten, etwas feierlich bei Gott! betheuren höre.

Der Weltmann: Was schadet es! Wenigstens gewinnt Dein Atheist so viel dabei, daß einer oder der andere in der Gesellschaft denkt, es müsse mit dem Manne wohl nicht so übel stehen, als die Leute von ihm sagen.

Der Dichter: Ja, wenn Sie es so nehmen —

Der Weltmann: Warum nennst du mich nicht Du, wie ich dich nenne?

Der Dichter: Der Mann ist mir zu vornehm dazu.

Der Weltmann; Das muß ich nun so tragen! Doch der Dichter ist ja ein weltberühmter Mann.

Der Dichter: Das muß der Dichter nun so tragen!

Der Weltmann: Warum habe ich dich die langen zwanzig Jahre nicht gesehen? — und so nah bey unserer Stadt! Das Wäldchen, worin deine Hütte stehen soll, muß sehr vielen Reitz, und du ein schlechtes Gedächtniß haben.

Der Dichter: Der Mann ist mir zu vornehm.

Der Weltmann: Das muß ich nun so tragen.

Der Dichter: Und ich hatte bei ihm nichts zu suchen.

Der Weltmann: Aber doch nun? doch endlich?

Der Dichter: Und auch nun nicht für mich; denn um meinetwillen würde ich dem vornehmen Manne nie beschwerlich geworden seyn.

Der Weltmann: Wer sagt dir, daß du es bist? — So laß doch hören!

Der Dichter: Erlaubt es auch das Beste des Landes? — Ich sehe so viele aufgeschlagene Papiere vor Ihnen liegen — vielleicht störe ich Sie gar in einem sehr wichtigen Geschäfte. — Doch das, was ich Ihnen vorzutragen habe, gehört ja auch zum Besten des Landes.

Der Weltmann: Und so etwas führte mir den Dichter her? — Laß doch hören.

Der Dichter: Ich fordere nur Gerechtigkeit. —

Der Weltmann: Gerechtigkeit? und nur Gerechtigkeit? — Deine Bitte oder Forderung, ob sie gleich nach zwanzig Jahren kommt, ist dessen ungeachtet sonderbar genug.

Der Dichter: In der That?

Der Weltmann: In der That! Und wahrlich, selbst nach hundert Jahren könnte sie noch immer zu früh gekommen seyn.

Der Dichter: Wirklich? So hätte ich hier ja nichts zu thun, hätte gar noch obendrein diesen prächtigen Sessel bestäubt! — Vergeben Sie!

Der Weltmann: Setze dich nur immer wieder. Du hast als Mensch ein großes Wort gegen einen Menschen ausgesprochen. Darauf wollt' ich dich nur aufmerksam machen. Doch große Worte sprechen sich so leicht aus! — Und was hast du denn? Für wen forderst du das seltne Ding? Ich wenigstens habe es in meinem Leben nie in seiner ganzen Reinheit gesehen, (um gegen einen Dichter ein gesuchtes Wort zu brauchen). Und du forderst es gerade an mich?

Der Dichter: Wirklich nicht? Und Sie sind Geheimerath, Minister, Ritter vom *** Orden; — was weiß ich, was Sie alles sind! sitzen gar an der Spitze derer, die das Ihnen so seltene Ding austheilen — austheilen sollen?

Der Weltmann: Das ist es eben! Da eben sieht man nur die nackte Wahrheit an den Dingen. In deinem Wäldchen siehst du sie freilich in schönerem Gewande. — Und wie? — wovon lebst du?

Der Dichter: Von der Wahrheit im schöneren Gewande.

Der Weltmann: Da hast du wahrlich eine dürftige Ernährerin gewählt. Doch ich kenne dich ja; du sprichst nur von der Dichter-Wahrheit.

Der Dichter: Wer wird sich wundern, daß sie Euch, die Ihr eine so reiche Ernährerin gewählt habt, so vorkommt! Aber mir ist mit der meinigen recht wohl. Indeß....

Der Weltmann: So erzähle denn, ob ich gleich lieber etwas von deiner eigenen Geschichte hören, und gerne wissen möchte, wie es dir ergeht.

Der Dichter: Ich habe es ja schon gesagt; mir geht es vortrefflich. Ich bin gesund, zufrieden — die ganze Natur und das Land der Geister — mein Gebiet.

Der Weltmann: Ja, ja! man sieht es dir auf den ersten Blick an, was die Unterthanen dieser Reiche ihrem Beherrscher eintragen!

Der Dichter: O, ich habe keinen Zweifel, daß Ihr die Eurigen für Euch einträglicher zu machen wißt; und — hätte ich ihn auch gehabt — alles, was ich sah und hörte, würde mich davon geheilt haben.

Der Weltmann: Eben so ging es mir mit dir. Hager, von der Sonne verbrannt — und das Uebrige —

Der Dichter: Um nichts besser. Doch das Innere, das von diesem mageren Fleische, und diesem unscheinbaren Rocke bedeckt wird, befindet sich recht wohl dabei.

Der Weltmann: Ich zweifle gar nicht daran. Dichter gleicher

der Nachtigall — schlechtes Gefieder, kein Loth schwer, und den herrlichsten Gesang. Nun, wie es dir gefällt! Doch ich wünschte, ich könnte etwas für dich selbst thun.

Der Dichter: Was zum Beispiel? Was ließe sich für mich thun?

Der Weltmann: Etwa das, was auch Dichter brauchen können, um sich und ihrem Genius ohne Sorgen zu leben?

Der Dichter: Ja das glaubt man so. Aber wenn sich dann der Dichter zu viel, und dem Genius zu wenig lebte, so verlöre er doch bei dem scheinbaren Gewinn. Dichter brauchen wenig, wenn sie es sind, wie ich es zu seyn strebe.

Der Weltmann: Und das wäre?

Der Dichter: Davon lieber ein andermal. — Ich möchte nun gern' erfahren, was für mich zu thun wäre, wozu ich gebraucht werden könnte.

Der Weltmann: Gebraucht werden? Das ist etwas anderes. Ich sprach von dem, was für dich zu thun wäre; und da berührte ich gleich das Kürzeste und Zuträglichste. Zu Aemtern im bürgerlichen Leben taugen nur wir prosaischen Menschen. Dichter deiner Art könnte man allenfalls nur in ganz untergeordneten Stellen ertragen; und zum Anfangen bist du schon zu alt. Auch müßte es keine Stelle sein, wo der Dichter zu rechnen hätte; denn des Nachrechnens würde gar kein Ende sein. Ich erinnere mich sehr wohl, was du in der Schule darüber sagtest; und, was das Sonderbarste ist, es fiel mir gleich ein, als ich dich erblickte.

Der Dichter: Ich habe es vergessen.

Der Weltmann: So ersetzt mein Gedächtniß, was mir an Einbildungskraft abgeht. Du sagtest: „Das Rechnen sei ein Ding für „Juden, Wucherer und Kapitalisten, überhaupt für Leute, die auf Kosten „Anderer lebten; und möchtest Du es ja erlernen, so sollte es nur darum geschehen, den Lauf der Welten und ihre Entfernungen zu bestimmen: dieser Zweck erhebe doch den Geist, da ihn jeder andere nur „beschmutze."

Der Dichter: Vielleicht denke ich noch heute so. — Also zu untergeordneten Stellen wär' ich nicht zu brauchen. Aber das Rechnen ist doch nicht bei allen untergeordneten Stellen erforderlich — und ich möchte fragen: warum taugen die Dichter überhaupt nur zu untergeordneten Stellen im bürgerlichen Leben?

Der Weltmann: Weil man noch allenfalls an untergeordneten Dienern eine gewisse Unordnung, eine gewisse zu ernste, steife, gebietende und trotzende Ehrlichkeit ertragen kann.

Der Dichter: Ein Vorwurf, den Ihnen wohl keiner macht!

Der Weltmann: Sehr naiv!

Der Dichter: So klingt die Wahrheit den Ohren immer, die nicht an sie gewöhnt sind.

Der Weltmann: Es mag für jetzt so hingehen. Glaube mir indeß nur immer, daß mit einer solchen Ehrlichkeit in hohen Posten gar nichts auszurichten ist; denn entweder stürzet man sich selbst, oder man

ſchadet denen, für die man ſich auf dieſem Wege verwendet. Dieß könnt' ich Dir beweiſen.

Der Dichter: Ich ſehe es als erwieſen an. —

LII. Fr. Volkmar Reinhard.

(1753 — 1812.)

Predigt. *)

Einige tröſtende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten.

(1806.)

(Zweiter Band. S. 19.)

Es gibt Zeiten, meine Zuhörer, wo die Begebenheiten der Welt ſo geräuſchvoll werden, ſo ſchnell mit einander wechſeln, und eine ſo gewaltſame Erſchütterung aller beſtehenden Verfaſſungen hervorbringen: daß ſelbſt die gleichgültigſten Menſchen aufmerkſam, und die getroſteten unruhig werden. Die Menge derer, die bei ihren täglichen Geſchäften und Sorgen Alles aus der Acht laſſen, was nicht in der nächſten Verbindung mit ihren kleinen Angelegenheiten ſteht, — die gar nicht aufgelegt ſind, ihren Geſichtskreis zu erweitern, und auch die öffentlichen Begebenheiten ins Auge zu faſſen, iſt zwar bei weitem die größte. Und doch treten zuweilen plötzlich Veränderungen ein, bei welchen auch dieſe fühlloſe Menge aufgereizt wird und in Bewegung geräth; Veränderungen, deren Einfluß ſo allgemein und erſchütternd iſt, daß er bis zu den Hütten der Niedrigen durchdringt, und nichts unbedroht läßt. Dann werden gemeiniglich auch die beſorgt, die ſonſt Heiterkeit und Muth genug beſitzen, Alles in dem günſtigſten Lichte zu betrachten, und ſich mit angenehmen Hoffnungen zu ſchmeicheln. Wenn nichts mehr ſicher und feſt ſteht; wenn ein Land, ein Volk, ein Reich nach dem andern in die einmal angefangene Zertrümmerung verwickelt wird; wenn es in die Augen fällt, die Welt ſei im Begriff, unter ſchrecklichen Anſtrengungen eine andere Geſtalt anzunehmen, und ſich gleichſam zu verwandeln: wer ſoll dann nicht anfangen, beſorgt zu werden? wer ſoll es nicht fühlen, wie unbedeutend in ſolchen Zeiten ſeine Perſon und ſeine Wohlfahrt iſt? wer muß nicht fürchten, in einem Zuſammenſtoße von Erfolgen, wo das Schickſal vieler Millionen gleichſam mit einem Schlag entſchieden, wo das Blut zahlreicher Heere und das Unglück ganzer Völker für nichts geachtet wird, einen Untergang zu finden, von dem man nicht einmal einige Kenntniß nimmt?

Ich beſchreibe unſre Zeiten, meine Brüder, das werdet ihr Alle fühlen. Geräuſchvoller, unaufhaltſamer, zerſtörender iſt der Gang der Weltbegebenheiten faſt nie geweſen, als jetzt. Mit jedem Monat ändert ſich etwas in der Verfaſſung unſers Welttheils; die Gränzen der Reiche ſind in einer unſichern, immer ſchwankenden Bewegung; uralte Einrich-

*) „Predigten, im Jahr 1806 gehalten. Nürnberg u. Sulzbach. 1807." 8.

tungen und ganze Staaten verschwinden plötzlich aus der Reihe der Dinge, und neue treten an ihre Stelle; was, um zu Stande zu kommen, Jahrhunderte brauchte, was Jahrhunderte lang unversehrt fortgedauert hat, das wird in wenigen Wochen umgestürzt und vernichtet; und Begebenheiten, zu welchen sonst Zeitalter nöthig waren, sehen wir in Jahre zusammengedrängt. Und ein solcher Anblick sollte nicht die Aufmerksamkeit aller Menschen fesseln? Nicht selbst der Unempfindlichste sollte es merken, wie nah ihn angeht, was jetzt geschieht? Nicht selbst der Entschlossenste sollte schüchtern werden, und sich unter die überwältigende Macht des Schicksals beugen? Man sollte es uns verdenken können, wenn wir der Zukunft mit banger Aengstlichkeit entgegensehen, und von einer so verhängnißvollen Zeit für uns, für die Unsrigen und für das Vaterland nichts weniger als Heil und Segen erwarten?

Und doch wollte ich den Versuch machen, meine Brüder, euch heute Muth einzusprechen, um euch in den Begebenheiten der Welt Umstände, Absichten und Vorkehrungen nachzuweisen, die euch beruhigen, und mit neuer Hoffnung erfüllen sollen. In eine nicht minder merkwürdige, nicht minder verhängnißvolle Zeit, als die unsrige ist, versetzt uns dieses Fest, und der prophetische Text, welchen ich jetzt erklären soll. Der Herold großer Veränderungen war der ehrwürdige Mann, dessen Andenken wir heute feiern; er verkündigte die Gründung eines Reiches, das alle Völker der Erde umfassen, das eine neue Ordnung der Dinge stiften, das ein Segen für alle Geschlechter und Zeiten werden, das unvergänglich und ewig sein sollte; und ihr wisset, wie pünktlich seine Ankündigung in Erfüllung gegangen ist. Und ihn selbst, den Herold dieser Weltbegebenheit, mit der ganzen Reihe der Veränderungen, welche das Reich Gottes auf Erden vorbereiten und aus demselben entspringen sollten, erblickte der Prophet in der Begeisterung, in der er die Worte unsers Textes sprach. Ein Gedränge großer, schauervoller Erfolge sieht er im Schooße der Zukunft; aber es ist Gott, der in ihnen waltet; der sie ordnet und lenkt, vor dem sich Alles beugt und ebnet, und dessen heilige Endzwecke zuletzt doch erreicht werden. In diesem Lichte lasset uns die Begebenheiten der Welt betrachten, meine Brüder, solche Blicke lasset uns auf sie thun lernen: und wir werden Muth fassen; wir werden mit Unterwerfung und Gelassenheit tragen, was uns beschieden ist, und durch Glauben und Hoffnung überwinden. Das lasse Gott uns gelingen, und segne diese Stunde. Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Text,

Jes. 40, 1 — 5.

Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat. Denn ihre Missethat ist vergeben, denn sie hat Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn, um alle ihre Sünde. Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott. Alle Thäler sollen erhöhet werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden. Denn die

Herrlichkeit des Herrn soll offenbaret werden, und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet.

Die Einleitung zu einer großen, eine unabsehliche Reihe von Jahrhunderten betreffenden Weissagung sind die Worte, meine Zuhörer, die ich euch jetzt vorgelesen habe; der Prophet bereitet durch sie Alles vor, was er von diesem Capitel an bis zum Ende seines Buches zu sagen hat. Bessere Zeiten für sein unglückliches Volk erblickt nämlich der begeisterte Seher in der Zukunft. Aber das Glück seiner Nation erscheint ihm in einer nahen, unauflöslichen Verbindung mit dem Zustande der übrigen Welt; er sieht unter seinem Volk eine Veränderung entstehen, die wichtig für die ganze Menschheit werden, die den Götzendienst unter den Heiden stürzen, die ein ewiges Reich Gottes auf Erden gründen, an die sich Alles anschließen, auf die sich Alles beziehen soll, was sich Großes und Wichtiges unter den Menschen zutragen wird. Und so darf man sich denn nicht wundern, daß er sein Volk tröstet; daß er mit dem bedrängten Jerusalem freundlich redet, und ihm das Ende aller Noth verkündigt; daß er aber auch Gott selbst erscheinen, daß er ihn in seiner Herrlichkeit kommen, und die großen Dinge ausführen sieht, die nachher weiter beschrieben werden. Die Ankunft eines Knechtes Gottes, eines Erwählten, an dem Gott Wohlgefallen habe, und der das Recht unter die Heiden bringen werde, mit einem Worte: die Sache Christi ist unter diesen wichtigen Begebenheiten die vornehmste. Der große Mann, dem dieser festliche Tag gewidmet ist, und der vor jenem Gesandten Gottes herging, hatte also recht, wenn er die Worte unsers Textes auf sich anwendete, wenn er sich für den einsamen Rufer erklärte, der auf die kommende Gottheit aufmerksam mache, und ihr den Weg bereitet wissen wolle. Aber es fällt auch in die Augen, eine fröhliche Ansicht der Weltbegebenheiten stellt sich uns hier dar; betrachten wir sie aus dem Standpunkte des Propheten, so erblicken wir eine Ordnung, eine Abzweckung, eine Uebereinstimmung in denselben, die uns auch bei dem, was jetzt geschieht, zur Beruhigung dienen kann. Lasset uns dem Propheten folgen, meine Zuhörer, und da sich Alles, worauf er hindeutet, in der Kürze nicht zusammenfassen läßt, so sollen es nur einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten sein, womit wir uns diesmal begnügen wollen. Was sie uns wahrnehmen lassen, diese tröstenden Blicke, ist von großer Wichtigkeit; sie zeigen uns nämlich in den größern Weltbegebenheiten einen Alles vergeltenden, immer weiter führenden, und insonderheit durch die Sache Christi wohlthätig wirksamen Gott. Das wollen wir uns klar zu machen suchen, und auch die Veränderungen unsrer Tage werden uns in einem mildern Lichte erscheinen.

Daß jetzt bloß von Weltbegebenheiten, das heißt, von Veränderungen die Rede ist, die das Schicksal ganzer Völker betreffen, und einen Einfluß auf den Zustand unsers ganzen Geschlechts haben, brauche ich nicht erst zu erinnern. Solche Begebenheiten haben aber eben ihrer Wichtigkeit und ihres unwiderstehlichen, entscheidenden Ein-

flusses wegen fast immer etwas schauervolles; sie sind gewöhnlich Erschütterungen, bei welchen Ströme von Blut fließen und ganze Reiche zusammenstürzen; sie wirken mit einer Gewalt, bei der oft große Mengen, oft mächtige Nationen ihren Untergang finden; und sie, sie sind es vornehmlich, was der Geschichte unsers Geschlechts eine so traurige, eine fast abschreckende Gestalt giebt. Und doch lassen sich sehr tröstende Blicke auf sie thun, wenn wir sie nach der Anweisung des Propheten betrachten. Sie zeigen uns nämlich zuerst einen Alles vergeltenden Gott; einen Regenten der Welt, der lasterhafte Völker züchtigt, unterdrückende zu rechter Zeit demüthigt, und sich besserude segnet. Es ist nicht schwer, dies Alles klar zu machen.

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen, meine Zuhörer, blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft, und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäußert werden, unbelohnt: wer könnte dann aus dem Anblick der großen Weltbegebenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? Ach! dann wären sie ein Chaos regelloser schrecklicher Ereignisse, das man nur mit Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge, gerechte, heilige Vergeltung herrscht in diesen Begebenheiten: sie stehen unter der Leitung eines Wesens, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken giebt. Denn richtet eure Augen im Anfang der Geschichte, wohin ihr wollet: ein Gott, der lasterhafte Völker züchtigt, wird euch überall sichtbar. Daß ganze Nationen gedemüthiget und herabgewürdiget, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber, wenn Alles genauer untersucht wird, nie etwas Unverschuldetes. Sein eignes Volk findet der Prophet in unserm Texte höchst unglücklich; daher redet er von der Ritterschaft desselben, von dem traurigen Kampf mit Widerwärtigkeiten, in welchen es nun schon so lange verwickelt sei; und es ist der Verfall des Jüdischen Reichs, die Zerstörung desselben durch Nebucadnezar, und die Zerstörung und Wegführung seiner Mitbürger nach Babylon, was er unter diesem Kampfe versteht. Aber ist ihm dieses Unglück seiner Nation ein blinder Zufall, ein unverdientes Geschick? Nichts weniger als dies; sie hat zweifältiges empfangen, sagt er, von der Hand des Herrn um alle ihre Sünde; gerechte Vergeltung, die einem lasterhaften Volke wiederfahren läßt, was demselben gebührt, erblickt der Prophet in diesem traurigen Schicksal; er erkennt es für die natürliche Folge der Verkehrtheit, in welche seine Mitbürger versunken waren. So ist es stets gewesen, meine Zuhörer, so ist's noch immer. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende Völker gerathen in Verfall; sondern verdorbne, pflichtvergeßne und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde Völker werden eine Beute der Herrschsucht; sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, fest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt; sondern mißhellige, in

allen ihren Fugen aufgelöste und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdiget und seinem Untergang nahe, es sei in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart: forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten; in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bei Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte; ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr: ein Gott, der unterdrückende Völker zur rechten Zeit demüthigt, wird euch in diesen Begebenheiten eben so sichtbar werden. Völker, die mit ehrgeizigen Anführern, mit herrschsüchtigen Königen, mit wilden Eroberern an der Spitze, sich wie reißende Ströme in fremde Länder ergossen, oder Alles um sich her anfielen und besiegten; die ein schweres eisernes Joch auf ganze Reiche und Welttheile legten, und durch alle Arten des Unrechts und der Gewalt bei ihrer Herrschaft sich behaupteten; ach! in einer fürchterlichen Reihe sehet ihr solche Völker in der Geschichte auf einander folgen; und nicht zu berechnen, nicht auszusprechen ist der Jammer, der durch sie auf Erden gestiftet worden ist. Wären sie ungestraft geblieben, diese schrecklichen Unterdrücker, diese Verächter aller Ordnung und alles Rechts; welch ein empörendes, trostloses Schauspiel wäre dann die Geschichte unsers Geschlechts! Aber zweifältig, das ist am Tage, vielfältig haben sie von der Hand des Herrn empfangen um alle ihre Sünde. Es war Nebucadnezar, der mit seinen räuberischen Chaldäern, nicht lange nach den Zeiten des Propheten, das Jüdische Volk und einen großen Theil Asiens unterjochte. Aber der Held war schon bestimmt, der die gemißhandelten Völker an den Unterdrückern rächen, und diesen reichlich vergelten sollte, und der Prophet nennt ihn nach unserm Texte mit Namen. Bald verwandelte sich jedoch dieser Held mit seinen siegreichen Persern selbst in einen Unterdrücker, und mit Asien nicht zufrieden, fingen seine herrschsüchtigen Nachfolger an, auch Europa und Afrika zu beunruhigen. Es waren die Griechen, die ihren Eroberungen Gränzen setzten, die Strafe an ihnen übten, und ihr mächtiges Reich in wenigen Jahren zertrümmerten. Inzwischen bereiteten sich die gewaltsamsten Unterdrücker der Menschheit im Alterthum, die Römer, durch immerwährende Kriege zum Sieg über die Welt; und es konnte endlich sagen, das allgewaltige, unüberwindliche Rom, was Esaias einem ältern Eroberer in den Mund legt: meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man Eier aufrafft, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder einen Schnabel aufsperrt oder zischt.*)

*) Jes. 10, 14.

Aber ist nicht auch seine Zeit gekommen? ist ein mächtiges Volk trauriger herabgesunken und tiefer herabgewürdiget worden, und unter schrecklichern Ahndungen aus der Geschichte verschwunden, als das Römische; ist es nicht die Beute von Barbaren geworden, die es mit Verachtung betrachtete und kaum dem Namen nach kannte? Nein, ungestraft ist noch kein wilder Eroberer geblieben; früher oder später kam die Zeit, wo man sagen konnte: ist das der Mann, der die Welt zittern, und Königreiche beben machte? nun bist du verworfen von deinem Grabe, wie ein verachteter Zweig. Und wo wäre in der ganzen Geschichte das unterdrückende Volk, das nicht in Zerrüttung gerathen wäre, das nicht endlich Alles wider sich empört hätte, dem nicht reichlich mit Schmach und Schande vergolten worden wäre, was es an Andern verschuldet hatte? Eine Gerechtigkeit, meine Brüder, eine Gerechtigkeit, vor der verbrecherische Nationen wie einzelne Sünder, und Jahrhunderte wie Tage sind, waltet in den Begebenheiten der Welt; damit wollen wir uns trösten, wenn uns bei diesen Begebenheiten Gräuel der Unterdrückung in die Augen fallen; sie werden nicht ungestraft bleiben, diese Gräuel; und der, der über den Himmel und die Erde gebietet, aus dessen unermeßlichem Reiche sich nichts verlieren kann, wird die Unglücklichen, die einstweilen fallen, als Opfer der ungerechten Gewalt fallen, zu entschädigen wissen.

Dieß dürfen wir um so gewisser hoffen, meine Zuhörer, da er schon hier sich bessernde Völker segnet. Darauf gründet sich der Trost, den der Prophet im Texte seinem Volke giebt: die Ritterschaft desselben soll ein Ende haben, denn es ist durch die Uebel, die es erfahren hat, anderes Sinnes geworden, es ist zur Verehrung Gottes, zur Ordnung und Tugend zurückgekehrt. Daß sie auch wirklich eingetreten ist, diese bessere Zeit für das Jüdische Volk, ist bekannt; von den Thorheiten der Abgötterei auf immer geheilt, kam es aus Babylon zurück, und das wieder hergestellte Jerusalem wurde größer und blühender, als es je gewesen war. Auch von dieser Art der Vergeltung zeugen die großen Weltbegebenheiten; auch den belohnenden und segnenden Gott findet ihr in denselben. Denn werdet ihr in dem ganzen Umfange der Zeit ein glückliches Volk gewahr; es wird sich bald zeigen, dieses Glück ist kein Ungefähr, keine Wirkung zufälliger Umstände, keine willkührliche Auszeichnung; in den Sitten desselben liegt der wahre Grund seiner Wohlfahrt; es ist die Belohnung pflichtmäßiger Anstrengungen und einer herrschenden Achtung gegen Wahrheit und Recht, gegen Tugend und Religion, was es genießt. Solche Völker haben sich zu allen Zeiten ihre Freiheit erkämpft, haben wilden Eroberern getrotzt, haben mächtige, auf Ungerechtigkeit gegründete Reiche gestürzt, haben sich Jahrhunderte lang bei ihrem Wohlstande behauptet, haben Werke hinterlassen, welche die Nachwelt bewundert, haben Licht und Wahrheit, Zucht und Ordnung um sich her verbreitet, und sind der Segen ganzer Welttheile und Jahrhunderte geworden. Wie tröstend, wie herzerhebend ist dieser Anblick, meine Brüder! Täuschung ist es also nur, wenn eine

eiserne unwidertreibliche Nothwendigkeit in den Begebenheiten der Welt zu herrschen scheint. In seinen Händen hat jedes Volk sein eignes Schicksal; es darf die Kräfte, die es besitzt, nur brauchen, die Gelegenheiten, die es findet, nur benutzen, darf nur überall dem Ruf der Ehre, dem Gebote der Pflicht, der heiligen Stimme des Gewissens und der Religion folgen: und es wird Alles werden, was ein Volk sein, Alles erlangen, was ein Volk besitzen, Alles vermögen, was ein Volk ausrichten, Alles genießen, was ein Volk wünschen kann.

Denn noch mehr werdet ihr bei weiterer Aufmerksamkeit in den großen Weltbegebenheiten zu eurem Trost erblicken, meine Zuhörer: nicht bloß ein Alles vergeltender, auch ein Alles weiter führender Gott ist in denselben sichtbar. Als kommend, als immer thätig, fortschreitend und wirkend wird Gott in unserm Texte beschrieben, und verschwinden sollen vor dem Kommenden alle Hindernisse: alle Thale sollen erhöhet, alle Hügel sollen geniedrigt, was ungleich ist, soll eben, und was höckricht ist, soll schlecht werden, denn die Herrlichkeit des Herrn soll sich offenbaren. Und so ist es, meine Brüder; den kommenden, Alles weiter führenden, Alles für die sittliche Bildung der Menschen benutzenden Gott findet ihr in den großen Weltbegebenheiten, sobald ihr sie schärfer ins Auge fasset; einen Gott, der bald Hindernisse eines glücklichen Fortschritts im Guten hebt, bald Hülfsmittel desselben an die Hand giebt, bald mehr Zusammenhang unter den Völkern der Erde verknüpft.

Es gibt Hindernisse des Guten, meine Zuhörer, Hindernisse der Wahrheit, der Tugend und der reinen Verehrung Gottes, Hindernisse aller echten menschlichen Bildung, die ohne große Anstrengung unmöglich gehoben werden können, die nur gewaltsamen, alles gleichsam umkehrenden Veränderungen weichen. Vergesset es nicht: solche Hindernisse wegzuräumen, und dem Guten dadurch Platz zu machen, muß ein Hauptzweck dessen sein, der die Welt regiert; nie kommt er also sichtbarer, nie offenbart er seine Herrlichkeit schauervoller, als wenn solche Thale erhöht, solche Höhen erniedrigt, solche Klippen zertrümmert, solche Steine des Anstoßes weggeschleudert werden. Betrachtet die großen Weltbegebenheiten aus diesem Gesichtspunkt, und ihr sehet ihn überall in denselben kommen, sehet ihn oft in den schrecklichsten Erfolgen am wohlthätigsten wirken. Ein Haupthinderniß aller wahren Bildung ist thierische Trägheit; es sind große Unfälle aller Art, wodurch Gott sinnliche Völker oft plötzlich aus jener Trägheit aufschreckt, und sie nöthigt, ihre Fähigkeiten und Kräfte anzustrengen. Es giebt Vorurtheile, die wie belastende Fesseln ganze Nationen drücken; Gott zerbricht diese Fesseln oft auf einmal durch eine gewaltsame Erschütterung, und setzt den gebundenen Geist der Völker in eine glückliche Freiheit. Es giebt Einrichtungen, die jeder bessern Erkenntniß, jedem Mittel der Bildung den Zugang zu großen Ländern verschließen; Gott öffnet diese unzugänglichen Gegenden oft wider Vermuthen durch die Gewalt eines Eroberers, und macht dem Guten eine ebne Bahn. Es giebt Verfas-

ſungen, die ſchädlich werden, weil ſie veraltet, und mit der neuen Zeit im Widerſpruche ſind; es kann ein ſchrecklicher Aufruhr, es können die Gräuel einer Empörung ſein, was eine ſolche Verfaſſung zertrümmert; Gott läßt es zu, um ein mächtiges Hinderniß des Guten wegzuräumen. Und welche Mißbräuche, welche Unordnungen und Laſter nehmen oft bei ganzen Völkern und Zeitaltern überhand, und widerſtehen allen ſanften Mitteln der Beſſerung! Dürfet ihr euch wundern, wenn ſolche Völker, ſolche Zeitalter durch ſtrenge Mittel angegriffen werden, und zweifältiges empfangen von der Hand des Herrn um alle ihre Sünde? müßte Gott ſeine heiligen Endzwecke nicht aufgeben, und ſolche Menſchen nicht ganz dem Verderben überlaſſen, wenn er nicht das Aeußerſte für ſie thun, und die Hinderniſſe des Guten mit Gewalt vernichten wollte? Selbſt aus dem ſchauervollſten Dunkel großer Weltbegebenheiten ſehet ihr alſo die Herrlichkeit des immer kommenden, für alles wahre Gute wirkſamen Gottes hervorbrechen, meine Brüder, — ihm ſind dieſe Begebenheiten das Mittel, die mächtigſten Hinderniſſe eines glücklichen Fortſchrittes zu heben.

Und bedient er ſich ihrer nicht eben ſo oft, um Hülfsmittel eines ſolchen Fortſchrittes an die Hand zu geben? Ohne die Unternehmungen kühner Eroberer, ohne die Gewalt blutiger Kriege, ohne die langwierigen, weit verbreiteten Kämpfe ganzer Welttheile, wäre es wohl nicht möglich geweſen, meine Zuhörer, gewiſſen Hauptmitteln der menſchlichen Bildung einen allgemeinern Einfluß zu verſchaffen, die nützlichſten Kenntniſſe, Erfindungen und Künſte in Umlauf zu bringen, und die Verfaſſungen und Reiche zu gründen, die bald der Wohnſitz, bald der Zufluchtsort des wahren Guten werden ſollten. War es nicht ſchon im höchſten Alterthume das gewinn- und raubſüchtige Herumſchweifen der Phönicier an allen Küſten des Mittelmeeres, was die Anfangsgründe aller höhern Bildung, die Kunſt zu ſchreiben und zu leſen, zu einer Menge wilder Völker brachte? War es nicht der allerdings ſchreckliche Ausrottungskrieg, den Iſrael gegen die laſterhaften und abgöttiſchen cananäiſchen Völker führte, was der Erkenntniß und Verehrung des einzigen wahren Gottes die nöthige Sicherheit verſchaffte? War es nicht die vielumfaſſende Herrſchaft der Perſer, was die Sitten der bezwungenen Nationen milderte, und wilde Barbaren an Ordnung und Zucht gewöhnte? War es nicht der ſtürmiſche, das Reich der Perſer wie ein Blitz zertrümmernde Heerzug Alexanders, was die noch mildere Bildung und Sprache der Griechen ſo vielen Gegenden der Erde mittheilte? War es nicht die furchtbare Macht der Römer, was die beſten Länder der alten Welt gewaltig zuſammenfaßte, und ſie in einen großen bequemen Wirkungskreis für das Evangelium Jeſu verwandelte? Waren es nicht die mit ſo vielem Jammer verknüpften Wanderungen der nordiſchen Völker in dem vierten und fünften Jahrhunderte nach Chriſto, was dem Evangelio Jeſu einen noch größern Einfluß verſchaffte, und den Grund zu einer neuen und beſſern Verfaſſung unſers Welttheils legte? Waren es nicht die

gräuelvollen, aus Aberglauben entstandenen Kreuzzüge des Mittelalters, was den Völkern des Abendlandes einen höhern Schwung gab, und sie mit neuen Mitteln der Bildung versah? War es nicht ein schrecklicher dreißig Jahre dauernder Krieg, durch welchen die Sicherheit und Freiheit erkämpft wurde, die unsre Kirche in Deutschland bisher genossen hat, aus der für alle Wissenschaften, und für die wahre Verehrung Gottes insonderheit so große Vortheile entsprungen sind? Stürme, meine Brüder, schauervolle, zerstörende Stürme, — wer dürfte das läugnen? — sind die großen Weltbegebenheiten. Aber auch in ihnen kommt Gott; lasset uns nur nicht bei dem stehen bleiben, was in der äußern Welt geschieht; das Heil der sittlichen ist es, um welches willen er jene Stürme zuläßt; es ist ein neuer Fortschritt im Guten, was er dadurch befördert.

Zumal da er durch sie endlich auch mehr Zusammenhang unter den Völkern der Erde knüpft. Für die Bildung und das Glück unsers Geschlechts ist nichts wichtiger als dieser Zusammenhang. Sollen die wirksamsten Mittel der Erleuchtung und Besserung ein Gemeingut der ganzen Menschheit werden; sollen sich die Völker bei allen Unterschieden der Abstammung, der Gestalt und Farbe, der Sprachen und Sitten einander achten lernen; sollen sie einander mittheilen, und gegen einander austauschen, was sie einzeln Gutes und Vorzügliches besitzen: so muß Alles in Verbindung treten, so müssen sie einander nicht mehr entbehren können, so muß sich ein Zusammenhang bilden, der von dem einen Ende der Erde zum andern reicht, und unser Geschlecht in ein sich überall berührendes Ganzes verwandelt. Lasset uns gestehen: allen bisherigen Erfahrungen zufolge reichen friedliche Mittel nicht hin, diese Verbindung hervorzubringen. Der Eigennutz, der seinen Gewinn in allen Gegenden und auf allen Meeren sucht; der Geist der Eroberung, der seine Herrschaft nach allen Seiten erweitert, und selbst in fremden Welttheilen sie gründet; das Stürmen wilder Krieger, die ruhige Völker ohne Ursache anfielen, und mit den Waffen in der Hand immer weiter drangen; das Wandern ganzer Nationen, die bessere Wohnsitze suchten, und andere Völker vor sich her vertrieben, oder sie ihrer Gewalt unterwarfen — damit ich's kurz sage, große, gewaltthätige Unternehmungen von mancherlei Art sind bisher das Hauptmittel gewesen, die Völker der Erde in Verhältnisse zu bringen; so lernten sich die entferntesten einander kennen; so wurden sie genöthigt, bald ihrer Sicherheit, bald ihrer Entwürfe wegen Bündnisse zu schließen; so entstanden Berührungen, die immer vielseitiger wurden; so kommt es vor unsern Augen immer mehr dahin, daß kein Welttheil bei dem, was in dem andern geschieht, weiter gleichgültig bleiben kann, und ein lebendiges theilnehmendes Gefühl nach und nach die ganze Menschheit durchdringt. Es mag uns wehe thun, daß ein solcher Endzweck durch so schmerzhafte Mittel erreicht werden muß. Aber soll es uns nicht trösten, daß er erreicht wird, daß die Vereinigung, durch die sich alles Gute, das sich auf Erden findet, immer allgemeiner und freier mittheilt, wirklich zu Stande kommt?

Doch ihr erblicket in den großen Weltbegebenheiten noch überdies einen durch die Sache Christi wohlthätig wirksamen Gott, und das muß euch mehr, als alles Andre trösten, muß euch über das Schicksal aller Einzelnen und des ganzen Geschlechts beruhigen. Dies ist die Herrlichkeit des Herrn, die der Prophet in unserm Texte erblickt, — und mit welcher Begeisterung rühmt er es, daß alles Fleisch sie sehen, daß die ganze Menschheit sie wahrnehmen werde! Was könnte auch uns beim Anblick der großen Weltbegebenheiten tröstender sein, als das Wirken Gottes durch die Sache Christi? Dadurch sichert er ja den heiligsten Wahrheiten eine unvergängliche Dauer; dadurch erhält er das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit; dadurch hat er der Menschheit ein Mittel der Bildung und des Fortschrittes gewährt, bei welchem sie nie weiter zurücksinken kann. In wenigen Augenblicken läßt sich dies noch klar machen.

Bei dem wilden Tumult großer Begebenheiten könnte man für das theuerste Kleinod der Menschheit, für die heiligsten Wahrheiten, allerdings besorgt werden; man könnte fürchten: nicht bloß vergessen werde sie unser armes Geschlecht beim Kampfe mit so großen Uebeln; es werde sogar den Sinn für dieselben verlieren. Ein Blick auf das Evangelium Jesu und auf den Einfluß, den es bisher bei den größten Weltbegebenheiten gehabt hat, muß uns auf immer beruhigen, meine Brüder. Nein, kein Sturm von großen Weltveränderungen wird die Wahrheiten, an welchen unserm Geschlechte das Meiste gelegen sein muß, verdrängen oder auch nur verdunkeln können; durch die Sache Christi ist ihre Fortdauer auf immer gesichert. Nichts kann die schriftlichen Denkmale vernichten, in welchen das Evangelium Jesu aufbewahrt ist; fast in allen Sprachen, und mit einer alle Berechnung übersteigenden Vervielfältigung sind sie über den ganzen Erdkreis verbreitet. Sehet hier die Quelle einer heilsamen Erkenntniß, die unter allen Umständen fließt; die sich selbst in den Stürmen des Mittelalters mild ergossen hat: an der sich beim schrecklichsten Toben großer Weltbegebenheiten im Stillen Millionen erquicken; zu der man um so schmachtender zurückkehrt, je trostloser man die äußere Welt findet. So lange die Sache Christi auf Erden vorhanden ist (und haben alle Stürme großer Weltbegebenheiten bisher auch nur das Mindeste über sie vermocht?) ist es nicht möglich, daß die Menschheit vergessen könnte, was ihr das Wichtigste und Heiligste sein muß; das Evangelium predigt die erhabensten Wahrheiten so laut, erinnert so mächtig an dieselben, bringt sie dem Geist und Herzen der Menschen so nahe, hat sie so weit auf Erden ausgebreitet, und ist so tief in die Wissenschaften und Anstalten unsers Geschlechts, selbst in die Künste desselben eingedrungen, daß wir nichts zu fürchten brauchen; ein solches Zeugniß für die Wahrheit kann nur mit der Menschheit selber seinen Untergang finden.

Und so erhält denn Gott durch die Sache Christi auch das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit. Bei den Gräueln großer Weltbegebenheiten mögen

ganze Völker verwildern und fühllos werden: mitten in dem allgemeinen Verderben erweicht das Evangelium Jesu unzählige Herzen, und erwärmt sie zu theilnehmender Liebe. Im Getöse großer Weltbegebenheiten mögen alle Gesetze schweigen, und die Stimme des Rechts und der Gerechtigkeit nicht weiter gehört werden: mitten im wilden Tumult spricht das Evangelium Jesu zu dem Gewissen unzähliger Menschen, und dringt wie ein Donner Gottes in die Seele. Bei der Frechheit, die durch große Weltbegebenheiten so oft begünstigt wird, mag man selbst die Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit in Anspruch nehmen, und sie durch blendende Trugschlüsse bestreiten: das Evangelium Jesu hört nicht auf, für jene Grundsätze zu zeugen, und vernichtet alle Versuche der falschen Weisheit mit göttlicher Kraft. Beim Gepränge großer Weltbegebenheiten mag die Schmeichelei Helden, die vom Blute unschuldiger Völker triefen, als Halbgötter preisen, und schreckliche Unterdrücker als Wesen einer höhern Art verehren: das Evangelium Jesu zerstreut durch den Glanz der Wahrheit allen falschen Schimmer; ihm ist nur der ein Held, der sich selbst und seine Neigungen bezwingt; und welches Wehe ruft es über Jeden aus, der sein Glück auf das Elend seiner Brüder baut! welchen Fluch droht es dem Wütherich, der Jammer und Elend auf Erden verbreitet! Lasset uns getrost sein, meine Brüder! Recht und Gerechtigkeit, Tugend und Liebe stehen unter einem Schutz, wo sie allen Gefahren trotzen können; Gott hat ihnen durch die Sache Christi eine Sicherheit bereitet, über die kein Sturm großer Weltbegebenheiten etwas vermag.

So ist denn aber auch der Menschheit *ein Mittel der Bildung und des Fortschritts gewährt, bei welchem sie nie wieder zurücksinken kann.* O! dieses Zurücksinken scheint bei großen Weltbegebenheiten oft unvermeidlich zu sein; sie unterdrücken alles freie Aufstreben des menschlichen Geistes oft so mächtig; sie sind dem Anbau nützlicher Wissenschaften oft so nachtheilig; sie befördern einen wilden kriegerischen Sinn oft so ausschließend; sie machen milde Sitten und die Künste des Friedens oft so verächtlich; sie sind endlich der wahren Frömmigkeit oft so gefährlich: daß Rückschritte, wo nicht der ganzen Menschheit, doch einzelner Völker und Welttheile, fast nothwendig erfolgen müssen. Und doch trägst du ein heiliges Kleinod, eine himmlische Kraft in deinem Schoße, glückliches Geschlecht der Menschen, wobei du unmöglich wieder verwildern, wobei du selbst im Sturme großer Weltbegebenheiten neue Fortschritte thun kannst. Nein, ohne bessernde Wirksamkeit ist das Evangelium Jesu, dieses wichtigste Geschenk Gottes an unser Geschlecht, nie gewesen; selbst in den finstersten Jahrhunderten hat es eine Summe nützlicher Kenntnisse im Umlauf erhalten, und in den Zeiten der größten Barbarei die Sitten gemildert; und was es seit seiner Wiederherstellung geleistet, welche Bildung es den europäischen Völkern gegeben, welche Fortschritte in jeder Art des Guten es möglich gemacht und beschleunigt hat, ist am Tage. Und wen darf dies Wunder nehmen? Ist es nicht ein Inbegriff der erhabensten und wirksamsten Wahrheiten? Setzt es nicht die edelsten Kräfte der menschlichen Natur

in ein freies, lebendiges Spiel? Hat es nicht die mannigfaltigſte Gelehrſamkeit in ſeinem Gefolge? Begünſtigt es nicht jede nützliche Wiſſenſchaft und Kunſt? Fordert und ſtiftet es nicht Schulen und Anſtalten der Bildung, wohin es nur kommt? Entflammt es nicht einen Eifer für das Gute, der alles Mittelmäßige verſchmäht und immer weiter ſtrebt? So mag denn bald der Aberglaube, bald der Unglaube die Welt mit einer neuen Finſterniß bedrohen: bei dem Glanze des Evangelii werden ſie nichts weiter hervorbringen als eine flüchtige Verdunkelung. So mögen Tyrannei und Herrſchſucht es verſuchen, die Welt von neuem in Feſſeln zu ſchlagen: das Evangelium Jeſu nährt einen Eifer für Wahrheit und Recht, eine Begeiſterung für Freiheit und Menſchenwohl, die alle Feſſeln der Ungerechtigkeit muthig zerbrechen wird. So mag es denn die Selbſtſucht wagen, die Fortſchritte der Menſchheit durch Abgründe zu unterbrechen, durch Berge aufzuhalten, durch Hinderniſſe aller Art zu hemmen: laſſet uns nichts fürchten, meine Brüder: alle Thale ſollen erhöhet, alle Berge und Hügel ſollen geniedrigt werden, und was ungleich iſt, ſoll eben, und was höckricht iſt, ſoll ſchlicht werden; denn die Herrlichkeit des Herrn ſoll offenbaret werden, und alles Fleiſch mit einander wird ſehen, daß des Herrn Mund redet! Amen.

LII^b. Johann Kaspar Häfeli.

(1754 — 1811.)

Aus der Predigt „über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen.“ *)

Von der Wiederkunft Jeſu Chriſti und dem Tage des Gerichtes.

Das Wort des Herrn, welches ich euch verkündiget habe: Der auf Erden lebende, leidende, gekreuzigte, auferſtandene, in den Himmel der Himmel erhöhete Jeſus von Nazareth wird einſt wieder eigentlich, perſönlich, allſichtbar und königlich-majeſtätiſch vom Himmel auf unſere Erde zurückkommen, ſeine Feinde beſiegen, ſeine Verehrer verherrlichen, und mit ihnen regieren — dieſes Wort bleibet in Ewigkeit.

Ja, es bleibet — mag der Lacher lachen und der Spötter ſpotten über dieſe herrlichkeitvolle Wiederkunft eines vor ſiebenzehn Jahrhunderten gekreuzigten Nazareners — Er wird doch kommen; ſein Wort iſt Ja und Amen; er bleibet treu, wenn wir auch nicht trauen; er kann

*) Letzte Predigt zu St. Jakob, bey Zürich, über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und das ewige Bleiben des Wortes des Herrn. Am 14ſten December 1783. Im erſten Bande, S. 117 der „nachgelaſſenen Schriften von Dr. Johann Kaspar Häfeli, herausgegeben mit einer Vorrede von Dr. Johann Jacob Stolz. 2 Bände. Winterthur, in der Steiner'ſchen Buchhandlung, 1813.“ 8.

sich selbst nicht verläugnen. Er verzeucht die Erfüllung seiner so höchst klaren und bestimmten Verheissung nicht, wie es etliche für einen Verzug achten, und mit spottendem Triumphe fragen: Wo bleibt er denn so lange? sondern er ist langmüthig gegen uns, als der nicht will, daß jemand verloren werde, sondern daß alle zur Buße kehren. Er wird wiederkommen, so gewiß er hingegangen ist zum Vater; er wird seine geliebte Erde, die sein Blut und seine Thränen trank, wieder heimsuchen. Ihn werden alle Augen sehen — unsere Augen werden ihn sehen, den Sehenswürdigsten, in welchem alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet. Ihn sehen — Theuerste, kann eine höhere Wonne, kann eine reinere Seligkeit, kann eine belebendere Freude gedacht werden, als: Jesum Christum zu sehen! Aber den Tag und die Stunde, wann er kommt, wissen wir nicht; darum lasset uns wachen und beten und immerdar bereit seyn, auf daß wir sein Angesicht mit Freude erblicken und aus seinem Auge die Wonne des ewigen Lebens trinken.

Das Wort des Herrn, welches ich euch verkündiget habe: Gott hat einen Tag bestimmt, an welchem er richten wird den ganzen bewohnten Erdboden mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt und jedermann glaubwürdig dargethan, indem er ihn von den Todten auferwecket hat: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nachdem er bey Leibes Leben gehandelt hat, es sey gut oder böse — dieses Wort bleibet in die Ewigkeit.

O du großer, herrlicher und schrecklicher Tag der Offenbarung alles Verborgenen, Tag des Gerichtes und der unparteiischen Vergeltung aller Menschenworte und Menschenthaten — sey unserm Geiste immer gegenwärtig — sey gegenwärtig uns in all deiner Majestät und Furchtbarkeit, wann die Sünde uns locken, wann der täuschende Reiz des Lasters uns blenden und verführen will! Wie wird uns an diesem Tage zu Muthe seyn? Wie werden wir bestehen vor dem Rechenschaft fordernden Richter der Lebenden und Todten? Welche Gesinnungen, welche Worte, welche Thaten werden uns an diesem Tage vor dem Angesichte des Richters, vor dem Angesichte aller Engel und Menschen, Ehre machen, uns mit Freude und Wonne erfüllen? Welche Gesinnungen, welche Worte, welche Thaten hingegen werden uns unaussprechliche Schande bringen? Welche unser Herz mit namenlosem Schrecken und Jammer erfüllen? — Diese Fragen, meine Theuersten, mögten wir sie uns täglich mit höherm Ernste und mit Gewissenhaftigkeit zur Beantwortung vorlegen! Denn er kömmt, er kömmt, der alles offenbarende Gerichtstag! Ihn entfernen kann keine Macht; ihm entfliehen kann keine List; das Wort des Richters erschallet, und Lebende und Todte müssen gehorchen dem unwiderstehlichen Worte; mit jedem fliehenden Jahre unsers Lebens, mit jedem Monate, jeder Woche, jeder Stunde kömmt er näher, der große und schreckliche Tag, und säumet nicht.

LIII. J. Georg Adam Forſter.

(1751—1794.)

1. Aufenthalt im Haven O-Aitepinha auf der kleinen Halbinſel O-Tahiti. *)

(Erſter Theil. S. 192.)

Ein Morgen wars — ſchöner hat ihn ſchwerlich je ein Dichter beſchrieben —, an welchem wir die Inſel O-Tahiti zwei Meilen vor uns ſahen. Der Oſtwind, unſer bisheriger Begleiter, hatte ſich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfriſchendſten und herrlichſten Wohlgerüche entgegen und kräuſelte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre ſtolzen Gipfel in mancherlei majeſtätiſchen Geſtalten und glühten bereits im erſten Morgenſtrahl der Sonne. Unterhalb derſelben erblickte das Auge Reihen von niedrigern, ſanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verſchiedenem anmuthigem Grün und herbſtlichem Braun ſchattirt waren. Vor dieſen her lag die Ebene von tragbaren Brodfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beſchattet, deren königliche Wipfel weit über jene emporragten. Noch erſchien Alles im tiefſten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und ſtille Schatten ſchwebten noch auf der Landſchaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häuſern und Canots unterſcheiden, die auf den ſandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über dieſe brach ſich die See in ſchäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Waſſer ſpiegelglatt und verſprach den ſicherſten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten und die Ausſicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küſte, ſo eilten einige unverzüglich nach dem Strande herab, ſtießen ihre Canots ins Waſſer und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, ſo waren ſie durch die Oeffnung des Riffs, und eins kam uns ſo nahe, daß wir es anrufen konnten. Zwei faſt ganz nackte Leute, mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Scherpe um die Hüften, ſaßen drin. Sie ſchwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten lauten Tayo! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundſchaftsgruß auslegen konnten. Das Canot ruderte dicht unter dem Hintertheil des Schiffes, und wir ließen ihnen ſogleich ein Geſchenk von Glaskorallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hingegen wiederum reichten uns einen grünen Piſangſchoß zu, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens iſt, und baten ſolchen dergeſtalt ans Schiff zu befeſtigen, daß er einem

*) „Joh. Reinhold Forſters Reiſe um die Welt während der Jahre 1772—1775 in dem von Seiner itzregierenden Großb. Majeſtät auf Entdeckungen ausgeſchickten und durch den Kapitän Cook geführten Schiffe the Resolution unternommen, beſchrieben und herausgegeben von deſſen Sohne und Reiſegefährten George Forſter. Berlin. Haude und Speener. Zwei Theile. 1778." 4.

Jeden in die Augen fiele. Demzufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmaſtes feſt gemacht, worauf unſere Freunde ſogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, ſo ſah man das Ufer mit einer Menge Menſchen bedeckt, die nach uns hinguckten, indeſſen andere, voll Zutrauens auf das geſchloſſene Friedensbündniß, ihre Canots ins Waſſer ſtießen und ſie mit ihren Landesproducten beluden. In weniger als einer Stunde umgaben uns Hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in deren jedem ſich ein, zwei, drei, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns gieng ſo weit, daß ſie ſämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten erſchallte das willkommene Tayo, und wir erwiederten es mit wahrhaftem und herzlichem Vergnügen über eine ſo günſtige Veränderung unſerer Umſtände. Sie brachten uns Kokusnüſſe und Piſangs in Ueberfluß, nebſt Brodfrucht und andern Gewächſen, welche ſie ſehr eifrig gegen Glaskorallen und kleine Nägel vertauſchten. Stücke Zeug, Fiſchangeln, ſteinerne Aexte und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgeboten und leicht angebracht. Die Menge von Canots, welche zwiſchen uns und der Küſte ab- und zugingen, ſtellte ein ſchönes Schauſpiel, gewiſſermaßen eine neue Art von Meſſe auf dem Waſſer dar. Ich fieng ſogleich an durch die Cajütenfenſter um Naturalien zu handlen, und in einer halben Stunde hatte ich ſchon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fiſche beiſammen. Die Farben der letztern waren, ſo lange ſie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich dieſen Morgen anwendete, ſie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, ehe ſie mit dem Leben verſchwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten ſo viel Sanftes in ihren Zügen als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ungefähr von unſerer Größe, blaß, mahagoni-braun, hatten ſchöne ſchwarze Augen und Haare und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein anderes aber in mancherlei maleriſchen Farben als einen Turban um den Kopf gewickelt.

Die Kleidung der Frauen beſtand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzuſtecken, und hinten und vorne bis auf die Kniee herabhing. Hierüber trugen ſie ein anderes Stück Zeug, das ſo fein als Neſſeltuch und auf mannigfaltige, jedoch zierliche Weiſe etwas unterhalb der Bruſt als eine Tunica um den Leib geſchlagen war, ſo daß ein Theil davon, zuweilen mit vieler Grazie, über die Schulter hing. War dieſe Tracht gleich nicht vollkommen ſo ſchön als jene an den Griechiſchen Statuen bewunderten Draperien, ſo übertraf ſie doch unſere Erwartung gar ſehr und dünkte uns der menſchlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andere, die wir bis jetzt geſehen. Beide Geſchlechter waren durch die von andern Reiſenden bereits beſchriebenen ſonderbaren ſchwarzen Flecken geziert oder vielmehr verſtellt, die aus dem Punktiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer ſchwarzen Farbe in die Stiche entſtehen.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen verſchiedene dieſer guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich ſanfte Weſen, welches ein Hauptzug ihres

Nationalcharakters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor und gab einem Jeden, der das menschliche Herz studirte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmale, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedner Art. Einige ergriffen unsere Hände, Andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch Andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so gaben sie sich viele Mühe uns zu unterrichten und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harten und zischenden Konsonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlauter. Was dazu erfordert ward, war bloß ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modificationen der Selbstlauter zu unterscheiden, welche natürlicherweise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitlauter eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das O und E, womit sich die meisten Nennwörter und Namen in Herrn Cooks erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor deren Nennwörtern herzugehen pflegen. —

2. Der Seedienst.

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder viermal angeschlagen, so ertönt des Botmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß Alles auf den Beinen sein und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Castell und am Steuerruder ein Jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Der Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelößt und aufgezogen worden, brausen die Winde darin und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung des Mastes heran. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen

quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befeſtigt hängt ein ſchlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkt dient. Auf dieſem Seil gehen ſechs bis acht Matroſen hurtig und mit ſicherm Tritt zu beiden Seiten bis an die äußerſten Enden der Raa hinaus, trotz des Windes, der das flatternde Segel gewaltſam hin und her ſchleudert nnd das Seil unter ihren Füßen erſchüttert, trotz der ſchwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich ſtärker gefühlt wird als auf dem Verdecke. — Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa ſich in eine thürmende Welle tauchen ſehen. Der Matroſe am Ende einer Segelſtange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Maſte hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis ſechszig Fuß geſchaukelt. Jetzt ſcheint er ins Meer hinab geſchleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne ſich dieſe gewaltſame Bewegungen anfechten zu laſſen, biegt er ſich über die Segelſtange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zuſammen, bindet es feſt, und vollendet dieſe gefahrvolle Arbeit mit ſeinen Gehülfen in wenigen Minuten. Seine einzige Sorge bei dieſem wie bei jedem andern Geſchäfte iſt dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geſchicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieſer rühmliche Wetteifer liegt tief in ſeiner Seele und iſt die Folge eines gewiſſen gemeinſchaftlichen Gefühls, welches dieſem Stande eigen iſt. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er ſich in der tiefſten Finſterniß der Nacht bloß auf das Taſten ſeiner harten Hände verlaſſen darf. Selbſt wenn der Sturm ein Segel zerriſſen hat und mit den Stücken Alles zerpeitſcht, ſcheut kein Matroſe die Gefahr von einem ſolchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten iſt. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, ſitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchſten Gipfel der Marsſtange und blickt aus dieſer einſamen, ſchwindlicht machenden Höhe wachſam umher. Er lächelt, wenn unerfahrene Landleute oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und iſt ungern freigebig mit dieſem Namen, ſo lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offner See hat ſelbſt ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm ſchaden, ſobald alle Segel eingezogen ſind und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit feſtgebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt? Oder wenn man es, ſicher, daß kein Land in der Nähe ſey, mit wenigen Segeln ſchnell vor dem Sturme hinfliehen läßt, vorausgeſetzt, daß das Schiff dauerhaft gebaut ſey? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küſte führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verſpricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Dieſe Gefahr trifft ihn indeß nur ſelten; Anſtrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen ſind ſein tägliches Loos.

Der Poſten am Steuerruder iſt einer der beſchwerlichſten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus, und wenn die See in hohen Wogen geht und der Wind heftig ſtürmt, müſſen zwei Perſonen zugleich

das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzlen Mannes leicht zu mächtig wird und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug im Charakter des Seemannes. —

Die schnellen Veränderungen des Windes und der Witterung, die man zur See so oft erfährt, tragen Vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehl schlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten. — — —

LIV. Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar.

(1756 — 1828.)

Schreiben des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar an den Minister von Göthe bei dessen Dienstjubiläum am 7. Nov. 1825.

Sehr werthgeschätzter Herr geheimer Rath und Staatsminister! Gewiß mit vollem Rechte betrachte ich den Tag, wo Sie meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meine Dienste, da Sie seit jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihres seltenen Talents zu geben. Die 50ste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat; dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung betrachte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte ich, der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

LV. Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar.

(30. Januar 1757 — 14. Febr. 1830.)

An K. L. von Knebel.

(Knebels Werke. Erster Theil. S. 227.)

Weimar, den 31. März 1819.

Die Beilagen werden Ihnen sagen, daß leider der jetzige Augenblick nicht günstig für Ihre Angelegenheit war. In einiger Zeit werde ich Graf Görtz nochmals daran erinnern, und da ihm der König von Baiern sehr wohl will, so hoffe ich, daß er's durchsetzen wird. Am guten Willen wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Kotzebue's Ende ist in jeder Rücksicht schauderhaft. Ich wußte, was an ihm war und schätzte ihn nie, auch hat sein albernes Geklatsche uns viele Unannehmlichkeiten zugezogen, aber abscheulich bleibt doch die That. Soll denn ein Vehmgericht wieder in Deutschland eingeführt werden? Die großen Schreier über Mangel an Freiheit sind doch wohl die größten Despoten, denn sie dulden ja nicht einmal eine ihnen entgegengesetzte Meinung.

Es wird bei Ihnen schon recht grün sein? Hier fängt es auch an hübsch zu werden; wenn wir nur einmal die Aequinoctial-Winde überstanden hätten.

Ich wünsche Ihnen recht wohl und gesund zu leben.

L., G. H. v. S.

LVI. Aug. Wilh. Iffland.

(1759 — 1814.)

Deutsche Biederkeit. *)

Scenen aus den „Jägern. Einem ländlichen Sittengemälde in fünf Aufzügen."

(Zweiter Band. S. 130)

Amtmann. Oberförster.

Oberförster. Nun, Herr Amtmann, jetzt sind wir allein. Sie wollten mir ja nach Tisch etwas anvertrauen —

Amtmann. Das wollte ich. Allein dem Anscheine nach ist meine gute Meinung überflüssig. — Die Frau Oberförsterin hat eine gewisse Idee gehabt, und nach Zuredung von meiner Seite hat meine Frau es sich gefallen lassen wollen, daß Ihr Anton meine Tochter heirathe.

*) A. W. Ifflands theatralische Werke. Auswahl. Leipzig. Göschen. 1827. 8.

Oberförster. Wenn Ihnen das Zureden sauer geworden ist, so thut mir es leid; denn aus der Heirath kann nichts werden, weil mein Sohn Friederiken zur Frau nehmen wird.

Amtmann. So? Also hat meine Tochter recht gesehen? Die Frau Oberförsterin dachte vermuthlich — —

Oberförster. Links, und ihr Sohn rechts.

Amtmann. Hm! Was so ein junger Mensch will oder nicht, darauf kommt es nicht allemal an.

Oberförster. Aber hierbey denn doch wahrlich! Wenn er heirathen soll, so muß er beym Blitz doch dabey seyn!

Amtmann. Wenn die Väter über die Zahl einig sind, welche den drey Nullen vorgesetzt werden soll, so giebt sich das Uebrige von selbst. Ich hätte ihm gewiß in Ansehung seines Dienstes ansehnliche Verbesserung verschafft, und —

Oberförster. Wenn Sie meinen Sohn glücklich machen können, so werden Sie es, auch wenn er Ihre Tochter nicht heirathet.

Amtmann. Ja, o ja. — Nur —

Oberförster. Dem Geschickten steht der Ungeschicktere nach. Das versteht sich. Zu leben hat mein Sohn. Um Reichthum habe ich Gott noch nie gebeten. — Indeß — (Er nimmt ein Glas.) Gutes Wohlseyn! (Trinkt.)

Amtmann. (Kalt.) Höflichen Dank.

Oberförster. Apropos — Bey den Diäten haben Sie mir 50 Thaler zu viel geschickt. Ihr Schreiber hat sie zurück bekommen.

Amtmann. (Mit viel Aufhebens.) Das muß ein Irrthum von dem Menschen gewesen seyn, denn ich — —

Oberförster. Freylich ein Irrthum. Das sagte ich gleich —

Amtmann. Daß Sie nicht denken, als —

Oberförster. Ich schickte es fort, ehe ich darüber dachte.

Amtmann. Die Gedanken sind oft mancherley — man lästert mich immer — Sie könnten glauben — als ob ich Sie — als ob ich den Weg der Erkaufung —

Oberförster. Bewahre! Etwas kaufen zu wollen, das keinen Preis hat, dazu sind Sie zu vernünftig und zu sparsam, um 50 Thaler wegzuwerfen.

Amtmann. O ich habe so viele Feinde, nicht Einen Freund, der es redlich mit mir meinte —

Oberförster. Das ist Ihre eigne Schuld. Das macht — Nun ein Glas! Es ist ein reiner Wein, ein guter Wein, macht fröhlich und öffnet das Herz. Mir ist so zu Sinne. — Ist Ihnen auch so — so sprechen wir jetzt wohl ein Wort mehr als sonst!

Amtmann. Ja — wie so?

Oberförster. Sehen Sie — was wir einer von dem andern halten, wissen wir. Aber weß das Herz voll ist — Sie kennen das Sprichwort — nun und ein Glas Wein löset die Zunge. Allein sind wir jetzt — sagen Sie, was Sie gegen mich auf dem Herzen haben; ich wills auch so machen. Wer weiß, kommen wir nicht näher zusam-

men! Die Geschäfte gehen denn doch besser, wenn wir einig sind, und das sind wir dem Fürsten und den Unterthanen schuldig.

Amtmann. Lieber Mann! Einigkeit ist ja mein täglicher Wunsch Ich biete hiermit die erste Hand zur Freundschaft.

Oberförster. Wollen Sie, wie ich will? — Hand in Hand! — alte deutsche Treue!

Amtmann. (Schlägt ein.) Und reciprokes Verständniß, amikable Behandlung.

Oberförster. Alles was ich Ehrliches vermag, ohne ausländische Worte voraus!

Amtmann. Kann ich mich Ihnen anvertrauen?

Oberförster. Das kann jedermann.

Amtmann. Können Sie von Grillen abgehen?

Oberförster. Die Hand darauf! wenn Sie mir eine Grille beweisen, so kassiere ich sie.

Amtmann. Scharmant. Sie sollen einen dankbaren Mann an mir finden.

Oberförster. Herr Amtmann — wenn es möglich wäre — wenn ich Sie so in manchen Stücken ändern könnte — Nun — trinken wir noch ein Glas! Nehmen Sie — stoßen Sie an — (Sie stoßen an.) auf eine gute Stunde für uns Beide! (Sie trinken!) Auf eine gesegnete Stunde! (Er schlägt ihm auf die Schulter.)

Amtmann. Wills Gott!

Oberförster. Der Wein erfreut des Menschen Herz!

Amtmann. Nun ja!

Oberförster. Der Wein schafft gute Menschen. Offne, treuherzige Menschen. Nun gehen Sie vom Platze und reden Sie zum Besten. Ich höre, und will alles was gut ist. Nun reden Sie!

Amtmann. Guter Mann —

Oberförster. Halten Sie mich dafür?

Amtmann. O, ich ästimiere Sie so —

Oberförster. Nur weiter.

Amtmann. Sehen Sie, Luxus — Bedürfnisse aller Art sind gestiegen —

Oberförster. Ich steige nicht mit.

Amtmann. Sie sind — gleichsam ein Landmann —

Oberförster. Sie sollten das auch seyn.

Amtmann. Ich bin eine obrigkeitliche Person; ich muß doch Figur machen.

Oberförster. Wenn jedermann Vertrauen und Liebe zu Ihnen hat, so machen Sie in Gottes Namen die wahre Figur.

Amtmann. Man hat Kinder, denen man etwas nachlassen will —

Oberförster. Etwas. Zu viel ist ungesund.

Amtmann. Bis man zu einem einträglichen Posten gelangt, kostet es Aufwand von aller Art.

Oberförster. Das verstehe ich nicht.

Amtmann. Das muß wieder herausgebracht werden. Mit den Herren in der Stadt iſt das eine eigne Sache; wer nicht helfen kann, kann ſchaden. Darum muß ſolchen Herren alles zu Gebote ſtehen: Spielpartie — Bälle — Logis auf viele Wochen für Herren, Bediente, Jäger, Poſtzug und Hunde. Woher nehmen? Da kann die Beſoldung nicht zulangen.

Oberförſter. Das iſt begreiflich.

Amtmann. Genuß der Welt iſt nur für die feinern Geſchöpfe. Ob —

Oberförſter. Herr Amtmann, der ehrlichſte Mann iſt der feinſte Mann!

Amtmann. Freylich, freylich! — Aber wer nichts bedarf als Eſſen und Schlaf, dem kann nichts daran liegen, ob er etwas mehr oder weniger trägt, und ſo wird dann denen geholfen, die eigentlich Mangel oder Genuß fühlen.

Oberförſter. Was heißt das? Wer ſind die, welche nichts bedürfen als Eſſen und Schlaf?

Amtmann. Die Bauern.

Oberförſter. Verderben Sie mir den Wein nicht.

Amtmann. Im Gegentheil, lieber Freund — Nun noch ein Glas — (Er bringt ihm ein Glas auf und nimmt ſelbſt eins.) Allons!

Oberförſter. Ja — die Bauern! Sie ſollen leben!

Amtmann. Natürlich!

Oberförſter. Mit Freuden eſſen und ruhig ſchlafen! (Er trinkt.)

Amtmann. Wir wollen aber auch leben! (Er trinkt.)

Oberförſter. Nach Verdienſt!

Amtmann. Nach Verdienſt, recht ſo! — Ja ja — Verdienſt, Verdienſt! das iſt das wahre Wort. Wenn Sie nur auf dem Punkt die Grillen ablegen wollten!

Oberförſter. Ein Mann ein Wort, Grillen kaſſiere ich.

Amtmann. Nun — auf Kaſſierung der Grillen!

Oberförſter. Ich trinke nicht mehr. Nun?

Amtmann. Sehen Sie, wenn Sie zur rechten Zeit weniger ſkrupulös ſeyn wollten, ſo könnten es die Bauern erſt recht gut haben.

Oberförſter. Wahrhaftig? Da bin ich. Ich will mich fügen. Sagen Sie, was kann ich thun, daß den Leuten die Laſt leichter wird? Was kann ich ändern? — Ich will alles — reden Sie.

Amtmann. Nun — das iſt ja ein köſtlicher Augenblick. Sehen Sie, wenn Sie mich in meinem Verfahren durch Widerſprüche nicht ſo ſchikanieren — nun — nur einen Augenblick Geduld — ſo kann ich manchmal den armen Teufeln durch die Finger ſehen. Damit ich nun nichts verliere, indem ich den Menſchen nachſehe — was wäre da zu thun? he?

Oberförſter. Das will ich hören.

Amtmann. Ja, das giebt ſich von ſelbſt, und hätte ſich längſt

geben können. Sehen Sie, ein Baum — ich will sagen so ein — so genannter Holländer-Baum — Sie verstehen mich —

Oberförster. Ein Baum, den die Holländer zu Schiffbauholz kaufen —

Amtmann. Ganz recht.

Oberförster. Nun?

Amtmann. Nun, lieber alter Jäger vor dem Herrn, so ein Baum mit seinen Aesten, Zweigen und Wurzeln ist doch kein lebendiger Mensch?

Oberförster. Freylich nicht.

Amtmann. Wenn er umgehauen ist, liegt er da und hat nichts empfunden. Wenn er verkauft ist, Schuh für Schuh — macht es ein artig Sümmchen. Wenn aber mehrere der hochstämmigen Narren umgehauen und verkauft sind, macht es eine reputierliche Summe aus. Ha ha ha! (Er greift dem Oberförster kitzelnd in die Seiten.) Nicht wahr?

Oberförster. (Kalt.) Ich bin nicht kitzlich. Weiter.

Amtmann. Nun — so eine Summe nun, für alte Bäume, angelegt, wohl verwaltet, die kann alte ehrliche Diener warm halten, die lieben Kinder gegen alle Ereignisse decken, und so, bester redlicher Freund, kann man es der Menschheit leichter machen, wenn man die Art ein bißchen mehr und öfter an der Wurzel spielen läßt. Verstanden?

Oberförster. Nicht ganz.

Amtmann. Von jedem Gewinn die Hälfte Ihre! Dagegen bekomme ich erforderlichen Falls Ihr Zeugniß, wie ich es jedesmal vorschreibe.

Oberförster. Daß dich alle Wetter! Den Teufel auf Ihren Kopf sollen Sie bekommen! Was unterstehen Sie Sich? Mir das zu sagen — in meinem Hause? Mir?

Amtmann. Nun, Herr Oberförster?

Oberförster. Tausend Sapperment! In Ihrer Amtsstube, wo die heilige Gerechtigkeit blinde Kuh spielt, mögen Sie Ihren Bauern so rechts links machen: aber wenn Sie einen alten treuen Diener des Fürsten zum Schurken machen wollen, so soll Ihnen — Herr! wenn Gastrecht nicht wäre, so lägen Sie jetzt Hals über Kopf auf der Treppe.

Amtmann. Was ist das?

Oberförster. Rudolph — he, Rudolph!

Amtmann. Der Wein ist Ihnen in den Kopf gestiegen. Sie sind auf meine Ehre betrunken.

Oberförster. Ihr seyd ein armer Schelm, daß Ihr dahin flüchtet! Ein bißchen rascher geht es wohl nach einem Glase Wein, aber auf der geraden Linie stehe und gehe ich fest! Trotz geboten sey Ihm auf sein Lebtage, daß ich Ihm nie auf krummen Wegen begegnen werde! Nennt mich bey Euren Monatsgästen einen groben Mann — das wird jeder glauben, sobald er hört, daß ich mit Euch gesprochen

hab. Nennt mich einen Trunkenbold, oder einen Schürken, so giebt es Leute, die Euch das Nein handgreiflich beantworten werden.

Amtmann. Ich habe gesagt, was ich wollte: so waren wir ohne Zeugen.

Oberförster. Ich werde es nie vorrücken — (Ergrimmt.) denn ich schäme mich, daß mir so etwas hat gesagt werden können.

Amtmann. Diese Grobheit kann ich vergelten.

Oberförster. Pah! Armer Vergelter — Rudolph!

Rudolph. Herr Oberförster!

Oberförster. Der Schulze soll kommen. (Rudolph geht.)

Amtmann. Mich erst treuherzig zu machen, und hernach —

Oberförster. Treuherzig? Wer kann das?

Amtmann. Schon gut. Aber — (Will gehen.)

Oberförster. Halt!

Amtmann. Kein Wort mehr. (Geht.)

Oberförster. Für mich keine Sylbe. Wir haben von Dienstsachen zu reden. Sie wollen für tausend Thaler Holz aus dem Gemeindewald hauen lassen?

Amtmann. Ja.

Oberförster. Das kann nicht seyn, und soll nicht seyn.

Amtmann. Die Gemeinde hat Schulden, es muß seyn. — —

LVII. Friedrich von Schiller.

(1759 — 1805.)

1. Aus den Räubern. *)

(1777.)

Schuld und Unschuld.

(Dritter Band. S. 124.)

Die Räuber (gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde weiden am Hügel hinunter.)

Moor. Hier muß ich liegen bleiben (wirft sich auf die Erde). Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Zunge trocken, wie eine Scherbe (Schweizer verliert sich unbemerkt.) Ich wollt' auch bitten, mir eine Handvoll Wasser aus diesem Strome zu holen, aber ihr seyd alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch ist der Wein all in unsern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie schön das Getreide steht! — Die Bäume brechen fast unter ihrem Segen. — Der Weinstock voll Hoffnung.

Grimme. Es gibt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinst du? — Und so würde doch Ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde schlagen.

*) „Friedrich von Schillers sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1825." 8.

Schwarz. Das ist leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das sag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum soll dem Mensch das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehl schlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder ist hier die Mark seiner Bestimmung?

Schwarz. Ich kenne sie nicht.

Moor. Du hast gut gesagt, und noch besser gethan, wenn du sie nie zu kennen verlangtest! — Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen, und ihre Riesenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäusegeschäfte, das wunderseltsame Wettrennen nach Glückseligkeit! — Dieser dem Schwung seines Rosses anvertraut — ein Anderer der Nase seines Esels — ein Dritter seinen eigenen Beinen; dieses bunte Lotto des Lebens, worin so Mancher seine Unschuld, und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwergfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor. (in den Anblick versenkt). So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du scheinst tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblings-Gedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — (mit verbissenem Schmerz). Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor. (drückt den Hut über's Gesicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er seine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte —

Grimm. Bist du wahnsinnig? Willst du dich von deinen Bubenjahren hofmeistern lassen?

Moor (legt sein Haupt auf Grimms Brust). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? sey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Siehe diese malerische Landschaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja, Freunde, diese Welt ist so schön.

Schwarz. Nun, das war wohl gesprochen,

Moor. Diese Erde so herrlich.

Grimm. Recht — Recht — so hör' ich's gern.

Moor. (zurückgesunken). Und ich so häßlich auf dieser schönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieser herrlichen Erde.

Grimm. O weh! O weh!

Moor. Meine Unschuld! Meine Unschuld! — Seht! es ist Alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens Alles so verschwistert! — Die ganze Welt Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — Ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reichen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung (wild zurückfahrend). Umlagert von Mördern — von Nattern umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — hinaus schwindelnd in's Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abadona!

Schwarz. (zu den Uebrigen). Unbegreiflich! Ich hab' ihn nie so gesehen.

Moor. (mit Wehmuth). Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieser Taglöhner einer! — O ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — um mir die Wollust eines einzigen Mittagsschlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

Grimm. (zu den Andern). Nur Geduld, der Paroxismus ist schon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit, wo sie mir so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Thäler! O all ihr Elysiums-Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

2. Aus der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung.

(1788.)

a. Wilhelm von Oranien.

(Zwölfter Band. S. 120.).

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Men-

schen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Geld mit Verschwendung, aber geitzte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feyerstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beym Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bey dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freyern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

b. Graf von Egmont.

(S. 125.)

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von

Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oestreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzoginn Sabine von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bey St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bey ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freyen Stirn erschien seine freye Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tollbreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtseyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemei-

nen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleineren Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr, als ein Fläminger gewesen. — — — — —

3. Aus der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs.

(1790.)

Die Schlacht bei Lützen und Gustav Adolphs Tod.

(Band 15. S. 148.)

Gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preiß noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preißes aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilt jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er

die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahnungsvoller Busen verleugnet. Gott mit uns! war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria! Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapferen Bataillone mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingts, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissene Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Küraſſiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht, theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem Könige, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockischen Regiments davon, der Unordnung seines eignen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine

Blicke umherſendet, irgend eine Blöſe des feindlichen Heeres auszuſpähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn ſein kurzes Geſicht zu nah an daſſelbe. Ein kaiſerlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und ſchnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuſchlagen. „Auf den dort ſchieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann ſeyn." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerſchmettert. In dieſem Augenblicke kommen ſeine Schwadronen daher geſprengt, und ein verwirrtes Geſchrei: Der König blutet — der König iſt erſchoſſen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. Es iſt Nichts — folgt mir! ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthloſen Infanterie dieſen niederſchlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit ſterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich ſank er vom Pferd, und von noch mehr Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben.

Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der Schwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbey, dem gierigen Feind dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiße, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, ſeitdem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte.

Mit Löwengrimm werfen ſich die Upländiſchen, Smaländiſchen, Finniſchen, Oſt- und Weſtgothiſchen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet und jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaiſten Heere der Schweden in ſeiner Perſon ein fähiges Oberhaupt, und der Geiſt Guſtav Adolphs führt von Neuem ſeine ſiegreichen Scharen. Schnell iſt der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiſerlichen ein. Das Geſchütz an den Windmühlen, das ein ſo mörderiſches Feuer auf die Schweden geſchleudert hatte, fällt in ſeine Hand, und auf die Feinde ſelbſt werden jetzt dieſe Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des ſchwediſchen Fußvolks ſetzt unter Bernhards und Knyphauſens Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er ſich glücklich hinwegſchwingt, und zum zweitenmal die Batterie der ſieben Kanonen erobert. Auf die ſchweren

Bataillone des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der Schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwägen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die Schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich wars, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als dringend Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehn. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die Schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen Schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum zweiten Mal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuthes gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Picolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler

Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen!

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am Wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die Schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mal setzt sie über die Gräben, und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert.

Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwicklen. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine

setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet.

Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preiß und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen.

Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die Schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weißenfels scheint es, ließ Herzog Bernhard die Schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können.

Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatz; noch weit größer war die Anzahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode.

Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

4. Das Erhabene und das Schöne.

(Ueber das Erhabne. Schillers Werke. Band 18. S. 369.)

(1796.)

Zwey Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühvolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefähr-

lichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der Andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweyten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freyheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frey bey der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frey beym Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von seinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweyer widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwey entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwey verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwey entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bey Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre Fassungskraft und erliegen bey dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall, durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unsrer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Andres im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr

begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als blos sinnlich sind, so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind, und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bey dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beym Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen Beyden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärfste von einander geschieden, denn gerade bey solchen Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiel werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bey aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handlen, und er müßte seinen eignen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eignen Herzen ausmachen; wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnen-

welt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grunde davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freylich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und der Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere zu verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beym Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung, reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin

Calypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt: er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen, und ist frey.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beydes in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsre Wärterinn im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstande zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist, und unsere Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird, und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einem bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzet wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln. — —

5. Briefe. *)

a. Schiller an Göthe.

(Erster Band. S. 12.)

Jena, den 25. August 1794.

Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Theil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1828. 1829. 6 Theile. 8.

Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkührliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigner Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann blos zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr entwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen, eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiäner geboren worden, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationellen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen

Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandlen, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Oppositа geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen, und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer neue Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat, und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Die kleine Schrift von Moritz, die Herr v. Humboldt sich noch einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen und danke derselbigen einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude, sich von einem instinktartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben, und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Moritzischen Ideen verfolgt, so sieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen, und entdeckt sich bei dieser Gelegenheit gleich der

Mangel und die Gränze unserer Sprache sehr, so erfährt man doch auch ihre Stärke, und weiß nun, wie und wozu man sie zu brauchen hat.

Das Produkt von Diderot, besonders der erste Theil, ist sehr unterhaltend, und für einen solchen Gegenstand auch mit einer erbaulichen Decenz behandelt. Auch diese Schrift bitte ich noch einige Tage hier behalten zu dürfen.

Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal*) bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erste Stück desselben zu eröffnen, so nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman nicht nach und nach darin erscheinen lassen wollen? Ob und wie bald Sie ihn aber auch für unser Journal bestimmen, so würden Sie mir durch Mittheilung desselben eine sehr große Gunst erzeigen. Meine Freunde so wie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken und ich verharre

hochachtungsvoll

Ihr gehorsamster Diener
Fr. Schiller.

b. Göthe an Schiller.

Antwort.

(Erster Theil. S. 20.)

Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summa meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maaß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

---

*) Die Horen, welche vom Jahre 1795 an erschienen, und wovon Schiller Hauptredakteur war.

Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann; wenn ich mich ihrer gleich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir Manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman, wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige, was ich noch habe, was Masse macht, und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinne nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zwecke aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen und die Ausführung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise.

Ettersburg den 27. August 1791.

Göthe.

LVIII*. Johann Kaspar Fr. Manso.

(1759 — 1826.)

Aus der Geschichte des preußischen Staates *)

Die Schlacht bei Leipzig.

Mit dem Uebertritte des Baierischen Heeres, das bisher zwar unthätig, doch drohend an der Oestreichischen Gränze gestanden hatte, und dem Heranziehen der Russischen Verstärkungen unter Bennigsen, der am 25. September Leutmeritz erreichte, kam neues Leben in die Bewegung der Verbündeten und der Entscheidungstag näher. Das Schlesische Heer schlug unfern des Zusammenflusses der Elster und Elbe mehrere Brücken über den letzten Fluß, warf den Franzosen Bertrand, der verschanzt bei den Dörfern Globig, Bleddin und Wartenburg stand, mit nicht geringem Verluste für ihn auf Kemberg und Wittenberg und lagerte am 4. October bei Düben.

*) J. C. F. Manso's Geschichte des Preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. Zweite berichtigte Ausgabe. 8 Bände. Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung. Leipzig bei Dörffling. 1835 — 1836.

An demselben Tage ging das Nordheer über den Strom, die Russen und Schweden bei Acken und Roßla, von wo aus sie den Marschall Ney in der Straße nach Leipzig verfolgten, und ihnen nach der Preußische Heerhaufe unter Bülow, mit Zurücklassung des Feldherrn Thümen, der Wittenberg von nun an allein beobachtete. Am 7. boten sich beide Heere, das Schlesische und das Nordherr, die Hand und bezogen eine Stellung am linken Mulda-Ufer in der Gegend von Jeßnitz, Zörbig und Radegast.

Ihnen entgegen drang das Böhmische Heer unter Schwarzenberg in mehreren Heersäulen. Meervelbt, Giulay und Klenau standen in Marienberg, Tschopau und Chemnitz. Schwarzenberg, Schneeberg und Zwickau hielten Wittgenstein und Kleist unter dem Oberbefehl Barclays. Die Straße nach Töplitz deckte Bennigsen, weil die Französische Hauptmacht noch in Dresden stand. Lichtenstein zog über Annaberg ebenfalls auf Zwickau, um den von Augereau theils gesammelten, theils von dem Heere in Spanien abgerufenen Kriegshaufen, der über Coburg und Saalfeld zog, wo nicht aufzufangen, doch aufzuhalten. Das Hauptlager der beiden Kaiser war in Kommotau, das des Königs von Preußen in Töplitz.

Auch Napoleon, als er so allgemeinen Aufbruch erfuhr, zögerte nicht, sondern sandte seine Völker zwischen der Elbe und Mulda abwärts. Er selbst verließ am 7. früh Dresden und traf, den Weg über Wilsdruf nach Meißen nehmend, am 8. Abends bei Wurzen ein. Ihm folgte kurz darauf, still, mit wenigen Wagen, schwerlich aus freiem Entschlusse, gewiß nicht mit frohem Herzen, Sachsens König nach Leipzig. Am nächsten dem Feinde standen jetzt Victor bei Freiberg, Lauriston in Mitweida und Poniatowski bei Frohburg. Den Ober-Befehl über alle drei Abtheilungen führte der König von Neapel.

Von nun an begannen täglich und aller Orten Angriffe und kleine Gefechte. Bei Dresden erneuerten sie sich immerfort unter Bubna und Bennigsen, bis endlich Gouvion St. Cyr in die Stadt zurückgedrängt und diese, so wie der befestigte Sonnenstein, nach dem Abgange Bennigsens zum Hauptheer, von etwa zwanzigtausend Mann, die den Befehlen Tolstoys untergeben waren, umringt wurde. Zwischen Lichtenstein und Augereau fielen mehrere Kämpfe vor, der hartnäckigste am 9. bei Weißenfels, der beiden viel Volk kostete, ohne doch des letztern Vorschreiten zu hemmen. Eben so fand das große Böhmische Heer, bei seinem Andringen auf Penig, Frohburg und anderwärts, vielfache Hindernisse, die jedoch kaum beachtet wurden: so sehr fesselten die Unternehmungen des Französischen Kaisers aller Blicke.

Dieser, der am 9. in Eulenburg und am 10. in Düben eintraf, ließ seine Feinde in Ungewißheit, worauf er sinne, ob Magdeburg zu gewinnen und diese Festung zum Mittelpunkt seiner Bewegungen zu machen, oder sich auf das Schlesische Heer zu stürzen und selbiges einzeln aufzureiben. Da indeß mehrere Gründe und vor allem die Zurücklassung der starken Besatzung in Dresden die erste Vermuthung als die minder wahrscheinliche darstellten, so änderten Blücher und der Kronprinz in

der Nacht auf den 11. ihre Stellung und rückten beide hinter die Saale, jener auf Halle und dieser auf Bernburg und Rothenburg. Dem Grafen von Tauenzien vertrauten sie die Deckung der Mulda und des Roslaer Brückenkopfes. Zugleich ward er angewiesen, die Marken zu schützen und im dringenden Fall alle Mannschaft auf dem rechten Elbufer zu sammeln.

Sobald Napoleon den unerwarteten Abzug seiner Gegner vernahm und durch ihre wohl gewählte Aufstellung seine Absicht, welche es auch sein mochte, vereitelt sah, so sann er augenblicklich auf Täuschung und sandte, scheinbar, um Berlin zu bedrohen, in der That, um die beiden Heere auf das rechte Elb-Ufer zu locken und ungehindert auf dem linken wirken zu können, den Feldherrn Regnier auf Wittenberg und den Marschall Ney gegen Dessau, und verursachte dadurch in der That keine kleine Verlegenheit. Tauenzien, fürchtend im Rücken angegriffen zu werden, eilte, nicht ohne Verlust, über die Elbe zurück, und Regnier, durch die Besatzung Wittenbergs verstärkt, warf sich auf den beobachtenden Heerhaufen Thümens und verfolgte ihn bis nach Coswig, wo ihn Tauenzien aufnahm und noch in der Nacht zum 13. October nach Zerbst aufbrach, um in der Straße von Potsdam vorzugehn und die Hauptstadt des Landes, seiner Anweisung gemäß, zu sichern. Auch der Kronprinz faßte jetzt die Meinung, Napoleon denke wirklich durch Wittenberg und an der Elbe hinab zu gehn, um Magdeburg zu erreichen, und stellte sich, die Saale verlassend, am 13. bei Cöthen auf, von wo er in einem Tage nach Zerbst gelangen und den Feinden, während ihnen Blücher im Rücken wirkte, mit Vortheil begegnen konnte.

Aber beides, was man fürchtete und was man vermuthete, ermangelte der Erfüllung: so unentschlossen in seinen Entwürfen war entweder vom ersten Anfange an Napoleon, oder so sehr täuschte ihn in dreisten Voraussetzungen das kluge Zuvorkommen seiner Gegner, oder so sehr wirkte auf ihn das Vorrücken des großen Heeres, das am 14. Oktober nur noch fünf Meilen von ihm entfernt stand, und bei Liebertwolkwitz die Reiterei des kühnen Königs von Neapel, der hier beinahe selbst in Gefangenschaft gerathen wäre, zurückwarf. Nicht nur die Abtheilung unter Regnier drang nicht weiter vor; auch die andre, die nach der Elbe hinsah, wendete sich in Eilzügen gegen Leipzig, das am 15. der Mittelpunkt eines Kreises ward, den das Französische Heer bildete. Von nun an blieb kein Zweifel mehr übrig, daß eine blutige vielleicht mehrtägige Schlacht anheben müsse. Auch erließ Schwarzenberg einen Aufruf, der eine solche verkündigte und die Gemüther zur Vertheidigung der heiligsten Sache anregte.

Der Abend des 15. Oktobers fand die beiden Heere, das verbündete und das Französische, wenn man von Osten anhebt, in dieser Ordnung. Am nächsten dem Feinde, namentlich in Thräna, Naunhof, Kohra und Pombsen standen der Graf Wittgenstein und der Graf Klenau, in Störmthal und Gossa der Fürst Gortschakow und der Prinz von Würtemberg, in Magdeborn Kleist, mehr rückwärts Rajewski. Meerveldt, sammt den Oestreichischen und Russischen Unterstützungen,

lagerte in Audigast an der Straße von Pegau nach Leipzig, seine Vortruppen in Zwenkau. Colloredo war erst in Penig, Giulay bereits in Lützen eingetroffen und sandten, jener seine Vorhut nach Frohburg und Rochlitz, dieser Streifer nach Mark-Ranstädt. Blücher befand sich in Skeuditz, der Kronprinz von Schweden in Halle, Bennigsen in Waldheim. Von den Fürsten übernachtete Alexander in Pegau und eben daselbst der Feldmarschall von Schwarzenberg, Franz und Friedrich Wilhelm aber in Altenburg. — Die Franzosen bildeten von Osten nach Westen, oder von Liebertwolkwitz über Wachau nach Connewitz einen Halbkreis und hielten den ersten Ort Lauriston, den zweiten Victor, den dritten Poniatowski. Lindenau, westlich von Leipzig, bewachte Bertrand, den nördlichen Zugang der Stadt Marmont, den zu verstärken Ney und Regnier von Dessau und Wittenberg heran auf Delitzsch zogen. Innerhalb des Kreises harrten des auffordernden Augenblicks bei Probstheida Oudinot und Mortier, bei Stötteritz Macdonald, bei Reudnitz die kaiserlichen Garden, und bei den Straßenhäusern daselbst Augereau. Dem Unbefangnen konnte es nicht entgehn, daß die Stellung der Franzosen bei weitem gedrängter, und ihre Kraft mehr vereiniget war, als die der Verbündeten, deren Völker, einem großen Theile nach, erst eintreffen sollten. Auch der Boden, auf dem Napoleon zu kämpfen beschlossen hatte, gewährte ihm, in so fern nicht Flucht, sondern Sieg in seiner Berechnung lag, durch die deckende Pleiße und die Hochebene bei Wachau, manche Vortheile.

Früh am 16. October zwischen acht und neun Uhr begann rund um Angriff und Abwehr. Längs der Pleiße gegen Mark-Kleeberg bewegte sich der Feldherr von Kleist, gegen Wachau der Prinz von Würtemberg und gegen Liebertwolkwitz der Fürst Gortschakow und der Graf von Klenau. Ueberall erhub sich ein zweifelhaftes Gefecht und erfolgten von Seiten der Verbündeten die rühmlichsten Anstrengungen, ohne daß sie jedoch viel Boden gewannen, oder den Feind merklich beschränkten. Eben dieß war der Fall tiefer unten an der Pleiße bei Connewitz, wo Meerveldt sich gegen die von Natur feste und wohl vertheidigte Stellung Poniatowki's versuchte und seines Zweckes verfehlte. Ueber tausend Stücke Geschütz donnerten auf der ausgedehnten Schlachtlinie und wütheten (einzelne Schüsse wurden gar nicht mehr gehört und in Leipzig klirrten die Fenster und erbebte die Erde) wider die Dörfer, die Schutzwehren der Feinde und von beiden Seiten wider das Leben der Menschen. Napoleon auf der Höhe von Wachau überschaute, beurtheilte, lenkte und sandte überall, wo die Kraft erschöpft schien, oder Aussicht zum Siege war, Beistand. Von Stötteritz gegen Holzhausen zur Kräftigung Lauristons brachen der Heerhaufe Macdonalds, ein Theil der jungen Garde unter Mortier, und Reiterei unter Sebastiani auf, und strebten den feindlichen rechten Flügel zu umgehn. Nach Wachau zur Hülfe Victors zogen zwei Abtheilungen der jungen Garde unter Oudinot, hundert und fünfzig Stücke aufgespartes Geschütz unter Drouot, und eine Abtheilung Reiterei unter Latour-Maubourg. Auch Connewitz ward bedacht und Curial mit einem Theil der alten Garde

abgesandt. So zahlreiche Verstärkungen erheischten nicht geringere von Seiten der Verbündeten und wirklich boten sie alles, was in der Nähe war, auf, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Der Feldherr Rajewski nahm bei der Schäferei Auenhain, die Wacha gegenüber liegt, eine Stellung. Ein Theil der Oestreichischen Unterstützungen, die unter dem Prinzen von Hessen-Homburg bei Zöbigker standen, eilte über Goschwitz an das rechte Ufer der Pleiße der Mitte zu, und bei Mark-Kleeberg löste Bianchy Kleists ermüdete Krieger nach neunstündigem Kampfe ab. Indeß fehlte so viel, daß durch diese Vorkehrungen des Feindes Andrang schnell und allenthalben gehemmt wurde, daß er sich vielmehr von Wachau aus in immer größerer Anzahl entfaltete, die Mitte der Schlachtordnung gegen drei Uhr durchbrach und, über Gossau hinausstürmend, der Anhöhe nahe kam, von wo herab Alexander und Friedrich Wilhelm den Erfolg der wechselseitigen Anstrengungen beobachteten. Nur mit Mühe wehrte Orlow Denisow, heranstürzend mit den Leib-Kosaken des Kaisers, der Kühnheit des tapfern Latour-Maubourg, dem hier eine Stückkugel den Schenkel zerschmetterte, und eroberte vier und zwanzig Stücke Geschütz von sechs und zwanzig genommenen zurück.

Schon hatte Napoleon mehrere Siegesboten nach Leipzig gesandt, und die Glocken der Stadt ertönten, feiernd auf seinen Befehl, als nach und nach die gesammte Oestreichische Unterstützung auf allen ihr bestimmten Punkten eintraf und zugleich die Russisch-Preußische von Magdeborn her sich bewegte. Noch einmal versuchte Napoleon den glücklichen Augenblick, der ihm durch die Abweisung seiner Reiterei verloren gegangen war, zurückzubringen und besetzte die Schäferei Auenhain und die Höhen vor dem Dorfe Gossa, allein ohne sich in jener halten und dieses überwältigen zu können. So heftig er auch und mit immer vermehrten Massen die Angriffe erneuerte, wurden sie doch durch das Zusammenwirken der getroffnen Maßregeln vereitelt, und wenigstens allen weitern und Vernichtung drohenden Fortschritten gewehrt. Dieß war die Gränze, über die hinaus leider auch der Erfolg der Anstrengungen bei Connewitz und Lieberwolkwitz nicht reichte. Dort, wo eine Schaar mittelst einer Furth bei Dölitz die Pleiße zwang, wurde sie fast in dem Augenblick ihres Uebergangs von Curial empfangen und geworfen und verlor ihren Führer, den Ober-Feldherrn Meerveldt, der verwundet in die Hände des Feindes fiel; hier, wo lange eine Gefahr die andere drängte, mußte man sich ebenfalls begnügen, das Gefecht zum Stehen zu bringen und die Dörfer Groß-Pösna und Seyffartshain zu behaupten. Auf solche Weise endigte am späten Abend, östlich der Pleiße und ihren Ufern entlang, die ungeheure Schlacht, in welcher Leben zu tausenden und eine unübersehbare Masse von Kraft, zuletzt, von Seiten der Verbündeten, nicht um zu siegen, sondern um sich zu schützen, geopfert wurde.

Kein anderes Gepräge trug an demselben Tage der Kampf tiefer nordwärts an der Luppe und Elster. Zwar hatte der Oestreicher Giulay sich hier anfangs schnelle Vortheile errungen und sogar Lindenau weggenommen; aber auch ihm entriß der Mittag die Siegeskränze des

Morgens. Der Beſitz von Lindenau war für Napoleon, im Fall eines Rückzuges, viel zu wichtig, um es aufgeben zu können. Bertrand erhielt Befehl, es um jeden Preis zurückzuerobern und eroberte es nach großer Anſtrengung. Selbſt auf Klein-Zſchocher, wohin Giulay am Abend wiederkehrte, verſuchte er vorzudringen, doch fruchtlos. — Das einzige Heer, dem das Glück an dieſem Tage friſche Lorbeeren brachte, war das Schleſiſche. Während nämlich Ney, von Napoleon abgerufen, den gefährdeten Abtheilungen bei Connewitz und Wachau mit der ſeinigen zu Hülfe eilte, ſtießen Blücher und ſeine Mitfeldherrn York und Langeron, auf die Heerhaufen Marmonts und Regniers, die ihnen zwiſchen Möckern und Wetteritzſch entgegentraten und ſich zu behaupten dachten, und zwangen ſie, das Feld zu räumen. Als Ney mit dem Einbruche der Dunkelheit wieder eintraf, fand er es zu ſpät den Kampf aufzunehmen und, was über dem Her- und Hinziehen verloren gegangen war, dem Gegner von neuem abzugewinnen. Man entſchloß ſich daher, hinter die Partha zu gehn und ſtellte bloß ſchwache Vorpoſten in Gohlis und Eutritzſch aus.

Es iſt von jeher befremdend gefunden worden, wie der Kaiſer der Franzoſen den ganzen 17. October, an dem jeder die Erneuerung der Schlacht oder mindeſtens einen großen Entſchluß von ihm erwartete, ungenutzt konnte hingehen laſſen, und ſeine Unthätigkeit erſcheint um ſo räthſelhafter, weil bei ihr die Verbündeten durch das Heranziehen ihrer Verſtärkungen gewannen, er, keiner Hülfe von außen gewärtig, verlor. Faßt man jedoch ſeine Denkungsart und mehrere eintretende Zufälligkeiten ſchärfer auf, ſo begreift man endlich wohl, wie er, der mehr denn irgend ein Feldherr von der öffentlichen Meinung abhängig geworden war, ſich den Einflüſterungen eines falſchen Ehrgeizes hingeben mußte. Durch die Räumung des Schlachtfeldes bekannte er laut und öffentlich, daß der durch Glockengeläut verkündigte Sieg eine ſchmähliche Täuſchung und er der Ueberwundene ſei. Das an ſich ſchon bittre Gefühl dieſes Geſtändniſſes wurde dadurch noch mehr geſchärft, daß der gefangene Feldherr Meerveldt, den Napoleon noch am Abend des Kampftages mit Anträgen in das Oeſtreichiſche Hauptlager geſandt hatte, keine freundliche Antwort zurückbrachte. Hierzu geſellte ſich ferner und mußte ſich die Betrachtung geſellen, daß der Rückzug, zu welcher Zeit man ihn auch antrete, das verbündete Heer nachziehen und eine ernſtliche Abwehr erheiſchen werde. Endlich vereinigte ſich alles zu glauben, daß der Kaiſer den Umfang der ihm drohenden Gefahr nicht genau kannte und ſein Entſchluß, keinen zweiten Kampf zu beſtehn, erſt durch ſpäter einlaufende Nachrichten entſchieden wurde. Welche Gründe ihn indeß zu dieſem Verzug beſtimmten, ſo viel iſt gewiß, daß in der Nacht auf den 18. October alle Anſtalten zum Aufbruch getroffen wurden. Gegen zwei Uhr füllten ſich die rückwärts führenden Straßen mit Volk; bei Probſtheida ward eine Reihe ausgeleerter Pulverwagen, die ſich vielleicht nicht fortbringen ließen, verbrannt; der Kaiſer eilte nach Reudnitz zum Marſchall Ney, der mit den Seinen noch in tiefem Schlafe begraben lag, und blieb dort bis fünf Uhr; dann fuhr er um Leipzig

herum nach Lindenau, befehligte Bertrand nach Weißenfels vorzugehn, und traf, auf demselben Wege umkehrend, gegen acht Uhr wieder in Stötteritz ein, um in einem der dortigen Landhäuser zu frühstücken. Aber schon donnerte das Geschütz. Die Verbündeten brachen auf. Eine zweite Schlacht mußte gewagt werden und das Französische Heer, in einen engern Kreis als gestern zusammengezogen, reihte sich so an einander:

Der rechte Flügel, wie gestern, unter dem obersten Befehle des Königs von Neapel und dem besondern des Fürsten Poniatowski, den Napoleon auf dem Schlachtfelde zum Französischen Marschall ernannt hatte, und der Feldherrn Victor und Lauriston, dehnte sich von Connewitz über Probstheida bis nach Stötteritz aus: aber die vorwärts liegenden und stark besetzten Dörfer Dölitz, Dösen und Zuckelhausen, sammt der Schäferei Maisdorf, und der benachbarten Ziegelscheune, bildeten gleichsam einen Gürtel oder eine Vorlinie, die überwältiget werden mußte, um zur Stellung selbst zu gelangen. Die Mitte von Holzhausen über Zweinaundorf bis Mölkau hielt Macdonald; aber vor ihm standen ebenfalls noch Abtheilungen in Klein-Pösna und Baalsdorf. Der linke Flügel, unter dem Oberbefehle Neys, war zusammengesetzt aus den Heertheilen Marmonts, Souhams und Regniers, von denen dieser Paunsdorf und Taucha bewachte und jene am linken Ufer der Partha von Schönefeld über Reitsch bis hin zur Thecla-Kirche sich ausdehnten. Die nördlichen Zugänge Leipzigs beschützte die Reiterei Arrighi's und Dombrowski's. Die Garden waren auf dem Thonberge so aufgestellt, daß sie schnell nach allen Richtungen hinwirken konnten. Die sämmtlichen Eingänge Leipzigs wurden Marmonts besonderer Obhut anvertraut.

Die Stellung der Verbündeten war im Ganzen die vom 16. Oct., nur daß Blücher, nach einem kühnen Gefechte bei Gohlis, jetzt näher an Leipzig stand: aber gewonnen hatten sie ungemein, nicht bloß durch die Ruhe des gestrigen Tages, sondern zugleich durch die Menge wackerer Streiter, die er ihnen zuführte. In der achten Morgenstunde des 17. trafen die Schweden bereits über Landsberg bei Breitenfeld ein und bezogen ein Lager. Um eilf Uhr erschien Colloredo und stellte sich vor Mark-Kleeberg ins erste Treffen. Am Mittag endlich meldete Bennigsen, daß er sammt dem Oestreicher Bubna Fuchshain erreicht habe. Von jetzt an belebte alle Gemüther der Wunsch, den Feind anzufallen, und die Hoffnung, ihn zu besiegen, und so zog man gegen ihn in sechs Heerhaufen, deren Wirkungen im Ganzen, mit Uebergehung der Ereignisse im Einzelnen, als welche die Erzählung nur verwirren würden, hier zur Bezeichnung des Gangs der Schlacht und des endlichen großen Erfolgs aufgeführt werden sollen.

Die erste Heersäule, vom Prinzen von Hessen-Homburg und, als dieser verwundet wurde, von Colloredo geleitet, nahm die Dörfer Dölitz, Dösen und Lößnig, und strebte sofort Connewitz zu bewältigen; allein Poniatowski und Oudinot ordneten die Bewegungen der tapfern Polen und Französischen Garden so einsichtig, daß keiner der unternommenen Versuche gelang.

Die zweite Heersäule, an Barclays Oberbefehl gewiesen und gebildet aus Preußen und Russen unter Kleist und Wittgenstein, und dem Russisch-Preußischen Hülfshausen unter dem Großfürsten Constantin und dem Grafen Miloradowitsch, drang von Gossa über das aufgegebene Wachau und Liebertwolkwitz, vertrieb die Franzosen aus der Schäferei Maisdorf und der Ziegelscheune, und rückte im Sturmschritt gegen Probstheida vor, ebenfalls ohne Erfolg. Das mehrmals mit schwerem Verluste erkaufte Dorf ward immer wieder mit gleichem Verlust zurückerkauft, und endlich gegen Abend die dünnen Reihen aus dem Feuer herausgezogen und rückwärts aufgestellt.

Die dritte Heersäule oder das sogenannte Polnische Heer, von Bennigsen befehligt, und aus Preußen, Oestreichern und Russen gebildet, entfaltete sich unter der besonderen Leitung der Feldherrn Ziethen, Klenau, Stroganof und Bubna, in vier Abtheilungen. Sie erhielten ihre Richtung, die eine von Groß-Posna auf Zuckelhausen, die zweite auf Holzhausen, die dritte gegen Klein-Pösna, Baalsdorf und Zweynaundorf und die vierte in der großen Straße von Wurzen gegen Mölkau und Paunsdorf. Auch ihr gelang es, die Anstrengungen Macdonalds zu überwinden und sich aller genannten Oerter und somit eines ansehnlichen Raums zu bemächtigen. Dennoch blieb die Hauptstellung bei Stötteritz, gegen die man sich vielfach versuchte, so gut, wie die von Probstheida und Connewitz, unerobert.

Der Kronprinz von Schweden, an der Spitze der vierten Heersäule, weigerte sich zu seiner Bestimmung, der Vereinigung mit Bennigsen, über die Partha zu gehn, wofern Blücher (früher schon, doch umsonst, zu einem Tausch der beiderseitigen Stellung aufgefordert) nicht dreißig tausend Mann seines Heeres an ihn abtrete. Da gedachte der brave Deutsche einzig der Deutschen Sache, verwilligte den Heertheil Langerons und übernahm selbst, sich seines Ranges begebend, dessen Führung. Sogleich überschritten alle, Langeron bei Mockau, Stedingk bei Plaußig, Woronzof bei Grasdorf und Bülow mit Winzingerode bei Taucha, den vorliegenden Fluß und auf der Linie zwischen Schönfeld links und Paunsdorf rechts erhob sich ein harter Kampf, der für die Franzosen um so bedenklicher ward, weil nicht nur jetzt über den letzten Ort hinaus das Heer Benigsens dem Nordheer unter Vermittelung der Kosaken Platows die Hand reichte, sondern auch in der vierten nachmittägigen Stunde, als die Gefahr immer näher rückte, das Sächsische Fußvolk unter Ryssel nach dem Beispiel, das ihm die Reiterei bereits am Mittage gegeben hatte, im Angesicht der Franzosen sich den Deutschen Waffenbrüdern anschloß und sein Geschütz mitnahm. Wirklich erkannte Napoleon, als er diese Kunde empfing, augenblicklich die ganze Größe des Verlustes, der ihn bedrohte, und eilte mit Verstärkung von Probstheida herzu. Die gemessensten Befehle wurden gegeben, der Gewalt Schranken zu setzen und sich in Leipzig nicht der Rettung letztes Mittel entreißen zu lassen; und der unerschrockne Ney ermannte sich von neuem und unternahm einen doppelten Angriff, erst über Volkmannsdorf gegen die Mitte und dann von Mölkau aus gegen die linke Seite des heran-

ſtürmenden Feindes; allein, weit gefehlt, ſich, wie er hoffte, durch die Wiedereroberung von Paunsdorf ſeine Stellung zu ſichern, mußte er vielmehr nach ſeinem verlaſſenen Standorte zurückkehren und mit deſſen Behauptung, welche der Einbruch der Dunkelheit erleichterte, ſich begnügen. Mit gleicher Erbitterung gegen Langeron fochten Marmont und Nanſouty bei Schönfeld, letzterer an der Spitze der berittenen Garden, die Napoleon zu Hülfe geſandt hatte. Wie dort, ſo dauerte auch hier bis tief in die Nacht der Kampf nicht um das Dorf, ſondern um die rauchenden Trümmer des Dorfes, die endlich den Ruſſen blieben, ohne daß ſie jedoch vermochten, Reudnitz, ihr letztes Ziel, zu erreichen.

Die fünfte Heerſäule oder das Schleſiſche Kriegsheer ſtand dieſen Tag über zum Theil unter Sacken im Roſenthal und in den Vorſtädten Leipzigs, zum Theil unter York zwiſchen Eutritzſch und Gohlis und beſchränkte den Feind auf ſeine Verſchanzungen vor dem Halliſchen Thore.

Die ſechſte Heerſäule endlich, oder das Kriegsheer, das der Feldzeugmeiſter Giulay befehligte, verharrte, wie in den beiden vorigen Tagen, in ſeiner Stellung bei Klein-Zſchocher und beobachtete das rechte Elſterufer und die Straße von Lindenau.

Als die immer dichter werdende Nacht den Kriegern Ruhe aufzwang, Fürſten und Feldherrn der Erneuerung der Kampfarbeit für morgen entgegenſahen, und den Völkern andeuteten, ſich fertig zu halten, zog das ganze Franzöſiſche Heer von allen ſeinen ſo hartnäckig vertheidigten Punkten (es hatte ſie gehalten, nicht um zu ſiegen, ſondern um ſich zu retten) ſtill und geräuſchlos auf Leipzig und über Lindenau nach Weißenfels in der einzigen noch offnen Straße, auf der ihm Bertrand bereits am frühen Morgen vorangezogen war. Schwache Vorpoſten blieben zurück, um zu täuſchen; in die Mauern der Gärten wurden Schießſcharten gebrochen, alle Gebüſche mit Scharfſchützen erfüllt und Leipzig ſelbſt der Vertheidigung Poniatowski's und Macdonalds anvertraut, um der Flüchtigen Rettung zu ſichern.

Schon in der Nacht faßte man Vermuthungen, daß der Feind weiche, und der Tag beſtätigte ſie vollkommen. Als die Verbündeten im Morgennebel aufbrachen, fanden ſie nirgends ernſte Gegenwehr, beſetzten die verlaſſenen Dörfer und ſtanden zwiſchen acht und neun Uhr nahe vor Leipzig. Es war nicht zu verkennen, daß die Stunde der Entſcheidung gekommen ſei, und wirklich erſchienen Abgeordnete vom Rathe, die um Schonung der Stadt anhielten, und Geſandte vom Könige von Sachſen, und vom Marſchall Macdonald, welche Uebergabe für freien Abzug verſprachen. Allein Alexander und Friedrich Wilhelm forderten unbedingte Ergebung und erklärten, wenn der Feind zögere, würden ſie augenblicklich zum Sturm übergehn. Zugleich ordnete ſich das Böhmiſche, Polniſche, Schwediſche und Schleſiſche Heer zum Angriff, drang gegen die Thore von Grimma und Halle vor und bemächtigte ſich um Mittag unter den lebhafteſten Kämpfen und Gegenkämpfen der Stadt.

Mit dem Eindringen in diese stieg die hier schon obwaltende Verwirrung aufs höchste, und bis zur Verzweiflung die Noth der nicht blos überwältigten, sondern gänzlich abgeschnittenen Feinde. Es hatte nämlich in der zehnten Stunde Napoleon nach einem gewiß unerfreulichen Lebewohl, das er dem Könige von Sachsen brachte, sich durch das innere Petersthor nach dem äußern Ranstädter (das innere war versperrt) mit seiner Umgebung geflüchtet und die Flattermine unter der Lindenauer Brücke, sobald sie hinter ihm lag, anzünden lassen. Mit dem Niedersinken dieser Brücke sank zugleich für alles, was dahinten blieb, der Rettung letztes und einziges Mittel nieder. In den Straßen Leipzigs stand Geschütz und Gepäck, in seinem Zuge gehemmt. Die Sieger drängten sich in immer stärkern Massen heran und erfüllten den spärlichen Raum; die Nothbrücke im Richterschen Garten brach unter der Last der Herzuströmenden; längs den Armen der Pleiße und Elster irrten unstäte Haufen hin und her, um Uebergänge zu finden, und sahen sich überall eingeschlossen, verfolgt und bedroht. Nur Einzelnen gelang zu entrinnen. Bei weitem die meisten sanken ein Raub der Fluthen, oder fielen ein Opfer des Schwertes, oder erfuhren die Schmach der Gefangenschaft.

In solcher Art endete am 19. October die Schlacht von Leipzig, die wohl mit Recht eine allgemeine Völkerschlacht heißen mag, da in ihr der größte Theil der Europäischen und kein unbeträchtlicher der Asiatischen Völkerschaften gegen einander gestanden hatten. Ob sie mehr durch Napoleons Fehler verloren ging, oder durch die Einsicht der Verbündeten gewonnen ward, kann als gleichgültig betrachtet werden. Was dagegen mit Recht Ruhm verdient, ist der Häupter und Feldherrn seltne Eintracht, und der hohe Muth der Gemeinen, von denen das Urtheil der Menschen den Preußen den Kranz zusprach. Wie sehr Tod und Verderben an den beiden Schlachttagen gewüthet haben müssen, erhellt theils aus der ungeheuren Zahl von hundert und neun und siebenzig tausend Ladungen, die von den Franzosen verbraucht wurden (Napoleon selbst befahl, was er vielleicht nie befohlen hatte, haushälterisch mit den Schießvorräthen umzugehn) theils aus der Einbuße der Verbündeten. Ein und zwanzig Feldherrn (Generale), tausend acht hundert Oberbefehlshaber (Officiere) und an fünf und vierzig tausend Gemeine lagen todt oder verwundet. Weniger bestimmt läßt sich der Verlust des Feindes angeben: doch ist gewiß, daß der Sieger drei und zwanzig tausend Kranke, die man seiner Menschlichkeit überließ, in Leipzig traf und drei hundert Stücke Geschütz, neun hundert Wagen und wenigstens funfzehn tausend Gefangene, unter ihnen Feldherrn von großem Rang und großem Werthe, wie Lauriston und Regnier, abführte. Von den auf feindlicher Seite Gefallenen nahm Niemand der Menschen Aufmerksamkeit und Mitleid stärker in Anspruch, als der Pole, Fürst Joseph Poniatowski, ein schöner und stattlicher Mann, zumal zu Pferde, aller Waffenübungen kundig, von Sitten eben so herablassend und milde, als von Gemüth edel und tapfer, und in jedem Betracht würdig, mit Kosciusko genannt zu werden. Als er eine Furth durch die Elster

ſuchte, ſank er, minder glücklich, als Macdonald, unter und ward einige Tage darauf gefunden und erkannt. Seine Reſte bewahrt, wie billig, das Vaterland, dem ſein Leben und ſeine Wünſche geweiht waren. Ein Denkmal in der Nähe des Orts, wo er ertrank, hat ihm das Polniſche Heer ſetzen laſſen.

LVIII^b. Johann Peter Hebel.

(1760 — 1828.)

Kannitverſtan.*)

(S. 154.)

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, ſo gut als in Amſterdam Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umwege kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in dieſe große und reiche Handelsſtadt, voll prächtiger Häuſer, wegen der Schiffe und geſchäftiger Menſchen gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Tuttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß koſtbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht ſagen, wie der Herr heißt, dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?“ Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtund, als der Fragende von der holländiſchen, nämlich Nichts, ſagte kurz und ſchnautzig: Kannitverſtan; und ſchnurrte vorüber. Dieß war ein holländiſches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſo viel, als: Ich kann euch nicht verſtehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es ſey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann ſeyn, der Herr Kannitverſtan, dachte er, und ging weiter Gaß aus Gaß ein, kam endlich an den Meerbuſen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutſch: das Ypſilon. Da ſtand nun Schiff an Schiff, und Maſtbaum an Maſtbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit ſeinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle dieſe Merkwürdigkeiten genug zu ſehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das vor Kurzem aus Oſtindien angelangt war, und jetzt eben aus-

*) Aus dem: „Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1827.“ 8.

geladen wurde. Schon ſtanden ganze Reihen von Kiſten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fäſſer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und Salveni-Mausdreck darunter. Als er aber lange zugeſehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiſte auf der Achſel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle dieſe Waaren an das Land bringe. „Kannitverſtan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, ſchaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer ſolche Reichthümer an das Land ſchwemmt, der hat gut ſolche Häuſer in die Welt ſtellen, und ſolcherlei Tulipanen vor die Fenſter in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück, und ſtellte eine recht traurige Betrachtung bei ſich ſelbſt an, was er für ein armer Menſch ſey unter ſo vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal ſo gut bekäme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichenwagen langſam und traurig, als ob ſie wüßten, daß ſie einen Todten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel, und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jetzt ergriff unſern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorüber geht, wenn er eine Leiche ſieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er ſich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Erküſe. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch geweſen ſeyn, ſagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht." Kannitverſtan! war die Antwort. Da fielen unſerm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannitverſtan, rief er aus, was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen ſchönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt, oder eine Raute. Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, ſah den vermeinten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte, und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt, als von mancher deutſchen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und, wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeyen, und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff und an ſein enges Grab.

LIX. Arnold Herm. Ludw. Heeren.

(1760.)

Perikles als Staatsmann.*)

(Dritter Theil. S. 384.)

Erſt ſeit den Perſerkriegen iſt es, wo die Männer in Griechenland auftraten, denen wir den Namen von Staatsmännern im neueren Sinne des Wortes beilegen. Denn erſt damals war es, als bei dem Kampf mit einem an Macht ſcheinbar unendlich überlegenen Feinde, in welchem es Sein oder Nichtſein galt, und der Rath nicht weniger als die That entſchied, ein höheres Intereſſe des Staats auflebte, das die beſſern Köpfe und hervorragenden Geiſter beſchäftigte; und auch nicht wieder erſtarb, noch ſobald erſterben konnte. Denn unmittelbar aus dieſem Kampf ging jene Idee der Vorſteherherrſchaft von Griechenland hervor, die ein einziger Staat erhielt und gegen ſiebzig Jahre behauptete, und in welcher er die Grundlage ſeiner Größe und ſeines Glanzes fand. Nun entſtand ein ganz anderer Maßſtab der politiſchen Geſchäfte und Verhandlungen. Die auswärtigen Verhältniſſe wurden die Hauptſache; ihre Lenkung war es, welche die Männer an der Spitze des Staats beſchäftigte. Aber eben deshalb blieb der Wirkungskreis dieſer Männer auch nicht blos auf Athen beſchränkt; er breitete ſich gewiſſermaßen über ganz Griechenland aus.

Das Streben dieſer Männer gieng dahin, und mußte dahin gehen, in einer Bürgergemeine ſich geltend zu machen, in der zwar einige Ungleichheit durch die Geburt herrſchte, (denn gewiſſe Familien, die der Eupatriden, wurden als hervorragend, als eine Art von Adel angeſehen, und bildeten ſelbſt eine politiſche Parthei) aber in der doch die Geburt ſehr wenig über den künftigen Einfluß beſtimmte. Es iſt wahr, auch in Athen waren etwa ſo wie in England, in gewiſſen Familien, oder Claſſen von Familien, auch gewiſſe politiſche Ideen und Grundſätze herrſchend; wodurch jene ariſtokratiſchen und demokratiſchen Partheien ſich bildeten, und unter mannichfaltigem Wechſel erhielten. Aber die Geſchichte Athens liefert dennoch der Beweiſe genug, daß der Einfluß, deſſen jemand in der Gemeine genoß, keineswegs von ſeiner Geburt abhing. Es gab hier wie in andern ähnlichen Staaten zwei Mittel ſich dieſen zu verſchaffen; im Kriege durch die That, im Frieden durch den Rath. Aber mit dem Unterſchied, daß in gewiſſen Zeiten der kriegeriſche Ruhm vorherrſchend war, in andern auch ohne ihn der Mann von Einfluß ſich bilden konnte. In den erſten Zeiten, während des Kampfes mit den Perſern, war der Feldherr Staatsmann; — und wie konnte es anders ſeyn? Als aber die Geſchäfte des Friedens wichtiger wurden, eröffnete ſich für den Mann von Geiſt auch ein anderer Weg

*) „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel, der vornehmſten Völker der alten Welt. Von A. H. L. Heeren. Göttingen. Vanderhoek. Drei Theile. 1793—1805.“ 8.

sich geltend zu machen. Aber dennoch dauerte es lange in Athen, bis der bloße Staatsmann sich heben konnte; lange blieb er noch mit dem Feldherr vereint; nur daß nun die Zeiten kamen, wo der erste vor dem letzteren hervorzuragen begann. So werden wir also nicht mehr mißverstanden werden können, wenn wir die drei Zeiten von einander unterscheiden; die erste, wo der Staatsmann dem Feldherrn, die andere, wo der Feldherr dem Staatsmann untergeordnet war; und die dritte, wo der Staatsmann auch von dem Feldherrn abgesondert handelt. Auch ohne einen ausführlichen Beweis, wird es der Leser leicht wahrnehmen, daß hier zugleich ein gewisses Verhältniß mit der fortschreitenden Kultur der Nation statt finde; der bloße Feldherr mag auch bei einem Barbaren-Volke vorherrschen; allein der Staatsmann, getrennt vom Feldherrn, findet erst bei einer cultivirten Nation seinen Platz. Um aber jene Zeitalter bestimmter zu bezeichnen, mag es uns erlaubt sein, das erste das des Themistokles, das andere das des Perikles, das dritte das des Demosthenes zu nennen. — — — — — —

Darin liegt eigentlich das Geheimniß der großen Männer, daß sie Niemand zu verrathen fähig sind, weil sie Niemand ihren Tiefblick, oder vielleicht in manchen Fällen vielmehr ihre Ahnungen, mittheilen können. Wer das Zeitalter des Perikles nennen hört, knüpft daran sofort eine Reihe großer und schöner Ideen; wer tiefer in die Kenntniß desselben eindringt, findet freilich bald, daß hier kein reines Ideal vorhanden war; allein das Große und Edle bleibt darum doch nicht minder wahr. Den bloßen Bürger eines Freistaats zu erblicken, der sein Volk, und durch dasselbe die gebildete Menschheit überhaupt, auf eine höhere Stufe hebt, ist ein Schauspiel, das die Geschichte nur noch ein einzigesmal, unter ähnlichen Umständen, in Lorenzo dem Fürstlichen zu wiederholen vermochte. Beneidenswerthe Männer, um deren Scheitel ein ewig frischer Lorbeer grünt! Ist Nachruhm, ist dankbares Andenken der Nachwelt kein leeres Glück; — wer möchte nicht mit dem Eurigen tauschen?

Die Staatskunst des Perikles ruht auf einer einfachen Grundlage: der erste in seiner Vaterstadt zu sein, indem er seine Vaterstadt zu der ersten machte. Ihr politisches Uebergewicht hieng ab von der Behauptung jener schon oben erläuterten Vorsteherschaft von Griechenland, allein nicht blos die Gewalt, sondern Alles, was eine Stadt nach griechischem Sinn verherrlichen konnte, sollte ihr dieses erhalten. So fühlte er selber das Bedürfniß einer vielseitigeren Ausbildung, als sie bisher in Athen statt gefunden hatte, und nichts, was sein Zeitalter ihm darbieten konnte, blieb ungenutzt. Er war der erste Staatsmann, der es empfand, daß ein gewisser Grad von philosophischer Bildung ihm nöthig sei; nicht um in ein Lehrsystem sich einzuspinnen, sondern sich im freien Denken zu üben; und er ward der Schüler des Anaxagoras. Wenn bisher nur vom Staat bestellte Redner die Vorträge in der Volksversammlung thaten, so trat er zuerst als selbstbestellter Redner auf; und das Studium der Beredsamkeit ward ihm Bedürfniß, ohne daß doch das Handeln bei ihm dem Reden untergeordnet gewesen wäre. Indem er Athen durch jene Meisterwerke der Baukunst und der bildenden Künste

verherrlichte, war er nicht der Gönner, sondern der Freund eines Phidias, und ähnlicher Männer, und wer weiß nicht, wie er durch die Verbindung mit Aspasia, der Vertrauten, der Geliebten, und zulezt der Gemahlin, jene feinere Bildung seinem Geist zu geben wußte, die er bei athenienſiſchen Bürgerinnen vergeblich ſuchen mochte. Das alles ſtand aber in Beziehung bei ihm mit ſeinem öffentlichen Leben. Er wollte ganz Staatsmann ſein, und war es. „Nur auf Einem Wege in der Stadt," ſagt Plutarch, „ſah man ihn; auf dem zum Markte und zum Rathhaus. Einladungen zu Gaſtmählern und zu allen muntern Geſellſchaften und Umgang lehnte er ab. In der langen Zeit, wo er dem Staat vorſtand, hat er nie bei einem ſeiner Freunde geſpeiſet; blos bei der Hochzeit ſeines Neffen Eurypolemus war er zugegen; aber ſofort nach der Libation ſtand er auf. Aber auch in der Volksverſammlung erſchien er nicht immer; ſondern nur bei wichtigen Gelegenheiten; kleine Sachen ließ er durch Vertraute und Redner betreiben." So ſtellte Perikles das Muſter eines Staatsmanns dar, wie Griechenland ihn noch nicht geſehen hatte; und ihn auch nicht wieder erblickte. Seine Geſchichte lehrt, daß auch Er unter dem Getriebe der Partheien groß wurde; die er dennoch endlich alle niederſchlug; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ſein Zeitalter nicht einſtimmig über ihn urtheilte. Wie rieben ſich auch nicht ſchon an ihm, wie man aus Plutarch ſieht, die Komiker! Aber eine Stimme hat er für ſich gewonnen, die allein alle andern aufwiegt, die des Thukydides. „So lange er dem Staat in Frieden vorſtand," ſagt der Geſchichtſchreiber, „geſchah es mit Mäßigung; er hielt ihn aufrecht; ja er ward am größten unter ihm. Wie der Krieg begann, zeigte er auch hier, daß er ſeine Kraft richtig berechnet hatte. Da er, an Würde und Klugheit der Erſte, über allen Verdacht der Beſtechlichkeit erhaben war, ſo lenkte er das Volk mit großer Freiheit; und ward nicht ſowohl von ihm geleitet, als er es leitete; weil er ihm nicht nach dem Munde redete; ſondern mit Würde, und ſelbſt mit Heftigkeit ihm widerſprach. Wollte es etwas unzeitig thun, ſo wußte er es zu bändigen; wollte es ohne Grund den Muth ſinken laſſen, wußte er ihn wieder aufzurichten. So war es dem Namen nach eine Herrſchaft des Volks; der Sache nach die Herrſchaft des erſten Mannes." Die Charakteriſtik eines ſolchen Meiſters bedarf keiner Zuſätze; nur das dürfen wir aber nicht unberührt laſſen, daß auch bei einem Perikles der Feldherr nicht über den Staatsmann vergeſſen wurde.

Hohe Vorſicht, nichts ohne die größte Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs zu unternehmen, ſcheint hier ſeine Regel geweſen zu ſein; und ſo groß war auch hier das zu ihm gefaßte Zutrauen, daß er in den letzten fünfzehn Jahren, wo er allein die Lenkung der Angelegenheiten hatte, ununterbrochen in dieſer Stellung geblieben zu ſein ſcheint.

Bei aller gerechten Bewunderung, die wir dem Perikles zollen, dürfen wir aber auch nicht vergeſſen, daß die Zeitumſtände ihn begünſtigten. Ein Mann wie Er vermag viel, weil der Staat, dem er vorſteht, im Aufblühen iſt, und in dem Volke ſelbſt ſich Anlagen und

Kräfte entwickeln, die er nur muß zu nutzen verſtehn. Perikles ſelber hätte ſeine Rolle nicht zum zweiten Male ſpielen können, wieviel weniger die, welche ſeine Nachfolger wurden. Die Geſchichte hat unter dieſen nur Einen zu nennen, den wir erwähnen müſſen, weil er auch in einem gewiſſen Sinn nicht blos Athen, ſondern Griechenland angehörte, Alcibiades. Das Zeitalter, in dem er auftritt, iſt durchaus kriegeriſch, hauptſächlich durch ſeine Schuld. So mußte alſo freilich bei ihm der Feldherr über dem Staatsmann ſtehen. Aber dennoch kann man mit Zuverſicht ſagen, daß er auch in beſſeren Zeiten kein Perikles geworden wäre; wie ſehr auch Geburt, Talente und Vermögen ihn zu einer ähnlichen Rolle zu beſtimmen ſchienen. Perikles ſah in allem erſt den Staat, und dann ſich; Alcibiades in Allem erſt ſich und dann den Staat. Bedarf es mehr, um ihn als Staatsmann zu würdigen? Eitelkeit war die Grundlage ſeines Characters. So ſchildert ihn derſelbe große Geſchichtsſchreiber, der uns Perikles malte. „Obwohl Alcibiades," ſagt er, „an Reichthum und Anſehen unter ſeinen Mitbürgern hervorragte, ſo waren ſeine Wünſche doch immer größer, als ſein Vermögen, beſonders um Prachtroſſe zu halten, und andern Aufwand zu treiben; welches nicht wenig dazu beigetragen hat, nachmals den Staat der Athener zu ſtürzen." Seine Geſchichte iſt zu bekannt. als daß es nöthig wäre, Beweiſe dafür im Einzelnen zu führen; ſie iſt vom Anfang bis zum Ende der Beleg dazu. — — — —

LX. Friedrich von Matthiſon.

(1761 — 1831.)

Aus den Erinnerungen.*)

Der große Bernhardsberg.

(Erſter Theil. S. 4.)

Von St. Pierre, dem letzten walliſiſchen Dorfe auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, ſteigt man 3 Stunden bis zum Kloſter. Mit der Morgenröthe begab ich mich auf den Marſch. Nicht fern von der Brücke wird man durch einen Felſen überraſcht, welcher in Obelisken-Form aus den Fluthen der in finſterer Tiefe brauſenden Dranße ſich erhebt. Ihn umkleidete, gleich einem Königs-Mantel das Purpur-farbige Rhododendron, und ein Kreuz auf ſeinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantiſche des Anblicks. — Eins der lieblichſten und ſinnvollſten Gemmen-Bilder, die jemals einer dichteriſchen Künſtler-Phantaſie vielleicht vorſchwebten, mahlte ſich einige Schritte weiter mit unverbleichbaren Farben in meine Seele. Der ſchöne Bergſchmetterling Apollo, mit den Rubin-augigen Flügeln ſaß auf der

*) „Erinnerungen von Friedrich von Matthiſon. Fünf Theile. 1810 bis 1816." 8.

Lasur-blauen Urne der großen Genziane. Lange schien er die prächtige Blume mit Wonne zu liebkosen, bis ein Lufthauch ihn emporscheuchte. Psyche entschwebte dem Aschen-Kruge.

Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Charakter an. Längst schattete kein Baumwipfel mehr, und der mit den zartgefranzten Amethyst-Glöckchen der Soldanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpen-Lerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun in dieser furchtbaren Einsamkeit mein Ohr keinen Laut mehr, als den fernen Donner einer Lauine. Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen oder von Lauinen begraben werden, und wo die Chorherrn, diese Helden der Menschenliebe, mit Hülfe ihrer Hunde und Sondir-Stangen schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten, und wieder ins Leben riefen. Das mühevolle Arbeiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte. Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten, als das Läuten der Kloster-Glocke, welches dumpfig aus einem wilden Geklüfft herabhallte, plötzlich des Wanderers Muth und Stärke wieder erneute. Bald erschien hoch über mir in schwarzblauer Luft das Kloster selbst am Rande eines Felsen-Walles, der dasselbe, gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauerhöfe, Wälder und Ströme gewöhnte Auge ringsum Nichts erblickt, als Riesen-Gipfel, deren Fuß düsteres Gewölk umgürtet, und Eis- und Schnee-Felder, welche labyrintisch durch Thäler und Schlünde in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiten. Gastlich thaten die Pforten der höchsten Menschen-Wohnung unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte vor einem hoch-lodernden Feuer sein Herz.

In dieser 1246 Toisen über die Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde Gestade kein grünender Schilf- oder Binsen-Kranz entödet, wird niemals ganz vom Eise befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpunkte. Hier wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört, und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur 2 Monate im Jahr offen stehen, von Maulthieren heraufgetragen werden. — Ich fand die Chorherrn, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Frühstücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig, nicht mit Pracht, aber mit Geschmack verziert, und was in meinen Augen allen Kristall-Kronen, Spiegel-Wänden, Marmor-Tafeln und Decken-Gemählden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden, bescheidenen Reiz über das Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen, und dringend ersucht, während des

längeren oder kürzeren Aufenthaltes im Kloſter, ſich völlig wie am eigenen Heerde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblings-Wunſches, in die Mitte einer Geſellſchaft zu treten, die durch die Wohlthätigkeit ihrer Zwecke mir längſt ehrwürdig war, und wovon manches Mitglied mehr als eine Bürger-Krone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmüthigen Entſagung alles Deſſen, was die Tage der Sterblichen im ſüßen Zauber weiblicher Geſelligkeit verſchönt und beſeliget, üben nicht jene Männer in einem der unwirthbarſten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menſchlichkeit! Unentgeltlich, und ohne Anſehn des Standes und der Religion wird der müde Reiſende geſpeiſet und beherberget, der Kranke bis zur Geneſung mit der treueſten Sorgfalt gepflegt, und der Erſtarrte dem Tode entriſſen. — Täglich in der ſtrengſten Jahreszeit, und ſo oft es ſchneit oder nebelt, gehen Einige von ihnen mit langen Stangen, und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde auf die Landſtraße, welche dieſe Thiere ohngeachtet des finſterſten Nebels, oder des dichteſten Schneegeſtöbers niemals verfehlen. Ward nun ein Reiſender von einer Lauine verſchüttet, oder in ohnmächtiger Erſtarrung von Flocken begraben, ſo erwittern die Hunde, iſt anders die Tiefe des ihn bedeckenden Schnees nicht allzu beträchtlich, unfehlbar die Stelle, und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Scharren ſie der hülfreichen Menſchenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und ins Kloſter getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt, und jedes als wirkſam anerkannte Mittel anwendet, ſein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl Derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa; aber die Anzahl Derer, denen es die Menſchlichkeit in dieſen Einöden wiederſchenkte, konnte mir Niemand angeben. Yoricks protokollirender Engel in der Kanzley des Himmels erſcheint auf dieſen unwirthlichen Höhen in ſeiner göttlichen Glorie. — Trotz der unaufhörlichen Entdeckungs-Gänge dieſer Menſchenfreunde und ihrer Hunde vergeht indeß beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wenn der Schnee wegſchmilzt, Leichname von Reiſenden zu Tage gebracht werden, die hier von Allem fern, was ihr Herz Theures und Köſtliches auf der Welt beſaß, hülflos umkamen.

Da die Natur in dieſer Stein-Wüſte den Todten die unterirdiſche Wohnung verſagt, ſo werden ſie in einer an der Oſtſeite des Kloſters liegenden Kapelle verſammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünſtigen, mit großen vergitterten Oeffnungen verſehen ſind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beiſammen ruhenden, aus verſchiedenen Weltgegenden, meiſtens gewiß durch ſehr entgegengeſetzte Schickſale, hier hoch über den Wolken vereinigten Todten rührte mich im Innerſten der Seele. Alle ſind in Leichentücher gehüllt; und weil in dieſer ſcharfen und trocknen Luft kein entſeelter Körper verweſ't, ſondern nur allmählig zuſammenſchrumpft und verdorrt, ſo erhalten die Geſichtszüge ſich lange vollkommen unentſtellt, und mehre dieſer Verunglückten wurden von Angehörigen und Freunden nach zwei

Jahren und darüber noch wieder erkannt. Sie sind nicht übereinander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder neu Ankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer laufen schon neben einander hin. Die Farbe der Gesichter, eben so wie die Farbe der Hände und Füße, welche das Leichentuch bei Einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunkeln Zimmet-Braun der ägyptischen Mümien.

LXI. August von Kotzebue.

(1761 — 1819.)

Der Arme und der Reiche.*)

(Akt I. Scene 6 und 7. S. 17.)

Unbekannter. Franz. Der Greis (aus der Hütte).

Greis. O wie wohl das thut, nach sieben langen Wochen — Gottes warme Sonne! — Fast hätt' ich in der Freude dem Schöpfer zu danken vergessen! (faltet die Mütze zwischen beiden Händen, blickt gen Himmel und betet.)

Unbekannter (läßt das Buch sinken und wird aufmerksam auf ihn.)

Franz. Dem Alten ist wohl wenig Freude in der Welt beschert, und doch dankt er Gott auch für das Wenige.

Unb. Er stellt sich fromm, um mich zu rühren.

Fr. (die Achseln zuckend.) O weh! o weh!

Greis (hat still sein Gebet vollendet und nähert sich mit der Mütze in der Hand.) Guten Tag!

Fr. Den gebe dir Gott!

Greis. Er hat ihn mir gegeben.

Fr. Glück zu, Alter! Du bist dem Tode entronnen.

Greis. Eine wohlthätige Frau hat mir das Leben gefristet.

Fr. Freilich bist du schon ein alter Knabe.

Greis. Ueber siebenzig.

Fr. Fürwahr, du solltest über deine Genesung murren.

Greis. Murren?

Fr. Für den Unglücklichen ist der Tod kein Uebel.

Greis. Bin ich denn so unglücklich? Genieße ich nicht diesen schönen Morgen und bin gesund? — Glaubt mir, Herr, ein Genesender, der zum Erstenmale wieder in die freie Luft tritt, ist sehr glücklich!

Fr. Wie lange?

*) Aus „Menschenhaß und Reue. Schauspiel in fünf Akten von August von Kotzebue. Neue von dem Verfasser selbst ganz veränderte Ausgabe. Leipzig. Kummer. 1819." 8.

Greis. Freilich, man gewöhnt sich nur zu leicht daran, doch weniger im Alter. Da wird man haushälterisch mit der Gesundheit. Man stürzt den Wein nicht mehr hinunter, man schlürft die letzten Tropfen. So ist's auch mit der Freude. Ich habe viel in der Welt gelitten und leide noch, aber ich würde darum doch nicht gern sterben. Als mir vor vierzig Jahren mein Vater diese Hütte hinterließ, da war ich ein junger rascher Kerl, nahm ein gutes flinkes Weib, die schenkte mir fünf Kinder, und Gott segnete meine Wirthschaft. Das dauerte wohl 15 Jahre. Es kam die große Hungersnoth, mein Weib half mir ehrlich tragen. Aber bald darauf nahm Gott sie zu sich! mit ihr verschwand der Segen. Durch den Krieg mußt' ich verarmen. Die Knochen meiner Söhne liegen auf dem Schlachtfelde! nur Einer blieb mir übrig. Das war Schlag auf Schlag! ich konnte mich lange nicht erholen. Zeit und Gottesfurcht thaten endlich das ihrige. Ich gewann das Leben wieder lieb. Mein Sohn wuchs heran und half mir arbeiten. Nun hat auch der fort gemußt — das ist freilich hart! Arbeiten kann ich nicht mehr, ich bin alt und schwach. Wäre Madame Müller nicht gewesen, ich hätte verhungern müssen.

Fr. Und doch hat das Leben noch Reiz für dich?

Greis. Warum nicht? so lange mein Herz noch an irgend etwas hängt? Hab' ich denn nicht einen Sohn?

Fr. Wer weiß, ob deine Augen ihn je wiedersehen.

Greis. Er lebt aber doch.

Fr. Wer weiß!

Greis. Nun so lebt er in meinen Gedanken, und das erhält mir mein eignes Leben. Ja, Herr, selbst wenn mein Sohn todt wäre, so würde ich darum doch nicht gerne sterben. Denn hier ist noch eine Hütte, in der ich geboren und erzogen bin; hier ist noch eine alte Linde, die mit mir aufwuchs, und — fast schäme ich mich, es zu bekennen — ich habe auch noch einen alten treuen Hund, den ich liebe.

Fr. Einen Hund?

Greis. Ja, einen Hund. Lach' er, wie er will. Madame Müller, die wackere Frau, war selbst einmal in meiner Hütte. Der alte Fidel knurrte, als sie kam. „Warum schafft er den garstigen großen Hund nicht ab?" fragte sie mich, „er hat ja kaum Brod für sich." — Lieber Gott! gab ich zur Antwort, wenn ich ihn abschaffe, wer wird mich dann lieben?

Fr. (zu dem Unbekannten). Nehmen Sie mir's nicht übel, gnädiger Herr, ich wollte, Sie hätten zugehört.

Unb. Das hab' ich.

Fr. Nun so wollt' ich, Sie nähmen ein Beispiel an diesem Alten.

Unb. (nach einer Pause, gibt ihm das Buch). Da, leg' es auf meinen Schreibtisch. (Franz ab.)

Unb. Wieviel gab dir Madame Müller?

Greis. Ach! die gute, englische Seele hat mir soviel gegeben, daß ich dem kommenden Winter ruhig entgegen sehen darf.

Und. Nicht mehr?

Greis. Wozu denn mehr? — Freilich, um meinen Hans los zu kaufen, könnt' ich's wohl brauchen — aber — sie ist ja selbst nicht reich.

Und. (drückt ihm einen Beutel in die Hand) Da! kaufe deinen Hans los. (Er entfernt sich schnell.)

Greis. Was war das! (er öffnet den Beutel und findet ihn voller Goldstücke). Ach Gott! (er zieht die Mütze ab, kniet nieder und betet).

(Scene 7)

Franz. Der Greis.

Greis (ihm entgegen). Nun, sieht er wohl, Herr? Vertrauen auf Gott läßt nicht zu Schanden werden. Hier ist Gottes reicher Segen.

Fr. Glück zu! wer gab dies?

Greis. Sein braver Herr, dem Gott lohne!

Fr. Amen! — Darum also mußt' ich das Buch hinein tragen? Er wollte keinen Zeugen seiner Wohlthätigkeit.

Greis. Auch meinen Dank wollte er nicht einmal. Fort war er, ehe ich reden konnte.

Fr. Das sieht ihm ähnlich.

Greis. Nun, Herr, nun will ich gehn, so schnell die alten Füße mich tragen wollen. Ach! ein fröhlicher Gang! ich gehe, meinen Hans loszukaufen. — Wie wird der gute Junge sich freuen. — Er hat auch ein Mädchen unten im Dorfe, eine brave Dirne — welche Freude! welche Freude! — Gott! wie gütig bist du! Jahre lange Leiden vermögen die Erinnerung an ehemalige Freuden nicht auszulöschen, aber ein einziger froher Augenblick tilgt Jahre lange Leiden aus unserm Gedächtniß! — Beschreib er seinem Herrn meine Freude, die wird ihm lieber seyn, als mein Dank. — O warum kann ich nicht laufen! warum nicht fliegen! — (er steht plötzlich still) Halt! das war unrecht. Der alte Fidel muß auch mit mir gehen. Er hat mit mir gehungert und gewinselt, er soll sich auch mit mir freuen. Er und mein Sohn sind alte gute Freunde. (In die Hütte gehend) Fidel! Fidel!

Fr. (abgehend). Die Reichen sind doch zu beneiden.

LXII^a. Johann Gottlieb Fichte.

(1762 — 1814.)

1. Ueber die Bestimmung des Gelehrten. *)

(1794)

(Vierte Vorlesung. S. 87.)

Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt: er ist, insofern er Gelehrter ist, mehr als irgend ein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat dem-

*) Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Von Joh. Gott. Fichte. Jena und Leipzig. Gabler 1794. 8.

nach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchst möglichen Grade in sich auszubilden. Die Empfänglichkeit sollte in ihm, wenn er auf die gehörige Art sich die gehörigen empirischen Kenntnisse erworben hat, schon vorzüglich ausgebildet seyn. Er soll bekannt seyn mit demjenigen in seiner Wissenschaft, was schon vor ihm da war: das kann er nicht anders als durch Unterricht — sey es nun mündlicher oder Bücherunterricht, — gelernt, nicht aber durch Nachdenken aus bloßen Vernunftgründen entwickelt haben. Aber er soll durch stetes Hinzulernen sich diese Empfänglichkeit erhalten; und sich vor der oft, und bisweilen bei vorzüglichen Selbstdenkern, vorkommenden gänzlichen Verschlossenheit vor fremden Meinungen und Darstellungsarten zu verwahren suchen; denn niemand ist so unterrichtet, daß er nicht immer noch hinzulernen könnte, und bisweilen noch etwas sehr nöthiges zu lernen hätte; und selten ist jemand so unwissend, daß er nicht selbst dem Gelehrtesten etwas sollte sagen können, was derselbe nicht weiß. Der Mittheilungsfertigkeit bedarf der Gelehrte immer; denn er besitzt seine Kenntniß nicht für sich selbst, sondern für die Gesellschaft. Diese hat er von Jugend auf zu üben, sie hat er in steter Thätigkeit zu erhalten; — durch welche Mittel werden wir zu seiner Zeit untersuchen.

Seine für die Gesellschaft erworbene Kenntniß soll er nun wirklich zum Nutzen der Gesellschaft anwenden; er soll die Menschen zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse bringen, und sie mit den Mitteln ihrer Befriedigung bekannt machen. Das heißt nun aber nicht, er soll sich mit ihnen in die tiefen Untersuchungen einlassen, die er selbst unternehmen mußte, um etwas gewisses und sicheres zu finden. Dann gieng er darauf aus, alle Menschen zu so großen Gelehrten zu machen, als er etwa selbst seyn mag; und das ist unmöglich und zweckwidrig. Das übrige muß auch gethan werden; und dazu sind andere Stände; und wenn diese ihre Zeit gelehrten Untersuchungen widmen sollten, so würden auch die Gelehrten bald aufhören müssen, Gelehrte zu seyn. Wie kann und soll er denn aber seine Kenntnisse verbreiten? Die Gesellschaft könnte ohne Zutrauen auf die Redlichkeit und Geschicklichkeit anderer nicht bestehen und dieses Zutrauen ist demnach tief in unser Herz geprägt; und wir haben es durch eine besondere Wohlthat der Natur nie in einem höhern Grade, als da wo wir der Redlichkeit und Geschicklichkeit des andern am dringendsten bedürfen. Er darf auf dieses Vertrauen zu seiner Redlichkeit und Geschicklichkeit rechnen, wenn er es sich erworben hat, wie er soll. — Ferner ist in allen Menschen ein Gefühl des Wahren, welches freilich allein nicht hinreicht, sondern entwickelt, geprüft, geläutert werden muß; und das eben ist die Aufgabe des Gelehrten. Es würde dem Ungelehrten nicht hinreichen, um ihn auf alle Wahrheiten zu führen, deren er bedürfte; aber wenn es nur sonst — und das geschieht oft gerade durch Leute, die sich zu den Gelehrten zählen — wenn es nur sonst nicht etwa künstlich verfälscht worden ist — wird es immer hinreichen, daß er die Wahrheit, wenn ein anderer ihn darauf hinführt, auch ohne tiefe Gründe für Wahrheit anerkenne. — Auf dieses

Wahrheitsgefühl darf der Gelehrte gleichfalls rechnen. — Also der Gelehrte ist insoweit wir den Begriff desselben bis jetzt entwickelt haben, seiner Bestimmung nach der Lehrer des Menschengeschlechts.

Aber er hat die Menschen nicht nur im allgemeinen mit ihren Bedürfnissen und den Mitteln, dieselben zu befriedigen, bekannt zu machen: er hat sie insbesondere zu jeder Zeit und an jedem Orte auf die eben jetzt, unter diesen bestimmten Umständen eintretenden Bedürfnisse und auf die bestimmten Mittel, die jetzt aufgegebene Zwecke zu erreichen, zu leiten. Er sieht nicht bloß das Gegenwärtige, er sieht auch das Künftige; er sieht nicht bloß den jetzigen Standpunkt, er sieht auch, wohin das Menschengeschlecht nunmehr schreiten muß, wenn es auf dem Wege zu seinem letzten Ziele bleiben und nicht von demselben abirren, oder auf ihm zurückkehren soll. Er kann nicht verlangen, es auf einmal bis zu dem Puncte fortzureissen, der etwa ihm in die Augen strahlt; es kann seinen Weg nicht überspringen: er hat nur zu sorgen, daß es nicht stille stehe, und daß es nicht zurückgehe. In dieser Rücksicht ist der Gelehrte der Erzieher der Menschheit. — Ich merke hierbei ausdrücklich an, daß der Gelehrte bei diesem Geschäft, sowie bei allen seinen Geschäften unter dem Gebiete des Sittengesetzes, der gebotenen Uebereinstimmung mit sich selbst, stehe. Er wirkt auf die Gesellschaft; diese gründet sich auf den Begriff der Freiheit; sie und jedes Mitglied derselben ist frei; und er darf sie anders behandlen als durch moralische Mittel. Der Gelehrte wird nicht in die Versuchung kommen, die Menschen durch Zwangsmittel, durch Gebrauch physischer Gewalt, zur Annahme seiner Ueberzeugungen zu bringen; gegen diese Thorheit sollte man doch in unserm Zeitalter kein Wort mehr zu verlieren haben; aber er soll sie auch nicht täuschen. Abgerechnet, daß er dadurch sich an sich selbst vergeht, und daß die Pflichten des Menschen in jedem Falle höher seyn würden, als die Pflichten des Gelehrten; vergeht er dadurch sich zugleich gegen die Gesellschaft. Jedes Individuum in derselben soll aus freier Wahl und aus einer von ihm selbst als hinlänglich beurtheilten Ueberzeugung handeln; er soll sich selbst bei jeder seiner Handlungen als Mitzweck betrachten können: und als solcher von jedem Mitglied behandelt werden. Wer getäuscht wird, wird als bloses Mittel behandelt.

Der letzte Zweck jedes einzelnen Menschen sowohl, als der ganzen Gesellschaft, mithin auch aller Arbeiten des Gelehrten an der Gesellschaft, ist sittliche Veredlung des ganzen Menschen. Es ist die Pflicht des Gelehrten, diesen letzten Zweck immer aufzustellen, und ihn bei allem, was er in der Gesellschaft thut, vor Augen zu haben. Niemand aber kann mit Glück an sittlicher Veredlung arbeiten, der nicht selbst ein guter Mensch ist. Wir lehren nicht blos durch Worte; wir lehren auch weit eindringender durch unser Beispiel; und jeder, der in der Gesellschaft lebt, ist ihr ein gutes Beispiel schuldig, weil die Kraft des Beispiels erst durch unser Leben in der Gesellschaft entsteht. Wie vielmehr ist der Gelehrte dieß schuldig, der in allen Stücken der Kultur den übrigen Ständen zuvor seyn soll? Ist er in dem ersten und höchsten, demjenigen, was auf alle Kultur abzweckt, zurück, wie kann

er Muster seyn, das er doch seyn soll; und wie kann er glauben, daß die andern seinen Lehren folgen werden, denen er vor aller Augen durch jede Handlung seines Lebens widerspricht? (Die Worte, die der Stifter der christlichen Religion an seine Schüler richtete, gelten ganz eigentlich für den Gelehrten: Ihr seyd das Salz der Erde; wenn das Salz seine Kraft verliert, womit soll man salzen? wenn die Auswahl unter den Menschen verdorben ist, wo soll man noch sittliche Güte suchen? —) Also der Gelehrte in der letzten Rücksicht betrachtet, soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein: er soll die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen.

Dieß ist unsre gemeinschaftliche Bestimmung, M. H., dieß unser gemeinschaftliches Schicksal. Ein glückliches Schicksal noch durch seinen besonderen Beruf bestimmt zu seyn, dasjenige zu thun, was man schon um seines allgemeinen Berufs willen, als Mensch, thun müßte — seine Zeit und seine Kräfte auf nichts wenden zu sollen als darauf, wozu man sich sonst Zeit und Kraft mit kluger Kargheit absparen müßte — zur Arbeit, zum Geschäfte, zum einzigen Tagwerk seines Lebens zu haben, was andern süße Erholung von der Arbeit seyn würde. Es ist ein stärkender seelenerhebender Gedanke, den jeder unter Ihnen haben kann, welcher seiner Bestimmung werth ist: auch mir an meinem Theile ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut; auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, die Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben; an meinem Leben, und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu thun und zu wagen, und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte — was thät ich dann sonderliches, was thät ich dann weiter, als das, was ich schlechthin thun mußte? —

Ich weiß es, M. H.! wieviel ich jetzt gesagt habe, ich weiß es eben so gut, daß ein entmanntes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck derselben nicht erträgt; daß es alles dasjenige, wozu es sich nicht selbst zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Schaam sich verräth, Schwärmerey nennt, daß es mit Angst seine Augen von einem Gemählde zurückreißt, in welchem es nichts sieht, als seine Entnervung und seine Schande; daß alles starke und erhebende einen solchen Eindruck auf dasselbe macht, wie jede Berührung auf den an allen Gliedern Gelähmten: ich weiß das alles; aber ich weiß auch, wo ich rede. Ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich mögte neben und vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten. Ich gestehe es freimüthig, daß ich eben von diesem Punkte aus, auf den die Vorsehung mich stellte, etwas beitragen mögte, um eine männlichere Denkungsart, ein stärkeres Gefühl

für Erhabenheit und Würde, einen feurigern Eifer seine Bestimmung auf jede Gefahr zu erfüllen, nach allen Richtungen hin, soweit die deutsche Sprache reicht, und weiter, wenn ich könnte, zu verbreiten; damit ich einst, wenn Sie diese Gegenden werden verlassen und sich nach allen Enden werden verstreut haben, in Ihnen an allen Enden, wo Sie leben werden, Männer wüßte, deren auserwählte Freundin die Wahrheit ist; die an ihr hangen im Leben und im Tode; die sie aufnehmen, wenn sie von aller Welt ausgestoßen ist; die sie öffentlich in Schutz nehmen, wenn sie verläumdet und verlästert wird; die für sie den schlau versteckten Haß des Großen, das fade Lächeln des Aberwitzes, und das bemitleidende Achselzucken des Kleinsinnes freudig ertragen. In dieser Absicht habe ich gesagt, was ich gesagt habe, und in dieser Endabsicht werde ich alles sagen, was ich unter Ihnen sagen werde.

2. Aus den Reden an die deutsche Nation. *)

(1808)

Die Vaterlandsliebe.

(S. 247.)

— — — — Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden, und ewig dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das unvergängliche im zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise, und allein durch die, sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Daß ich bei diesem gemeinfaßlichen Beispiele anhebe: Welcher edeldenkende will nicht, und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser, sein eignes Leben von neuem, auf eine verbesserte Weise, zu wiederholen, und in dem Leben derselben veredelt, und vervollkommnet, auch auf dieser Erde, noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist; den Geist, den Sinn, und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verkehrtheit, und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen, und sie, als sein bestes Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Gemüthern seiner Hinterlassenen, damit auch diese sie einst eben also, verschönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Thun oder Denken ein Saamenkorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Vollkommnung seines Geschlechts, etwas neues, und vorher nie da gewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe, und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit

*) Reden an die deutsche Nation durch Johann Gottlieb Fichte. Berlin. Realschulbuchhandlung. 1808. 8.

einem auch hienieden ewig dauernden, so, daß er, als dieser Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte, (denn Durst nach Nachruhm ist eine verächtliche Eitelkeit) dennoch in seinem eigenen Bewußtseyn und seinem Glauben offenbare Denkmale hinterlasse, daß auch Er da gewesen sey? Welcher Edeldenkende will das nicht, sagte ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also denkenden, als der Regel, wie alle seyn sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die anders denkenden sind, als selbst nur ein Theil der vergänglichen Welt, so lange sie also denken, auch nur um ihrer willen da, und müssen sich nach ihnen bequemen, so lange, bis sie geworden sind, wie sie.

Was könnte es nun seyn, das dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes, die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig, und für fähig, ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennnen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandne besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinen Denken und Thun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt, und unter welchem er gebildet wurde, und zu dem, was er jetzt ist, herauf wuchs. Denn so unbezweifelt es auch wahr ist, daß sein Werk, wenn er mit Recht Anspruch macht auf dessen Ewigkeit, keineswegs der bloße Erfolg des geistigen Naturgesetzes seiner Nation ist, und mit diesem Erfolge rein aufgeht, sondern daß es ein Mehreres ist, denn das, und insofern unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben; so ist es dennoch eben so wahr, daß jenes mehrere, sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung, unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich gefügt, und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasselbe Naturgesetz nun werden, so lange dieses Volk besteht, auch alle fernere Offenbarungen des göttlichen in demselben eintreten, und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daß auch er da war, und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt, und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandtheil desselben geworden. Auch hiernach wird alles folgende sich fügen, und an dasselbe sich anschließen müssen. Und so ist er denn sicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, so lange dieses selbst bleibt, und fortdauernder Bestimmungsgrund wird aller fernern Entwicklung desselben.

Dies nun ist in höherer vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts, ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden, und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, diese Menge zu einem natürlichen, und von sich selbst durchdrungenen

Ganzen verbindet. Dieſes Geſetz, ſelbſt ſeinem Inhalte nach, kann wohl im Ganzen erfaßt werden, ſo wie wir es an den Deutſchen, als einem Urvolke, erfaßt haben; es kann ſogar durch Erwägung der Erſcheinungen eines ſolchen Volkes noch näher in manchen ſeiner weitern Beſtimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgend einem, der ja ſelbſt immerfort unter deſſelben ihm unbewußten Einfluſſe bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden; obwohl im Allgemeinen klar eingeſehen werden kann, daß es ein ſolches Geſetz gebe. Es iſt dieſes Geſetz ein Mehr der Bildlichkeit, daß mit dem Mehr der unbildlichen Urſprünglichkeit, in der Erſcheinung unmittelbar verſchmilzt; und ſo ſind denn, in der Erſcheinung eben, beide nicht wieder zu trennen. Jenes Geſetz beſtimmt durchaus und vollendet das, was man den National-Charakter eines Volks genannt hat; jenes Geſetz der Entwiklung des urſprünglichen und göttlichen. Es iſt aus dem leztern klar, daß Menſchen, welche ſo wie wir bisher die Ausländerei beſchrieben haben, an ein urſprüngliches und an eine Fortentwiklung deſſelben gar nicht glauben, ſondern bloß an einen ewigen Kreislauf des ſcheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie ſie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk ſind, und da ſie in der That eigentlich auch nicht da ſind, eben ſo wenig einen Nationalcharakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menſchen an die ewige Fortdauer ſeiner Wirkſamkeit auch auf dieſer Erde gründet ſich demnach auf die Hofnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er ſelber ſich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit deſſelben, nach jenem verborgenen Geſetze; ohne Einmiſchung und Verderbung durch irgend ein fremdes, und in das Ganze dieſer Geſetzgebung nicht gehöriges. Dieſe Eigenthümlichkeit iſt das ewige, dem er die Ewigkeit ſeiner ſelbſt und ſeines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er ſein ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn ſie allein iſt ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne ſeines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und ſein Streben, unvergängliches zu pflanzen, ſein Begriff, in welchem er ſein eignes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, iſt das Band, welches zunächſt ſeine Nation, und vermittelſt ihrer das ganze Menſchengeſchlecht, innigſt mit ihm ſelber verknüpft, und ihrer aller Bedürfniſſe, bis ans Ende der Tage, einführt in ſein erweitertes Herz. Dies iſt ſeine Liebe zu ſeinem Volke, zuvörderſt achtend, vertrauend, deſſelben ſich freuend, mit der Abſtammung daraus ſich ehrend. Es iſt göttliches in ihm erſchienen, und das urſprüngliche hat daſſelbe gewürdigt, es zu ſeiner Hülle und zu ſeinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirkſam, ſich aufopfernd für daſſelbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortſetzen des wechſelnden Daſeyns, hat für ihn ja ohnedies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber dieſe Dauer verſpricht ihm allein die ſelbſtſtändige Fortdauer ſeiner Nation; um dieſe zu retten, muß er ſogar ſterben

wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sey, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf vergänglichem, sondern sie erwacht, und entzündet sich, und ruht allein in dem ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sey denn, daß er sich als ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths, und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuförderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht giebt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem Eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, unsichtbares und sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, ohnerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die edlen unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmalen unter uns leben und athmen zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben im Strome der Zeit. Inwiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben in unsrer Mitte fort, und wird in seinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig seyn kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts, — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen klaren Begriffe erfaßt, und nach Anleitung dieses Begriffs errichtet und erhalten wird. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen Unterhalt und die Fristung seines sinnlichen Daseyns finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des ewigen und göttlichen in der Welt,

immer reiner, vollkommner und getroffener im unendlichen Fortgange. Eben darum muß dieſe Vaterlandsliebe den Staat ſelbſt regieren, als durchaus oberſte, letzte und unabhängige Behörde, zuförderſt, indem ſie ihn beſchränkt in der Wahl der Mittel für ſeinen nächſten Zwek, den innerlichen Frieden. Für dieſen Zwek muß freilich die natürliche Freiheit des Einzelnen auf mancherlei Weiſe beſchränkt werden, und wenn man gar keine andere Rückſicht und Abſicht mit ihnen hätte denn dieſe, ſo würde man wohl thun, dieſelbe ſo eng, als immer möglich, zu beſchränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen und ſie unter immerwährender Aufſicht zu erhalten. Geſetzt dieſe Strenge wäre nicht nöthig, ſo könnte ſie wenigſtens für dieſen alleinigen Zwek nicht ſchaden. Nur die höhere Anſicht des Menſchengeſchlechts und der Völker, erweitert dieſe beſchränkte Berechnung. Freiheit, auch in den Regungen des äußerlichen Lebens, iſt der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Geſetzgebung, welche dieſe leztere im Auge behält, wird der erſteren einen möglichſt ausgebreiteten Kreis laſſen, ſelber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge, und daß das Regieren ein wenig ſchwerer und mühſamer werde.

Um dies an einem Beiſpiele zu erläutern: man hat erlebt, daß Nationen ins Angeſicht geſagt worden, ſie bedürften nicht ſo vieler Freiheit, als etwa manche andere Nation. Dieſe Rede kann ſogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich ſagen wollte, ſie könnte ſo viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß ſie ſich nicht untereinander ſelber aufrieben. Wenn aber die Worte alſo genommen werden, wie ſie geſagt ſind, ſo ſind ſie wahr unter der Vorausſetzung, daß eine ſolche Nation des urſprünglichen Lebens und des Triebes nach ſolchem, durchaus unfähig ſey. Eine ſolche Nation, falls eine ſolche, in der auch nicht wenige edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich ſeyn ſollte, bedürfte in der That gar keiner Freiheit, denn dieſe iſt nur für die höhere über den Staat hinaus liegenden Zwecke; ſie bedarf bloß der Bezähmung und Abrichtung, damit die Einzelnen friedlich neben einander beſtehen, und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkührlich zu ſetzende außer ihr liegende Zweke zubereitet werde. Wir können unentſchieden laſſen, ob man irgend einer Nation dies mit Wahrheit ſagen könne; ſo viel iſt klar, daß ein urſprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß dieſe das Unterpfand iſt ſeines Beharrens als urſprünglich, und daß es in ſeiner Fortdauer einen immer höher ſteigenden Grad derſelben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies iſt das erſte Stük, in Rükſicht deſſen die Vaterlandsliebe den Staat ſelbſt regieren muß.

Sodann muß ſie es ſeyn, die den Staat darin regiert, daß ſie ihm ſelbſt einen höhern Zwek ſezt, denn den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigenthums, der perſönlichen Freiheit, des Lebens, und des Wohlſeyns aller. Für dieſen höhern Zwek allein, und in keiner andern Abſicht bringt der Staat eine bewafnete Macht zuſammen.

Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlseyn, ja die Fortdauer des Staats selbst, auf das Spiel zu setzen; ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich, zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staates erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebenswillen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes, ist gar kein rechtes eigentliches Leben und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber, haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn, und leben so in der That nicht ein eignes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie also dagewesene Fälle zu entscheiden; dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigner Sicherheit und Gewißheit, und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstande bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umsonst regiert wird, so wird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei, außer in der Nichtachtung und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?) — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nutzung ziehen läßt, so wird, wenn er nur einigermaßen ein Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieser nur recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu thun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas weiteres gehofft, denn die Fortsetzung der Gewohnheit dazuseyn unter erleidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens

auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, — allein dieſe iſt es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeiſtern kann.

So iſt es auch bisher geweſen. Wo da wirklich regiert worden iſt, wo beſtanden worden ſind ernſthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden iſt gegen gewaltigen Widerſtand, da iſt es jene Verheißung ewigen Lebens geweſen, die da regierte, und kämpfte, und ſiegte. Im Glauben an dieſe Verheißung kämpften die in dieſen Reden früher erwähnten deutſchen Proteſtanten. Wußten ſie etwa nicht, daß auch mit dem alten Glauben Völker regiert und in rechtlicher Ordnung zuſammengehalten werden könnten, und daß man auch bei dieſem Glauben ſeinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beſchloſſen denn alſo ihre Fürſten bewaffneten Widerſtand, und warum leiſteten ihn mit Begeiſterung die Völker? — Der Himmel war es und die ewige Seligkeit, für welche ſie willig ihr Blut vergoſſen. — Aber welche irdiſche Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligthum ihres Gemüths eindringen, und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war, und auf welchen allein ſie ihrer Seeligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Alſo, auch ihre eigne Seeligkeit war es nicht, für die ſie kämpften; dieſer waren ſie ſchon verſichert: die Seeligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungebornen Enkel und aller ungebornen Nachkommenſchaft war es; auch dieſe ſollten auferzogen werden in derſelben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erſchienen war, auch dieſe ſollten theilhaftig werden des Heiles, das für ſie angebrochen war; dieſe Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht wurde, für ſie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen ſollte, verſprizten ſie mit dieſer Freudigkeit ihr Blut. Geben wir zu, daß ſie ſich ſelbſt nicht ganz klar waren, daß ſie in der Bezeichnung des edelſten, was in ihnen war, mit Worten ſich vergriffen, und mit dem Munde ihrem Gemüthe unrecht thaten; bekennen wir gern, daß ihr Glaubensbekenntniß nicht das einige und ausſchließende Mittel war, des Himmels jenſeits des Grabes theilhaftig zu werden: ſo iſt doch dies ewig wahr, daß mehr Himmel dieſſeits des Grabes, ein muthigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde, und eine freiere Regung des Geiſtes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen iſt, und die Nachkommen ihrer Gegner eben ſowohl, als wir ſelbſt, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf dieſen Tag genießen.

In dieſem Glauben ſetzten unſre älteſten gemeinſamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutſchen, ſich der herandringenden Weltherrſchaft der Römer muthig entgegen. Sahen ſie denn nicht vor Augen den höhern Flor der Römiſchen Provinzen neben ſich, die feinern Genüſſe in denſelben, dabei Geſetze, Richterſtühle, Ruthenbündel und Beile in Ueberfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, ſie an allen dieſen Seegnungen Theil nehmen zu laſſen? Erlebten ſie nicht an mehrern ihrer eigenen Fürſten, die ſich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen ſolche Wohlthäter der Menſchheit Rebellion ſey, Beweiſe der geprieſenen Römiſchen

Klemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit Römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurükken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein Römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden." Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen ihre Angelegenheiten selbstständig, und ursprünglich, ihrem eignen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es verstehe sich von selbst, sezten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu seyn und zu bleiben, und die seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen, und, wie dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwiklung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbstständigen Lebens uns noch trägt, ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jezo mit uns zu Ende ist, und der lezte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken, alles, was wir noch ferner seyn werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jezt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsre Brüder, ihr Daseyn; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist

Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft. — — —

LXII^b. Ernst Ludwig Posselt.

(1763 — 1804.)

Friedrich der Große, Voltaire und J. J. Rousseau.

(Aus „Frankreichs Staatsrecht" in Posselts „Europäischen Annalen *)" 2r Band)

Seit Mark Aurel war kein Philosoph mehr auf dem Thron gesessen; nun, nach einer Zwischenzeit von anderthalbtausend Jahren, sah die Menschheit zuerst wieder dies Phänomen. Friedrich II, König von Preussen, den man mit mehr Recht, als Hesiodus den Minos, den königlichsten unter den Königen nennen könnte, mit allem Gefühl der Rechte, die die Superiorität seines Geistes ihm gab, verkündete so laut, erfüllte so musterhaft alle Pflichten seines Standes; zog mit so fester Hand die bis dahin unbekannte Scheidlinie zwischen regieren und befehlen; kämpfte mit so siegreicher Taktik gegen Vorurtheile, die zu grau, zu mystischehrwürdig waren, als daß irgend ein andrer, als Er, zuerst sie anzutasten gewagt hätte. Er ward der Lehrer der Könige durch sein Beispiel, der Völker durch seine Schriften. Von ihm an datirt eine neue Zeitrechnung in der Politik, die er, bis auf ihe Terminologie herab, umschuf. Das Losungs-Wort, womit er seine Zeit-Genossen zum Forschen der Wahrheit begeisterte; das Geheimniß, wodurch er die grose Reform in dem Esprit public von Europa bewirkte, war: Gedanken-Freiheit. Sein Name war Aegide für jeden Denker; wer mochte sich's wohl noch herausnehmen, Syllogismen zu verbrennen, die Friedrich's königliche Auctorität für sich hatten? Konnte man sich auch in Sachen der Dogmatik nicht auf ihn berufen — denn bekanntlich stand der Held nicht im Geruche der Orthodoxie — so konnte man's desto mehr in Sachen der Politik. „Es kann nicht politisch gefährlich seyn, denn „Friedrich hat's gesagt, und ist Friedrich nicht König, und der „gröste König, der je war?" — welch ein Schutz lag in diesem Gedanken für politische Forschungen?... Die Impulsion, die der gekrönte Verfasser des Anti-Machiavels gab, theilte sich den Schriftstellern aller Länder mit — und Friedrich wirkte bald nicht mehr einzeln.

Insonderheit waren zwei Männer, die, bei der abweichendsten Richtung des Charakters und Geistes, doch zulezt im gleichen Ziele zusammentrafen, mit Friedrichen die Lehrer der Völker wurden, und für die Reform, zumal des politischen Ideen-Systems, Epoche machten — Voltaire und Rousseau.

Voltaire's muthwilliger, unerschöpflicher Witz lachte die ehrwür-

*) Europäische Annalen. Jahrgang 1795 von Dr. Ernst Ludwig Posselt. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1795. 4 Bände.

digſten Vorurtheile hinweg: ſtanden ſie noch ſo tief gewurzelt — gegen ihn konnten ſie nicht halten; er wiederholte ſeine Angriffe ſo oft, ſo immer neu, mit ſo ſiegreicher Naivetät, daß, hätte man ſie auch feſter, als Herkul ſeine Keule gehalten, der Mann ſie einem doch zulezt entwand. Nie wirkte wohl ein Schriftſteller ſo mächtig, ſo allgemein auf ſein Volk, wie dieſer. Er wußte jeden Gegenſtand von der behaglichſten Seite zu faſſen. Er paßte ſeinen Gedanken einen ſo runden, leichten Ausdruk an, daß man, ohne ſich erſt an den Worten zu zerarbeiten, ſogleich und unmittelbar die Idee ſelbſt in ſich ſog; es war, als wäre ſie nicht von ihm in fremde Seele getragen, ſondern längſt ſchon darin gelegen, und nur bei gutem Anlaß durch ihn gewekt worden. Und ſein reicher, glänzender, ſein überraſchender Wiz! Wer war mehr, wie er, dazu geſchaffen, auf ein Volk, wie das fränkiſche, zu wirken? Aber — denn auch neben dieſem Lichte wölkten ſich Schatten — der Muthwille, womit er mitunter auch über die wichtigſten und wahrſten Intereſſen ſcherzte, gieng nur zu leicht in den Charakter eines ohnehin ſo lebhaften Volkes über, und erhöhte nicht wenig deſſen Empfänglichkeit für eine Umwälzung der bisherigen Ordnung der Dinge.

Ganz anders Rouſſeau. Einſam, tief und düſter ſtudierte er, fern von Menſchen, den Menſchen; ſah ihn, eingezwängt in die Verhältniſſe ſeiner Zeit, geformt, umringt durch tauſend Vorurtheile, Widerſprüche, die ſeine Grundzüge ausgelöſcht, ſein Weſen durch fremdartiges Amalgam entſtellt, ſeine Ur-Beſtimmung unkenntlich gemacht haben; aber ſich zugleich auch, hoch über die Gegenwart hinweg, den Menſchen, wie er aus der Hand der Natur kam. „Der Wahrheit das Leben weyhn," war ſein Wahlſpruch, die erhabene Arbeit ſeines Lebens; ſie ſuchte er mit der kühnſten, man könnte ſagen, traurigen Anſtrengung. Rouſſeau's tiefempfundne Sprache des Herzens, die ſtarken Züge ſeines Geiſtes, die aus ſeiner Einſamkeit, wie aus einer überirdiſchen Region hervorſtrahlten, wirkten, nur auf andre Art, aber zu gleichem Zweke, wie Voltair's muthwilliger, lachender Wiz.

Beide ausgezeichnete Männer waren ſich einander fremde. „Ah, hätt' er ſich mit mir verſtehen wollen" — ſagte Voltaire einſt von Rouſſeau — „wir hätten eine Revolution im Denkſyſtem bewirkt, und die Menſchheit hätte darunter nicht verloren." Aber gerade dies Anderswirken jedes von beiden zu gleichem Zweke gab der Reform im Denk-Syſtem um ſo weitern Umfang. Voltaire war mehr der Mann der Menge; Rouſſeau das Idol der tieferfühlenden Seelen. Und ſelbſt ein und derſelbe Leſer hellte ſich, von dem apoſtoliſchen Ernſte des einen hinweg, oft gerne wieder am Lächeln des andern auf. Der Haarkräusler in Paris, wie der Marquis, las ſeinen Voltaire; Rouſſeau's Emil ward das Handbuch der Erzieher; ſein Geſellſchafts-Vertrag das Handbuch der Politiker; beide, das Studium der Philoſophen.

LXIII. Johann Gottfried Seume.

(1763—1810.)

Abreise von Wien.*)

(S. 40.)

Ich darf rühmen, daß ich in Wien überall mit einer Bonhomie und Gefälligkeit behandelt worden bin, die man vielleicht in Residenzen nicht so gewöhnlich findet. Selbst die schnakische Visitation an der Barriere wurde, was die Art betrifft, mit Höflichkeit gemacht. Den einzigen bötischen, aber auch ächt bötischen, Auftritt hatte ich den letzten Tag auf der italiänischen Kanzlei. Hierher wurde ich mit meinem Passe von der Polizei um einen neuen gewiesen. Im Vorzimmer war man artig genug und meldete mich, da ich Eile zeigte, sogleich dem Präsidenten, der eine Art von Minister ist, den ich weiter nicht kenne. Er hatte meinen Paß von Dresden schon vor sich in der Hand, als ich eintrat.

„Währ üß Aehr?" fragte er mich mit einem stier glotzenden Molochsgesicht in dem dicksten Wiener Bratwurstdialekt. Ich ehre das Idiom jeder Provinz, so lange es das Organ der Humanität ist; und die braven Wiener mit ihrer Gutmüthigkeit haben mir nur selten das Gefühl rege gemacht, daß ihre Aussprache etwas besser seyn sollte. Ich that ein kurzes Stoßgebetchen an die heilige Humanität, daß sie mir hier etwas Geduld gäbe, und sagte meinen Namen, indem ich auf den Paß zeigte.

„Wu will Aehr hünn?"

Steht im Passe: nach Italien.

„Italien üß gruhß."

Vor der Hand nach Venedig, und sodann weiter.

„Slähftr holtr sähr fuehl sulch lüederlichches Gesüendel härümmer."

Nun Freund, was war hier zu thun? Dem Menschen zu antworten, wie er es verdiente? Er hätte leicht Mittel und Wege gefunden mich wenigstens acht Tage aufzuhalten, wenn er mich nicht gar zurück geschickt hätte: denn er war ja ein Stück von Minister. Ich suchte eine alte militärische Aufwallung mit Gewalt zu unterdrücken. Der Graf Metternich in Dresden muß wohl wissen, was er thut und wem er seine Pässe gibt: er ist verantwortlich dafür! sagte ich so bestimmt als mir der Ton folgte. Der Mensch belugte mich von dem verschnittenen Haarschedel den polnischen Rock herab bis auf die Schariwari, die um ein paar herbe rindslederne Stiefeln geknöpft waren.

„Wu wüll Aehr weiter hünn?"

Vorzüglich nach Sicilien.

Er glotzte von neuem und fragte:

„Was will Aehr da machchen?"

Hätte ich ihm nun die reine platte Wahrheit gesagt, daß ich bloß

*) Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Von J. G. Seume. Dresden. Hartknoch. 1803. 8.

spazieren gehen wollte, um mir das Zwergfell aus einander zu wandeln, das ich mir über den Druck von Klopstocks Oden etwas zusammen gesessen hatte, so hätte der Mann höchst wahrscheinlich gar keinen Begriff davon gehabt und geglaubt, ich sey irgend einem Bedlam entlaufen.

Ich will den Theokrit dort studieren: sagte ich.

Weiß der Himmel was er denken mochte; er sah mich an und sah auf den Paß und sah mich wieder an, und schrieb sodann etwas auf den Paß, welches, wie ich nachher sah, der Befehl zur Ausfertigung eines andern war.

„Abber Aehr dörf süchch nücht ünn Venedig uffhalten."

Ich bin es nicht Willens, antwortete ich mit dem ganzen Murrsinn der düstern Laune, und bekomme hier auch nicht Lust dazu. Er beglotzte mich noch einmal, gab mir den Paß, und ich gieng.

Man hat mir den Namen des Mannes genannt und gesagt, daß dieses durchaus sein Charakter sey, und daß er bei dem Kaiser in gar großem Vertrauen und hoch in Gnaden stehe. Desto schlimmer für den Kaiser und für ihn und die Wiener und alle, die mit ihm zu thun haben. Sein Gesicht hatte das Gepräge seiner Seele, das konnte ich beym ersten Anblick sehen, ohne jemahls eine Stunde bey Gall gehört zu haben.

Seinen Namen habe ich geflissentlich vergessen, erinnere mich aber noch so viel, daß er, nicht zur Ehre unserer Nation, ein Deutscher, obgleich Präsident der italiänischen Kanzley war. Ist das der Vorschmack von Italien? dachte ich; das fängt erbaulich an.

Von hier gieng ich mit dem Passe hinüber in die Kanzleystube, wo ausgefertigt wurde; und hier war der Revers des Stücks, ein ganz anderer Ton. Ich wurde so viel Euer Gnohden gescholten, daß meine Bescheidenheit weder ein noch aus wußte, und erhielt sogleich einen großen Realbogen voll Latein in ziemlich gutem Styl, worin ich allen Ober- und Unterofficianten des Kaisers im Namen des Kaisers gar nachdrücklich empfohlen wurde. Wenn es nur der Präsident etwas höflicher gemacht hätte; es hätte mit der nehmlichen oder weit weniger Mühe für ihn und mich angenehmer werden können. Auf dem neuen Paß stand gratis und man forderte mir zwey Gulden ab, die ich auch, trotz der sonderbaren Hermenevtick des Wörtchens, sehr gern sogleich zahlte und froh war, daß ich dem Uebermaß der Grobheit und Höflichkeit zugleich entgieng.

Anmerkungen.

I. Johann Jakob **Bodmer**, den 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich geboren, stirbt als Professor der Geschichte und Mitglied des großen Raths zu Zürich den 2. Januar 1783.

Herausgeber (mit Breitinger) der Monatsschriften: Diskurse der Maler, der Maler der Sitten; Kritische Abhandlungen von dem Wunderbaren in der Poesie; Kritische Briefe; Neue kritische Briefe; Herausgeber der Manneschen Sammlung der Minnesänger, altenglischer und altschwäbischer Balladen.

II. Johann Christoph **Gottsched**, den 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg geboren, stirbt den 12. December 1766 zu Leipzig als ordentlicher Professor der Logik. Am ausgezeichnetsten seine kritisch-grammatisch-philosophischen Schriften und brauchbar seine Sammlungen: Kritische Dichtkunst; Ausführliche Redekunst; Deutsche Sprachkunst; Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache; Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst.

III. Nikolaus Ludwig Graf **von Zinzendorf**, am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren, stirbt als Stifter der mährischen Brüder (1722 in Berthelsdorf) zu Herrnhut den 9. Mai 1760. Geistliche Reden; Büdingische Sammlung.

IV. Johann Jakob **Breitinger**, den 1. März 1701 zu Zürich geboren, stirbt als Professor der griechischen und hebräischen Sprache und Kanonikus zu Zürich den 15. Dezember 1776. Kritik der poetischen Kunst.

V. Christian Ludwig **Liscow**, den 25. April 1701 zu Wittenberg geboren, stirbt als Sekretär am Dresdner Hofe auf der Festung Eilenburg in Sachsen den 30. October 1760. Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. Am berühmtesten ist seine Vertheidigungsschrift der elenden Scribenten. Liscow ist der bedeutendste deutsche Satyriker. Seine Satyre ist persönlich, um die elenden Scribenten (damalige Vielschreiber: Sievers, Philippi, Manzel, Hillig, Rodigast) zum Schweigen zu bringen.

Liscows Prosa ist kernig, koupirt, schlagend und hat viele Aehnlichkeit mit Börnes Sprache. Er sagt alles mit lachendem Munde, der von Bitterkeit überströmt und hat immer die Lacher auf seiner Seite. Die ächte Satyre.

VI. Albrecht **von Haller**, den 16. October 1708 zu Bern geboren, stirbt als Stifter und immerwährender Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und Mitglied des Berner geh. Rathes zu Bern den 15. Mai 1775. Romane: Usong, eine morgenländische Geschichte; Alfred, König der Angelsachsen; Fabius und Kato, ein Stück aus der römischen Geschichte.

VII. **Friedrich** II. (der Große) König von Preußen, den 24. Februar 1712 geboren, stirbt zu Sans-Souci den 17. August 1786. Friedrichs sämmtliche Schriften, welche vorzüglich die Geschichte, Philosophie, Literatur, Staats- und Kriegswissenschaft betreffen, sind alle, ohne Ausnahme, in französischer

Sprache geschrieben und in einer Berliner und Amsterdamer Ausgabe, (aber nicht kritisch und vollständig) gesammelt. Was und wie der große König über deutsche Sprache und Literatur urtheilte, (außerordentlich interessant für die deutsche Literaturgeschichte) finden wir in seiner berühmten Abhandlung: de la littérature allemande, die in deutscher Uebersetzung mitgetheilt ist. Vergleiche hierüber das Werk des ausgezeichneten Biographen Friedrichs: „Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer ächten und vollständigen Ausgabe seiner Werke bei Annäherung des großen preußischen Thronjubelfestes (1840) ehrerbietigst der Königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. Preuß. Berlin. Veit 1837." 8. Preuß sagt S. 217 über diese Abhandlung, nach Anführung des vollständigen Titels De la Littérature allemande; des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. A Berlin chez Decker 1780. Ueber die deutsche Literatur, ihre Mängel, die man ihr vorwerfen kann; die Ursachen derselben und die Mittel sie zu verbessern, (auf des Königs Befehl von dem damaligen Kriegsrath und Archivar Dohm, von Dohms Denkwürdigkeiten I. 257) aus dem Französischen übersetzt. Berlin. Decker. 1780. gr. 8." folgendes: D'Alembert, welchem Friedrich die seine, von Thiébault in der Akademie der Wissenschaften vorgelesene Abhandlung im Januar 1781 zugesandt hatte, tadelt an derselben, daß der König „le manuel d'Epictète et les pensées de Marc-Aurèle" für lateinische Schriften halte; Grimm sprach in seinem Briefe an den König fein wie ein Hofmann, aber aufrichtig wie ein Patriot für die deutsche Literatur und indem so die Freunde in ihrem Danksagungsschreiben für das literarische Geschenk freimüthige Wahrheitsliebe äußerten, unternahmen Justus Möser, Abt, Jerusalem, Dr. Tralles, Affsprung, Gomperg, Wetzel, Rauquil-Lieutaud, sammt einigen Ungenannten einen förmlichen Krieg gegen des Königs Schrift. Neuerdings hat unser Philologe Wolf eine gewichtige Stelle aus derselben zu einer vortrefflichen akademischen Vorlesung benutzt. (Friedr. Aug. Wolf, Ueber ein Wort Friedrich II. von deutscher Verskunst. 1811.) Und so wird der vaterländische Gelehrte auf Friedrichs wohlgemeinte Abhandlung immer gern zurückkehren, weil ihr ächter Patriotismus, klassische Originalität eigen sind, so wenig der Verfasser allerdings die deutsche oder preußische schöne Literatur, wie sie seinen Siegen und dem Geist seines Jahrhunderts folgten, kannte. — Das Original findet sich in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. Tom. 3. p. 61—120. Die Gegenschrift Jerusalems (in seinen „Nachgelassenen Schriften" II. 327.) „Ueber die deutsche Sprache und Literatur", eine der gediegensten, sandte die Herzogin von Braunschweig, welche diese Schrift selbst veranlaßt hatte, ihrem Bruder, dem Könige, zu, und der Minister von Herzberg ließ sie für denselben ins Französische übersetzen. Vergleiche Mundt S. 336.

VIII. Luise Adelgunde Victorie **Gottsched**, geborne Kulmus, geboren den 11. April 1713 zu Danzig, stirbt als Gattin und literar. Gehülfin des Professors Gottsched zu Leipzig den 26. Juni 1762. Ihre Briefe, die mit Korrektheit, großer Herzenswärme und Wahrheitsliebe geschrieben sind und einen männlichen selbstständigen Geist verrathen, gab ihre Freundin Dorothea von Runkel in drei Bänden heraus.

IX. Gottlieb Wilhelm **Rabener**, den 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, stirbt als Obersteuerrath zu Dresden den 22. März 1771.

Satyren und Briefe.

X. Christian Fürchtegott **Gellert**, den 4. Juli 1715 zu Haynichen geboren, stirbt als außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig den 13. Dezember 1769. Moralische Vorlesungen. Briefe. Roman: Leben der schwedischen Gräfin von G.

XI. Johann Joachim **Winkelmann**, den 9. December 1717 zu Stendal geboren, Präsident der Alterthümer und Sekretär der vatikanischen Bibliothek zu Rom, wird auf einer Reise in die Heimath durch den Italiener Archangeli zu Triest den 8. Juni 1768 ermordet. Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke. Ueber die Empfindung des Schönen. Geschichte der Kunst des Alterthums. Vergleiche Göthes: Winkelmann und sein Jahrhundert!

XII. Johann Georg **Sulzer**, den 16. October 1720 zu Winterthur geboren, stirbt als Director der philos. Klasse der Akademie der Wiss. zu Berlin, den 25. Februar 1779. — Allgemeine Theorie der schönen Künste. Philosophische Schriften. 2 Th.

XIII. Justus **Möser**, geboren den 14. December 1720 zu Osnabrück, stirbt als geh. Justizrath den 8. Januar 1794. Außer seiner vortrefflichen Particulargeschichte „von Osnabrück 3 Theile" schrieb Möser in die Osnabr. Intelligenzblätter Aufsätze, die in absichtslosem naiven Volkston alles erörtern, was für das Volk von der höchsten Wichtigkeit ist. Seine Tochter J. W. S. von Voigt gab sie unter dem sehr passenden Titel: „Patriotische Phantasien" heraus. Sie sind wahre Meisterstücke von populärer faßlicher Darstellung.

XIV. Friedrich Karl Freiherr **von Moser**, geboren den 18. Dezember 1723 zu Stuttgart, Hessen-Darmstädtischer Staatsminister, stirbt den 10. Nov. 1798 zu Ludwigsburg. — Kleine Schriften. Versuch einer Staatsgrammatik. Der Herr und Diener. Beherzigungen. Moralische und politische Schriften. Vom deutschen Nationalgeist. Reliquien. Sucht seine witzigen und satyrischen Schriften in christliche Lappen einzuwickeln.

XV. Immanuel **Kant**, geboren den 22. April 1724 zu Königsberg, stirbt, ohne über sieben Meilen von Königsberg hinausgekommen zu sein, als Professor der Logik und Metaphysik zu Königsberg den 13. Febr. 1804. In seinen kleineren Schriften als Stylist ausgezeichnet. Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels; Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabnen; Träume eines Geistersehers; Zum ewigen Frieden; Phil. Hauptschriften: Kritik der reinen Vernunft; Kritik der praktischen Vernunft; Kritik der Urtheilskraft; Anthropologie.

XVI. Friedrich Gottlieb **Klopstock**, den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, titul. Legationsrath und Hofrath, stirbt den 14. März 1803 zu Hamburg. — Fragmente über Sprache und Dichtkunst; Grammatische Gespräche; die deutsche Gelehrtenrepublik. Vergl. Mundt S. 325.

XVII. Isaak **Iselin**, den 17. März 1728 zu Basel geboren, stirbt daselbst als Rathsschreiber den 15. Juni 1782. — Geschichte der Menschheit.

XVIII. Johann Georg Ritter **von Zimmermann**, den 8. Dezember 1728 zu Brügg in der Schweiz geboren, stirbt als Hofrath und Leibarzt zu Hannover den 7. October 1795. — Ueber die Einsamkeit; Ueber den Nationalstolz.

XIX. Johann Gotthold Ephraim **Lessing**, den 22. Januar 1729 zu Kamenz geboren, zuletzt Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel, wo er den 15. Febr. 1781 stirbt. Der größte deutsche Kritiker und nächst Luther der ausgezeichnetste Charakterprosaist. — Dramatische Werke: Minna von Barnhelm; Miss Sara Sampson; Emilia Galotti. Kritisch-philos.-artistische Schriften: Die Erziehung des Menschengeschlechts; Ernst und Falk, Gespräch über die Freimaurerei; Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie; Hamburgische Dramaturgie. 2 Bände. Briefe.

XX. Moses **Mendelssohn**, den 9. September 1729 zu Dessau geboren, stirbt als Kaufmann zu Berlin den 4. Januar 1786. — Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele; Philosoph. Gespräche; Philosoph. Schriften.

XXI. Salomon **Geßner**, den 1. April 1730 zu Zürich geboren, Buchhändler, Maler, Dichter und Kupferstecher, stirbt als Mitglied des großen Rathes zu Zürich den 2. März 1787.

XXII. Johann Georg **Hamann**, der Magus des Nordens, geboren den 27. August 1730 zu Königsberg, Packhofverwalter daselbst, stirbt den 21. Juli 1788 zu Münster. Er nennt seinen Styl selbst den Wurststyl. — Sokkratische Denkwürdigkeiten; Kreuzzüge des Philologen; Golgatha und Schablimini; Seine Schriften herausg. von Fr. Roth. Nürnberg und Berlin. 8 Theile. 1821—1825.

XXIII. Christoph Friedrich **Nicolai**, den 18. März 1733 zu Berlin geboren, Kritiker, Jesuitenrichter und Aufklärer, Buchhändler, Mitglied der Akademie zu Berlin und München, stirbt den 8. Januar 1811 zu Berlin. — Gründet die Bibliothek der schönen Wissenschaften und die allgemeine deutsche Bibliothek; schreibt mit Lessing, Abbt und Mendelssohn die Briefe, die neuste Literatur betreffend. Leben und Meinungen des M. Seb. Nothanker.

XXIV. Christoph Martin **Wieland**, den 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren, Hofrath und Erzieher der Söhne der Herzogin Amalie von Weimar, stirbt in Weimar den 20. Januar 1813. Hat mit Thümmel das Verdienst die Prosa der höhern Geselligkeit und des Welttons in seinen Darstellungen des griechischen Lebens mit französischer Färbung ausgebildet zu haben. Vergleiche Mundt S. 372.

Romane: Geschichte des Agathon; Geschichte der Abderiten; Aristipp. Uebersetzungen: Shakspeare's theatr. Werke; Horazens Briefe; Ciceros sämmtliche Briefe. Monatschrift: der deutsche Mercur 1773—79

XXV. Johann Karl August **Musäus**, 1735 zu Jena geboren, stirbt als Professor am Gymnasium zu Weimar den 28. October 1787. — Volksmährchen der Deutschen; der deutsche Grandison; Physiognomische Reisen.

XXVI. Helfrich Peter **Sturz**, den 16. Februar 1736 zu Darmstadt geboren, Privatsekretär des dänischen Staatsministers Grafen von Bernstorf, Legationsrath, stirbt als herzogl. oldenburg. Etatsrath, den 12. Nov. 1779, in Bremen. Einer unsrer ausgezeichnetsten Prosaisten und frühsten Memoirenschreiber. Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorf; über Klopstock; Garrik; der Salon der Madame Geoffrin in Paris. Er lernte die Sprache des Weltmanns auf seinen Reisen in Frankreich und England. Seine Familie hieß eigentlich Stürz und starb vor einigen Jahren in Darmstadt aus. Weil Sturz seinen Namen wahrscheinlich französisch schrieb und aussprach, ließ er den Auflaut weg. Vergl. Mundt S. 382.

XXVII. Johann Timotheus **Hermes**, 1738 zu Petznick bei Stargard geboren, stirbt als Professor der Theologie, Superintendent und Propst zu Breslau den 24. Juli 1821. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Roman.

XXVIII. Moritz August **von Thümmel**, den 27. Mai 1738 zu Schönfeld bei Leipzig geboren, geh. Rath und Minister zu Koburg, stirbt als Privatmann den 26. October 1817 zu Koburg. Vergl. Mundt S. 372.

Ein geistvoller sentimental-humoristischer Schriftsteller, in ihm deutsche Gemüthlichkeit mit französ. Leichtigkeit und Eleganz gemischt. Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.

XXIX. Thomas **Abbt**, den 25. November 1738 zu Ulm geboren, stirbt den 3. Novemb. 1766 zu Bückeburg als Regierungsrath. — Vom Tode für das Vaterland. Vom Verdienste. Fragmente der portugies. Geschichte. Vergl. Mundt S. 409.

XXX. Christian Friedrich Daniel **Schubart**, geboren den 20. März 1739 zu Oberspontheim, gefangen auf Hohenasperg, stirbt zu Stuttgart den 10. October 1791 als Hof- und Theaterdichter. — Deutsche Chronik. Vaterlandschronik. (Polit. Zeitschriften).

XXXI. **Amalie** (Anna), Herzogin von Sachsen-Weimar, den 24. Oct. 1739 geboren, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, Mutter und Erzieherin des Großherzogs Carl August von Weimar, der Mittelpunkt und die Seele des Hofes von Weimar, großmüthige Beschützerin der Künste und Wissenschaften, Gründerin des Weimarischen literarischen und geselligen Lebens, Freundin von Göthe, Herder, Wieland, Knebel, Böttiger, Schiller u. s. w., stirbt den 14. October 1806. Briefe (in Knebels Nachlaß und andern Sammlungen zerstreut) zeigen von ihrer männlichen großartigen Gesinnung und einer Vereinigung der seltensten Eigenschaften des Herzens und Geistes. Ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte ist außerordentlich groß. Vergl. Göthes Rede, in dieser Sammlung.

XXXII. Matthias **Claudius**, als Schriftsteller Asmus oder der Wandsbecker Bote genannt, geboren den 15. August 1740 bei Reinfeld im Holsteinischen, stirbt als Revisor der holsteinischen Bank in Altona bei seinem Schwiegersohne Perthes zu Hamburg den 21. Januar 1815. — Betrachtungen, Recensionen, Erzählungen, Gespräche in den „sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten."

XXXIII. Johann Heinrich **Jung**, genannt Stilling, den 12. Sept. 1740 im Grund im Nassauischen geboren, Professor an der Kameralschule zu Lautern und Heidelberg, stirbt den 23. März 1817 zu Karlsruhe. — H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, häusliches Leben. 4 Theile. Theorie der Geisterkunde.

XXXIV. Theodor Gottlieb **von Hippel**, den 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, stirbt als königl. preuß. geh. Kriegsrath und Stadtpräsident zu Königsberg den 23. April 1796. — Lebensläufe nach aufsteigender Linie; über die Ehe; Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z. Vergl. Mundt S. 404.

XXXV. **Joseph** II., römisch deutscher Kaiser, Sohn Franz I. und Marie Thereſiens, geboren den 13. März 1741, stirbt den 20. Febr. 1790. — Sein lebendiges, edles Gefühl für das Wohl der Menschheit und sein fester Glaube an die Würde des Menschen spricht sich in diesem Briefe aus.

XXXVI. Joh. Jakob **Engel**, den 11. Septbr. 1741 zu Parchim geboren, Director des Nationaltheaters zu Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, stirbt den 28. Juni 1802 zu Berlin. — Der Philosoph für die Welt. Der Edelknabe und der dankbare Sohn, Lustspiele. Lobrede auf den König; der Fürstenspiegel; Mimik; Roman: Herr Lorenz Stark.

XXXVII. Johann Kaspar **Lavater**, geboren den 16. Novbr. 1741 zu Zürich, Pfarrer zu St. Peter in Zürich, stirbt an den Folgen einer Verwundung durch einen französ. Soldaten den 2. Januar 1801. — Predigten; Aussichten in die Ewigkeit; Physiognomische Fragmente, 4 Th.

XXXVIII. Christian **Garve**, geboren den 7. Januar 1742 zu Breslau, auß. Professor zu Leipzig, Mitglied der Akademie der Wiss. zu Berlin, stirbt den 1. December 1798. — Versuche über verschiedene Gegenstände aus der

Moral, Literatur und dem gesell. Leben; Briefe; Uebersetzungen mit trefflichen Anmerkungen: Cicero von den Pflichten; Aristoteles Ethik und Politik.

XXXIX. Georg Christoph **Lichtenberg**, den 1. Juli 1742 zu Oberamstadt bei Darmstadt geboren, Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie und Mitglied der Societät der Wiss. zu Göttingen, stirbt den 24. Febr. 1799. — Briefe über Garrik; Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche; Bittschrift der Wahnsinnigen; Anschlag-Zeddel im Namen von Philadelphia, u. s. w.

XL[a]. Friedrich Heinrich **Jacobi**, den 25. Januar 1743 zu Düsseldorf geboren, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München, stirbt den 10. März 1819. — Romane: Woldemar; Allwills Briefsammlung. Philos. Schriften: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung; über die Lehre des Spinoza; Briefe.

XL[b]. Johann Joachim **Eschenburg**, geboren 1743 zu Hamburg, Herzogl. Braunschweig'scher Hofrath, Mitdirektor am Carolinum, stirbt den 29. Februar 1820.

XLI. Johann Gottwirth **Müller**, geboren den 17. Mai 1744 zu Hamburg, Buchhändler, stirbt zu Itzehoe den 23. Juni 1828. Romane; Siegfried von Lindenberg; Sara Reinert.

XLII[a]. Johann Gottfr. **von Herder**, den 26. August 1744 zu Morungen geboren, Präsident des Oberconsistoriums zu Weimar, stirbt den 18. December 1803. Der erste Verkündiger der Humanität. Philos. Schriften: Ideen zur Geschichte der Menschheit; Briefe zur Beförderung der Humanität; Schulreden. Theologische Schriften: Vom Geist der hebr. Poesie; Predigten. Kritische Schriften: Kritische Wälder. Kalligone.

XLII[b]. Karl Ludwig **von Knebel**, geboren am 30. November 1744 auf Schloß Wallerstein im Oetting'schen, Offizier im Heere Friedrichs des Großen, dann Instruktor des Prinzen Constantin (2ten Sohnes der geistreichen Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar) stirbt den 23. Februar 1834. Literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. (3 Bände.)

XLIII. Joh. Wilhelm **von Archenholz**, geboren den 3. September 1745 zu Langenfurth vor Danzig, Hauptmann im preuß. Heere, macht den siebenjährigen Krieg mit, stirbt den 28. Februar 1812 zu Ogendorf, seinem Gute bei Hamburg. — Geschichte des siebenjähr. Krieges; England u. Italien.

XLIV. Johann Heinrich **Pestalozzi**, den 12. Januar 1746 zu Zürich geboren, Gründer von Erziehungsanstalten zu Burgdorf, München-Buchsee und Yverdun, stirbt daselbst den 17. Febr. 1827. — Lienhard und Gertrud. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Sämmtliche Schriften, 15 Bände.

XLV. Wilhelm **Heinse**, den 16. Febr. 1749 zu Langenwiese in Thüringen geboren, Kurf. Mainz. Hofrath, Bibliothekar und Lector, stirbt in Aschaffenburg den 22. Juli 1803. — Romane: Ardinghello; Hildegard von Hohenthal; Laidion oder die eleus. Geheimnisse.

XLVI. Johann Wolfgang **von Göthe**, den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren, erster Minister des Weimarischen Hofes, stirbt den 22. März 1832. Er schrieb den vollendetsten Kunststyl. Interessant ist die Genealogie seiner Familie (Hannöversche Zeitung 25. Febr. 1837): Göthes Urgroßvater, Hans Christian Göthe lebte um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu Artern, in der Grafschaft Mansfeld, und trieb dort das Handwerk eines Hufschmids. Einer seiner Söhne, Friedrich Georg, geboren den 7. September 1657, lernte die Schneiderprofession, brachte als wandernder Geselle

XXIX. Thomas **Abbt**, den 25. November
den 3. Novemb. 1766 zu Bückeburg als Regier
das Vaterland. Vom Verdienste. Fragmen
Vergl. Mundt S. 409.

XXX. Christian Friedrich Daniel **Schu**
1739 zu Oberſontheim, gefangen auf Hohen
10. October 1791 als Hof- und Theaterdicht
landschronik. (Polit. Zeitſchriften).

XXXI. **Amalie** (Anna), Herzogin v
1739 geboren, Tochter des Herzogs Karl
Mutter und Erzieherin des Großherzogs C
telpunkt und die Seele des Hofes von
der Künſte und Wiſſenſchaften, Gründeri
geſelligen Lebens, Freundin von Göthe,
Schiller u. ſ. w., ſtirbt den 14. October
und andern Sammlungen zerſtreut) zei
Geſinnung und einer Vereinigung der
und Geiſtes. Ihre Bedeutung für die
groß. Vergl. Göthes Rede, in dieſe

XXXII. Matthias **Claudius**,
Wandsbecker Bote genannt, geboren
Holſteiniſchen, ſtirbt als Reviſor der
Schwiegerſohne Perthes zu Hamburg
gen, Recenſionen, Erzählungen, Geſ
Wandsbecker Boten."

XXXIII. Johann Heinrich J
1740 im Grund im Naſſauiſchen g
Lautern und Heidelberg, ſtirbt den
lings Jugend, Jünglingsjahre,
Theorie der Geiſterkunde.

XXXIV. Theodor Gottlieb
Gerdauen in Oſtpreußen gebore
und Stadtpräſident zu Königsbe
aufſteigender Linie; über die E
Vergl. Mundt S. 404.

XXXV. **Joſeph II.**, r
Marie Thereſiens, geboren de
Sein lebendiges, edles Gefü
Glaube an die Würde des

XXXVI. Joh. Jakob
ren, Director des Nationa
Wiſſenſchaften, ſtirbt den
die Welt. Der Edelknabe
den König; der Fürſtenſpi

XXXVII. Johann K
Zürich, Pfarrer zu St.
wundung durch einen fr
Ausſichten in die Ewigk

XXXVIII. Chriſtia
auß. Profeſſor zu Leip
den 1. December 1798

Moral, Literatur und dem gesell. Leben; Briefe; Uebersetzungen mit trefflichen Anmerkungen: Cicero von den Pflichten; Aristoteles Ethik und Politik.

XXXIX. Georg Christoph **Lichtenberg**, den 1. Juli 1742 zu Oberamstadt bei Darmstadt geboren, Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie und Mitglied der Societät der Wiss. zu Göttingen, stirbt den 24. Febr. 1799. — Briefe über Garrik; Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche; Bittschrift der Wahnsinnigen; Anschlag-Zeddel im Namen von Philadelphia, u. s. w.

XL[a]. Friedrich Heinrich **Jacobi**, den 25. Januar 1743 zu Düsseldorf geboren, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München, stirbt den 10. März 1819. — Romane: Woldemar; Allwills Briefsammlung. Philos. Schriften: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung; über die Lehre des Spinoza; Briefe.

XL[b]. Johann Joachim **Eschenburg**, geboren 1743 zu Hamburg, Herzogl. Braunschweig'scher Hofrath, Mitdirektor am Carolinum, stirbt den 29. Februar 1820.

XLI. Johann Gottwirth **Müller**, geboren den 17. Mai 1744 zu Hamburg, Buchhändler, stirbt zu Itzehoe den 23. Juni 1828. Romane; Siegfried von Lindenberg; Sara Reinert.

XLII[a]. Johann Gottfr. **von Herder**, den 26. August 1744 zu Morungen geboren, Präsident des Oberconsistoriums zu Weimar, stirbt den 18. December 1803. Der erste Verkündiger der Humanität. Philos. Schriften: Ideen zur Geschichte der Menschheit; Briefe zur Beförderung der Humanität; Schulreden. Theologische Schriften: Vom Geist der hebr. Poesie; Predigten. Kritische Schriften: Kritische Wälder. Kalligone.

XLII[b]. Karl Ludwig **von Knebel**, geboren am 30. November 1744 [illegible] Wallerstein im Oetting'schen, Offizier im Heere Friedrichs des [illegible] Gruktor des Prinzen Constantin (2ten Sohnes der geist[illegible] von Sachsen-Weimar) stirbt den 23. Februar 1834. [illegible] Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen [illegible] Mundt. (3 Bände.)

[illegible] **rchenholz**, geboren den 3. September [illegible] auptmann im preuß. Heere, macht den [illegible] 28. Februar 1812 zu Ogendorf, seinem [illegible] ebenjähr. Krieges; England u. Italien.

[illegible] i, den 12. Januar 1746 zu Zürich [illegible] zu Burgdorf, München-Buchsee [illegible] 1827. — Lienhard und Gertrud. [illegible] he Schriften, 15 Bände.

[illegible] 1749 zu Langenwiese in Thü[illegible] othekar und Lector, stirbt in [illegible] Ardinghello; Hildegard von [illegible].

XL[illegible] den 28. August 1749 zu Frank[illegible] Weimarischen Hofes, stirbt den [illegible] Kunststyl. Interessant ist die [illegible] ung 25. Febr. 1837): Göthes [illegible] die Mitte des 17. Jahrhun[illegible] und trieb dort das Handwerk [illegible] ch Georg, geboren den 7. Sep[illegible] achte als wandernder Geselle

LIV. **Karl August**, Großherzog von Sachsen-Weimar, der Sohn Amaliens, geboren am 3. September 1756, von Knebel und Wieland erzogen, macht auf einer Reise in die Schweiz als 17jähriger Fürst die Bekanntschaft Göthes in Frankfurt (Göthe war damals 25 Jahre alt), übernimmt am 3. Sept. 1775 allein aus den Händen seiner Mutter die Regierung, versammelt in Weimar und Jena die größten Dichter und Gelehrten um sich: Göthe, dessen 50jähriges Dienst- und Freundschaftsjubiläum er 1825 mit innigster Theilnahme feiert, Herder, Wieland, Schiller, Knebel, von Voigt, von Einsiedel, Kanzler von Müller in Weimar; Feuerbach, Fichte, Grießbach, Hufeland, Loder, Luden, Oken, Paulus, Reinhold, Schelling, Schlegel, Thibaut, Voß u. a. m. in Jena; gibt 1815 seinem Lande eine landständische Verfassung, feiert sein Regierungsjubiläum am 3. September 1825, stirbt auf der Rückreise von Berlin nach Weimar den 14. Juni 1828 zu Graditz bei Torpau, ruht in der Weimarer Fürstengruft auf dem Friedhofe neben Schiller und Göthe.

Der mitgetheilte Brief ehrt den Empfänger wie den Geber und ist ein bleibendes Zeichen der gegenseitigen Achtung und Freundschaft, welche ein deutscher Fürst und der größte deutsche Dichter hegten. Das schönste Lob, was jemals ein Fürst ernten konnte, spricht das kurze Epigramm: „Karl August" aus:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens, freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein." ꝛc.

LV. **Louise**, Großherzogin von Sachsen-Weimar, geboren den 30. Jan. 1757 zu Darmstadt, geborne Landgräfin von Hessen-Darmstadt, am 3. October 1775 mit Karl August vermählt, steht mit hochherziger Gesinnung ihm zur Seite und ist mit Amalie die Seele des Weimarer Hofes, stirbt den 14. Febr. 1830. Sie hat sehr viele Briefe an ihre und ihres Hofes Freunde geschrieben, die alle eine hohe Bildung, eine edle Gesinnung und ein warmes Gefühl für Recht und Wahrheit beurkunden. Es wäre für die Literaturgeschichte und für eine künftige Geschichte des kunstsinnigen Weimarer Hofes, der das goldne Zeitalter der deutschen Poesie und die bis jetzt vollendetsten Kunstschöpfungen hervorrief, sehr wichtig, wenn alle Briefe jener ausgezeichneten fürstlichen Personen in einem Bande gesammelt würden.

LVI. August Wilhelm **Iffland**, den 19. April 1759 zu Hannover geboren, einer der größten deutschen Schauspieler, spielt an allen großen Bühnen Deutschlands, Generaldirektor der königlichen Schauspiele zu Berlin, wo er den 22. September 1814 stirbt. Die meisten seiner Schauspiele ruhen auf einer Darstellung des bürgerlichen Lebens. Die besten: Die Jäger; Liebe um Liebe; Elise von Valberg; Herbsttag; Dienstpflicht; Verbrechen und Ehrsucht; die Spieler.

LVII. Friedrich **von Schiller**, den 10. November 1759 zu Marbach geboren, stirbt zu Weimar den 10. Mai 1805, wo er in Gemeinschaft Göthe's, nachdem er seine Geschichtsprofessur in Jena aufgegeben, in Muße der Dichtkunst lebte. Dramen: Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, in kühner, wahrhaft produktiver, ächt rhetorischer Prosa geschrieben, später nicht mehr von ihm erreicht. Kunstgebildeter ist sie in seinen Geschichtswerken: Abfall der vereinigten Niederlande. Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Roman: Geisterseher. Philosophische Schriften, auf Kantische Grundsätze gebaut. Briefwechsel mit Wilh. von Humboldt, Göthe und Dalberg.

LVIII[a]. Johann Kaspar Friedr. **Manso**, geboren den 26. Mai 1759 in Zella (im Gotha'schen), Rektor am Magdalenengymnasium in Breslau, stirbt den 9. Juni 1826. Geschichte des preußischen Staates, 3 Bde.

LVIIIb. Johann Peter **Hebel**, den 11. Mai 1760 zu Hausen bei Basel geboren, protestantischer Prälat zu Karlsruhe, stirbt den 22. Sept. 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen. — Volksschriften: Rheinischer Hausfreund; Schatzkästlein; biblische Erzählungen.

LIX. Arnold Herm. Ludw. **Heeren**, den 27. October 1760 zu Bremen geboren, Hofrath und Professor der Geschichte zu Göttingen. — Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums. 3 Th. Historische Werke. Göttingen, 16 Theile.

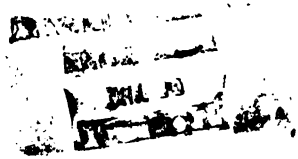
LX. Friedrich **von Matthison**, geboren den 23. Januar 1761 zu Hohenleben bei Magdeburg, Geh. Legationsrath und Oberbibliothekar zu Stuttgart, stirbt als Privatmann zu Wörlitz den 12. März 1831. — Erinnerungen (Reisebeschreibungen), 5 Theile. Briefe.

LXI. August Fr. Ferd. **von Kotzebue**, den 3. Mai 1761 zu Weimar geboren, russischer Staatsrath und Generalconsul, stirbt durch Karl L. Sand den 23. März 1819 zu Mannheim. Der an Erfindung fruchtbarste aber an Ausführung nachlässigste Dramatiker der Deutschen. Schauspiele: Menschenhaß und Reue; Graf Benjowsky; die deutschen Kleinstädter u. s. w.

LXIIa. Johann Gottlieb **Fichte**, den 19. Mai 1762 zu Rammenau geboren, Professor der Philosophie zu Jena und Berlin, stirbt den 29. Jan. 1814. — Reden an die deutsche Nation; über die Bestimmung der Gelehrten; die Bestimmung des Menschen; Anweisung zum seligen Leben.

LXIIb. Ernst Ludwig **Posselt**, geboren den 22. Januar zu Durlach 1763, seit 1784 badischer geh. Sekretär und Professor in Karlsruhe 1791, Amtmann zu Gernsbach, 1796 Legationsrath, stirbt durch eigne Hand 11. Juni 1804. — Geschichte Karls XII. Taschenbuch für die neueste Geschichte. Europäische Annalen.

LXIII. Johann Gottlieb **Seume**, den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren, gezwungner Soldat in Amerika, Korrektor bei Göschen in Leipzig, stirbt im Bade Töplitz den 13. Juni 1810. — Spaziergang nach Syrakus; mein Sommer. Obolen, vermischte Aufsätze; Selbstbiographie.



Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch

der

deutschen Sprache

in

Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung.

Von **Dr. Konrad Schwenck,**

Prorector am Gymnasium der freien Stadt Frankfurt.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Ein Band in groß Lexiconformat zu 8 Lieferungen.

Jede Lieferung kostet 8 ggr., 10 Sgr., 36 kr. rhein., 30 kr. C. M.

Die deutsche Nation, welche überall, wo es sich von wissenschaftlichen Bestrebungen handelt, Europa als Muster vorleuchtet und den ersten Rang unter dessen gebildeten Völkerschaften unbestritten einnimmt, bethätigte ihren Vorzug auch durch die gründlichsten Untersuchungen über ihre Muttersprache, und zwar mit einem Eifer, welcher die glücklichsten Resultate herbeiführte. Welche kaum zu berechnenden und zu übersehenden Fortschritte in allen Zweigen der deutschen Sprachkunde, seit der fleißige Adelung sein Wörterbuch der deutschen Sprache dem Publikum vorlegte! Wie viel wurde namentlich für die Wortforschung geleistet! Aber das bisher angehäufte Material lag zerstreut, in nicht immer ansprechender, der Mehrzahl der Nation nicht zusagender Form, fast ausschließlich nur das Eigenthum weniger Gelehrten und Kenner vom Fach. Und doch hatte die gebildete Mehrzahl der Deutschen die gerechtesten Ansprüche, mit den Resultaten und Ergebnissen einer auf die Ausbildung ihrer Sprache so lebendig, so ausgedehnt einwirkenden Zeit, nnd eines so erfolgreichen Strebens neuerer Sprachforscher auf eine Weise bekannt zu werden, welche, gleich entfernt von trocknem, gelehrten Grübeln und kecker, windiger Hypothesensucht, unsern gesammten Sprachschatz in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung vollständig, einfach, kurz und klar darstellte. Diese eben so wichtige als schwierige Aufgabe löst das Wörterbuch der deutschen Sprache des Herrn Dr. Schwenck, der dem Publikum bereits durch die gründlichsten Forschungen in dem Gebiete der Etymologie rühmlichst bekannt ist. Mit sicherem Takt hat er seine Aufgabe, nicht sowohl den Fachgelehrten, als dem ganzen gebildeten Deutschland ein Hand- und Hülfsbuch der deutschen Sprachbildung vorzulegen, durchgeführt, und auf den zweideutigen Ruhm weitläufiger und gelehrter Ausführungen verzichtet, um durch Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit bei den größeren Kreisen des Publikums, welche er im Auge hatte und denen seine Forschungen nur auf diesem Wege nützlich werden konnten, einen Zweig des Wissens zu fördern, der jedem

Gebildeten, jedem ächten Vaterlandsfreunde unentbehrlich ist. — Aus dem Gesagten geht hinreichend hervor, daß wir den Deutschen ein Nationalwerk darbieten, das die gerechtesten Ansprüche an die allgemeinste Verbreitung hat, jedem Stand, Alter und Geschlecht wesentlich nützlich ist und in keiner Handbibliothek gebildeter Deutschen fehlen darf. — Der rasche Absatz der ersten Ausgabe, liefert den deutlichsten Beweis, daß das treffliche Werk die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat. — Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, namentlich in England, hat es eine günstige Aufnahme gefunden.

Das New monthly Magazine liefert in seinem Januarhefte dieses Jahres eine kritische Beurtheilung dieses Buches und sagt darin unter Anderem:

Wir glauben, es ist dies der erste Versuch, der gemacht wurde, den Gegenstand in einer populären Darstellungsweise zu behandeln, die jedoch zu gleicher Zeit gründlich genug ist, die Forschungen des Schülers zu befriedigen; denn die Wörterbücher von Adelung und Andern sind nicht nur viel zu unbequem zum leichten Nachschlagen, sondern beschränken sich auch, in ihrem etymologischen Theile, einzig und allein darauf, die Wörter auf ihre betreffenden Wurzeln zurückzuführen. Obgleich Schwenck's Werk hauptsächlich für Deutsche geschrieben ist, so dürfte es dennoch, unsrer Meinung nach, nicht allein von dem englischen Studirenden, sondern auch von dem Studirenden einer jeden anderen Nation mit großem Vortheile benutzt werden können. —

Am Schlusse dieser Recension heißt es: Wir glauben genug gesagt zu haben, um dieses Werk den englischen Studirenden zur Beachtung zu empfehlen, und sind überzeugt, daß es dazu beitragen wird, ihn anzuspornen zur Verfolgung seiner etymologischen Forschungen, deren Werth, in Betracht, daß sie über die Geschichte und Gebräuche und Sitten der Nationen des Alterthums Licht verbreiten, vielleicht noch nicht genug gewürdigt worden ist.

In den Blättern für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1834. No. 311 findet sich ebenfalls eine günstige Beurtheilung, es heißt darin:

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich bemüht, die Ergebnisse deutscher Wortforscher, an deren Spitze Jacob Grimm steht, in der Kürze und so allgemein faßlich, als der Gegenstand es zuläßt, anzugeben. Auf diese Art ist der Grund zu einem deutschen Wörterbuche gelegt, welches sich von den früheren wesentlich dadurch unterscheidet und sich zum brauchbaren Schul- und Handgebrauch dadurch vorzüglich eignet, daß auch die gangbaren Fremdwörter mitaufgenommen und zur Erleichterung ungelehrter Leser die etwa vorkommenden griechischen Wörter mit lateinischen Buchstaben neben der griechischen Schrift gedruckt sind.

Herr Schwenck hat sich in mehreren Schriften als einen thätigen und kenntnißreichen Arbeiter auf dem Felde griechischer und lateinischer Etymologie gezeigt und dadurch seine Befähigung, in solchen Angelegenheiten seine Stimme mitabzugeben, hinlänglich dargethan. Der Verfasser hat eine sehr große Anzahl von Wörtern auf ihre Wurzeln zurückgeführt und aus der Vergleichung der Althochdeutschen, Gothischen, Angelsächsischen mit der schwedischen, niederländischen ꝛc. französischen, italienischen und spanischen Sprache Resultate gewonnen, die viele Leser in Erstaunen setzen werden.

Der Schluß lautet: Indem Referent hiermit seinen Bericht über dies nützliche, äußerst schön ausgestattete Buch schließt, wünscht er, daß dasselbe in recht viele Hände kommen möge, damit eine gründliche Kenntniß der Muttersprache durch dasselbe baldmöglichst befördert werde.

Neues

französisch-deutsches und deutsch-französisches

Wörterbuch,

dessen französische Abtheilung nach dem der französischen Akademie, des Wailly und den besten Quellen, die deutsche nach dem des Adelung, Campe und Heinsius bearbeitet ist, und das in zwei Bänden so viel Hülfsmittel als die aus vier bestehenden darbietet.

Zum Gebrauch aller Stände, der Erziehungsanstalten, Gymnasien, Lyceen und Universitäten beider Nationen.

Enthaltend: die technischen Ausdrücke in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben; ein alphabetisches Verzeichniß der Namen der Personen, Länder, Städte, Flüsse und Berge, wenn sie in der Uebersetzung verschieden sind; die Angabe der richtigen französischen Aussprache, sobald sie bei einem Worte zweifelhaft sein könnte; die Mehrzahl eines deutschen Nennworts, wenn sie abweichend ist; eine Auswahl Beispiele mit üblichen Sätzen, um sowohl mit ihrem eigentlichen als bildlichen Sinne vertraut zu werden; alle geltenden Sprichwörter; grammatische Nachweisungen über die regelmäßigen und unregelmäßigen Conjugationen, ihre Abweichungen und Mangelhaftigkeiten; genaue Regeln über die so mißlichen Veränderungen der Participien, und bestimmte Angabe der richtigen Schreib- und Sprechart vieler französischer Zeitwörter, welche man immer falsch schreiben und aussprechen wird, so lang als man sich blos und allein nach ihrer Abstammung oder ihrem Infinitiv richtet.

Von J. Lendroy,

Professor der französischen Sprache und Mitarbeiter des großen Schwan'schen Wörterbuchs.

Zwei Theile, 100 Bogen im größten Lexikonformat. Rthlr. 3. 20 ggr. fl. 6. 30 kr., in Sarsenet gebunden Rthlr. 4. 3 ggr. fl. 7.

Die Universalität des deutschen Geistes, die hohe Stufe der wissenschaftlichen Bildung unserer Nation, die Fortschritte der Sprachwissenschaft und Lexikographie stellen zunächst folgende Anforderungen an ein gutes französisches Wörterbuch:

1. Die Bedeutungen der Wörter müssen logisch geordnet sein. Nur dadurch, daß man die Bedeutungen eines Wortes genau in der Art, wie sie sich logisch und faktisch, psychologisch und historisch aus einander entwickelten, an einander reiht, wird eine gründliche Kenntniß der Sprache erzielt; wer — wie dies so häufig in den Wörterbüchern geschieht — die tropische Bedeutung eines Wortes voraussstellen kann, legt schon dadurch seine geistige Impotenz, seine gänzliche Unfähigkeit zu lexikographischen Arbeiten an den Tag.

2. Die Mundart des Tages und der Sprachschatz, in welchem sich diese bewegt, darf nicht einzige Rücksicht bei der Auswahl des zu gebenden Materials sein, sondern — worauf bisher die Wörterbücher durchaus nicht Bezug nahmen — jeder Ausdruck, den vorzügliche Schriftsteller, bis in die frühesten Zeiten hinauf, gebraucht haben, muß erläutert werden. Wer kann, bei der Lektüre des witzigen Rabelais zum Beispiel, sich in unsern bisherigen Wörterbüchern Raths erholen? Und wie hoch stehen Rabelais und ähnliche Autoren

über der vergänglichen Modelektüre unserer Zeit! Es läßt sich sonach mit Recht behaupten, daß der eigentliche Kern-Sprachschatz des Französischen in unsern Wörterbüchern bisher ganz gefehlt hat.

3. Die Ausdrücke, welche durch die neueren und neuesten Erfindungen in allen Zweigen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe gangbar geworden sind, müssen sorgfältigst verzeichnet sein. Es ist unglaublich, wie sehr sich die französische Sprache durch die Fortschritte in der Kriegskunst, in der Marine, durch die Entdeckungen in der Chemie u. s. w. bereichert hat. Welcher unserer bisherigen Lexikographen hat aber das Journal de Chimie von Gay-Lussac und Arago, Thenards Chemie und ähnliche Werke Behufs seiner Arbeit gelesen? Wie kann aber jemand die Kühnheit haben, ein Wörterbuch zu schreiben, wenn er die wichtigsten und gangbarsten Zweige neuerer wissenschaftlichen Fortbildung nicht kennt?

4. Ueberhaupt ist Vollständigkeit, die sich nach allen Seiten und Richtungen des geselligen, industriellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens hin verbreitet, eines der Haupterfordernisse eines Wörterbuchs. Was soll man aber von Wörterbüchern sagen, welche, wie einige der neuesten, auf den ersten Bogen einige hundert Wörter fehlen lassen? Ist dies bei den neuesten der Fall, so mag man daraus schließen, wie viel die früheren zu wünschen übrig lassen.

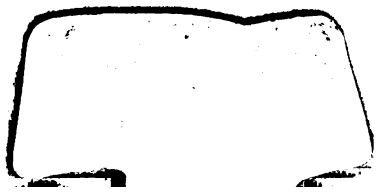
Wir dürfen behaupten, daß das Lendroy'sche Werk diesen vier Hauptanforderungen in jeder Weise vollkommen entspricht, und daß wir, indem wir unser „Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache" in die Hände des Publikums geben, eine Arbeit liefern, an welche ein ganz anderer Maßstab zu legen ist, als an ähnliche Erzeugnisse unserer Zeit, daß der Verfasser seit einer langen Reihe von Jahren die gründlichsten Vorstudien zu seinem Werke machte, und demselben einen Fleiß weihte, der nur seinen seltenen Kenntnissen gleich kommt, und daß sein Werk, sowohl was Vollständigkeit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Gebrauchs, als höchst bequemen Druck und Wohlfeilheit des Preises betrifft, vor allen übrigen Wörterbüchern sich auszeichnet und jedem Alter und Stande empfiehlt.

Deutsch-französisch-englisches phraseologisches Handbuch

der

Handelscorrespondenz und des Geschäftsstyls.

Von **F. L. Rhode.**

2 Theile. gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der Verfasser darf des Dankes derer gewiß sein, die sich seines Werkes bedienen. Wir haben bei sorgfältiger Vergleichung gefunden, der Verfasser dürfe von seinem Buche mit Recht sagen, daß man nicht leicht einen Ausdruck vermissen werde, die in Mittheilungen über Wechsel-Waaren-See-Papierhandel ꝛc. vorkommen können; ja schwerlich sich irgend ein bedeutsamer Ausdruck in dem ausgedehnten Kreise des Handels- und Geschäftslebens finden, der nicht mehr oder minder ausführlich in diesem Werke besprochen worden wäre. Wir glauben dieses Werk werde nicht nur in den Händen des Geschäftsmannes, sondern auch in Real- und Handelsschulen mit großem Vortheile gebraucht werden können, und dürfen wohl sagen, daß deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit hier eine Arbeit lieferte, wie keine Nation sie aufweisen kann. (Ergänzungsbl. z. allgem. Lit. Zeitung. 1836. Nro. 109.)